Thaer
1014

Univ.-Bibl.
Giessen

Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

K 10
1014
4
a

BIBLIOTHEK
D. KÖNIGLICHEN
ACADEMIE
DES LANDBAUES
ZU MOEGLIN

Herausgegeben

von

Franz Christian Lorenz Karsten,

Großherzoglichem Professor der Oekonomie zu Rostock, des Londner Boards of Agriculture für Großbrittannien und mehrerer gelehrter Gesellschaften Ehren-Mitgliede wie auch der Mecklenburgischen Landwirthschaftsgesellschaft derzeitigem Secretair.

Vierten Jahrgangs erste Hälfte.

Rostock
im Verlage der Stillerschen Buchhandlung.
1817.

Vorrede.

Daß diese Annalen nunmehro ihren ungestörten Fortgang haben und in ihren Fortschritten an allgemeinem Interesse nicht verlieren, das ist gewiß jedem Vaterlandsfreunde ein erfreulicher Beweis von der immer allgemeiner erwachenden Ueberzeugung: daß die Fortschritte in der Kultur nur durch bereitwillige Mittheilung gesammelter eigener Erfahrungen gesichert werden können. Es ist also bereits sehr viel gewonnen, daß unsre praktischen Landwirthe sich nicht mehr scheuen, selbst die Feder zu ergreifen. Was ein solcher Mann in seinem schlichten, aber doch deutlichen und belehrenden Vortrage sagt, das erregt nicht nur unter den übrigen Mitgenossen dieses Gewerbes Aufmerksamkeit, sondern es führt auch unendlich mehr

zur Ueberzeugung, als der wohllautendste Vortrag nach allen Regeln der Aesthetik geordnet, von einem Schriftsteller, der nur Ideen und theoretische Speculationen vorlegt. Der praktische Landwirth will nicht blos unterhalten, sondern er will auch belehrt seyn, und von wem kann er dies zuversichtlicher erwarten, als von seinen Gewerbs-Genossen?

Wenn also die in diesen Annalen gesammelten Materialien nicht alle den Reiz der Neuheit haben; wenn es scheint, als wenn manche Gegenstände, die man schon als völlig beseitigt ansehen möchte, dennoch wieder zur Sprache kommen, so wird dies wohl keinem auffallen, dem es um praktische Belehrung zu thun ist. Wenn es z. B. den Leser im Auslande befremden mag, daß über mancherley Materien, die bey ihm längst für ausgemachte Wahrheiten gelten, z. B. über die Wohlthat der Separationen der Bauerländereyen, über den Nutzen des Fruchtwechsels, der Stallfütterung, des Mergels, ꝛc. noch immer für und gegen verhandelt wird, so würde es eine sehr unrich-

tige Schlußfolge seyn, wenn man hieraus auf die Unbekanntschaft unsers Mecklenburgischen Landwirths mit Gegenständen dieser Art schließen wollte. Er kennt vielmehr dies alles recht gut; er überzeugt sich auch von der Wohlthätigkeit, die im Allgemeinen aus solchen Reformen entstehen müsse, aber er will von einem Fremden nicht belehrt seyn, weil der Fremde, unbekannt mit unsern Verhältnissen, ihn nicht belehren kann; wenigstens eine solche Belehrung nur bey einzelnen Gegenständen und unter nöthigen Beschränkungen, die ein Fremder nicht allemahl zu treffen weiß, geschehen muß. Ganz anders verhält sich aber die Sache, wenn aus unsrer eignen Mitte ein Mann aufsteht, vertraut mit allen unsern eigenthümlichen Lagen und Verhältnissen, auf eigne Erfahrungen gestützt, die er Jedermann vor Augen legen kann. Hier ist nicht mehr bloßes Raisonnement, sondern lebendige Ueberzeugung; nicht Schriftsteller = Weisheit, sondern Thatsache. Ein solcher Mann erwirbt sich Vertrauen, weil aus eigner Erfahrung geschöpfte Darstellung,

zugleich belehrt und überzeugt. — Diese Bemerkung war vielleicht nicht überflüssig, da noch vor wenig Jahren ein deutscher Mann unsre deutsche Landwirthschaft im Allgemeinen, besonders aber unsre Mecklenburgische und die benachbarte Holsteinische, in der unten angeführten engländischen Zeit-Schrift mit sehr grellen Farben schilderte. Vielleicht kann es nutzen, wenn ich dies Urtheil hier als eine Warnungstafel aufbewahre; wenigstens kann es uns als ein Zuruf dienen, wenn wir in eine solche Apathie, als uns hier Schuld gegeben wird, wieder zurück sinken wollten. Dies Urtheil lautet so:

„In einer Gegend des Landes, (nemlich „in Deutschland) in Hollstein und in „Mecklenburg wird der größte Theil „der Landgüter um die Hälfte oder um drey „Viertel ihres Werthes verkauft. Ein „Landgut von 5000 Acres hat nicht so viel „arbeitende Hände, als erforderlich wären, „um ein Grundstück von 500 Acres, so wie „es sich gehört, zu kultiviren, und von diesen

„Händen sind fünf Menschen nicht so „viel werth, als ein einziger tüchtiger „Schottischer oder Engländischer Arbeiter. „Unsre Edelleute sind keine Landwirthe und „unsre Landwirthe keine gebildete Männer. „Unsre ökonomischen Schriftsteller haben kein „Land in Kultur, und die Wenigen, die „uns die herrlichsten Resultate langer Erfah„rung und Anstrengung mittheilen könnten, „würden ihre Setzer verhungern lassen müs„sen, weil sie keine Leser finden." *)

---

*) Diese Stelle ist aus dem Werke, das unter Authorität des Londner Boards unter dem Titel: Communication of the Board of Agriculture on Subjects relative to the Husbandry and internal Improvement of the country; herausgegeben wird, entlehnt. Der Herr Referent, der im 26sten Stück der Göttingschen gelehrten Anzeigen v. J. 1817 uns die obige Bemerkung mittheilte, und dem wir für diese Mittheilung gewiß sehr vielen Dank schuldig sind, hat sie mit einem schönen und treffenden Commentar begleitet, der zu unserm Trost hier ebenfalls aufbewahrt zu werden verdient. „Wie werden sich" — fügt er hinzu, —

Dies ward im Jahr 1808 geschrieben. Ob die Sachen bey uns noch so stehen, als die vorstehende Schilderung sie darstellt? das wird

---

„die stolzen Britten nun schämen müssen, daß sie „dessen ungeachtet aus diesem so elend bewirthschaf„teten Deutschlande seit einem Viertel Jahrhun„derte mehrmals haben Getreide hohlen müssen, „um die Hungersnoth von sich abzuwehren; daß „sie ihre Manufakturen mit der veredelten Wolle „versorgen müssen, die dieses verwahrlosete Land in „nicht viel mehr als einem Viertel Jahrhunderte „in einem solchen Ueberflusse hervor zu bringen ge„wußt hat, daß es ihrer Noth damit abhelfen „kann." — Uebrigens aber ist es nicht weniger bemerkenswerth, daß der Board diese Communications so gut wie Kreditlos gemacht hat, indem er vor jedem Bande ausdrücklich erklärt: daß er dieselben so gebe, wie sie ihm eingeschickt worden, und für keine Thatsache, für keine Bemerkung, die darin enthalten sey, einstehen wolle. Hier sind die eigenen Worte: „The reader will remember, „that the Board of Agriculture is not responsibel „for any fact or observation contained in the „Communications, as they are printed in the „manner in which they were transmitted by „their authors."

jeder, der mit unsrer Mecklenburgischen Wirthschaft vertraut ist, sich selbst beantworten können. Wenn der jetzt allgemein erwachende Sinn sich erhält, — und das wird gewiß geschehen, wenn die Ueberzeugung, daß durch Schriften viel Gutes verbreitet werden, und jeder Einzelne zur Verbreitung desselben beytragen kann, immer lebendiger wird, — so können wir Mecklenburger um die besseren Fortschritte in unsrer Kultur unbesorgt seyn?

Unter der Mannigfaltigkeit der in diesem Bande abermals wieder mitgetheilten Materialien, werden nun wohl die Dreschmaschinen die vorzüglichste Aufmerksamkeit erregen. Von ihrer Würksamkeit und von dem unübersehbaren Nutzen, den dies Werkzeug für den Besitzer leistet, liegt die Ueberzeugung nunmehr vor Augen, und unserm braven Suhm haben wir es zu danken, daß wir keines ausländischen Fabrikats dieser Art mehr bedürfen. Jetzt wird also die im 22sten Stück mit so vieler Besorglichkeit aufgeworfene Frage: Ob? und in wiefern unsre Tage-

löhner durch die allgemeinere Einführung dieser Maschinen leiden, und wie diese Folgen, beruhigend für alle Klassen, beseitiget werden können? den einsichtsvollen Vaterlandsfreunden, die das allgemeine Interesse, das für den ganzen Staat aus dem allgemeinern Gebrauch der Dreschmaschinen hervor gehen kann, mit dem besonderen Interesse der Herrschaften und der arbeitenden Klasse in Einverständniß zu bringen wissen, hinreichende Beschäftigung geben können.

Noch finde ich mich verpflichtet, unser ökonomisches und staatswirthschaftliches Publikum auf einen andern Gegenstand, der für Mecklenburg von höchstem Interesse ist, aufmerksam zu machen. Die Kredit-Angelegenheit unsers Vaterlandes hat schon mehrere Jahre hindurch unsre aufgeklärtesten denkenden Köpfe beschäftigt. Es scheint, daß nunmehr die Entscheidung nahe ist, wenigstens ist der Entwurf zu einem Pfandbriefs-Institut bereits angefertigt. Er ist auf

Tax-Prinzipien gegründet, die bey der Werthschätzung der Landgüter zum Grunde gelegt werden sollen. Da Männer, ausgerüstet mit allen hiezu erforderlichen Kenntnissen und zugleich mit der Verfassung unsers Vaterlandes aufs genauste bekannt, hieran gearbeitet haben, so wäre es vorgreifend, hierüber ein Urtheil fällen zu wollen. Ob aber vielleicht eine, für unser ganzes Vaterland so wichtige Angelegenheit nicht mehr vereinfacht und auf wenigere, in sich selbst feststehende Grundsätze zurück geführt werden könnte? das wäre wenigstens einer Ueberlegung werth. Die Hauptsache, woran sich bisher die Untersuchungen so mannigfaltig kreuzten, war immer die: den richtigen Pfandwerth eines Guts auszumitteln. Einer unsrer Gutsbesitzer, der schon mehrere Jahre hindurch es sich zum Geschäft gemacht hat, allgemein anwendliche Formeln über den Ertrag des Bodens aufzufinden, fand nach vieljähriger Arbeit Resultate, die mit würklichen Erfahrungen übereinstimmen. Er hat

diese Resultate, die in jeder Rücksicht von hohem Interesse sind, nunmehr gesammelt, geordnet und für die Annalen mitgetheilt. Sie werden die zweyte Hälfte dieses Jahrganges eröffnen, und es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser großen Angelegenheit nicht eher entschieden werden möchte, bis auch diese, gewiß eben so patriotische, als wahrhaft belehrende Stimme gehört worden.

Der im 23sten und 25sten Stück so ernsthaft zur Sprache gebrachte Gegenstand: über die Verbesserung unsrer Wege und Landstraßen, verdient gewiß um so mehr die Aufmerksamkeit des Vaterlandfreundes, da unsre abscheulichen, zu gewissen Jahrszeiten fast gar nicht zu passirenden Wege, schon bey Reisenden, die aus dem Auslande kommen, zum Sprichwort geworden sind.

So bleibt also immer die Haupt-Tendenz unsrer Annalen: das Praktische der Landwirthschaft in Anwendung auf Mecklenburg. Der praktische Landwirth

wird also anderweitige, wenn gleich nützliche, Untersuchungen aus den Hülfswissenschaften gern entbehren, dagegen mancher andre Leser vielleicht eine nähere Untersuchung aus der Naturkunde, Naturgeschichte und Scheidekunst ungern vermißt. Da aber der einmal fest bestimmte Plan dieser Annalen nicht verrückt werden darf, so hat unser verdienstvolle Herr Professor Flörke sich entschlossen, in seiner Vandalia auf solche Gegenstände vorzüglich Rücksicht zu nehmen, wodurch für die Landwirthschaft und für die übrigen Gewerbswissenschaften nützliche und lehrreiche Aufschlüsse geschafft werden können. So wird also die Vandalia unsern Annalen schwesterlich die Hand bieten und beyde werden in dieser Vereinigung, für Agrikultur und Gewerbe, ein vollständiges Ganze bilden.

Rostock im May 1817.

F. C. L. Karsten.

Verbesserungen.

S. 144. Z. 1 lese man statt 6 D. — 6 f.
— 164. — 14. — — st. auf der Rhede — auf der Straße.
— 156. verbessere man die letzten 3 Zeilen v. u. die einen unrichtigen Sinn geben möchten, so:

„und bepflanzt ihn mit Kartoffeln, die hier, wo 10 und „mehrere Jahre das Laub düngte, nicht nur sehr gut „gedeihen, sondern durch das Umgraben und Behacken „der Kartoffeln gewinnt auch die Vegetation der „jungen Eichen ungemein."

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Erstes Stück.
Den 2ten Januar 1817.

Bericht über die zu Bellin aufgestellte schwedische Dreschmaschine.

Der nachstehende Bericht ist aus den Nachrichten gezogen, die mir auf Befehl des Herrn Grafen von der Osten Sacken, während dessen Anwesenheit in Berlin, von Bellin aus mitgetheilt sind. Ich theile das Wesentlichste aus diesen Berichten in dem nachstehenden Aufsatz mit, der hoffentlich den Wunsch unsrer Landwirthe, diese Maschine in ihrem Effekt näher kennen zu lernen, völlig befriedigen wird.

Karsten.

Was die Construction der Maschine selbst betrifft, so ist solche von dem Herrn Deiters im 35sten Stück der neuen Annalen vom Jahre 1814, so ausführlich und belehrend auseinander gesetzt, daß man sich um so mehr hierauf beziehen kann, da diese Dreschmaschine nunmehro im Lande schon bekannter gewor-

den, als sie damals war. Ueberdies ist die hiesige von wenigstens hundert praktischen Landwirthen in Augenschein genommen worden. Es wird also genügen, hier nur ganz kurz diejenigen Erfahrungen mitzutheilen, wie der praktische, tägliche Gebrauch, von länger als fünf Monaten, sie lehrte.

1) Die Aufstellung der Maschine selbst ist eine Hauptsache und die wesentlichste Bedingung ihrer guten Wirkung und Haltbarkeit. Es ist daher einem jeden, der sich nicht nur von der Zusammensetzung dieser Maschine, sondern auch von dem Gange und von dem Effekt derselben eine recht deutliche Vorstellung machen will, nicht genug anzurathen, ja! zur unerläßlichen Bedingung zu machen, sich durch eignes Anschauen die Construktion irgend einer richtig und zweckmäßig aufgestellten Maschine dieser Art recht zu versinnlichen. Wer hiezu keine Gelegenheit hat, sich aber dennoch entschließen wollte, eine solche Maschine errichten zu lassen, der wähle doch ja einen solchen Mann zum Aufsetzen, der die Sache praktisch kennt. Der Tischler, den Herr Erdtmann dazu empfahl, weiß wenig mehr, als wie die Stücke zusammen gehören. Von der eigentlichen Wirkung der Maschine, imgleichen wie sie gestellt und gerichtet werden muß, weiß er nichts. —

2) Der beste Ort der Aufstellung ist

unstreitig in einem Fache, in der Mitte der Scheune. Je mehr die Maschine dem Getraide, welches gedroschen werden soll, von allen Seiten angenähert werden kann, desto weniger Menschen dürfen des Zubringens wegen angestellt werden. Der dazu erforderliche Raum ist unbedeutend. Ein Hauptvortheil, wenn die Dreschmaschine in die Mitte der Scheune gebracht wird, ist auch der: daß auf diese Weise während der Erndte in eben dieser Scheune zu gleicher Zeit eingefahren und gedroschen werden kann. Ein Vortheil, der bei unsern großen Gebäuden um so mehr berücksichtigt zu werden verdient, da, insonderheit auf nicht gar großen Höfen, oftmals nur eine einzige Scheune vorhanden ist. In Jesendorff aber war die Dreschmaschine am Ende der Scheune, und zwar so aufgestellt, daß sie das gedroschene Korn auf die Diele warf. Es war also das Einfahren zu der Zeit, wenn gedroschen ward, unmöglich.

3) Die Zahl der dabei anzustellenden Menschen hängt davon ab, ob das auszudreschende Getreide der Maschine nahe, oder weit von derselben entfernt ist; imgleichen ob das ausgedroschene Stroh nach einem nähern oder entferntern Orte hingeschafft werden soll. Hier zu Bellin steht die Maschine in der Mitte einer 270 Fuß langen und 65 Fuß breiten massiven Scheune. Immer versteht es sich von selbst, daß das Getriebe außerhalb dem Gebäude ist.

Die Maschine wird durch zwey blinde Pferde und einen Knaben als Treiber in Bewegung gesetzt.

Ochsen sind zu eigensinnig, erfordern zwei Treiber, wenn sie immer in gleich muntern Schritt erhalten werden sollen. Blinde Pferde sind darum besser, weil sie gewöhnlich in einem starken Schritt fortschreiten, der zum rein dreschen bei einigen Getreidearten nothwendig ist, auch springen sie nicht, wie dies bei sehenden Pferden der Fall ist, ruckend vor der Peitsche ins Zeug, welches dem gleichförmigen Gange der Maschine, so wie der Maschine selbst nachtheilig ist.

Es wird hier, zu Bellin, mit dieser Maschine wegen der hohen Getreidepreise, in Tagelohn gearbeitet; es sind bei derselben angestellt:

a. Ein Knabe als Treiber der Pferde.

b. Ein Einleger, oder derjenige welcher das ungedroschene Getreide der Maschine vorlegt. Dies ist eine Hauptperson. Ob viel oder wenig beschafft wird, hängt größtentheils von dem Einleger ab; er ist Dirigent des Ganzen, obgleich die Arbeit selbst so leicht und so wenig angreifend ist. Hier ist ein alter Mann auf diesen Posten gestellt, der mit dem Flegel nicht mehr dreschen kann.

c. Ein Mädchen oder auch ein Knabe als Handlanger; diese müssen die bei ihnen hingeleg-

ten Garben auflösen, und dem Einleger (b) hinreichen.

d. Eine Frau als Zubringerin, welche das ungedroschene Getreide dem Knaben (c) so zur Seite legt, daß er es bequem abreichen kann.

c. Ein Mädchen oder auch ein Knabe, die das von der Maschine ausgeworfene und ausgedroschene Stroh mit einer sogenannten Gaffel zur Seite werfen. Dies ist die leichteste Arbeit. Endlich

f. Ein Mann, der das gedroschene Stroh in großen Bügeln nach dem Viehhause oder nach dem sonstigen Orte seiner vorläufigen Bestimmung trägt. Dies ist der schwerste Posten, indem das ununterbrochene Tragen der großen Massen Stroh, welche die Maschine verarbeitet, keine leichte Arbeit ist. So viel Zeit, als dazu erforderlich ist, diesem Träger die großen Bügel mit Stroh aufzuhelfen, hat die Zubringerin (d).

4) Da die Handarbeiter am Nachmittage doch immer früher wieder zur Arbeit kommen müssen, als die Pferde an die Arbeit gehen, so bringen jene in der Zwischenzeit eine Quantität Garben der Maschine so nahe als möglich. Liegt daher das Getreide weit von der Maschine entfernt, so ist es zuweilen nothwendig, daß mit Dreschen so lange angehalten werden muß, bis eine hinreichende Anzahl Garben herbeigeschafft worden.

5. Um nun die Hauptfrage zu beantworten: Wie viel drischt die Dreschmaschine in einer gewissen Zeit? So hängt dies ganz von der Beschaffenheit des Getreides ab, welches gedroschen werden soll. Die Frage würde daher, um, für Jedermann einen richtigen Maaßstab anzugeben, so gestellt werden müssen: Welche Quantität oder Fuder ungedroschenes Getreide, kann in einer gewissen Zeit mit der Maschine verarbeitet werden?

Es fällt in die Augen, daß alle früheren Berechnungen eben so verschieden seyn müssen, als die bei jenen Versuchen dazu gewählten Getreidearten, nicht nur in Absicht der verschiedenen Länge des Strohes, sondern auch in Hinsicht ihres Körnerreichthums verschieden waren. Je kürzer und kornreicher das Stroh ist, desto mehr leistet die Maschine.

Unser diesjähriges Winterstroh ist groß; aber wegen der schlechten Blüthezeit, und weil der viele Regen es zu früh niederlegte, nicht vorzüglich Kornreich. Die Maschine kann also, bei dieser Beschaffenheit des Getreides, nicht so viel Scheffel ausdreschen, als sie liefern würde, wenn kurzer, auf Sand gebaueter Hafer mit derselben ausgedroschen werden sollte. Zwar verarbeitet sie immer eine gleiche Quantität an Stroh, weil aber ein Fuder dieser Korn-

art, fast nur Korn enthält; so liefert auch die Maschine in diesem Fall mehr Körner.

Jeder aufmerksame Landwirth weiß nur gar zu bald die mindere oder größere Ergiebigkeit seines Getreides nach der Fuderzahl zu beurtheilen. Er weiß es nach einem ohngefähren Ueberschlage ziemlich richtig zu schätzen, wie viel ein, bei ihm gewöhnlich geladenes Fuder etwa an ausgedroschenem Getreide geben kann. Am deutlichsten würde also die vorhin aufgestellte Frage: wie viel die Maschine leistet? so beantwortet werden müssen: daß bei gehöriger Anstellung und Aufsicht, wie dies ad 3. vorgeschrieben ist, und wenn überdies das Getreide in der Nähe liegt, mit der hier aufgestellten Maschine in den letzten Tagen des Augusts und im Anfange des Septembers, da man allenfalls im Durchschnitt nur zehn volle Arbeitsstunden annehmen kann: Vier Fuder Getreide abgedroschen sind. — Von dem hier zur Saat bestimmten kleinern Rocken haben diese 4 Fuder 44 bis 48 Scheffel; und von dem Hafer 90—96 Scheffel Rostocker Maaß gegeben. So viel ist also hier zu Bellin mit dieser Maschine in einem Tage gedroschen worden.

6) Der größte Vortheil einer Dreschmaschine ist der Gewinn an Zeit. Ein Vortheil der für

den thätigen Landwirth gar nicht zu berechnen ist. Wo ist wol einer unter unsern Landwirthen, der es läugnen könnte, daß nicht Perioden bei unsrer Wirthschaft eintreten, in welchen wir gezwungen sind, 4 bis 5 Gespann Pferde mehrere Tage lang müssig stehen zu lassen? Schon allein in der Zeit der Erndte, so wol beim Heu als beim Getreide, muß alles, was die Sense führen kann, beim Mähen angestellt werden; folglich auch die Pferdeknechte. Nun soll aber auch Saatkorn gedroschen werden; es müssen also andre höchst nothwendige Feldgeschäfte zurückgesetzt werden, um nur nothdürftig einige Menschen zum Saatkorn dreschen anzustellen. Dadurch wird die Bestellung der Wintersaat verzögert; was dies aber in unserm Klima für Folgen hat, ob sie 14 Tage früher oder später beschickt wird, darüber sprechen so manche schlimme Erfahrungen, die wir gehabt haben, laut genug! — Sollte es aber auch würklich unter unsern Landwirthen noch einige geben, — wie dies bei der fortschreitenden Bildung dieser unsrer ehrwürdigsten Gewerbs-Klasse doch wol kaum zu vermuthen ist, — denen es auf eine frühere oder spätere Wintersaat-Bestellung nicht sehr ankommt, so verdient die Dreschmaschine doch auch schon in pecuniärer Rücksicht alle Aufmerksamkeit, wenn man das gewöhnliche Drescherlohn, bei einer gleichen Quantität Getreide mit dem vergleicht, was es mit der Maschine ausgedroschen kostet.

7) Es wird nemlich nicht schwer seyn, aus dem bisher Gesagten eine ziemlich sichere Berechnung zu machen, wie groß der baare Vortheil ist, den man vom Gebrauch dieser Maschine zu erwarten hat. Indessen sind, um diesen Gewinn richtig zu bestimmen, auch alle Umstände wol zu berücksichtigen. Läßt man nemlich mit der Maschine in Tagelohn arbeiten, so ändert sich das Resultat nicht nur nach der verschiedenen Länge der Tage in gleichem Verhältnisse, (weil die gewöhnlichen Drescher gleichen Lohn in langen wie in kurzen Tagen erhalten,) sondern auch nach der Höhe der Kornpreise. — Der Gewinn der Zeit bleibt sich verhältnißmäßig gleich und ist immer so entscheidend für die Dreschmaschine, daß man mit Gewißheit annehmen kann: daß durch Anwendung gleicher menschlicher Kräfte, nicht die Hälfte dessen geleistet wird, was mit der Maschine bewirkt werden kann.

8) Um nun eine vergleichende Rechnung möglichst anschaulich darzulegen, ist die nachstehende nach diesjährigen Preisen formirt und zwar für den Fall, wenn mit der Maschine in Tagelohn gedroschen wird.

Wenn in den Monaten August und September gedroschen wird, so muß der Rocken schon von sehr guter Beschaffenheit seyn, wenn 10 Mann 48 Scheffel in einem Tage auf die gewöhnliche Art ausdreschen und reinigen.

Sie erhalten dafür an Dreſcherlohn den 17ten Scheffel; alſo 3 Scheffel à 1 Rthlr. 32 ßl. macht 5 Rthlr.

Die Dreſchmaſchine liefert in dieſer Zeit auch 48 Scheffel Rocken und dieſe koſten

a. 2 Mann als Vorleger und Strohtrager a 8 ßl. — — 16 ßl.

b. 4 Mädchen oder Knaben, beim Treiben Zureichen und Fortbringen a 4 ßl. 16 —

c. 2 Pferde, a 22 ßl. — — 44 —

d. Für das Reinigen von 48 Scheffeln, wozu ein Mann und 2 Frauen erforderlich ſind — — 16 —

e. Da die Dreſchmaſchine incl. des Transports nnd der Aufſtellung etwa 200 ℛ NZwdr. koſtet, ſo ſollen hier ſowohl von dem Capital 5 Procent Zinſen als auch 5 Procent für die Abnutzung berechnet werden; dieſe 10 Procent würden auf die Arbeitstage der 8 Monate in welchen gewöhnlich uur gedroſchen wird, für den Tag etwa — — 4 — betragen.

Mithin koſteten hiernach 48 Scheffel Rocken in den Tagen der Monate Auguſt und September mit der Maſchine gedroſchen nur — — 2 Rthlr.

Es würden also in diesen Tagen, nicht allein die Hälfte der Zeit, sondern auch an jeder halben Last, oder täglich 3 Rthlr. gewonnen.

Angenommen aber daß in den kurzen Tagen der Monate December und Januar die Dreschmaschine nur bei gleicher Anstellung die Hälfte leistet, die Handdrescher aber denselben Lohn erhalten; so würden, selbst in diesen kurzen Tagen, außer dem Gewinnste der Zeit doch noch täglich 24 ßl. baar gewonnen werden.

Bei geringern Preisen verliert sich der baare Vortheil, den die Dreschmaschine in den kurzen Wintertagen bei hohen Preisen leistete, ganz; und es bleibt dann bloß der Gewinn der Zeit.

9) Aber warum sollte mit der Dreschmaschine nicht auch um einen bestimmten Lohnscheffel gedroschen werden können? — Dies würde alles ausgleichen; und dann der Vortheil den die Maschine leistet, sich unter allen Verhältnissen gleich bleiben. Wenn man den gewöhnlichen Grundsatz zur Norm nimmt: daß bei uns der Handdrescher in den knrzen Wintertagen in der Woche einen Scheffel Rocken verdienen muß; so würden die bei der Dreschmaschine arbeitenden Leute verhältnißmäßig diesen Lohn auch in den kurzen Tagen verdienen, wenn man die Hälfte des gewöhnlichen Dreschерlohns verhältnißmäßig unter sie vertheilte und die andere Hälfte, für die Arbeit der Pferde und für das Capital ꝛc. der Maschine berechnete. Die mit

der Dreschmaschine arbeitenden Leute werden sich denn doch besser stehen als die gewöhnlichen Drescher; da die Mädchen und Knaben in der Regel nie so viel verdiedienen, als sie für diese Arbeit erhalten.

Daß beim Sommergetreide das Dreschen mit der Maschine noch ungleich vortheilhafter ausfallen muß, indem in den langen Tagen eine Last von derselben ausgedroschen werden kann, weil das Stroh kürzer ist, das ist einleuchtend. Es wird daher, hier zu Belliu, sobald die Wintersaat beschafft worden, nichts als Sommergetreide mit der Maschine gedroschen, so lange nemlich Vorrath davon vorhanden ist.

10) Das durch die Dreschmaschine gedroschene Stroh ist Krummstroh. Aus dem Winterstroh ließen sich zur Noth eben so gut Dachschöfe ziehen, wie aus dem sogenannten Schaafört. Das Sommerstroh ist dem völlig gleich, welches auf die gewöhnliche Art mit dem Flegel gedroschen wird. Etwas mehr sogenanntes Kurz oder Kaff gibt diese Maschine; dies kann man aber derselben mit allem Recht als einen Vortheil anrechnen, indem, besonders das Winterstroh, blos der Aehren wegen einen Werth als Futter hat.

11) Die hiesige Dreschmaschine drischt so rein, wie es gute Drescher nur immer vermögen. Binnen kurzem soll hier auf Befehl des Herrn Grafen der Versuch gemacht werden, wie sie den Klee drischt.

Dies sind die Erfahrungen, die an der hier aufgestellten Dreschmaschine gemacht wurden. Jeder Landwirth kann nach seinen individuellen Verhältnissen hiernach bald den Schluß ziehen, ob?, und unter welchen Umständen? ihm diese Dreschmaschine vortheilhaft seyn kann.

Hier zu Bellin würde sie gewiß um keinen Preis entbehret. Auch wird gewiß Jeder andre eben so denken, der neben dem baaren Vortheil, die Ersparung der unersetzlichen Zeit für den größten Gewinnst hält.

Auf solchen Gütern, wo man sich im Herbst während der Saatzeit bei vielen Wiesen mit der Nachmatt beschäftigen muß, oder auch da, wo der Anbau der Wurzelgewächse stark getrieben wird, müßte die Dreschmaschine von wesentlichem Nutzen seyn. Ueberhaupt könnte man es wol als einen Grundsatz festsetzen, daß man im Allgemeinen sagen kann:

Je höher der Preis des Getreides steht, je länger die Tage sind, je kürzer und kornreicher das zu dreschende Getreide ist, desto vortheilhafter arbeitet die Dreschmaschine.

Nachschrift des Redacteurs.

Es freut mich, daß ich diesen neuen Jahrgang mit dem vorstehenden Berichte eröfnen kann, da dieser der erste ist, der von dem Effekt der Maschine eine bestimmte Auskunft giebt. Die hier mitgetheilten Nachrichten sind authentisch, da alles unter der Aufsicht und nach den eigenen Anordnungen des Herrn Grafen eingerichtet ward. Um so mehr hat unser ökonomisches Publikum die liberale Güte desselben zu verehren, daß der Herr Graf bereitwillig die Erlaubniß zur öffentlichen Bekanntmachung derselben ertheilte. Ich halte es nicht überflüssig, diesem lehrreichen Berichte einige kurze Bemerkungen beizufügen.

Es ist wol gewiß, daß beim ersten Aufstellen der Maschine am mehrsten gefehlt wird, besonders wenn man nicht darauf achtet, daß das große Kammrad mit dem Getriebe völlig horizontal liegt, und alles, durch ein tüchtiges Fundament so gesichert wird, daß nichts sich verrücken kann, sondern alles im gleichförmigen Gange bleibt. Wird dies nicht beobachtet, so erhält die Maschine einen unsichern, schlotternden Gang. Sie wird dadurch nicht blos für das Zugvieh erschwert, sondern man ist auch der Gefahr ausgesetzt, da alles von Gußeisen gearbeitet ist, daß etwas zerbricht. Dieser Fall ist schon da gewesen. An einem Orte, wo ebenfalls diese Maschine aufgestellt war, zerbrach gleich

beim ersten Versuch ein Rad. Nun hatte das Spiel ein Ende, und der Maschine ward es zur Last gelegt: sie wäre zu zerbrechlich, also zum allgemeinen Gebrauch nicht tauglich. Dies ist die gewöhnliche Folge, wenn unkundige Menschen sich mit solchen Maschinerien befassen. Das schlimmste ist noch, daß grade die Unkundigsten dennoch die Klügsten seyn wollen; es ist also die Warnung nicht genug zu beherzigen, daß man sich beim Aufbauen dieser Maschine nur solchen Arbeitern anvertraut, die schon mit der Sache bekannt sind. Da jetzt schon mehrere Maschinen dieser Art bei uns im Gange sind, so darf man auch um tüchtige Arbeiter nicht mehr so verlegen seyn, als im Anfange. Das Publikum, muß es also um so mehr solchen Männern Dank wissen, die, zum Theil mit schweren Aufopferungen die ersten Versuche unternahmen, und ohngeachtet aller sich entgegenstemmenden Schwierigkeiten, durchsetzten.

Ich will noch auf einen andern Umstand aufmerksam machen, der schon manche Verlegenheit verursacht hat, da er durch eine Kleinigkeit gehoben werden kann. Man hat es der Maschine zur Last gelegt, daß sie nicht rein ausdrischt. Daß dies bey richtiger Aufstellung nicht der Fall ist, das bestätigt der vorstehende Bericht. Sollte sich dieser Umstand würklich bei einer oder der andern Maschine zugetragen haben, so ward dieser Fehler wahrscheinlich

dadurch veranlaßt, daß die Trommel zu weit von den Walzen entfernt war, durch welche die Aehren und Halme durchgeschoben werden, um sie der Trommel, die nur einzig und allein die Körner aus den Aehren schafft, zuzuführen. Vielleicht hatte auch die Trommel zu wenig Leisten, mithin konnten die Aehren nicht Schläge genug erhalten. Sehr irrig glaubte man, daß die Walzen enger gestellt werden müßten, dies hatte die natürliche Folge, daß Stroh und Aehren desto mehr Gewalt litten und natürlich auch der Gang der Maschine erschwert ward, denn die Walzen sollen die Aehren nicht ausreiben sondern nur blos als Zubringer dienen. Nur die Trommel muß die Körner aus den Aehren schaffen; je mehr Schläge diese giebt, desto reiner werden die Körner aus den Aehren geschafft. Es genügen also nicht vier Leisten, wie dies bei einigen Maschinen der Fall seyn soll, sondern die Trommel muß wenigstens mit acht, oder nach dem größern oder kleinern Umfang ihrer Peripherie wohl mit zwölf bis sechszehn Leisten versehen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Zweites Stück.
Den 9ten Januar 1817.

Beschluß der Nachschrift des Redakteurs.

Weil man die Zerbrechlichkeit des Gußeisens so sehr scheut, so ist man schon auf die Idee gekommen, nach der Form dieser schwedischen Maschine, hölzerne zu bauen. Ich glaube nicht, daß hiebei ein andrer Gewinn seyn würde, als der, daß wir dann nicht nöthig hätten, unser baares Geld aus dem Lande zu schicken und daß unsre eigne Profeßionisten Verdienst hätten. Dies wäre freilich fürs Ganze ein großer Gewinn und es wäre löblich, wenn wir überall, wo es nur thunlich ist, dahin streben wollten, unsre eigenen Gewerbe aufzumuntern und zu unterstützen. Ob dies aber im vorliegenden Fall, nicht noch besser dadurch geschehen könnte, wenn wir unser eignes Schmelzwerk bei Dömitz wieder in Thätigkeit setzten, das will ich hier nur beiläufig berühren, da ich mich schon so oft darüber erklärt habe. Welcher Gewinn würde daraus für alle unsre Gewerbe und für unsern ganzen Verkehr hervor gehen. Wie

manches nützliche Werkzeug würden wir uns selbst machen können, das wir nun, da wir es im Auslande theurer bezahlen und die Weitläufigkeiten und Kosten des Transports noch obendrein übernehmen müssen, lieber ganz entbehren.

Beim Bau einer hölzernen Maschine möchten überdies nachstehende Umstände wol erwogen zu werden verdienen:

1. Die Kosten. In holzreichen Gegenden, wo das Holz noch um billige Preise zu haben ist, oder auch da, wo vielleicht der Gutsbesitzer selbst sich des in Mecklenburg seltenen Glücks erfreut, hinreichende Holzungen zu besitzen, da möchten sich, im ersten Fall, die Kosten mit der schwedischen Maschine, die 36 Frd'or. zu stehen kommt, so ziemlich ausgleichen und im letzten Fall würde sogar nur das Arbeitslohn in Betrachtung kommen. Aber in solchen Gegenden, — und deren sind gewiß bei uns doch die mehrsten, — wo das zu einer solchen Maschine erforderliche Holz schon zu enormen Preisen bezahlt wird, da möchte schwerlich eine brauchbare Maschine um diesen Preis zu haben seyn.

2. Der leichtere oder schwerere Gang der Maschine. Wenn alles Räderwerk mit den Getrieben von Holz ist, so ist natürlich schon die Friction größer, als beim Eisen, das sich ohnehin beim fortgesetzten Gebrauch glatter abschleift, als es beym Holz der Fall ist. Ueberdies ist auch zu bedenken, daß

Triebstecken und Zähne ungleich größer seyn müssen, wenn alles von Holz gearbeitet ist, folglich wird die ganze Maschine größer, wodurch also der Widerstand noch mehr vergrößert wird. Wenn daher eine Maschine von Gußeisen mit zwei Pferden regiert werden kann, so werden an einer hölzernen von gleichem Effekt, drei, vielleicht gar vier Pferde ihre völlige Arbeit haben. Die Maschinen dieser Art, die ich vor mehreren Jahren in Pommern sah, waren alle mit vier Pferden bespannt, die auch reichlich ihre Arbeit hatten. Zu Saal zogen sechs Pferde, die zwey Treiber hatten.

3. Die Bequemlichkeit, sie von einem Orte zum andern zu transportiren. Die kleine schwedische Maschine, nemlich die zweispännige, läßt sich ohne große Umstände von einem Zimmer zum andern bringen, wenn man die Kosten von allenfalls 30 Thalern nicht scheuen will, um bei jedem Zimmer das nöthige Fundament zu legen. Dies wäre, wenigstens bei allen den hölzernen Maschinen, die ich gesehen habe, nicht erreichbar.

Daß blinde Pferde bei dergleichen Maschinen, wo sie genöthigt sind, im Kreise herum zu gehen, brauchbarer sind, als sehende, das ist bekannt. Aber bekanntlich kann man sich auch damit helfen, daß man ihnen die Augen verbindet. Will man sich aber der Ochsen bedienen, so muß die Maschine eigentlich dazu

eingerichtet seyn. Da der Ochse nie einen so ausdauernd fortschreitenden Schritt, ohne zu große Anstrengung, machen kann, als das Pferd, so muß, durch eine andre Anordnung der Zähne und Triebstecken, der Maschine eine größere Geschwindigkeit gegeben werden.

Als einen nicht unbedeutenden Gewinn bei dieser Maschine, so wie überhaupt bei jeder zweckmäßigen Dreschmaschine, könnte man auch noch wol die Gesundheit unsrer Arbeiter mit in Rechnung bringen. Schwerlich giebt es eine Beschäftigung bei der Landwirthschaft, bei welcher die körperlichen Kräfte mehr verbraucht werden, als beim Dreschen. Die Menschen werden vor der Zeit alt und steif, und Aerzte haben es mir versichern wollen, daß diese Arbeit die vorzüglichste Veranlassung zu den Bruchkrankheiten gäbe, die in dieser Menschenklasse mehr gefunden wird, als bei andern Gewerben. Daß übrigens die gewöhnlichen Drescherarbeiten mit dem Flegel, der ewige Zankapfel zwischen den Herrschaften und Dreschern bleiben, darüber ist ja unter unsern Landwirthen nur eine Stimme. Also in physischer und moralischer Hinsicht wäre es Wohlthat für unsre arbeitende Volksklasse und für die Herrschaften selbst, wenn diese sklavische Beschäftigung so viel beschränkt werden könnte, wie möglich.

Noch kann ich einen Umstand nicht unbemerkt lassen, der auf den Effekt dieser Maschine einen großen Einfluß zu haben scheint. Bei den Maschinen, die ich

in Pommern gesehen habe, waren, blos beim Einlegen des Getreides, zwey Menschen angestellt; zwey Weiber oder auch zwey Knaben. Soviel ich aus dem Bericht des Herrn Grafen verstehe, verrichtet hier nur eine Person dies Geschäft, und eben diese Einrichtung soll auch bei den andern Maschinen, die hier im Lande schon im Gebrauch sind, statt finden. Da ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, diese Maschine in völliger Arbeit zu sehen, so kann ich nicht beurtheilen, in wiefern eine solche doppelte Anstellung auch hier vortheilhafter seyn möchte, aber ich möchte doch wol die Besitzer der Dreschmaschinen hierauf aufmerksam machen, um wenigstens einen vergleichenden Versuch anzustellen, ob die Maschine alsdann mehr fördert. Mir scheint es so, daß es einem Einleger beschwerlich werden muß, da die Walzen doch an 4 Fuß Länge betragen, die Halme so überall und so völlig gleichförmig über die Walzen zu verbreiten, daß die Maschine ohne alle, selbst ohne die kleinste Unterbrechung Arbeit genug hat.

Wollte man endlich den Effekt der Maschine im Vergleich gegen das Handdreschen, so genau angeben, als es hier aufzufinden möglich ist, so müste, wie mich dünkt, auf folgende Art ein vergleichender Versuch angestellt werden:

Eine bestimmte Anzahl Garben, von einerlei Art Getreide würde in zwo gleichen Hälften genau abge-

zählt. Die eine Hälfte würde auf die gewöhnliche Art mit dem Flegel, die andere auf der Maschine gedroschen. Beide müsten zu gleicher Zeit die Arbeit beginnen, beide gleich lange feiern. Die Garbenzahl müste aber nicht zu klein seyn; allenfalls so viele, daß einige Tage gedroschen werden könnte. Mich dünkt, ein solcher Versuch müste die sicherste Entscheidung geben.

Uebrigens wird dieser, von der bereitwilligen Güte des Herrn Grafen mitgetheilte Bericht die gespannte Erwartung mehrerer unsrer Landwirthe, die schon vielfältig bei mir angefragt haben, lehrreich befriedigen. Einen andern von gleichem Interesse, haben wir noch von der Güte des Herrn Hoffmarschalls von Maltzahn auf Herzberg zu erwarten, der um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da hier zwey Maschinen von verschiedener Konstruktion mit einander verglichen werden sollen. Das Publikum wird sich auf die Genauigkeit desselben um so mehr verlassen können, da er unter der Leitung des Herrn Doktors Gerke auf Frauenmark und des Herrn Oberinspektors Stövesandt zu Herzberg durchgeführt werden wird. Nur die Krankheit des erstern hat ihn bisher noch verzögert. Jeder, der diesen vortreflichen Mann und rastlos thätigen Wirth auch nur aus unsern Annalen hat kennen gelernt, wird gewiß mit mir den herzlichen Wunsch nicht unterdrücken können, daß die Vorsehung uns noch lange einen Mann erhalten möge, dem unsre

Acker Kultur schon jetzt so vieles verdankt und von dessen unermüdet fortstrebendem Geiste wir berechtigt sind, noch Vieles zu erwarten.

Bemerkungen über die Lungenseuche beim Rindvieh und bei andern Hausthieren, nebst der Beschreibung eines in Liefland unter dem Namen Deggut bekannten Gegenmittels.*)

(Vom Herrn von Laiming in Liefland. Eingesandt vom Herrn Garten-Inspektor Schmidt in Ludewigslust.)

Die Nachricht, die ich in den Mecklenburgischen Landwirthschaftlichen Annalen des 2ten Jahrgangs S. 642. über die ausgebrochene Pferdeseuche in Marienhausen und deren Curart gelesen, welche letztere von dem Hrn. Redakteur und Beförderer der Annalen

*) Ein Beitrag aus einer so weiten Ferne ist für unsre Annalen ehrenvoll. Dies Geschenk, das wir der Theilnahme unsers würdigen Gesellschafts-Mitgliedes, des Herren Garten-Inspektors Schmidt verdanken, gewinnt überdies, durch das Interesse seines Inhalts, wodurch es sich gewiß auch unsern Landesleuten empfehlen wird, an ausgezeichnetem Werth.

A. d. R.

der Aufmerksamkeit der Leser so dringend anempfohlen wird, veranlaßt mich, zu diesem allerdings sehr interessanten Gegenstande einen geringen Beitrag zu liefern.

Diese furchtbar verheerende Seuche, die in eben dem Maaße auf Hornvieh, so wie auf andre Hausthiere sich erstreckte, verbreitete sich nicht blos auf den Marienhausenschen Gütern, sondern auch in den angrenzenden Ostrowschen Kreis, den ich zu jener Zeit bewohnte und man mögte fast behaupten, daß die Verbreitung dieses Uebels der Polizeyordnung dieses Kreises wol vorzüglich zuzuschreiben ist. Es fand nemlich weder eine nachdrückliche Sperrung der Seuchgegend statt – die in diesem Sommer bei einem eben solchen Unglücke in der dörpatschen Gegend so wohlthätig für die Anliegenden gewirkt hatte, – auch hat man nachher, als das Uebel diese Gegend allgemein ergriff, wirksam darauf gesehen, daß die gefallenen Thiere gehörig vergraben wurden. Ich hatte kaum meine Beschwerden über diese Sorglosigkeit angebracht, als die Seuche schon auf dem Gute Sußlawagory und in den Dörfern meines Bruders, deren Bewirthschaftung ich zu jener Zeit übernommen hatte, gleichfalls ihre Verheerung anfing, und sich schnell genug verbreitete. Ich überzeugte mich, daß es der Natur nach eben die Seuche war, die zuerst in den von Sußlawagory 4½ Meilen entferntem Gute Marienhausen ausgebrochen war. —

Die äußerlichen Symptome und der Hinsturz waren so wie sie der Hr. Thierarzt Leitner in den oben angeführten Annalen S. 536 des 1sten Jahrgangs von einer, von Mehl- und Honig-Thau in einem Dorfe entstandenen Seuche angiebt; das erste Zeichen von dem Dasein derselben war der Tod! — So eben erschüttert von der Schreckenspost, die mir die Leute von den rund umher liegenden Dörfern brachten, brach auch bei mir auf dem Hofe die Seuche aus. Ein bestes Hofpferd und der beste Boll aus der Heerde stürzten. Entfernt von allen Hülfsmitteln, da die rund um mich herum in meiner Nachbarschaft wüthende Verheerung nun auch bei mir den Anfang machte, sah ich dem schrecklichsten Untergange meiner Wirthschaft entgegen. Ich eilte nach den Viehställen, um die so eben eingetriebene Heerde zu besichtigen; aber welch eine furchtbare plötzliche Veränderung! Das Vieh rannte toll und blöckend durcheinander, obgleich es vor der Verfolgung der Insekten unter einem kühlen Abschauer sicher gestellt war. Bei der Untersuchung fand ich mehrere Häupter mit Karbunkeln unter dem Leibe belegt, und besonders an der Brust geschwollen. Diese wurden abgesondert, und es fielen einige, ehe Vorkehrungen getroffen werden konnten. Ich ließ sogleich dem sämtlichem Viehe Haarseile an die Brust legen und die Halsader öffnen; behielte es sodann die längste Tageszeit über im Stalle und ließ Grasfutter reichen, wel-

ches mit etwas Salz und mit dem zur Tränke zubereitetem kalt gewordenen Wasser besprengt ward. Letzteres bestand aus abgekochten Wacholder-Beeren und Wurzeln, welches abgekühlt und den Umständen nach mit Brunnenwasser gemengt, stets als Trank gereicht ward. Dabei ward das Vieh unter kühlen Abschauern gehalten und nur in den Morgen- und Abendstunden, um Futter zu sparen, geweidet. Ställe und Abschauer ließ ich stets mit Mist und Theer-Rauch ausräuchern. — Nun ergriff die Seuche meine aus Liefland mitgebrachten zwey Pferde und einen Hoffgaul. Diese drey Thiere waren bisher immer im Stalle gehalten und nur in ein nahe vorbeifließendes Wasser, das aber zu diesem Zweck nicht tief genug war, zur Schwemme geführt. Eben diese Schwemme war auch bei dem Horn und kleinem Viehe angewendet worden, bis ich den schrecklichen Unfug entdeckte, daß einige Bauern krepirte Thiere in diese Schwemme hineingeworfen, folglich das Wasser verpestet hatten. Wie wahrscheinlich ist es daher, daß meine Heerde dort den ersten Stoff der Seuche sich holte, wo ich Rettung zu finden glaubte. Ich ließ den erkrankten Pferden — die ich schon verlohren gab, da anderweitig noch kein auf diese Art krank gewordenes am Leben geblieben war — ebenfalls die Halsader öffnen und Haarseile an die Brust legen. Die Karbunkeln, die von einer besonders harten Beschaffenheit waren, und das ganze Gemächt zuerst an-

griffen, längst dem ganzen Unterleibe sich hin und wieder fortpflanzten — wobei auch die Brust besonders hoch aufschwoll — ließ ich mit Birken-Knospen Brantewein und Seife häufig waschen, und da ich auf jedem solchen Geschwulst eine Hautverletzung bemerkte — so groß wie der Stich einer Bremse, — so ritzte ich diese Stellen mit einem Federmesser bis aufs Blut auf, wusch sie abermals mit gedachtem Brantewein und Seife *) und hielt die Thiere in einem geräumigen, luftigen, von den übrigen Gebäuden isolirten Schauer. Dies Schauer ward, so wie die Pferde selbst — letztere unter dem Leibe — mit einem heißen Eisenstück, worauf Theer gegossen, durchgeräuchert. Als Trank bekamen sie das beim Rindvieh gedachte Wachholderwasser, doch mit Zumischung von Gerste- und Habermehl, nebst Grasfutter, wie oben beschrieben worden. Die Thiere waren sehr unruhig, steif auf allen Gliedern, lagen wenig, hatten heißen Athem, trübe Augen und eine Unruhe im Leibe, die ich auf Kolick deutete. Ferner waren die Excremente und der Urin piquant von Geruch, doch schienen sie für ihre Krankheit noch erträglich munter zu seyn. Zum innerlichen Gebrauch wandte ich anfänglich jeden Tag zweimal nachstehende

*) Später erfuhr ich, das andere Spanischfliegenpulver in die ebenfalls aufgeritzte Wunde eingerieben hatten.
A. d. Verf.

Mittel an: 1 Quartier Hanf- und Leinöl mit wenigem Kamillenwasser; (weil ich von dem Kamillenwasser nur wenig Vorrath hatte,) ein Theelöffel voll Salpeter, — in dessen Ermangelung ich zuletzt eine Handvoll Salz gebrauchte, — und ein wenig Schwefel. Außerdem erhielten sie noch täglich einmal einen Theetopf voll Deggut, — davon das nähere sogleich weiter gesagt werden wird, — welchem einige Loth zerquetschten Knoblauchs mit Beifügung eines kleinen Spitzgläschens Birkenknospen Extracts, der mit ein wenig Brantwein zersetzt war, beigemischt wurden. — Da dies die einzigen Mittel waren, die ich zur Hand hatte, so entstand hieraus diese obige Komposition, die ich allgemein beim Hornvieh und auch bei Pferden anwandte. Wie groß war daher meine Freude, als meine Patienten den dritten Tag überlebten, welches bisher noch bei keinen, die mit dieser Seuche befallen waren, geschehen war. Ich verdoppelte daher meine Aufmerksamkeit; die Thiere besserten sich, die Geschwülste fingen an gegen den sechsten Tag — bis zu welchen sie ab und zugenommen hatten — merklich sich zu verlieren, und, nach Verlauf von drey Wochen waren sie ganz gesund! Beim Hornvieh habe ich, bei Anwendung eben dieser Mittel, wegen der größern Menge an Patienten nicht so aufmerksam seyn können. — Von der damals geringen Hoffheerde von etwa 45 Kühen, 6 Bollen, 13 Ochsen und 30 bis 40 Star-

ken und Kälbern – wovon der dritte Theil, der mehrentheils aus größern Häuptern bestand, mehr oder weniger Geschwülste hatte — stürzten 11 Stück Großes und 2 Stück kleines Vieh. Auch ist zu bemerken, daß die Milch von den Kühen ungemein weggeschwunden war. Sonderbar ist es aber, daß meine Schweine bei einer simplen Behandlung am Leben blieben. Es waren ihrer 13 Stück große, die ich der unbefriedigten Gärten wegen in das nächste Dorf auf die Weide gegeben hatte. Grade in der gefährlichsten Krisis, wo auch in diesem Dorfe Pferde und anderes Vieh gestürzt waren, erhielt ich die Nachricht, daß einige meiner Schweine am Halse geschwollen und eins davon nebst ein paar Dorfschweinen gestürzt wären. Es fehlte mir an Zeit und Mitteln etwas mehr für sie zu thun, als daß ich sie sogleich nach der Reihe niederwerfen und jedem einen Theetopf voll Deggut mit zerstoßenem Knoblauch in den Hals gießen, dies einige Male wiederholen und sie in eine daneben befindliche moddige, von den Sonnenstrahlen erwärmte Wasserstelle, treiben ließ. Was auch die Ursache gewesen seyn mag, genug, die übrigen Schweine blieben am Leben. —

Den Dorfpferden und dem übrigen Viehe veranstaltete ich die Anfangs beschriebene Kurart. Hier aber, wo unter den Eigenthümern dieser Thiere eine gränzenlose Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit für ihr eigenes Wohl herrschte, konnte auch der Erfolg nicht so glück-

ausfallen; ja! die Menschen mußten sogar durch Bestrafung dahin gebracht werden, daß sie das gefallene Vieh wenigstens gehörig vergruben. Von etwa 60 Pferden und Füllen stürzten in den ersten Tagen gegen 30 Stück, und je nachdem weniger oder mehr eben diese Mittel und Vorkehrungen angewandt wurden, fielen noch im Laufe von 4 bis 5 Wochen etwa 15 Stück, so nach Verhältniß auch anderes Vieh. Das meine Behandlung einigen Nutzen geschafft hatte, daran war wol nicht zu zweifeln, denn ich ward von den umliegenden Bauern mit Bitten bestürmt, daß ich ihnen doch Hülfe schaffen möchte, da doch bekanntlich der Bauer, besonders in solchen Fällen, wenig Vertrauen auf menschliche Hülfe setzt. So haben auch die Benachbarten weit mehr als ich gelitten. Z. B. das von hier 1½ Meilen entfernte Gut Bockawa — dessen einige Dörfer herwärts liegen — behielt von etwa 100 Pferden nur 7 Stück am Leben, und fast kein Hornvieh. — Die Marienhausenschen Höfe und Dörfer hatten gegen 1000 Pferde, von welchen nur etwa 80 bis 100 Stück am Leben blieben. Nach eben demselben Verhältnisse stürzte auch das Horn- und Kleinvieh. Ja! selbst im Walde hat man Elendthiere und Haasen zu dieser Zeit todt gefunden, daher man noch jetzt weit und breit sehr selten einen Haasen antrifft. Menschen starben hier bei dieser Gelegenheit auch, aus verschiedenen Ursachen: Z. B. der Stich

von einer Bremse war oft tödlich, wenn nicht schleunige Hülfe geleistet ward; daher es wahrscheinlich ist, daß diese Insekten den Peststoff von gefallenen Thieren sich geholt hatten. Und in welcher zahllosen Menge schwärmen diese häßlichen Thiere in der Tageshitze in unseren vielen Waldgegenden! Sie stürzen zu tausenden auf Menschen und Thiere und erschweren besonders die Landarbeit. Ja! sie machen es zuweilen unmöglich, ein Pferd in warmen Tagen zur Arbeit aufs Feld führen zu können, da uns doch in dieser Periode die Zeit so knapp zugemessen ist. Es geschieht daher viele Gewalt und Grausamkeit an den armen Bauerpferden, bei deren Anblick ein braver Pächter Mecklenburgs nebst seinen Knechten, Thränen des Mitleids vergießen würden, besonders die Letztern, die ihre Pferde am Tage möglichst zu schonen wissen, und bei der Nacht keine halsbrechende Gefahr scheuen, um ihrem Hans und ihrer Liese einen Garbenschmaus zu verschaffen *); statt dessen eilen die hiesigen, wenn es

*) Das Stehlen versteht unser Meckl. Pferdeknecht meisterhaft. Uebrigens aber gehen die Schlingels oft grausam genug mit den Thieren um. Wie gut, ja! wie nothwendig wäre es, daß den Knaben schon beim ersten Schulunterricht und besonders nachmals bei der Zubereitung zur Konfirmation, auch die Pflichten gegen die Thiere eingeschärft würden.

A. d. R.

Feierabend ist, im gestreckten Gallopp von der Arbeit und quälen die armen Thiere, je elender und kraftloser sie sind, nur desto ärger den ganzen Tag hindurch mit unbarmherzigen Hieben. Es sieht daher mit der Bestellung der Landwirthschaft in solchen Gegenden äußerst traurig aus, wo der Bauerwirth seinen Pferden nur kurzes Heufutter reicht, und gewöhnlich den Theil Hafer, welchen er für seine Pferde anwenden sollte, auf die liederlichste Art verpraßt. Daher geht die Sommersaat-Bestellung oft traurig von statten, und nachdem die Pferde im frischem Grase einigermaßen sich erholt haben, tritt, während der Braach- und Mistfuhr-Zeit, wieder die Hitze ein, wo man oft gleich nach 8 Uhr des Morgens bis kurz vor 6 Uhr des Abends ohne die größte Quälerei mit den Pferden nichts verrichten kann. Dennoch hatte man in Marienhausen, als die Seuche im Sommer 1814 dort ausbrach, hierauf nicht geachtet; in dem, um diese Jahrszeit über 17½ Stunden langen Tag, bei den schweren Mistfuhren nur einmal täglich ausgespannt und den armen Thieren in der Mittagshitze nur 2 bis 3 Stunden Zeit zum Grasen gegeben, die sie ebenso quaalvoll wegen der Verfolgung der Insekten zubrachten, und in den wenigen Nachtstunden ermattet darnieder lagen, und für Mattigkeit kein Maul zum Fressen ansetzten. Dieses so grausame als unsinnige Verfahren ist wohl als die Hauptursache anzusehen, wodurch die Seuche erzeugt ward, indem die Pferde ohnehin schon von Millionen Stichen der Bremsen und Fliegen am ganzen Leibe geschwollen waren.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Drittes Stück.
Den 16ten Januar 1817.

Bemerkungen über die Lungenseuche beim Rindvieh und bei andern Hausthieren, nebst der Beschreibung eines in Liefland unter dem Namen Deggut bekannten Gegenmittels.

(Beschluß.)

Hier bemerke ich noch, daß ich damals gezwungen war, eine für mich höchst nöthige Reise zu unternehmen, die mich unvermeidlich durch die Marienhausensche Seuchgegend führen mußte. Hiezu wählte ich meine noch gesund gebliebenen zwei Hofpferde, denen ich verschiedenemale täglich Deggut mit Knoblauch eingegeben, ihnen die Nüstern mit Deggut eingeschmiert und jedem ein Bouteilchen mit Knoblauch, Schwefel und Lorbeeren um den Hals gebunden, auch die Geschirre mit Deggut eingeschmiert hatte. Obgleich ich nur Holzwege passirte, so konnte ich dennoch einige Dörfer nicht vermeiden, bei deren Annäherung ein furchtbarer Gestank von ge-

fallenen und am Wege rechts und links, zum Theil nur halb verscharrten Thieren, das Dasein der Seuche ankündigte. Die Leute die mich diese Gegend passiren sahen, wunderten sich lebendige gesunde Pferde zu erblicken, die ich auch wirklich gesund erhielt. Uebrigens hatte ich mich so eingerichtet, daß ich die schlimmste Gegend bei Nachtzeit passirte.

Ein halbes Jahr später theilte mir der Herr Artillerie-Oberster von Frisch nachstehende Arzeney-Vorschrift mit, die sein Herr Vater bei einer in der dörptschen Gegend i. J. 1798 ähnlichen statt gefundenen Seuche mit vielem Erfolg für sich und für die ganze umliegende Gegend als ein schleunig helfendes Mittel angewandt hatte. 1 Pfund Blättertaback mit 9 Stöffen *) Bier ward bis auf $\frac{2}{3}$tel eingekocht, und in die durchgeseihete heiße Substanz $\frac{1}{4}$ Stoff Theer hinzugethan. Diesem Dekokt setzte man noch 4 Loth Salpeter, 2 Loth Salmiack und 1 Loth im Spiritus aufgelöseten Kampfer hinzu. Hievon gab man einem Pferde $\frac{1}{3}$tel Stoff täglich; dem Rindvieh etwas weniger, Schaafen und Schweinen aber eine Tasse voll, und ließ die kranken Thiere ohne Futter eine Stunde zugedeckt stehen. Beulen und Geschwülste wurden mit aufgelößtem Kampfer und Butter eingeschmiert.

*) Ein liefländischer Stoff ist etwas mehr als unser gewöhnlicher Pott; nicht völlig ein Berliner Quart. A. d. R.

Es versicherte mir der Herr Oberster, daß der Erfolg hievon damahls die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, und es habe ein andrer, der an der Erfindung und Bekanntmachung dieses Mittels gar keinen Antheil hatte, es aber fälschlich für seine Erfindung angegeben, einen Orden dafür erhalten. —

Ich glaube bei dieser Gelegenheit dem Publikum keinen kleinen Dienst zu thun, wenn ich hier ein simples Mittel wider die Lungenseuche des Rindviehes mittheile, das in Liefland vor einigen Jahren auf den Annenhoffschen Pachtungen meines Bruders bei einem solchen Ausbruche bewährt befunden worden. —

Nachdem mein Bruder an dieser furchtbaren Seuche bereits gegen 100 Häupter verlohren hatte, ward er mit diesem Mittel bekannt, welches ihm den größten Theil seines Viehes augenblicklich rettete. — Es besteht aus Espenmoos *).

---

*) Zitterespe, Zitterpappel, Populus tremula, ein bei uns besonders häufiger Waldbaum, der die Höhe von hundert und die Dicke von vier Fuß erreicht. Auf der Rinde dieses Baumes findet sich, insonderheit wenn er alt geworden, dies, dem isländischem fast ähnliche Moos in großer Menge †).

A. d. Verf.

†) Mit diesem Laubmoose hat uns die Natur sehr freigebig beschenkt. Es wächst fast auf allen Bäumen, selbst, wie ich nur späterhin gefunden habe, häufig

Dies Espenmoos wird im Wasser ein paar Stunden gekocht, als starkes Dekokt zubereitet, und jedem großen Haupte des Morgens ¼ Stoff in den Hals gegossen. Man hat nach Verlauf von einem Jahre, auch noch später, mehrere durch dies Mittel gesund gewordene Häuptet geschlachtet und gefunden, daß die Lunge verletzt gewesen und wieder geheilt war. Daß das Vieh außerdem noch gut gepflegt und gewartet werden muß, versteht sich von selbst, so wie auch, daß ebenfalls die Ställe, wo nicht verändert, wenigstens doch sehr gereiniget und täglich gereiniget werden müssen.

Vom Deggut.

Deggut — den ich unter dieser russischen Benennung nur kenne — bitte ich sehr wohl vom Theer zu unterscheiden. Ob dieses Material in Mecklenburg bekannt ist, weiß ich nicht. Es ist schwarzgelb von Farbe, hat einen, dem Theer ähnlichen, aber weit strengern Geruch; ist flüssiger, klarer und in jeder Hinsicht viel nützlicher als jener. Seine einfachste Zubereitung im kleinen, wie sie sich jeder Wirth schaffen kann, geschieht aus Birkenrinde und ist im kurzen folgende: —

---

auf Birken, Tannen, ja selbst an alten Heidensträuchern. (Calluna vulgaris W.) Wir können daher dies so wohlthätige Mittel leicht in Anwendung bringen.
A. Schmidt.

Man nimmt einen Feuer ausdauernden irdenen großen Topf oder einen starken, noch unbeschädigten eisernen Grapen, den man mit Birkenrinde von trockenen und grünen Bäumen, wie man sie haben kann, anfüllt. Nachdem man nun vorher ein, der Größe des Geschirrs angemessenes, Loch in die Erde gegraben hat, setzt man zuerst einen andern leeren Grapen oder auch ein festes hölzernes auch allenfalls ein irdenes Geschirr in dies Loch, bedeckt das Gefäß mit einem Brette, übertüncht dieses concav förmig mit festem Lehm, und bohrt sodann ein Loch durch den Mittelpunkt. Sodann wird der mit Birkenrinde angefüllte Grapen darüber gestülpt, indem man die Ränder desselben sehr wohl mit Lehm verschmiert. Alsdann wird Feuer um den Grapen gemacht. Durch diese Erhitzung wird eine flüssige Materie aus der Birkenrinde in das unterste in die Erde gegrabene Gefäß herab träufeln, welche nun der fertige Deggut ist. Damit aber die Rinde nicht zu sehr vom etwanigen starken Feuer ergriffen wird — welches die Ergiebigkeit hindert — pflegt man den vom Feuer freien Kesselboden bisweilen mit einem naßgemachten Wischer zu befeuchten. — Im großen wird dies Verfahren anders betrieben. — Dieser Deggut ist in Rußland allgemein und wird bei einem jeden Bauerwirthe, auch in Städten, zum Verkauf angetroffen. Sein vorzüglicher Gebrauch besteht darinn, die ledernen Fahrgeschirre des Landmanns so

wie auch Bauer-Stiefeln damit einzuschmieren, wodurch eine ungemeine Dauerhaftigkeit des Leders erhalten wird. Moskwasche Chomutte und Schleien *), die bei uns sehr beliebt sind und mit dieser Schmiere unterhalten werden, dauern bis 15 und mehrere Jahre. Ich habe meine Geschirre mit ein wenig Zusatz von Seehundsthran, oder in dessen Ermangelung mit etwas wenigem Brantewein, damit diese Substanz besser einzieht, feucht einschmieren lassen, welches jährlich wiederholt werden muß. Allgemein wird aber dieser Deggut ohne allen Zusatz zum Einschmieren gebraucht. — Man hat auch denselben als Mittel wider das Laxiren der Kälber mit Zusatz von Birkenknospen Brantewein mit Erfolg angewandt. Ja sogar Menschen nehmen ihn nicht selten in Krankheitsfällen ein, indem sie glauben, daß es auch Schwindsüchtigen helfen soll. Dies thun aber nur unsere russischen Bauern, die auch allenfalls ein Gläschen Scheidewasser nur für einen derben Schnaps halten. — Mit Gewißheit kann ich aber behaupten, daß der Gebrauch dieses Materials zum Einschmieren der kostspieligen Pferdegeschirre des mecklenburgischen Landmannes von ungemeinem Nutzen seyn würde, umsomehr, da wahrscheinlich auch dort der, der Witterung

*) Pferde-Geschirre und Sielenzeug.

S.

ungemein viel weniger widerstehende Thran, so theuer geworden ist *).

Beantwortung der, S. 783. des dritten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfenen Frage: über die bessere Benutzung des Brachmistes **).

Die, Seite 783. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfene Anfrage: Eine vortheilhaftere Benutzung des Brachmistes betreffend, glaube ich, zur Befriedigung des Anfragers beantworten zu können, da ich diese Methode längst

---

*) Nach der Versicherung des Hrn. Verfassers in einem Briefe an mich, soll der Deggut von Hüneraugen oder Leichdörnern befreien, wenn man diese, nachdem die Füße zuvor in warmen Wasser erweichet, damit bestreicht. Fischer, die lange im Wasser stehen, behalten trockene Füße wenn ihre Stiefeln mit Deggut oder Birkentheer eingeschmiert sind. Die Wunden der Thiere damit bestrichen hindert den Zugang der Insekten und heilet die Wunden. Frisch eingeschmirte Sielengeschirre hat man als ein bewährtes Präservativ gegen Ansteckung befunden.

A. Schmidt.

**) Dieser Aufsatz ist von einem unsrer geachtetsten praktischen Wirthe. Das, was hier aus vieljähriger Erfahrung gesagt ist, scheint im Allgemeinen der Theorie,

bei mir eingeführt und für mich sehr vortheilhaft befunden habe. Es sollte mich sehr freuen, wenn andre einsichtsvolle Landwirthe dies mein Verfahren prüfen wollten, und wenn sie es so allgemein anwendlich finden, so nützlich es sich bei mir bewährt hat, durch ihre Empfehlungen weiter verbreiten wollten. Nur durch solche bereitwillige Mittheilungen kann unsre Landwirthschaft das werden, was sie werden muß, wenn unser Staat sich anders aus dem Elende wieder empor arbeiten soll, das die Drangsale voriger Jahre über uns, besonders aber über den von allen Seiten gequälten Landmann, verhängt hatten. In dieser Hinsicht sind uns unsre Annalen von unschätzbarem Werth; es wäre nur zu wünschen, daß unsre guten Landwirthe sie so unterstützten, als sie es verdienen, und freigebiger uns ihre Erfahrungen mittheilen wollten. — Doch! man verzeihe mir diese Einleitung; nun zur Sache. —

Meine, seit mehreren Jahren angewendete Methode, den Dung auf den Brachschlag zu bringen, ist folgende:

---

die Lehre vom Dünger betreffend, die bisher noch immer sehr schwankend war, mehr Festigkeit zu geben. Hier spricht Erfahrung; zur völligen Entscheidung fehlt noch die Stimme des kundigen Chemikers.

A. d. R.

Sobald die Wintersaat bestellt ist, wird der, seit der Saatzeit von den Pferden gemachte Dung in den noch nicht aufgebrochenen Dreeschschlag gefahren und sogleich gestreut. Dann wird zum Streek- und Wendacker geschritten; ist dieser umgebracht, so wird die Stelle des Dreeschschlages, die mit dem Pferdemist abgedüngt worden, herum gebracht, der Dung untergearbeitet, und wenn dies geschehen ist, mit dem Umbringen des ganzen Dreeschschlages fortgefahren. Ist nun der Dreeschschlag ganz herum gebracht, so lasse ich von diesen umgearbeiteten Dreesch eine so große Strecke mit der Egge ebnen, als ich etwa glaube den Winter hindurch mit Mist befahren zu können. Diese abgeegte Stelle lasse ich dann noch mit der Walze überziehen, um eine möglichst ebene Fläche zu erhalten. Ich halte das Walzen durchaus nothwendig um den Acker zu ebnen, denn da den Winter hindurch der Acker nicht anders als während des Frostwetters abgefahren werden kann, so würden die Pferde auf dem rauhen, unebnen und scharfen Acker zu sehr angestrengt und zu viel leiden, so wie überhaupt das Fahren mit den schwer beladenen Fudern dadurch zu sehr erschwert werden würde. Von nun an wird der Mist, wenn er 14 Tage oder drey Wochen auf dem Misthofe gelegen und vom Vieh durchgetreten worden, so wie Zeit und Witterung es erlauben, regelmäßig abgefahren. Um das Durchtreten des Misthaufens zu

fördern, habe ich bei mir die Einrichtung so: auf den beiden entgegen gesetzten Seiten der Dungstätte, sind zwey Brunnen, aus welchen das Wasser in die Tränk-Tröge geschafft wird. Diese Tröge stehen auf den Dunghaufen, folglich muß alles Vieh, so wie es aus dem Stall zur Tränke geht, über den Dunghaufen. Ist nun die Jahreszeit so weit heran gerückt, daß der Dünger nicht mehr untergebracht werden kann, so lasse ich ihn in gewöhnliche kleine Haufen vom Wagen ab hacken. Diese Haufen bleiben nun bis etwa Ausgangs März ungerührt liegen. So bald im Frühjahr kein starker Frost mehr zu fürchten ist, werden die Haufen aus einander gestreut. Auch habe ich es einmal versucht, einen Theil des Mistes gleich im Winter zu streuen, allein es erfolgte Frostwetter und Schnee. Der Schnee ging mit Regen weg und die Folge davon war, daß manches von dem Mist mit dem Regenwasser weggespült ward. Das abfließende, von dem Mist sehr braun gefärbte Wasser bestätigte es, wie sehr der Mist ausgelaugt war. Läßt man dagegen den Mist in den kleinen Haufen ruhig liegen, so hat man dies gar nicht zu fürchten. Man wird es auch sehr natürlich finden; wenn nemlich der Mist vom Wagen abgehackt wird, so hat er noch Feuchtigkeit in sich. Diese seine eigene Feuchtigkeit bewürkt es, daß die Haufen sich in sich selbst zusammen drücken; das Schnee- und Regenwasser kann also nun nicht in die Haufen einziehen,

sondern es läuft, wie vom Dach, herunter. Ich wenigstens, habe es nie bemerkt, daß die Haufen sollten ausgelaugt gewesen seyn, welches man, wenn dies der Fall seyn sollte, beim Aufthauen des Schnees sogleich müsse wahrnehmen können.

Ich lasse gewöhnlich im Herbst einen Theil meines Dreesch Schlages unaufgebrochen liegen, um ihn den Winter hindurch mit Mergel zu befahren *). Den Mergel lasse ich, sobald als irgend möglich ist, aus-

*) Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Bemerkung nicht zurück halten, die ich schon mehrer male von einsichtsvollen praktischen Wirthen gehört habe. Man hat es bisher als ein feststehendes Gesetz bei der Acker-Kultur angenommen: daß der Acker an Fruchtbarkeit gewinnt, wenn er vor dem Eintritt des Winters umgebracht und so in der rauhen Furche liegend, den Winter hindurch den Einflüssen der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird. Daher eilen auch unsre Landwirthe, wenn es die Witterung irgend gestatten will, die Streeckfurche sowohl, als auch den Dreesch, noch vor dem Winter herum zu bringen. Dagegen sind aber einige der Meinung: daß es besser für den Acker seyn soll, wenn die im Herbst umgebrachte Streeckfurche sogleich wieder glatt geegt, und der so geebnete Acker den Winter hindurch liegen bleibt. Sie berufen sich auf Erfahrungen, die sie gehabt haben wollen, daß das Sommergetreide, besonders der Hafer, nach dieser Behandlung ungemein viel besser gerathen soll, als wenn der Acker erst im Frühjahr geegt wird. Landwirthe,

einander streuen, dann über den Mergel den Mist in kleine Haufen fahren und dann mit einander unterbringen. Der Mist, der auf die umgeackerten Brache gefahren ward, bleibt, nachdem er im Frühjahr auseinander gestreut worden, so lange ruhig liegen, bis die Sommersaat bestellt ist, und die gewöhnliche Brachearbeit den Anfang nimmt. Dagegen bleibt aber der Dung, der in der Zeit gemacht wird, wenn ich mit der Bestellung der Sommersaat beschäftigt bin, bis

---

die hierüber Erfahrung haben, würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie die erhaltenen Resultate hierüber in diesen Annalen mittheilen wollten. Auch ist mir die Bemerkung nicht unbekannt, daß Gerste vorzüglich gerathen soll, wenn schon im Herbst die glatt geegte Streckfurche wieder gewendet worden, die Gerste also nur die dritte Furche, nemlich die Saatfurche im Frühjahr erhält. Freilich wird es hier darauf ankommen, wie früh oder wie spät der Winter eintritt, indem sich allerdings die Arbeiten im Herbst sehr häufen würden, da das Dreschen, sowohl zur Saat als zum Verkauf, den Ackerarbeiten Eintrag thut. Desto mehr sollten wir aber darauf denken, mit den Dreschmaschinen aufs Reine zu kommen und unsre Aecker von Steinen zu befreien, daß wir, wenigstens den größten Theil, sowohl der Winter- als Sommer-Saat exstirpiren könnten. Die Ansichten erfahrner Landwirthe über diesen Gegenstand, besonders wenn sie auf Erfahrungen gegründet sind, würden schätzbare Beiträge für unsre Annalen seyn. A. d. R.

zur vollendeten Saatbestellung liegen. Der Pferdemist hingegen wird, nicht nur zwischen dieser Zeit, sondern auch das ganze Jahr hindurch, so bald er in Gährung tritt, abgefahren, so, wie Zeit und Umstände es nur immer erlauben. Aber der Schaafmist bleibt, vom Herbst bis Johannis ungerührt im Stalle liegen.

Bei der hier erzählten Methode habe ich mich seit 20 Jahren sehr wohl befunden, denn nur dadurch, daß ich den noch nicht gegohrnen und nicht verkohlten Dünger auf den Acker schaffte, habe ich unglaublich an Düngermenge gewonnen. Ja! ich habe den Acker dadurch so in Kraft gebracht, daß ich in gewissen Fällen genöthigt bin, zur Vorfrucht solche Gewächse zu nehmen, die den Acker mehr auszehren, um dadurch das Lagern des Getreides zu verhindern. Dies ist besonders in den Jahren der Fall, wenn ich den Brachschlag bemergele, welches ich nicht alle Jahre bewerkstelligen kann, da ich nur auf einer, und zwar grade in der entlegensten Seite meiner Feldmark, Mergel habe. Noch in diesem letzten Sommer habe ich 5000 □Ruthen mit Raps besäet und zugleich eine beträchtliche Fläche mit Taback bepflanzt. Beide Gewächse, so wol Raps als Taback, sind auf den Mist gesäet und gepflanzt, der im Winter abgefahren ward. Der Raps steht in diesem Augenblick vortrefflich; der Taback hingegen schlug fehl, welches in diesem Jahre, der übermäßigen Nässe wegen, an den mehrsten Orten der Fall war.

Noch ist es nöthig zu bemerken, daß ich die hier erzählte Düngerwirthschaft nicht blos auf einem Gute eingeführt habe, sondern eben diese Methode, schon seit mehreren Jahren auch auf zwei andern von mir gepachteten Gütern auf völlig gleichem Fuß betrieben. Mehrere meiner Nachbarn überzeugten sich von der Zweckmäßigkeit dieser Verfahrungsart und machen es nun eben so, wie ich.

Dagegen habe ich aber auch andre Landwirthe gefunden, mit welchen ich mich über diese meine Methode unterhielt, die nicht mit mir gleicher Meinung waren. Ich will ihre Einwürfe, da sie im ersten Anblick von Bedeutung scheinen möchten, hier anführen, zugleich aber auch meine vieljährigen Erfahrungen darüber mittheilen, dann mag jeder prüfen und nach seiner Einsicht entscheiden. Sie behaupten nemlich:

1. Die kleinen Misthaufen, die so lange auf dem Acker liegen, verursachen Geilhaufen.

Diesem Einwurf kann ich nichts anders entgegen setzen, als daß ich ihnen sage: Komm und siehe! Die eigene Ansicht würde ihnen nemlich die Ueberzeugung geben, daß dies auf meinem Acker nie der Fall ist. Geilhaufen entstehen nur in schlecht stehendem Getreide, und das habe ich Gottlob! nicht, weil mein Acker in vollkommen gleichförmiger Kraft ist. Hier also spricht Erfahrung, der kompetenteste Richter!

2. Die Luft trocknet die Haufen so sehr aus, daß nachmals, wenn die Haufen bei trocknem Wetter aus einander gestreut werden, fast nichts als Stroh übrig geblieben ist. Es geht also eine große Menge von Dungkraft verlohren.

Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß dem Mist durch die Luft düngende Theile entzogen werden sollten. Vielmehr habe ich mehr als zu oft meine Beobachtungen darüber angestellt, daß der Mist, der um Johannis auf dem Acker liegt und nur den Tag vorher gestreut ward, an dem gleich darauf folgenden Tage von der Hitze so ausgedörrt war, daß er, wie trocknes Pulver auch nicht die mindeste Feuchtigkeit mehr enthielt. Von dieser Wahrnehmung kann sich jeder, an allen Orten überzeugen. In diesem Zustande muß er aber oft mehrere Wochen hindurch, in der strengsten Sonnenhitze liegen. Allein gesetzt auch, er würde würklich noch im feuchten Zustande untergehaakt, so ist er dadurch gegen das Austrocknen nur scheinbar gesichert. Der Haaken gräbt ihn keinesweges so in die Erde ein, daß er vollkommen bedeckt würde, sondern er schiebt ihn nur zwischen die Furchen. Da nun häufig zu der Zeit der Acker selbst so pulvrig und trocken wie Asche ist, so ist er, zwischen den Furchen eingeklemmt, keinesweges gegen das Austrocknen gesichert. — Dies

sind meine Ansichten hierüber. Wer aus Gründen und aus der Erfahrung mich eines Bessern belehren kann, von dem will ich dankbar jede zurechtweisende Berichtigung annehmen.

3. Der Dünger muß erst seine gehörige Gährung auf der Dungstätte überstanden haben, ehe er auf den Acker gebracht werden kann. Der lange, mit Stroh vermischte Dung, kann unmöglich den Pflanzen den Nahrungsstoff so mittheilen, als es der Dünger thut, der schon durch die Gährung in Fäulniß übergegangen ist.

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich dieser Meinung nicht bin. Nach meiner Theorie muß der Dünger durchaus gar keine Gährung anders, als im Acker erhalten. Die Gährung auf der Dungstelle halte ich für eine ganz widernatürliche Methode, wodurch wir uns unendlich schaden. Nach meiner Ueberzeugung muß die Dungstelle durchaus so angelegt werden, daß die Gährung gehemmt, nicht aber befördert wird. Ich will es versuchen, einen Beweis hierüber zu führen, dessen Bündigkeit jedem nach der Natur der Sache klar vor Augen liegen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Viertes Stück.
Den 23sten Januar 1817.

Beantwortung der S. 783. des dritten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfenen Frage: über die bessere Benutzung des Brachmistes.

(Beschluß.)

Man nehme eine beliebige Anzahl Fuder Dung, so wie er frisch aus dem Stalle geschafft wird. Allenfalls kann man Rindvieh Dünger wählen, der bekanntlich noch weit weniger in Gährung kommt, als der Pferde-Dünger. Um etwas Bestimmtes anzugeben, will ich annehmen: es sollen acht Fuder zu diesem Versuch bestimmt seyn. Diese acht Fuder fahre man in einem Haufen zusammen, und lasse diesen Haufen die drey Monate März, April und May ruhig liegen. Im Juny fahre man ihn aus einander, dann wird man sich handgreiflich überzeugen können, was man an Düngermasse verlohren hat. Sicher ist nicht die Hälfte übrig geblieben! — Und wie groß ist nun die Fläche, die man mit diesem abgegohrnen Dünger ab-

düngen kann? — Nicht halb so groß, als die, welche man mit einem Fuder langen, frisch aus dem Stalle gebrachten Dung hätte abdüngen können *).

Ich weiß es wol, daß man mir die Einwendung machen kann: Ein so kleinlicher Versuch könne nichts beweisen; die Erfahrung lehre es, daß ein so kleiner, von allen Seiten der Luft blos gestellter Haufen allerdings an Masse verliehren müsse. Aber ich frage dagegen wieder: Sind denn unsre Dungstädten, so, wie wir sie an den mehrsten Orten auf unsern Landgütern

*) Nach einer nähern Bestätigung, die mir über diese Behauptung — die manchem Unkundigen auffallend scheinen möchte, — von der Güte des Herrn Verf. zugegangen, ist es, als Resultat seiner vieljährigen Erfahrungen ausgemacht: daß man mit zwey Fudern langen frischen Mist so weit reichen kann, als mit acht durch Gährung bis auf vier Fuder zusammengeschmolzenen kurzen Dung. Würde man aber die Mistmiethe während der warmen Monate noch länger stehen lassen, so würde der Vortheil des frischen Dungs noch überwiegender.

Alles was der Herr Verf. durch seine eigenen Erfahrungen über diese Materie so überzeugend vorträgt, das ist gleichstimmend mit dem, was der trefliche Schmalz im 3ten Bande seiner Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft hierüber ebenfalls mittheilt. Beide Männer sprechen aus eigner Erfahrung; die eine ist also eine Bestätigung der andern. A. d. R.

finden, weniger der Luft ausgesetzt? Ich wollte wol sagen: oft noch weit mehr, denn gewöhnlich liegen sie auf einer völlig ebenen Fläche, wo sie der Zugluft noch weit mehr ausgesetzt sind, als im freien offenen Felde. Der Mist wird hier schichtweise über einander gebreitet; das auf dem Hofe zerstreut herum liegende Stroh wird sorgfältig zusammen geharkt, so, daß sich nun der Wirth berechtigt hält, zu behaupten: auf diese meine Dungstätte ist nichts auszusetzen! — Aber wodurch wird er nun geschützt, daß er nicht in Gährung tritt? Dies soll dadurch erhalten werden, daß das Vieh ihn festtritt. Geschieht dies aber? — In der Regel gar nicht! Es soll dies eigentlich dann geschehen, wenn das Vieh zur Tränke getrieben wird; aber man sehe nur die Miststätten auf den mehrsten Höfen. Entweder das Vieh kommt überall nicht auf den Misthaufen, oder wenn es auch würklich herüber geht, so geschieht es auf die Art, wie es den Thieren in der Natur ist: sie gehen, eins hinter dem andern her und machen sich Steige, die sie sich durch das Treten ebnen und instinktmäßig immer beibehalten. Könnte man nur die Fuder zählen, die auf einen solchen Dunghaufen herauf gebracht werden, ich wollte die größte Wette darauf eingehen, daß sich hier beym Abfahren eben das minus finden würde, wie bei den Miethen.

Was aber die Mistmiethen für Dung verzehren, wie groß also der Verlust an Dünger bei denselben ist,

davon kann ich zu meinem Schaden aus eigner Erfahrung sprechen. Vor acht Jahren hatte ich einen Brachschlag, der sehr weit vom Hofe entfernt war. Ich ließ etwa eine halbe Last Aussaat ungehakten Dreesch eggen und walzen, den ich mit Dung befuhr, in der Hoffnung, daß noch vor der Hand kein strenger Frost eintreten würde. Allein ich hatte mich verrechnet; der Winter trat früh mit aller Strenge ein. Dies Frostwetter dauerte den ganzen Winter hindurch fort, ohne daß es mit offener Witterung abwechselte. Da also unter solchen Umständen kein Acker mehr geegt und gewalzt werden konnte und es mir durchaus unmöglich war, mit meiner gewöhnlichen Anspannung den Sommer hindurch den erforderlichen Mist nach dieser entlegenen Gegend hin zu schaffen, so muste ich mich entschließen, eine Mistmiethe anzulegen. Sie ward, nach der gewöhnlichen Art in der Form eines länglichten Vierecks aufgesetzt, nur an den beiden kürzesten Seiten etwas niedriger, um bequem auf- und abfahren zu können. In diese Miethe ließ ich Dung von Pferden und vom Rindvieh, der vier Wochen auf dem Hofe gelegen hatte, schichtweise über einander breiten. Neunzig starke Fuder wurden in diese Miethe gebracht. Ich hoffte immer auf Thauwetter, um den Mist, ehe er in Gährung treten würde, noch vor der Saatzeit schnell aus einander zu fahren, denn da der Acker rund um die Miethe herum lag, so konnte diese

Arbeit schnell genug in einigen Tagen mit ein Paar Gespann beschafft werden. Aber der Winter dauerte fort und als nun endlich Thauwetter einfiel, ward der Acker so tief, daß er kein Fuhrwerk tragen konnte. Nun trat die Saatzeit ein, die sich ebenfalls so lange weg zögerte, daß an das Auseinanderfahren meiner Miethe gar nicht gedacht werden konnte; sie muste also bis nach vollendeter Saatzeit ruhig stehen. In dieser ganzen Zeitperiode, da die Miethe auf dem Acker stand, beobachtete ich sie mit der größten Aufmerksamkeit, um den Zeitpunkt genau wahrzunehmen, wann der Mist in Gährung treten würde. Mit dem Ausgange des Januar Monats war sie aufs Feld gebracht. Von dieser Zeit an bis zur Mitte des Märzes war gar keine Veränderung zu spüren. Um diese Zeit fiel Thauwetter ein, mit welchem der oben auf liegende Schnee wegschmelzte. Nun trat auch die Gährung ein, die sich in ein Paar Tagen so schnell und so stark entwickelte, daß sich eine große Dampfsäule hoch in die Luft empor hob. Nach Verlauf von acht Tagen mäßigte sich die Hitze und der Dampf hörte allmählig auf. Die Miethe ward immer niedriger, so, daß sie beym Auseinanderfahren von sieben Fuß Höhe bis auf drittehalb Fuß zusammen gesunken war. Mein erstes Geschäft war nun, die Miethe auseinander zu fahren. Die Fuhrwerke sollten oben nach der Miethe hinauf fahren, um den Mist bequemer aufladen zu

können, aber das war nicht praktikabel. Pferde und Wagen blieben darinn stecken. Der Mist war so zergangen, daß er mit dem Spaten abgestochen und aufgeladen werden muste. Meine Arbeiter, die beym Aufladen beschäftigt waren, konnten sich über den schönen speckichten Mist nicht genug wundern und freuen.— „Das ist mal herrlicher Mist," — hieß es, „der ist wie „Butter; auf dem Mist wird mal Korn wachsen! „Wie nimmt sich dieser gegen den aus, der hier neben „an liegt, der im Winter in kleine Haufen gefahren „ward; der sieht aus wie Stroh!" — Auch muß ich es wol gestehen, daß jeder, der hierüber keine Erfahrung hat, bey der äußern Ansicht den Leuten Recht geben muste *).

Von diesen neunzig großen Fudern, die ich in dieser vielversprechenden Miethe zusammen gefahren hatte, erhielt ich — 33, schreibe drei und dreißig, und zwar nur sehr mittelmäßige Fuder wieder!

---

*) Eben diese Erfahrung habe auch ich in meiner vormaligen kleinen Wirthschaft gemacht. Ich hatte Acker auf dem Stadtfelde gepachtet, der mir sehr entfernt lag. Im Frühjahr wurden mir daher die Mistfuhren zum Gerstacker, der mit Klee bestellt werden sollte, zu lastend. Ich ließ also im Winter beim Frostwetter 84 Fuder in eine Miethe zusammen fahren. Anfangs May fuhr ich die Miethe auseinander; sie enthielt nun nur noch 38 Fuder. — A. d. R.

Mit diesen 33 Fudern düngte ich nicht so viel ab, als ich mit 20 Fudern von dem Mist abgedüngt hatte, der im Frühjahr gestreut war. Meine Erwartung war nun natürlich aufs höchste gespannt, welche Wirkungen diese verschiedenen Mistarten auf die kommende Fruchtfolge äußern würden. Da beide neben und bei einander auf völlig gleichförmigen Acker untergebracht waren, so muste, wenn sich ein Unterschied ergeben sollte, dieser leicht in die Augen fallen. Aber zu meiner großen Verwunderung war auf beiden Mistarten auch nicht die mindeste Auszeichnung zu bemerken, so wenig in den drei Kornsaaten, als im nachfolgenden Klee. Alle diese Früchte blieben sich ohne Unterschied völlig gleich.

Natürlich muß doch nun wol die Frage entstehen: Da sich die ganze Düngermasse so außerordentlich vermindert hat, wo ist nun all der übrige Düngerstoff geblieben? Nach meiner Ansicht weiß ich mir diese Erscheinung nicht anders als so zu erklären: daß die düngenden Stoffe theils durch die Hitze ausgedunstet, zum Theil auch wol gar würklich durch die Hitze verbrannt sind. So wie ich mir nemlich die Sache vorstelle, — wenn ich hierinn irren sollte, so werden Wirthe, die mit den Lehren der Chemie vertrauter sind, als ich es mir anmaßen darf, mich freundlich zurecht weisen, — so muß jede Hitze, nach dem größern oder geringern Grad ihrer Stärke, auch

Feuerstoff enthalten. Man erlaube mir, dies auf meine Art durch ein Beispiel zu erläutern. Sollte es nicht passen, so nehme ich gern Belehrung an.

Man nehme eine willkührliche Parthey Holz; z. B. einen Faden. Bringe diesen in den Zustand, daß er gänzlich in Fäulniß übergeht, so wird man eine ziemliche Portion Holzerde erhalten, die Dungstoffe enthält. Man lasse aber eben diese Menge Holz durch Feuer verzehrt werden, so bleibt ein Rückstand an Asche übrig, die gleichfalls düngt. Aber wie geringe ist diese Quantität Asche gegen die ungleich größere Menge Holzerde! — Sollte dieser Vergleich sich auch nicht wenigstens einigermaßen, bei der Vergleichung mit dem verkohlten und langen Mist in Anwendung bringen lassen? Ich wiederhohle es noch einmal: Es ist dies blos eine Idee, die mir bey dieser Gelegenheit einfiel; sollte ein kundiger Chemiker es der Mühe werth finden, mich darüber eines Bessern belehren zu wollen, so würde ich es ihm sehr danken.

Auch wollen einige behaupten: der kurze Dung sey dem Sandboden zuträglicher, als der lange Mist. Auch dies glaube ich nicht, und auch hier kann ich mich auf den klaren Augenschein berufen. Man beobachte nur den mit kurzem Dünger gedüngten Sandboden. Noch nach drey bis vier Jahren kann man sehr häufig diesen Dünger, in ganzen unverwes'ten Stücken im

Sandboden, auch an Bergen, wo der Mergel zu Tage liegt, aus der Erde heraus gehaakt, vorfinden *).

In den ersten Jahren meiner Wirthschaft ließ ich meinen Pferdemist mit dem Kuhdünger vermischen. Ich glaubte nemlich, dem Beispiel unsrer vorzüglichsten Oekonomen, die nicht nur Kuh- und Pferdedünger durch einander bringen sondern auch sogar den Schaafdünger noch hinzu thun, folgen zu müssen. Allein der Misthof taugte nicht; er war zu hoch; auch ward kein Vieh auf demselben getränkt, konnte also nicht fest getreten werden. Der Mist blieb daher schlecht, war theils verschimmelt, theils verkohlt. In der Folge legte ich mir ein kleines Gestüt zu, so, daß ich gewöhnlich an sechzig Pferde zu ernähren hatte. Nun war es schon weitläuftiger und kostspieliger, wenn ich diesen langen Pferdemist mit dem Rindviehdünger hätte zusammen bringen wollen, ich machte daher zuerst ein Jahr den Versuch, und ließ meinen Pferdemist im Winter abfahren. Als dies gut ging, gerieth ich auf die sehr natürliche Idee: „warum sollte dies auch „nicht mit dem Rindviehdünger eben so gut gehen?“ — Ich machte daher auch dies Experiment zuerst im Kleinen; ging nach und nach weiter, bis ich endlich diese

*) Auch davon habe ich auf meinem vormaligen Sandboden oft wiederhohlte Erfahrungen gehabt.

A. d. R.

Methode allgemein und im Großen ausübte. Bisher hat es mich auch noch nie gereut, vielmehr muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nie, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen den geringsten Nachtheil davon verspürt oder einen nachtheiligen Unterschied zwischen dem im Winter aufs Feld gebrachten Dung im Vergleich mit dem im Sommer aufgefahrnen, bemerkt hätte. Für mich finde ich es vielmehr von unaussprechlichem Nutzen, daß ich mir auf diese Art die Sommer-Arbeit um vieles zu erleichtern, meine Gespanne und Mistauflader dagegen im Sommer mit nützlichern Arbeiten zu beschäftigen im Stande bin; denn was hat man im Winter, — Holz- und Kornfuhren ausgenommen, — für die kornverschlingenden Pferde sonderliches zu thun, womit sie ihr theures Futter verdienen könnten? —

Damit ich mir aber keine Vorwürfe der Partheylichkeit zuziehe, so will ich auch ehrlich und offenherzig die Unbequemlichkeiten nicht verschweigen, die hiemit verknüpft sind. Diese sind folgende:

1. Der lange Mist setzt sich beim Pflügen, (denn den Haaken habe ich ganz bei Seite gesetzt und brauche jetzt lauter Pflüge) *) so wol in der Dreesch- als

*) Wenn es doch dem einsichtsvollen Herrn Verfasser gefällig seyn möchte, uns die Gründe mitzutheilen, die ihn bewogen haben, den Pflug gegen den Haken zu vertauschen! Sie würden gewiß lehrreich seyn.
A. d. R.

der Wendfurche oft vor dem Pflugmesser und hebt den Pflugbaum in die Höhe, wodurch die Arbeit etwas verzögert wird. Beim Unterhaaken hingegen kann dies nicht eintreten.

2. Der Graswuchs erhält unter dem Mist, der im März auf die Brachfurche ausgestreut ist, eine stärkere Vegetation. Es ist also dieser Acker, nachdem er gehaakt worden, etwas schwerer zu bestellen, besonders auch aus der Ursache, weil beim Eggen im Herbst viele Rasen in ihre vorige Lage zurück gebracht werden.

3. Die Schaafweide wird dadurch sehr geschmälert, denn auf dem mit Dung bestreuten Acker setzen sie kein Maul an; wenigstens thun dies die Meinigen nicht. Es würden daher die Schäfer, die bis Johannis keine andre Weide, als die Brache haben, sich schlecht dabei stehen. Den Gänsen schmeckt dies fette Gras aber desto besser.

4. Beim Abhakken des Dungs muß man sehr vorsichtig seyn, denn da der Mist nicht sogleich gestreut wird, so kann er leicht zu dick auf den Acker gebracht werden. Es ist daher besser, ihn lieber etwas dünner zu fahren, weil man nachmals noch immer etwas Dung, da wo es nöthig ist, zwischen fahren kann.

Geschrieben im Januar 1817.

A.

Schema zu einem Kontract, um die Milch einem Holländer nach Kannenzahl zu verpachten *).

Die Eimer werden nach einer gestempelten Kanne abgemessen und mit kleinen messingnen Nägeln, davon zwei einander gegenüber eingeschlagen werden, bezeichnet. Auch kann man noch zu mehrerer Sicherheit, damit gar kein Unterschleif oder eine Veränderung mit den Eimern vorgenommen wird, es sich vorbehalten, diese so oft nachzumessen, als es dem Verpächter beliebt,

*) Man vergleiche hiemit S. 785 des dritten Jahrgangs dieser Neuen Annalen. — Dem Herrn Einsender wird es gewiß mancher meiner Landesleute Dank wissen, daß er meinem Bitten um die Mittheilung eines Holländer Kontrakts, so wie er in Holstein an den Orten, wo es bereits eingeführt ist, die Milch nach Kannenzahl zu verpachten, ohngefähr abgefaßt wird, bereitwillig entgegen kam. Vor etwa 4 oder 6 Jahren verpachtete im (alten) Preußischen Vorpommern ein dortiger angesehener Kavalier gleichfalls seine Holländerey auf diesen Fuß. Es ist mir aber nicht bekannt geworden, ob diese Verpachtungsmethode sich erhalten hat. Ich werde nicht verfehlen, Nachrichten darüber einzuziehen und mitzutheilen. Sollte vielleicht in Mecklenburg schon der Versuch gemacht seyn, so bitte ich, die Resultate nicht zurück zu halten. So viel ich die Sache einzusehen vermag, müssen beide Theile dabei gewinnen. A. d. R.

weil nicht allein die kleinen Nägel leicht höher geschlagen werden können, sondern auch die Eimer durch Einsetzung eines breiteren Stabes leicht größer zu machen sind, wenn auch die Nägel an ihrer Stelle bleiben. Man thut wohl, alle Eimer von gleicher Größe abzumessen, etwa zu 16 oder 18 Kannen, weil durch eine verschiedene Größe derselben leicht Irrungen entstehen. Außerdem bezeichnet und mißt man einen kleinen Eimer ab, worin eine jede Kanne leicht gemessen werden kann, um darin die Milch zu messen, welche keinen ganzen Eimer voll ausmacht. Ein solcher Eimer kann zu 4 bis 6 Kannen abgepaßt werden. Die Milch wird jedes mal sogleich so wie sie gemolken worden, im Beisein beider Kontrahenten, oder der dazu beorderten Leute, gemessen, und in Kontrabüchern notirt, wovon eins der Verpächter, das andere der Pächter behält.

Die Leute, welche zum Melken der dem Holländer angewiesenen Kühe erforderlich sind, muß derselbe lediglich auf seine eignen Kosten halten, und zwar so viele, daß jeder nicht mehr als höchstens 18 Kühe zu melken hat, auch muß er lauter tüchtige Leute dazu schicken, die das Melken gehörig verrichten, und dafür sorgen, daß die Kühe spätstens zwei Stunden auf der Nägel, oder auf dem Platz, wo gemolken wird, bleiben dürfen. Der Pächter verpflichtet sich insbesondere dahin zu sehen, daß die Kühe jedes mal alle, und rein ausgemolken werden. Sollte aber Verpächter bei ei-

ner Untersuchung, die derselbe sich, so oft es ihn beliebt, selbst, oder durch jemand anders vorzunehmen, vorbehält, finden, daß es nicht geschehen wäre, so ist Pächter das erste Mal in eine Strafe von 1 Rthlr. und bei wiederholten Fällen jedesmal in die doppelte Strafe verfallen, die er das letzte Mal bezahlt hat, und hat diese sofort ohne alle Weigerung an den Verpächter baar zu bezahlen.

Pächter bezahlt für die Milch, die er vom 1sten Septbr. bis 10ten Novbr. incl. erhält à Kanne 1½ ßl. und für die ganze übrige Zeit des Jahres 1¼ ßl. für jede Kanne Milch. Für die Kälber die ihm geliefert werden, bezahlt er à Stück 20 ßl.

Sollte Verpächter alle, oder einen Theil der Kühe im Sommer mit grünem Futter im Stalle füttern wollen, so bezahlt Pächter auch für die, von diesen Kühen gemolkene Milch dasselbe, und bleibt die Bestimmung des Kontrakts in allen Stücken, auch in diesem Falle, für beide Theile verbindlich.

Was die Weide und Fütterung der Kühe betrifft, so behält sich Verpächter die Bestimmung der Art und Weise einseitig vor, doch verspricht derselbe, den melkenden Kühen im Winter keine safrigen Gewächse zu geben, als Kartoffeln, Kohl, Rüben oder sonstige, weil dadurch die Qualität der Milch zu sehr verschlechtert wird. Sollte indessen Verpächter es für sich passend

finden, die Melk-Kühe damit zu füttern, so bezahlt Pächter sodann Einen Schilling für jede Kanne.

Haushaltungskühe bekömmt der Pächter gar nicht, weil dies sehr leicht Gelegenheit zu Streit geben würde, doch soll dem Pächter dafür fünf Procent von dem ganzen Ertrage der Holländerey zu gute kommen, die er bei Bezahluug des letzten Termins vergütet erhält.

Zur Feurung erhält der Holländer das Nöthige an Holz, Torf oder Busch, welches nach den Local-Verhältnissen eines jeden Gutes zu bestimmen ist.

An Deputat, auf 20 Kühe 2 Tonnen Rocken und 2 Tonnen Gerste und auf 60 bis 100 Kühe freie Weide für 2 Pferde, und zur Winterfütterung nothdürftiges Heu und ½ Last Haber für selbige, wofür er denn auch alle seine Produkte nnd Feurung selbst transportiren, auch die Mühlenfuhren für den Hof mit verrichten muß.

Im Fall einer eintretenden Viehseuche bezahlt der Pächter für die Milch des kranken Viehes, wenn sie noch zum Schweinefutter zu gebrauchen ist, die Hälfte, sonst gar nichts dafür; ist aber schuldig, das Vieh so lange melken zu lassen als es Verpächter für gut findet. Pächter bekömmt auch dann keine Vergütung, wenn er aus dieser Ursache auch gar keine Milch erhält.

Außerdem sind alle übrigen, im Holländerkontrakt sonst noch gewöhnlichen Bestimmungen auch hierauf anwendbar.

Ein hollsteinscher Landwirth.

Nachschrift.

Um dem Holländer seinen möglichen Verlust bey sehr niedrigen Butterpreisen zu sichern, könnte der Verpächter allenfalls die Butter, in so weit sie zur Zahlung der Termine hinreicht, wieder zu einem gewissen Preis annehmen, und da man im Sommer in der hiesigen Gegend aus dem Rahm von 6 Kannen Milch ein Pfund Butter macht, so müßte der Holländer sodann, für die Zeit im Sommer, wenn er 1½ ßl. pr. Kanne bezahlt, 9 ßl. dafür vom Verpächter erhalten. Im Winter, da man die Milch viel besser ausrahmen lassen kann, ehe sie sauer wird, gebraucht man nur etwa fünf Kannen zu ein Pfund Butter, die der Verpächter dann zu 6 ßl. annehmen müste. Auf diese Art wären die Holländer wol am leichtesten dazu zu vermögen, da sie sonst jede Neuerung sehr scheuen.

Derselbe.

Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

Fünftes Stück.

Den 30sten Januar 1817.

Auszug eines Schreibens des Herrn Postraths Franck in Malchin an den Professor Karsten zu Rostock über verschiedene landwirthschaftliche Gegenstände.

... Ich habe Ihnen schon früher gesagt, mit welchem großen Behagen ich die Annalen lese. Auch noch jetzt ist es mir allemal ein Festtag, wenn sie ankommen, weil ich so manchen Gegenstand darin finde, der schon früher meine Aufmerksamkeit erregt hat.

Besonders angenehm ist es mir, daß die Grundsätze des Herrn Dreves in seiner Ackerkultur geprüft werden. Meine Ansichten und Erfahrungen weichen in so manchen Stücken von den seinigen ab. Vorzüglich anstößig ist mir unter andern seine Behauptung gewesen: daß der Dung so lange auf dem Acker liegen müsse, bis er ganz durchgewachsen sey. Ich kann der Idee nicht

entsagen, daß viel Geistiges verwittert, wenn der Dung zu lange auf dem Acker liegt. Ich lasse daher meinen Dung gleich am nemlichen Tage, wenn er gestreuet ist, höchstens am andern Tage, unterhaken, und habe bis jetzt noch immer guten Erfolg davon gesehen. In der Regel aber ist mein Dung aber nie frisch, sondern hat immer mehrere Monate in der Miete gelegen, ehe er auf dem Acker ausgebreitet wird. — Recht gerne habe ich es daher gesehen, daß auch dieser Gegenstand wieder den Herrn Dreves in den Annalen zur Sprache gebracht ist.

Im 23sten Stück der Annalen fand ich eine Anfrage, ob die weiße englische Kochwicke in Mecklenburg schon im Gebrauch sey und wie sie sich im Ertrage gegen graue Wicken und Erbsen verhalte?

Vor einigen Jahren erhielte ich von einem Freunde in Pommern einige Schfl. weiße Wicken zur Saat, die sehr milde sind; aber ob sie ursprünglich in England zu Hause gehören und ob man sie kochen kann, das weiß ich nicht, weil ich nie auf den Gedanken gekommen bin, einen solchen Versuch damit zu machen. Vielleicht sind sie Ihnen bekannt. Ich schließe daher eine kleine Probe davon bei. Urtheilen Sie, ob es die zur Frage stehende Wicke ist oder nicht. — Meine weiße Wicke hat die Vorzüge, daß sie sich sehr rein hält, und fast lauter gesunde Körner giebt, daß sie ungleich früher als die graue Wicke reift, welches mir den gro-

ßen Vortheil gewährt, daß ich meinen Acker desto früher zur Wintersaat präpariren kann, und daß die Pferde sie sehr gerne fressen, wogegen sie die grauen Wicken gerne zurück stoßen. Aber im Ertrage kann ich die weißen Wicken nicht loben. Im Jahr 1814 gaben diese das 6te Korn, die schwarzen hingegen 13⅓ Korn und die Erbsen 7½ Korn. — Vom Jahr 1815 die weißen Wicken 4⅓ Korn, die grauen 9⅔ und die Erbsen 5½. — Sie ist also im Ertrage ungleich schlechter als die graue Wicke, und auch schlechter als Erbsen. — Indessen muß ich auch bemerken, daß ich die weiße Wicke bis jetzt nur auf leichten Boden gesäet habe. Dies Jahr habe ich ihr strengen Boden gegeben, und die Zeit wird lehren, wie ergiebig sie hier ist. Zeichnet sie sich dieses Jahr, da sie strengen Boden vorzüglich lieben soll, nicht besonders aus; so schaffe ich sie ab, da sie im Ertrage zu sehr zurückzieht.

Ad vocem Wicke fällt mir ein, daß neulich Jemand in den Annalen bemerkte, daß die Wicke immer einen guten Boden verlange. Ich muß bekennen, daß ich die graue Wicke bisher grade für diejenige Kornart gehalten habe, die am allerwenigsten delicat ist. Ich säe sie in nasse, tiefe und kalte Gründe und auch auf leichte magere Anhöhen, überhaupt nur da wo ich kein anderes Korn zu säen getraue, und dennoch habe ich an Wicken noch nie einen eigentlichen Mißwachs gehabt. Ich habe von meinen Wicken gedroschen, im Jahr 1812

das 9te Korn, im J. 1813 baute ich $9\frac{1}{4}$. im J. 1814 — erndtete ich $10\frac{7}{9}$. i. J. 1815 — betrug der Einschnitt $6\frac{3}{5}$. Dies ist doch kein Mißwachs? — und in den beyden letzten Jahren würde ich noch höher gekommen seyn, wenn die weißen Wicken, welche ich mit den andern im Durchschnitt berechnete, nicht so sehr zurückgezogen hätten. —

Seit einiger Zeit ist in den Annalen verschiedentlich darüber gesprochen, wie nachtheilig es sey, wenn der Acker mehrere Jahre hinter einander Halm = Korn tragen müsse, und die Engländer scheinen zu glauben, daß man in solchen Fällen nach einigen Jahren gar kein Korn mehr bauen könne. Besser ist besser, und ich bin selbst überzeugt, daß der Ertrag sehr vermehrt wird, wenn man jährlich zwischen Halm- und anderen Früchten wechseln kann. Aber so sehr arg, als es häufig geschildert wird, ist es mit mehrern Halmfrüchten hinter einander doch auch nicht, wenn der Acker an sich nur gut und gehörig unter Dung ist. Sonst müßten wir auf unserem Stadtfelde wenig oder gar nichts bauen. Hier ist keine Braache, nicht einmal eine gehörige Schlagordnung, und jeder genießt die Freiheit, seinen Acker zu benutzen wie er will; aber Korn tragen muß der Acker ohne Unterlaß alljährlich. Ich habe meinen Acker sämmtlich in 4 Theile abgetheilt, und so trägt er das 1ste Jahr Pahlkorn, Kartoffeln und Tabak. Letztern lasse ich deshalb pflanzen, weil ich

sonst zu viel Pahlkorn bekomme, und weil ich weiter keine Umstände davon habe, wenn der Acker bestellt ist. Ein Tabaksplanteur bezahlt mir a 100 Q. Ruthen mit Einschluß der Bestellung 10 Rthlr. NZwdr., wobei ich mich besser zu befinden glaube, als wenn ich Pahlkorn säe. Das 2te Jahr Weitzen und Rocken, das 3te Jahr Gerste und Hafer und das 4te Jahr Rocken und Hafer. Zum Pahlkorn oder zu der darauf folgenden Wintersaat wird gedüngt, im Durchschnitt auf 15 Q. R. ein gutes vierspänniges Fuder. Bey dieser Ordnung kommen wenigstens 3 Jahre hinter einander Halmfrüchte. Dies wird Manchem sehr gefährlich scheinen. Ich habe aber in den letzten Saaten nie einen besondern Ausfall gefunden, im Gegentheil baue ich jährlich eben so viel, und zuweilen noch mehr, als die benachbarten Koppelfelder. Ich füge Ihnen hier ein Verzeichniß von dem Ertrage meines vorigjährigen Einschnitts bei. Daraus werden Sie sehen, daß ich im Durchschnitt von allen Kornarten 8¼ Korn gedroschen habe, ungeachtet mein sämmtlicher Weitzen und der größte Theil des Hafers so platt nieder lag, als wenn er gewalzt wäre. *)

---

*) Ertrag vom Einschnitt 1815.

Rocken von — 63 Schfl. 2½ Vtl. — sind gedroschen — 429 Schfl. 2 Vtl. — macht 6¾ Körner.

Waitzen von — 26 Schfl. 1 Vtl. — sind gedroschen — 179 Schfl. 3 Vtl. — macht — 6⅘ Körner.

Mehr wie diesen Ertrag kann man von Acker, der lle Jahre tragen muß, doch wohl nicht verlangen? — Zu oft gedüngt wird er gewiß auch nicht, da ich nur mit Mühe alle 4 Jahre herum kommen kann. Aber einen besondern Segen muß unser Acker in sich haben, sonst könnten unsere Ackersleute gar nichts bauen. Sie säen viele Jahre lang, ohne jemals zu wechseln, hintereinander Halmkorn, und der entfernte Acker wird zuweilen in eines Menschen Alter nicht gedüngt. Zur Abwechselung werden zuweilen noch Wicken gesäet, die als Düngung dienen (NB. sie werden aber nicht grün abgemähet und untergehakt, sondern müssen gehörig reif werden) nachhin muß der Acker wieder tragen was man ihm giebt. — In dieser Benutzung der Wicken findet sich ein neuer Beweis, wie wenig Nahrung diese zu ihrem Fortkommen bedürfen.

Beinahe möchte ich sagen, daß man mit unserm Acker machen kann, was man will; aber so viel habe

---

Gerste von — 29 Schfl. 1 Vtl. — sind gedroschen — 279 Schfl. 1 Vtl. — macht — $9\frac{1}{2}$ Körner.
Hafer von — 102 Schfl. $2\frac{1}{2}$ Vtl. — sind gedroschen — 1009 Schfl. $3\frac{1}{2}$ Vtl. — macht — $9\frac{6}{7}$ Körner.
Erbsen von — 24 Schfl. 3 Vtl. — sind gedroschen — 137 Schfl. — macht — $5\frac{1}{2}$ Körner.
Wicken von — 5 Schfl. 3 Vtl. — sind gedroschen — 37 Schfl. $3\frac{1}{2}$ Vtl. — macht — $6\frac{3}{5}$ Körner.

Im Ganzen von 252 Schfl. 1 Vtl. — sind gedroschen — 2073 Schfl. 1 Vtl. — macht — $8\frac{1}{4}$ Körner.

ich bemerkt, daß nach der Gerste der Rocken nie recht gerathen will. Ich werde es daher von jetzt an auch immer mehr vermeiden, Rocken nach Gerste zu säen. Besser gedeihet der Hafer nach der Gerste.

Vor einiger Zeit schrieb ich Ihnen mal, daß ich einen Versuch machen würde, ob die trockne Gärberlohe auf Wiesen von Nutzen sey. Ich habe daher noch im Winter eine Strecke in der Wiese mit Lohe bestreuen lassen. Anfänglich im Frühjahr schien diese Stelle eher und besser zu grünen, als die übrige Wiese; aber jetzt ist kein Unterschied mehr darin zu finden. Ich glaube, der Nutzen, den die Lohe gebracht hat, besteht bloß darin, daß die damit bedeckte Stelle besser gegen die Kälte geschützt ist. Eigentliche Dungkraft hat die Lohe wohl nicht. —

Ich bin bis jetzt mit meiner Wintersaat zufrieden, und obwohl sich einige dünne Stellen finden, so kann ich sie doch im Ganzen nicht schlecht nennen; aber übrigens klagt man hier und auch auf den benachbarten Gütern sehr. Besonders der späte Weitzen ist so sehr zurück geblieben, daß man an manchen Oertern schon anfängt, ihn wieder umzuhaken. Leider ist das Wetter auch immerfort von der Beschaffenheit, daß die schwache Saat sich nicht erholen kann ꝛc.

Malchin d. 22. Mai 1816.

L. F. Frank.

Nachschrift des Redacteurs.

Es sey mir erlaubt, diesem Schreiben einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Möchten doch auch recht viele von unsern größern Wirthen ihre Erfahrungen so bestimmt mittheilen, als der würdige Herr Verfasser des obigen Schreibens; wie manche fruchtbare Resultate würden sich aus solchen gegen einander gestellten Erfahrungen herleiten lassen!

Die Frage: ob der Dung gleich untergearbeitet werden muß, oder ob es besser ist, ihn so lange auf dem Acker liegen zu lassen, bis er durchwächst? scheint sich ihrer Entscheidung zu nähern. Das, was unser treflicher Landsmann im 3ten Stück dieses Jahrganges dieser Annalen uns aus seinen Erfahrungen darüber mitgetheilt hat, spricht wenigstens sehr für das Letzte. Diese seine Behauptungen erhalten uoch mehr Gewicht durch die Erfahrungen, die uns Herr Schmalz mittheilt. Dieser will es nicht zugestehen, daß geistige Theile des Düngers verdunsten sollen, vielmehr glaubt er, daß der Erdboden diese Theile absorbire, mithin durch diesen Proceß eine noch größere Fruchtbarkeit bewürkt würde, und seine Erfahrungen scheinen auch diese Theorie sehr zu begünstigen. Man kann freilich dagegen einwenden: daß diese Ausdünstungen sich unsern Sinnen fühlbar genug vergegenwärtigen, indem auf einem solchen Acker, wo der Mist, besonders in den

warmen Sommertagen mehrere Tage ausgebreitet gelegen, die ganze Atmosphäre mit einem stechenden Geruch angefüllt ist. Dies sind allerdings Theile des Düngers, aber daraus können wir noch nicht schließen, daß sie verlohren gehen. Wir sind noch zu wenig mit dem Einfluß der Luft bekannt; vielleicht werden diese flüchtigen Theile in der atmosphärischen Luft durch einen, uns noch ganz unbekannten Prozeß in den Zustand gesetzt, daß sie als fruchtbarer Niederschlag dem Erdboden wieder mitgetheilt werden. Die Erfahrungen scheinen wenigstens für diese Vermuthung zu sprechen. Sehr viele Beobachtungen, bei welchen die Beschaffenheit des Bodens, des Düngers und insonderheit auch die eingetretene Witterung in Betrachtung gezogen werden muß, können allein hierüber etwas Bestimmtes entscheiden.

Die unrichtig so genannte Kochwicke, auch eben so unrichtig Provenzer Linse genannt, ist Pisum Ochrus. Ich habe sie vormals auch im Kleinen angebaut und ich glaube immer, daß sie eines größern Anbaues nicht unwerth ist. Auf schwerem, so wie auf tiefen und naßkalten Boden gedeiht sie wohl nicht. Sie scheint mit leichterem Boden vorlieb zu nehmen, als unsre gewöhnliche Erbse. Als Kaufwaare möchte sie sich wohl nicht empfehlen, wenigstens müßte sie erst bei uns bekannter werden. Zur häuslichen Konsumtion hingegen halte ich sie wohl so gut, wie unsre Erbsen.

Sie giebt, besonders für den, der Hülsenfrüchte liebt, ein sehr gutes Gemüse. Sie hat nicht den strengen Geschmack der Erbsen, der Manchen unangenehm ist. An den Orten, wo es eine eingeführte Gewohnheit ist, Erbsen mit Rocken vermischt zum Brodkorn zu nehmen, möchten diese Wicken wohl vorzüglicher zu nutzen seyn. Daß sie zum Futter und zur Mastung nicht eben so gut und wohl noch besser als die Erbsen, und gewiß noch besser als unsre grauen Wicken genutzt werden könnte, leidet wohl kein Bedenken. Da auch das Stroh ein eben so gutes Futter giebt, als Erbsen- und Wickstroh, so möchte es wohl der Mühe lohnen, durch mehrere Versuche auf verschiedenen Bodenarten die vortheilhafteste Kultur derselben auszumitteln.

Daß unsre graue Wicke auch auf schlechtem Sandboden, wenn er nur gut gedüngt ist, sehr gut geräth, davon habe ich vieljährige Erfahrungen. Ich habe allemal nach solchen gedüngten Wicken sehr guten Rocken geerndtet. Bei mir steht diese Wicke in sehr großem Kredit. Wäre ich ein bedeutender Landwirth, ich würde einen großen Theil meiner Braache dreist mit Wicken bestellen und zur Heuwerbung nutzen. Welch ein Gewinn an Futter, woran es uns an den mehrsten Orten doch gar zu sehr fehlt.

Daß Herr Postrath Franck auf dem dortigen Boden, bei der sorgfältigen Bearbeitung und bei der reichlichen Düngung, die Er anwendet, immer sehr

gute Erndten hat, wenn gleich Halmfrüchte nach Halmfrüchten folgen, das wird gewiß keiner bezweifeln und kein Mißtrauen in seine Angaben setzen. Aber nach seinem eignem Geständnisse ist auch der Boden um Malchin von der Art, daß selbst das Land Gosen in Mecklenburg, nämlich die Teterower Gegend und der Klützer Ort, in mancher Hinsicht derselben nachstehen muß. Baut man doch, wie Herr Schwerz uns versichert in einigen Gegenden von Braband zwey, drey, ja, — den Winterraps mitgerechnet — wohl vier Wintersaaten hinter einander.*) Allein, ob bei einer regelmäßigern Fruchtfolge auch selbst der von Gott in so hohem Grade gesegnete Malchinsche Boden nicht mehr thun würde? das wäre doch wohl der Mühe werth, durch Versuche, wenn sie sich anders dort anwenden lassen, zur Entscheidung zu bringen. Eigentlich sollte doch wohl auf Stadtfeldern und in Bauerwirthschaften am leichtesten eine regelmäßige Fruchtfolge eingeführt werden können.

Daß die rohe Gärberlohe, wenn sie nicht zur Fäulniß gebracht ist, — am besten durch Mischung mit Kalk und durch öfteres Begießen mit Mist-

*) Anleitung zur Kenntniß der Belgischen Landwirthschaft von J. N. Schwerz. Halle. 1807. 8. 1. Bd.

jauche, — keine Dungkraft hat, vielmehr unter Umständen so gar dem Graswuchs schädlich ist, das glaube ich wohl. Manche Gärtner belegen ja die Gänge mit Lohe, um den Graswuchs zu tilgen. Indessen wird es doch interessant seyn, von dem Herrn Postrath die fernern Folgen dieses Versuches zu erfahren.

Beantwortung der, im 29sten Stück des 3ten Jahrgangs dieser Annalen geschehenen Anfrage: Ist es wahr, daß Gerste, die auf gemergeltem Boden gewachsen ist, schwächeres Bier giebt?

Seit 12 Jahren habe ich gemergelt. Auch würde ich auf meinem Boden schlechthin gar keine Gerste, ohne zu mergeln, bauen können. Erbsen eben so wenig.

In meiner Haushaltung will man nichts davon wissen, daß gemergelte Gerste schwächeres Bier geben sollte, als die nicht gemergelte. Es könnte indessen wohl möglich seyn, daß bisher bei mir auf diesen Unterschied nicht geachtet worden, ob gleich meine Frau noch zu dem alten deutschen Schlage gehört.

Aber eine anderweitige Erfahrung, die ich in dieser Hinsicht gemacht habe, theile ich dem geehrten Anfrager, gerne mit.

In Meyenburg, einer kleinen Stadt, im Preußischen belegen, wohnt ein Kaufmann Namens Hermes; dieser Mann hat eine ziemliche Brauerei und Brennerei.

Bekanntlich ist im Preußischen die Malz-Accise beträchtlich; wenn ich nicht irre, wird für den großen Scheffel Malz 28 ßl. Preuß. Cour. an Accise bezahlt; man muß also doch wohl glauben, daß die Männer, die dort dies Geschäft treiben, sich bemühen werden, die beste Gerste, die sie habhaft werden können, auszuwählen.

Gedachter Herr Hermes kauft alle Jahre sehr gern meine Gerste, und bezahlt mir 2 auch wohl 4 ßl. mehr für den Scheffel, als jedem andern, der ungemergelte Gerste hat. Ich bin auch überzeugt, daß er mir, wenn ich es verlangen wollte, ein schriftliches Zeugniß darüber ausstellen würde.

Es wird nicht überflüssig seyn, auch noch folgenden Umstand zu bemerken: In meiner Gegend ist ein Pächter, der ein großer Mergelfeind ist, und mir daher schon im prophetischen Geiste die Warnung ertheilte: ich würde mich ausmergeln. Dieser Mann ist ein genauer Freund des Herrn Hermes, und da er ihn häufig besucht, so hat er sich oft viele Mühe gegeben, dem Herrn Hermes das Mergelkorn verdächtig zu machen. Dieser lacht ihn aber aus, und kauft fortwährend meine Gerste.

Diese Thatsache könnte daher wohl zu dem Schluß berechtigen: daß Gerste, die auf gemergeltem Boden gebaut worden, zum Bierbrauen sowohl als zum Branntweinbrennen sich besser eignen müsse, als solche Gerste, die auf ungemergeltem Boden gewachsen ist.

Indessen können die Brauer in der Güstrowschen und Rostockschen Gegend in andrer Hinsicht Recht haben, wenn sie über gemergelte Gerste klagen, und zwar, wie es mir scheint, aus folgenden Gründen:

Jeder Boden, der schon von Natur Gerstboden ist, wird, wenn er gemergelt worden, gewöhnlich Lager-Gerste geben. Dies ist nun in diesen nassen Jahren wohl häufig der Fall gewesen. Schon meine Gerste hatte sich zum Theil häufig gelagert, da doch, wovon sich jeder überzeugen kann, mein Boden nichts weniger als natürlicher Gerstboden ist. Nur durch Fleiß und Anstrengung ist er dahin gebracht, daß er mir Gerste trägt.

Diese Klagen sind also wohl eigentlich nur daher entstanden, daß diese Gerste, über welche man sich beklagt, sich zu früh gelagert hatte, mithin viele unvollkommene, oder so genannte Schmacht-Körner darin befindlich waren.

Bei mir fällt alles Getreide, das auf gemergeltem Acker gebaut worden, ungleich schwerer ins Gewicht, als das ungemergelte. In der Regel wiegt der große

Scheffel vom ersten an 4 bis 8 Pf. mehr, als Letzteres. Meine Erbsen, die auf gemergeltem Boden gebaut werden, zeichnen sich dadurch aus, daß sie in einer Stunde mürbe und zu Brey werden, sie werden daher sehr gesucht. Auch die Brenner kaufen gerne meinen Rocken, und die Bäcker meinen Weitzen.

Mich dünkt, es ließe sich hieraus die Folge herleiten, daß alle Wirthe, die solchen Boden besitzen, der schon von Natur guter und eigentlicher Gerstacker ist, sich, wenn sie diesen Boden mergeln, mehr Schaden als Nutzen stiften. Sie bringen ihren Acker dahin, daß ihr Getreide, wenn irgend fruchtbare Witterung eintritt, sich lagern muß, sie bauen gewaltig viel Stroh, aber wenig Körner. Herr Dreves will dem Unterhaken des frischen Düngers die Schuld des Lagerns zuschreiben; ich bin aber der Meinung, daß der Grund des vielen Lagerkorns darin liegt, daß unser Acker stellenweise zu fett wird. Selbst auf meinem von Natur so dürftigen Boden, auf welchem bei meinem Herzuge kaum ergiebiger bunter Hafer wachsen wollte, finden sich Stellen, die sich jetzt schon so außerordentlich durch Fruchtbarkeit auszeichnen, daß ich diese, wenn ein solcher Schlag wieder in die Reihe des Korn-Tragens kommt, nicht bedüngen darf. Nach meiner Ansicht können also solche Felder, die schon in natürlicher Fruchtbarkeit sich befinden, leicht, und früher wie andre, mit zu vieler Fruchtbarkeit überladen werden.

Einer meiner Nachbarn erzählte mir auch kürzlich folgendes: Er habe mit einem großen Brauermeister im Lauenburgischen über diesen Gegenstand gesprochen. Dieser habe ihm versichert: daß die Gerste, die auf gemergeltem Boden gewachsen wäre, mehr und besseres Bier gäbe, als die, welche auf ungemergeltem Acker gewachsen, nur müsse man die Vorsicht nicht unterlassen, daß die auf gemergeltem Boden gewachsene Gerste von der andern abgesondert würde; auch müßte sie für sich allein gemülzet werden, denn die gemergelte Gerste treibe die Malzkörner nicht so schnell hervor, als die ungemergelte; jene bedürfe hiezu wenigstens 24 Stunden längere Zeit, als Letztere.

Hoffentlich wird dieses den geehrten Herrn Anfrager so lange, bis andere uns bessere Aufschlüsse hierüber mittheilen werden, genügen.

Carbow, im Monat Januar 1817.

Schröder.

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Sechstes Stück.

Den 6ten Februar 1817.

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die S. 689 u. f. des zweiten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landes-Oekonomie-Rath Vollbrügge auf kleinen Niendorff mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand.

Herr Vollbrügge scheint in dem angeführten Aufsatz, dem man Umsicht und gründliche Kenntniß von dem Innern unsrer Bauerwirthschaften nicht absprechen kann, dennoch gegen Separationen, mit Wechselwirthschaft verbunden, fast zu große Bedenklichkeiten zu äussern. Er gesteht das Vortheilhafte der Separationen im Ganzen genommen ein, er findet aber, um sie allgemein anwendlich zu machen, zu viele Hindernisse, und daher entscheidet er dahin: daß zwar einige Feldmarken, da, wo es die Ortsverhält-

nisse erlauben, mit augenscheinlichem Nutzen separirt werden könnten, da hingehen, wo die Lage und Verschiedenheit des Bodens eine solche Absonderung nicht thunlich machte, — welches nach seiner Ansicht wohl die allermehrsten seyn würden, — da müßte die Kommunion ungestöhrt bleiben.

In einer Angelegenheit, die so sehr das Wohl unsers guten Vaterlandes betrifft, in welcher, so vieles dafür und dagegen gesagt werden kann, ist allerdings die höchste Vorsicht und Behutsamkeit nicht genug zu empfehlen. Um so mehr verdient Herr Bollbrügge Dank, daß er durch seine dargelegten Gründe, wenn sie gleich manchem zu ängstlich aufgesucht scheinen mögen, die Veranlassung gegeben hat, diesen Gegenstand aus allen möglichen Gesichtspunkten aufzufassen, um sodann, nachdem er von mehreren der Sache kundigen Männern reiflicher erwogen worden, desto sicherer entscheiden zu können.

Nicht also, um als Gegner gegen Herrn Bollbrügge aufzutreten, sondern bloß um meine Ansichten über diesen Gegenstand den besser Unterrichteten ebenfalls zur Prüfung vorzulegen, bitte ich, nicht nur den Herrn Bollbrügge, sondern auch jeden unterrichteten und unpartheiischen Leser, Nachstehendes ohne alle persönliche Rücksicht zu beurtheilen. Nur dadurch, und durch bescheidenen

Widerstand beider Partheien muß die Wahrheit in ihrem hellen Glanze hervor gehen.

Vielleicht verdienen meine gegenwärtigen Ueberzeugungen schon aus der Ursache einige Aufmerksamkeit, da ich vormals, — welches ich hiemit unverhohlen bekennne, — ein erklärter Gegner aller Separationen auf Bauerfeldern war. Ich habe diese meine Meinung selbst in diesen Annalen hie und da geäussert, und den Behauptungen des Herrn Redakteurs, — dem man das Verdienst nicht absprechen kann, daß er laut und dringend schon längst diese Angelegenheit, vorzüglich in mehreren unsrer Kalender, in der Monatsschrift von und für Mecklenburg, und a. a. O. verfochten, und wohl ohne Streit die erste Veranlassung gegeben hat, daß man derselben in Mecklenburg einer ernsten Aufmerksamkeit gewürdigt, — grade zu widersprochen. Um so mehr wünschte ich, daß meine neuen Ansichten hierüber die Aufmerksamkeit erregen möchten, die ein Gegenstand, der für mein Vaterland von so unabsehbar wohlthätigen Folgen werden muß, verdient.

Als ich im Frühjahr des abgewichenen Jahres, von der Allerhöchsten Großherzoglichen Kammer Allergnädigst aufgefordert, meine vormalige Beschäftigung, nemlich geometrische Vermessungen, wieder zur Hand nahm, wurden mir zu diesem Endzweck neun verschiedene Feldmarken zugetheilt. Eine derselben war

war schon seit verschiedenen Jahren separirt und ausser Kommunion. Hier ward nur eine kleine Veränderung in dem Aussenacker, der noch in Kommunion lag, vorgenommen, das Uebrige blieb unverändert. Eine andre dieser Feldmarken ist noch in Kommunion geblieben, die sieben übrigen hingegen sind und werden ganz separirt.

Dies Geschäft gab mir die glückliche Veranlassung, mich näher mit den Wünschen und Ideen der hohen Großherzoglichen Kammer bekannt zu machen. Da ich nun an so manchen, in Hinsicht ihrer örtlichen Verhältnisse ganz verschiedenen Orten Gelegenheit hatte, an Ort und Stelle völlig vorurtheilsfrei die Sache von allen Seiten zu überlegen, und das für und wider gegen einander auszugleichen, so war es die natürliche Folge, daß meine bisherigen Urtheile, so wie die Ansichten, die ich bisher gehabt hatte, nicht bloß modifizirt, sondern auch sehr berichtigt werden mußten.

Ehe ich mich ausführlicher über diesen Gegenstand erkläre, sey es mir erlaubt, im allgemeinen nachstehende Frage aufzustellen:

Kann eine separirte Feldmark leichter und besser kultivirt werden, als eine solche, die in Kommunion liegt?

Nach meiner Ueberzeugung muß die Beantwortung

dieser Frage nicht anders als bejahend ausfallen, denn es kommen hier gar zu viele Umstände in Betrachtung, die für die Separation sprechen. Sie sind bekannt genug und es wäre eine unnütze Widerhohlung, wodurch ich unterrichtete Leser nur ermüden würde, wenn ich sie hier weitläuftig aufzählen wollte. Fast alle ökonomische Schriftsteller von Gewicht sind hierüber einig und insonderheit hat der Herr Redakteur dieser Annalen dies in Anwendung auf Mecklenburg oft und laut genug gesagt. Ich will nur auf ein Paar Gegenstände aufmerksam machen, die insonderheit für Mecklenburg beachtet zu werden verdienen, da ich das Innre unsrer Bauerwirthschaften und die Denkungsart unsers Bauern ziemlich genau kenne.

Die schlechte Bewirthschaftung unsrer Kommunion Gehöfte, liegt, wie gesagt, zum großen Theil mit in der Denkungsart unsers Bauern. Er rechnet blos auf die Dauer seines Kontrakts. Mißtrauisch, wie er ist, hütet er sich wohl, in die Augen fallende Verbesserungen zu machen. Er fürchtet, nach Ablauf seiner Kontrakts-Jahre, wenn er sein Grundstück ansehnlich verbessert hat, eine, in eben dem Verhältniß ansehnliche Erhöhung der Pacht, oder wohl gar von einem andern verdrängt zu werden. Um also nicht für einen Fremden zu arbeiten, bleibt er bei seinem gewöhnlichen Schlendrian, und — so ganz Unrecht hat er wohl nicht! —

Im Grunde kann unser Bauer es nicht gut dulden, daß einer seiner Mitgenossen in seiner Wirthschaft besser fortkommt, wie er. Wo er es nur kann, legt er dem, der sich durch besseres Fortstreben auszeichnet, Hindernisse in den Weg. Unter vielen Beispielen dieser Art, die ich so oft vielfach beobachtet habe, will ich nur ein einziges anführen.

Auf mein vielfältiges Zureden disponirte ich endlich einen jungen, fleißigen Bauer dahin: daß er Mergel auf seinen Acker fuhr. Sein Schwiegervater, zugleich der Schulze des Dorfs, untersagte es ihm, unter dem Vorwand: Er mache ihm Wege über seinen Acker. Das Mergeln hatte also nun ein Ende. Als die Paar Fuder Mergel, die der junge Mann aufgefahren hatte, gestreut waren, kam ein heftiger Gewitterregen und ein großer Theil dieses Mergels ward mit dem abfließenden Regenwasser über den Acker des Schulzen geschwemmt. Dies Schulzen-Stück ward in eben dem Herbst mit Rocken besäet, der sich nachmals gegen den übrigen sichtlich auszeichnete und fast noch schöner stand, als der Rocken auf dem gemergelten Acker des jungen Bauern. Die Menschen hatten nun die klare Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit des Mergels vor Augen, aber deshalb ruht der Mergel doch noch heut und diesen Tag bey ihnen! —

Beispiele der Art ließen sich noch in zahlloser Menge anführen, wenn es nützte und frommte. Es

geht wenigstens aus diesem einzigen schon so viel hervor: daß eine ganz andre Kultur auf unsern Bauerfeldern entstehen müßte, wenn jeder sein abgesondertes Grundstück für sich allein hätte, auf welchem er allein Herr ist, wo ihm also kein Andrer Hindernisse in den Weg legen kann. Dies ist auch längst von allen Sachverständigen zugestanden, und es ist daher fast zu bewundern, daß nicht alle Feldmarken, große, mittlere und kleine längst separirt wurden.

Ob die Schwierigkeiten, die sich hier in den Weg legen denn würklich so unüberwindlich sind, daß sie gar nicht beseitigt werden können? Das verdient doch wohl eine genauere Prüfung. Ich will mein Glaubensbekenntniß hierüber offen und unverhohlen ablegen. Wer sich dazu berufen fühlt, der prüfe es und widerlege mich, wenn ich Unrecht habe. Gern will ich, so fest auch meine Ueberzeugung jetzt ist, bessere Belehrung annehmen.

Ich will zuerst den leichtesten Fall annehmen, nemlich: wenn eine Feldmark nur von wenigen Bauern bewohnt wird. Hier kann einer Separation durchaus gar nichts im Wege stehen. Es müßte denn ein höchstseltener Fall einmal eine Ausnahme machen.

Soll dagegen eine Feldmark, die von einer größern Menge Gehöftsbewohner bebaut wird, separirt wer-

den, so ist freilich eine solche Aufgabe schon intrikater. Wären z. B. zehn und mehrere Bauern vorhanden, so können sich hier manche Schwierigkeiten anhäufen, die im ersten Anblick abschreckend scheinen; aber wenn man nur die Sache gehörig und von allen Seiten überlegt, so werden sie selten unüberwindlich seyn. Ich will mich darüber näher erklären.

Es kann wohl der Fall eintreten, daß bei einer größern Menge von Gehöftsbewohnern, nach der örtlichen Lage der Feldmark vielleicht nur zehn, vielleicht nur acht Bauern ihre richtige Parcele erhalten können, wenn man nicht das Ganze verderben und unrichtige Abschnitte heraus bringen will, und vielleicht bleiben nun noch sechs oder acht übrig, die keine regelmäßige Parcele erhalten können, so muß man sich anderweitig zu helfen wissen:

Man schneide nemlich für so viele Hauswirthe Parcelen ab, als es auf eine geschickte Art angehen kann, doch so, daß diese, die gleichsam als der Stamm bleiben sollen, ihre Wohnungen auf den alten Hofstellen behalten. Alle die Figuren hingegen, die sehr abwärts liegen oder fatale Abschnitte geben, oder sonstige Hindernisse verursachen, schneide man unbedenklich weg, und vertheile sie unter die sechs oder acht übrigen Hauswirthe nach dem Verhältniß der örtlichen Lage dieser Ackerstücke.

Auf diese Art behält man den Zweck der Allerhöch-

sten Großherzoglichen Kammer immer am richtigsten vor Augen. Dies hohe Kollegium hat nemlich bei diesem ganzen Plan den, für Mecklenburg in so hohem Grade wohlthätigen Zweck: daß das Land möglichst bevölkert, unser Grund und Boden fortwährend in steigende Kultur versetzt und der Geist des geringen Mannes immer mehr und mehr aufgehellt und zum bessern Nachdenken über das, für die Menschheit so unentbehrliche Gewerbe, das er betreibt, geleitet werden soll. Es ist daher Pflicht eines jeden Staatsbürgers, den Amt und Beruf dazu auffordert, diese weisen Absichten aus allen Kräften zu unterstützen. Je mehr unser geringe Landmann zur Kenntniß seines eigenen Besten geführt wird, je vernünftiger die Begriffe sind, die man ihm über seine eigene Lage beibringt, desto mehr wird Fleiß und vernünftig angestrengte Thätigkeit in ihm erwachen und unser gutes Vaterland wird die heilsamen und gesegneten Folgen davon in Fülle genießen!

Man verzeihe mir diese Abirrung, die aus wohlmeinenden Herzen floß! Ich kehre wieder zu meinen Vorschlägen zurück.

Auf diese Art können nun, auch in den größern Dorfschaften, manche Parcelen abgeschnitten werden, auf welchen sich sogenannte Kossaten oder Ochsen-Bauern ansiedeln können. Ich will dies durch ein Beispiel zu erläutern suchen:

In der Dorfschaft Y. wohnen 16 Hauswirthe. Von diesen können nur 10 im Orte bleiben, es sind also noch 6 übrig, die versorgt werden sollen. Von der Feldmark sind zwey Winkel abgeschnitten; der eine hält 30,000 der andre 60,000 Quadrat-Ruthen an Flächen-Inhalt. Man vertheilt diese zu 3 und 3 oder auch zu 4 und 2 Parcelen unter eben so viel neue Besitzer. Sollte einer oder der andre dieser Antheile noch zu groß ausfallen, so können noch eine oder ein Paar Büdner-Stellen angelegt werden. Doch muß man immer das Augenmerk darauf richten, daß alle diese Parcelen gleich groß werden. Die Bewohner, die von ihrem vormaligen Gehöfte auf diese neuen Ansiedlungen verpflanzt werden, brechen bloß ihr Haus ab und richten es auf ihrer neuen Anpflanzung wieder auf. Die Scheune mit den übrigen Stallgebäuden werden auf Abbruch verkauft, und ich wollte wohl behaupten, daß der daraus erhobene Ertrag die Kosten der Umbauung der Wohnhäuser reichlich decken würde. Man vergesse nemlich nicht, daß alle diese Leute nur Kossaten werden sollen, die ihren Acker mit Ochsen, vielleicht wohl gar mit Kühen bestellen. Die Erfahrung hat es uns nemlich schon längst gezeigt, daß der Ochsenbauer in seinem Fortkommen ungleich bessere Fortschritte macht, als der Pferdebauer. Die Hauptveranlassung dazu liegt in den Extradiensten. Blos der Extradienste wegen muß der Bauer zwei Pferde und einen Dienst-

boten mehr halten, als er nöthig hätte, wenn er vom Extradienst frei wäre. Ein Aufwand, der schon ganz beträchtlich seinen jährlichen Ausgabe-Etat erhöht. Dazu kommt noch der Umstand, daß in eben der Zeit, wenn der Pferdebauer mit seinen Pferden im Extradienst im Lande herum zieht, der Ochsenbauer ruhig und gemüthlich mit seinen Ochsen alle Wege und Graben aushütet, überdies seine Ochsen zweimal umsetzen kann, während der andre seine Pferde nur einmal umsetzt.

Zuweilen kann bei einer solchen Separation auch wohl der Fall eintreten, daß durch das Abgeben eines unbequemen Abschnitts an den nächsten Nachbar, eine richtigere Ausgleichung getroffen werden kann; sey dieser Nachbar eine Dorf-Feldmark oder ein Hof. Kurz! alle mögliche einzelne Fälle vorher bestimmen wollen, ehe man sich die Figur der Feldmark gehörig einstudirt hat, das ist unmöglich. Hat der Revisor nur Gewandheit, ein umsichtiges Auge und lebendige Vorstellung von seiner Karte in Vergleichung mit der vorliegenden Natur, so werden sich auch oft die schwierigsten Fälle beseitigen lassen. Der Revisor ist hier, — wenn es erlaubt ist, kleine Gegenstände mit erhabenen zu vergleichen, — was der kommandirende General auf dem Schlachtfelde ist. Der anrückende Feind verdirbt ihm oft die schönste, lange vorher mühsam durchdachte Disposition. Er muß also Gegenwart des

Geistes genug haben, mit schneller Fassungskraft eine andre wählen zu können. So ists auch hier. In der Natur ists nicht immer so, wie auf der Karte. Diese muß allerdings zuerst den Hauptentwurf bilden. Stellen sich nachmals örtliche Hindernisse dar, worüber die Karte nicht Auskunft geben konnte, so muß der Revisor zeigen, daß er sein Handwerk versteht.

Bei der Anlage von Kossaten-Stellen sehe man aber vor allen Dingen dahin, daß den Leuten nicht zu wenig Land zugetheilt wird. Sind die Stellen zu klein, so können sie nicht davon leben. Sie müssen grade so viel Land besitzen, daß sie hinreichende Arbeit haben; auch nicht mehr. Ein Mittelding zwischen beiden taugt überall nicht. Kann ein Kossat, Büdner, oder was man ihm für einen Namen geben will, nicht ganz von seinem Grundstücke leben und überdies die Abgaben erübrigen, so ist er weit elender daran, als unsre alten Büdner. Diese brauchten sich nicht um ihre Viehweide nicht um ihren Ackerbau zu bekümmern. Sie warteteten ihr Handwerk ab oder gingen auf Tagelohn, und befanden sich in der Regel dabei ganz gut. *)

Sollte nun das hier Gesagte hinreichend seyn, nicht nur die großen Vortheile einer Separation, sondern

*) Man vergleiche hiemit den Aufsatz des Herrn Amtmanns Michelsen, S. 718 des dritten Jahrgangs dieser Annalen.

sondern auch die Leichtigkeit, mit welcher sie, selbst in schwierig scheinenden Fällen, zur Ausführung gebracht werden kann, völlig ins Licht zu setzen, so muß Alles separirt werden. Der Vorschlag: hie und da zu separiren, das übrige in Kommunion zu lassen, hat meinen Beifall durchaus nicht. Man separire entweder Alles oder gar nichts.

Vielleicht könnte man einwenden: Wenn nun die Feldmark nichts als ein großes Sandfeld ist, was soll man da separiren? — Dann helfe man sich dadurch: daß man alle Bauern zu Ochsenbauern macht. Nach meiner festen Ueberzeugung würde die Hohe Großherzogliche Kammer dabei viel gewinnen, wenn man bedenkt, wie viele Familien auf diese Art angesiedelt werden könnten. Grade dadurch würden sich so manche Gegenden, deren wir im Lande noch genug haben, die jetzt den Reisenden anekeln, in reizende Fluren verwandeln. Wir haben solche Feldmarken noch genug, wo die Anzahl der dort wohnenden Familien bis aufs Doppelte und Dreifache vermehrt werden könnte, wenn die jetzigen Bewohner so separirt würden, daß man die ganze Feldmark für Ochsenbauern eintheilte. Die dazu nöthigen Baumaterialien würden, wenigstens zum großen Theil, von den nun überflüssig gewordenen Scheunen und Stallgebäuden genommen werden können.

Eine partielle Separation scheint mir grade so, als wenn man die halbe Dorfschaft vom Hofdienst befreien, die andre Hälfte hingegen in ihrem bisherigen Zustande lassen wollte. Die vom Hofedienst befreiten würden in den Fortschritten ihres Wohlstandes ihre übrigen Nachbaren, die sich noch mit dem Dienst plagen müßten, bald hinter sich zurück lassen. Eben so würden die separirten Dorfbewohner die übrigen, die nicht separirt sind, im Wohlstande zuvor eilen.

Unsre vorzüglichsten staatswirthschaftlichen Schriftsteller haben längst darauf aufmerksam gemacht, und die tägliche Erfahrung, die beste Lehrmeisterin, lehrt es uns ja überzeugend genug, daß der Besitzer eines Grundstücks, auf welchem er allein Herr ist, wo er nach seiner besten Einsicht und nach der freiesten Wahl disponiren und wirthschaften kann, wie er will, gewiß keine Anstrengungen scheuen wird, sein Grundstück immer mehr empor zu bringen. Kommt nun noch das hinzu, daß er eben dies Grundstück als sein Eigenthum betrachten kann, so wird er selbst auch dann, wenn seine Aufopferungen auch ihm selbst nicht mehr zu Gute kommen sollten, doch gewiß bei dem Gedanken: Du arbeitest für Deine Kinder und Nachkommen, gern manche Anstrengung übernehmen, die er gewiß gescheut haben würde, wenn die Aussicht: ob sein Pachtkontrakt verlängert werden wird ihm ungewiß wohl gar zweifelhaft bleibt.

Wahrlich! dies liegt so tief, so unvertilgbar in der Natur des Menschen, daß es zu bewundern ist, warum man nicht längst diese Rücksichten geltend gemacht hat.

Man mache mir doch nicht den Einwurf, mit welchem man so gern das hier Gesagte entkräften will: „Der Bauer ist noch viel zu dumm und hängt zu „sehr an seinem alten Schlendrian; es würde also „doch nie etwas Kluges aus seiner Wirthschaft „heraus kommen." — Diesem widerspricht schon jetzt die Erfahrung. Der Bauer weiß sehr wohl auf das zu achten, wovon er den Nutzen vor Augen sieht. Ich freue mich, daß ich dies mit einem sprechenden Beispiele beweisen kann. Als ich im abgewichenen Sommer auf der Feldmark Kleinen, Amts Schwerin, jedem Bewohner seinen Antheil abgesondert und am Mittage dies Geschäft beendigt hatte, so erschienen an eben dem Nachmittage die Mergelkarren und Mergelwagen aller Gehöfts-Besitzer. Alles war beim Mergeln in lebendiger Thätigkeit. Ein Beweis, daß der Bauer wohl aufmerksam ist, wenn er sich überzeugt, daß seine Anstrengung ihm Nutzen bringt. Ist auch hie und da noch ein Stumpfkopf oder ein Faullenzer, der hinter seinen Nachbarn zurück bleibt, — wie dies ja unter Vornehmen so gut, wie unter Geringen der Fall seyn soll! — so ist dies kein Unglück. Das bessere Beispiel seiner Mitgenossen

wird ihn nach und nach aufschrecken, oder wenn dies auch nicht seyn sollte, so bleibt er ja nicht ewig auf der Stelle; sein Nachfolger wird gewiß schon klüger geworden seyn, und so wird die bessere Kultur sich schon allgemeiner verbreiten. Jetzt ist aber der Fall grade umgekehrt. Der schlechtere legt dem Bessern Hindernisse in den Weg, mithin wird die Aufmunterung zur bessern Kultur, so lange die verderblichen Kommunionen bleiben, erstickt, da sie dagegen durch die Separation gefördert wird. Dies sollte man doch ja beherzigen! —

Um aber unsern geringen Landmann an bessere Kultur-Methoden, vorzüglich an einen vernünftigen Fruchtwechsel, an Stallfütterung, Mergeln u. s. f. zu gewöhnen, dazu hat man ebenfalls Mittel genug in Händen. Vorausgesetzt, daß der Ingenieur, der das Geschäft der Separation und Parcelirung betreibt, zugleich Oekonom ist, — wie dies in einem solchen Geschäfte wohl eigentlich verlangt werden müßte, — so würde er schon während der Regulirung die Leute mit der Hauptsache, wie sie künftig ihre Wirthschaft einrichten müßten, bekannt machen können, und nach vollendetem Geschäft müßte er eine schriftliche Instruction hinterlassen, um dem Gedächtnisse der Leute zu Hülfe zu kommen, und nach der Verschiedenartigkeit des Bodens und sonstiger Ortsverhältnisse das nähere Detail genauer zu bestimmen. Sollte ein solcher Plan auch nicht so gleich im Anfange pünktlich erfüllt werden, so thut dies nichts. Es kommt gewiß die Zeit, daß, sey es nun durch das bessere Beispiel eines seiner Nachbarn, oder eines nahen Pachthofes, oder sonst auf irgend eine Art dem Bauer die Augen geöfnet werden, dann wird er es bald lernen, was besser oder schlechter ist und wohl nachahmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Siebentes Stück.

Den 13ten Februar 1817.

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die S. 689 u. f. des zweiten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landes-Oekonomie-Rath Vollbrügge auf kleinen Niendorff mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand.

(Fortsetzung.)

Für allen Dingen suche man es unsern kleinen Hauswirthen doch begreiflich zu machen, wie unglaublich ein vernünftig eingeleiteter Fruchtwechsel auf Erhöhung der Fruchtbarkeit unserer Felder wirkt, und wie höchst verderblich es ist, drei- ja wol viermal Halmkorn hinter Halmkorn zu säen. Man suche ihn allmählig dahin zu gewöhnen, seine Saaten mit Klee, Wicken, Erbsen u. s. f. abzuwechseln. Hat er sich von dem Nutzen einer solchen Methode nur erst überzeugt, so kommt er gewiß auch bald weiter. So wie er in der

bessern Kultur fortschreitet, so wird es zuverlässig nicht fehlen, daß er nicht nach und nach sich von selbst von dem großen Nutzen und von der Anwendlichkeit der Stallfütterung überzeugen sollte, und ich möchte alles darauf wetten, daß unser Bauer, wenn man ihm auf die hier vorgeschlagene Art nur den Weg unvermerkt vorzeichnet, mit Wechselwirthschaft und Stallfütterung ganz von selbst früher in Ordnung kommen wird, als unsre größern Gutsbesitzer und Pachthöfe. Dies ist auch sehr natürlich. Der größere Landwirth muß sich auf sein Gesinde verlassen, über dessen Schlechtigkeit und immer größer werdende Verdorbenheit immer lautere Klagen erschallen. Der Bauer hingegen kann selbst Hand anlegen, selbst seinen Leuten, die oft noch dazu seine eignen Kinder sind, vorarbeiten; kann alle Ecken und Winkeln selbst durchstöbern, — und braucht sich nicht auf nachläßige Aufseher zu verlassen. Das ist ein großer Unterschied! Unsre größern Oekonomen, oder doch gewiß der größte Theil von ihnen, sind recht gut davon überzeugt, wie vortheilhaft es ist, mit Getreidesaaten und Klee oder Hülsenfrüchten abzuwechseln. Sie wissen es gewiß recht gut, daß selbst solcher Acker, der von Natur keinen Klee, Erbsen oder Wicken fortbringen würde, schon allein durch Mergel dahin gebracht werden kann, daß er dies alles mit machen muß, mithin unsre Fütterung, woran es uns noch so sehr fehlt, ansehnlich dabey gewinnen würde. Gewiß, es

wäre unerklärlich, warum unsre einsichtsvollen Oekonomen noch immer in dieser Hauptverbesserung unsrer Kultur zurück bleiben, wenn diese Hindernisse nicht überwiegend wären.

Doch, ich kehre zu meinen fernerweitigen Vorschlägen zurück.

Als eine Hauptursache, weswegen man das Separations-Geschäft von einer so ängstlichen Seite ansieht, muß auch wol diese gelten: man glaubt nemlich, daß der Fleck, den der Feldmarksbewohner inne hat, um keinen Preis in der Welt verrückt werden muß. Dies ist eine unnütze, übertriebene und durchaus schädliche Aengstlichkeit. Man setze ihn ganz dreist und ohne Komplimente dahin, wo sich ein passende Stelle für ihn findet.

Auch Herr Vollbrügge, — so sehr ich gewiß seine anderweitigen Ansichten ehre, — scheint mir würklich hierinn zu bedenklich zu seyn. Nach seiner Darstellung müste man freilich furchtsam werden, und fast sollte man glauben, es ginge mit dem Separiren gar nicht. Freilich, wenn wir darauf bestehen wollen, daß jeder Hauswirth mit seinen Gebäuden ungestöhrt auf der Parcele liegen bleiben soll, wo er liegt, daß er alle seine Grundstücke in einem Abschnitt haben soll, und dennoch mit seinem Acker an Quantität und Qualität gleich gestellt werden soll, so hat Herr Vollbrügge vollkommen Recht. Denn wenn ich z. B.

den Fall annehme, — welcher wol der gewöhnlichste seyn wird: — Die Wiesen liegen alle auf einer Seite der Feldmark; nun soll die Eintheilung so gemacht werden, daß der neue Besitzer das ganze Grundstück, Acker und Wiesen, alles in einem Abschnitt erhält. Wenn man sich an eine solche Vorschrift strenge und unabweichlich binden wollte, dann würden freilich höchst wenige Feldmarken übrig bleiben, die separirt werden könnten.

Nein, so schwierig ist die Sache wirklich nicht.

Daß die Hausleute ganz vollkommen gleich in Quantität und Qualität gesetzt werden sollten, das wird nicht verlangt und kann nicht verlangt werden, weil dies nur selten ausführbar seyn würde, denn da jedem einzelnen sein Grundstück besonders bonitirt und veranschlagt wird, so kommt es auf eine vollkommene Gleichförmigkeit ganz und gar nicht an. Die Hauptgegenstände, die hier zu berücksichtigen sind, würden in folgenden bestehen:

1. Zuförderst muß das Ganze der Feldmark wol ins Auge gefaßt, die ganze örtliche Lage mit allen sich entgegen setzenden Details wol revidirt und gegen einander ausgeglichen werden, um die Regulirung so einzurichten, daß nicht ein Besitzer allein, oder einige Wenige alle Wiesen und den besten Boden erhalten, und die übrigen davon gänzlich ausgeschlossen werden.

2. Sodann sorge man dafür, daß alle die Besitzer, die an dem Orte bleiben müssen, einen möglichst gleichen Antheil von den Wiesen, vom guten und vom schlechten Acker erhalten. Ob der Hauswirth seinen Acker auf einen einzigen zusammenhängenden Fleck oder auf zwey oder drey verschiedenen Stellen erhält, das muß völlig gleichgültig seyn. Ist es thunlich, daß jeder seinen Antheil auf einen Fleck erhalten kann, so ist es freilich desto besser, aber wenn es nicht angeht, so muß dies kein Hinderniß seyn. Einzelne Besonderheiten eines jeden Orts lassen sich unmöglich vorher bestimmen, folglich lassen sich auch hier keine, für alle einzelne Fälle passende Vorschriften entwerfen, die ein umsichtiger Revisor sich nur an Ort und Stelle festsetzen kann.

Allerdings gehört zu einem solchen Geschäfte Umsicht, durch Uebung erlangte Fertigkeit und ein scharfer Ueberblick des Ganzen, damit nichts verpfuscht und verdorben wird. Ich bin Mecklenburg in vielen Gegenden durchgereiset, und ich möchte wol behaupten, daß mir kein Dorf aufgestoßen ist, wo ich mir nicht getrauen wollte, eine Separation vorzunehmen. Aber, ich wiederhohle es noch einmal: will man darauf bestehen, daß alle Bewohner im Orte bleiben, daß jeder von ihnen seinen Antheil auf einen Fleck behalten soll; daß alle Grundstücke von gleicher Größe und alle

Bauern Pferdebauern bleiben sollen, nun ja! dann möchte freilich so ein Spornitz im Amte Neustadt zu reguliren seyn; und solcher Dörfer giebt es mehrere im Lande. Will man dagegen, — so wie dies geschehen muß, wenn dies heilsame Geschäft zur Ausführung gebracht werden soll, — sich über Hindernisse der Art wegsetzen, so wüste ich nicht, was noch weiter im Wege stehen könnte, um alle Dörfer zu parceliren und zu separiren. — Die Hauptsache ist und bleibt immer die: daß alle die Anlagen, die durch eine Hauptumwälzung entstehen, so nett und zweckmäßig wie möglich regulirt und alle unnöthigen Wege und Triften möglichst vermieden werden. Vor allen Dingen lasse man es sich doch ja empfohlen seyn, daß die neuen Ansiedler so viel Grund und Boden erhalten, wovon sie sich nähren können und wobei sie völlige Beschäftigung haben. Lieber siedle man wenigere an, die Brod und Auskunft haben, als viele, die nicht leben können, dem Staate also zur Last fallen und wol gar gefährlich werden.

Herr Vollbrügge wird es mir erlauben, daß ich noch über ein Paar andre Gegenstände mich freundlich mit ihm verständige, die er ebenfalls als Haupthindernisse der Separation ansieht, die aber, wie mich dünkt, nicht unübersteiglich sind. Er will nemlich allenfalls eine partielle Separation zugestehen, doch

so, daß die Schaafweide konservirt wird, damit die Schäfereien nicht eingehen.

Ich kann, wie gesagt, einer partiellen Separation auch schon darum meinen Beifall nicht geben, weil der Bauer alsdann allen Dünger in seine separirten Grundstücke bringen, den Acker hingegen, den er in Kommüne behielte, nicht achten, ihn vielmehr verruchlosen würde. Dadurch würden wir uns lauter Haidebewohner schaffen, etwa so, wie man sie in der berüchtigten Lüneburger Haide findet. Ich sehe es dagegen nicht ein, daß wir, blos um die Schaafzucht des Bauern zu heben, ihm Veranlassung geben wollen, seinen Ackerbau, der doch sein Hauptnahrungszweig bleiben muß, zu vernachläßigen. Der Bauer hat noch nie große Fortschritte in der Schaafzucht gemacht. So viele, als er zu seinem Bedarf nöthig hat, wird er sich immer halten können, wenn sich zwey, drey oder vier mit einander vereinigen, um sich gemeinschaftlich einen Hirten zu halten. Wir haben ja schon fast eben diese Einrichtung im Hannöverschen. Also dies ist kein Gegenstand, der von einer Separation zurück schrecken kann.

Daß die Anlagen so geordnet werden müssen, daß da, wo nicht schon Wasser vorhanden ist, Wasser geschaft werden kann, das versteht sich von selbst. Aber auch dieser Umstand ist so schwürig nicht, als Herr Vollbrügge zu glauben scheint. Ich habe mich vielfältig davon überzeugt, daß die Leute sich sehr gut

damit zu helfen wissen, Quellen aufzufinden. Eben so ists auch mit den Befriedigungen. Ich dachte mir vormals diesen Umstand ebenfalls schwieriger, aber ich bin durch den Augenschein eines Bessern belehrt worden. Unsre kleinern Landwirthe verstehen es recht gut, sich tüchtige Befriedigungen nicht nur anzulegen, sondern sie auch zu erhalten. Ihr ganz vernünftiges Verfahren besteht in folgenden: Zuförderst befriedigen sie ihre Koppeln mit doppelten Gräben und einem dazwischen liegenden Wall. Dieser Wall wird, nach Beschaffenheit des Bodens, mit Weisdorn, Elbweiden, Haseln, ꝛc. bepflanzt. Ist diese Hecke so stark heran gewachsen, daß sie als Schutzhecke dienen kann, so werden beide Gräben, wenn sie nicht zugleich als Abzugs-Gräben nothwendig sind, nach und nach wieder zugeackert. In dem Frühjahr, da in dem vorher gegangenen Herbst Wintergetreide gesäet ist, wird die Hecke abgehauen, da sie dann gegen die Zeit, wenn der Schlag zur Weide liegt, wieder so weit empor gewachsen ist, daß sie eine tüchtige Befriedigungshecke abgiebt. Auf diese Art ist eine solche Hecke nie schädlich, so wenig in Hinsicht des Raums, den sie wegnimmt, als des Schattens, indem nur blos die Breite der Grundfläche verlohren geht, auf welcher die Hecke steht, und dieser unbedeutende Verlust an Land wird doch gewiß durch den anderweitigen Nutzen, den sie schafft, sehr reichlich ersetzt.

Es würde mir eine große Freude seyn, wenn das, was ich nach meinen Ueberzeugungen hier mitgetheilt habe, von sachkundigen Männern geprüft und bewährt befunden würde. Ich sollte glauben, daß unsre Bauerwirthschaften auf keinem leichtern und sicherern Wege auf einen vernünftigen Wirthschaftsfuß gebracht werden können, als durch die Separation; durch allgemeine Separation, wo nur immer zu separiren die Möglichkeit da ist. Die Erfahrung würde es uns bald lehren, wie sich unsre Bauerfelder, selbst in den hungrigen, elenden Sandgegenden, die so, wie sie jetzt vor Augen liegen, jedem fremden Reisenden, der unsre bessern Gegenden nicht gesehen hat, einen sehr übeln Begriff von Mecklenburg machen müssen, durch bessere Kultur empor heben würden. Was eine fleißige Kultur vermag, davon habe ich mich schon als Knabe überzeugt. Unter der Regierung des großen Friedrichs wurden auf der puren Sandscholle, die zwischen Berlin und Potsdam liegt, Kolonisten-Wohnungen angelegt. Man gab den Leuten die Erlaubniß, sich aus den nahe gelegenen Tannen Waldungen, so viel Moos und Tannen Nadeln zu holen, wie sie wollten. Es vergingen nur wenige Jahre, so war dieser erbärmliche Sandboden in eine so herrliche Kultur versetzt, wovon der, der so etwas nicht mit eignen Augen gesehen hat, sich schwerlich einen Begriff machen kann.

Warum sollte so etwas auch nicht bei uns möglich seyn? — Aber so lange unser Bauer noch in Kommunion bleibt, können mehrere Menschen Alter darauf hin gehen, ehe nur der Trieb zu einer bessern Wirthschaft in ihm erweckt werden kann. Wenn auch hie und da unter ihnen einer auftritt, der Sinn für das Bessere hat, so sind dagegen wieder zehn andre, die durch ihren trägen Starrsinn jedes aufkeimende Gute wieder mit der Wurzel ausreißen. — „Wir wollen es „so machen, wie unsre Väter und Großväter es mach„ten. Die waren auch keine Narren. Was will denn „d e r uns hier Neues lehren? Unsre Vorfahren ha„ben auch ihr Brod gegessen und sich recht gut dabei be„funden. Wir wollen nichts Neues; was würde uns „das helfen? Wir würden den Beamten nur Augen „machen, unser Pachtanschlag würde uns höher gesetzt, „das wäre alles, was wir für unsre Mühe hätten. „Nein, wir müssen die Leute nicht klug machen" ꝛc. — So ist die allgemeine Sprache! Wenn es auch jetzt schon manchen vernünftigen Menschen giebt, der gern besser wirthschaften möchte, so darf er es nicht. Der allgemeine Strudel reißt ihn mit sich fort und seine Worte verhallen in der Luft. So ist es würklich! —

Jetzt also, grade jetzt, da unsre größern Landwirthe in der Kultur so herrliche Fortschritte machen, muß uns alles daran gelegen seyn, auch unsre kleinen Hauswirthe fortzuhelfen. Auch sie müssen mit dem Zeitalter

fortrücken und um ihnen darinn zu Hülfe zu kommen, so ist es Pflicht, sie unter Vormundschaft zu setzen. Dies geschieht durch die Separation ihrer Ländereien. Dann wird der Bessere unter ihnen bald Mittel und Wege finden, sich zu helfen. An Mitteln hiezu fehlt es jetzt nicht mehr. So wie sich die Kultur des Bodens hebt, so wird sich auch die Kultur des Geistes heben. Gewiß wird sich dann mancher finden, der sich auszeichnet, dessen besseres natürliches Talent jetzt, wie eine einsame Pflanze unter dem übrigen Wuchs von Unkraut erstickt wird.

Leider! kann ich aus eigner Erfahrung davon nachsagen, mit welchen heillosen Folgen eine Kommunion-Wirthschaft verbunden ist, denn meine eigne Pachtung liegt leider! leider!! auch noch in Kommunion. Daher kann ich meinen Schlägen nicht die bessere Form geben, die sie haben müßten. Säe ich Klee, so hüten andre ihn ab. Verdruß und Aerger ist bei so einer Heidenwirthschaft an steter Tagesordnung. Hier ist immerwährender, steter Krieg im kleinen. Möchte doch nun, da die Vorsehung uns den allgemeinen Weltfrieden geschenkt hat, auch dieser kleine Krieg im Innern aufhören und der goldne Friede seine seegnenden Fittige überall verbreiten.

Carbow, im Januar 1817.

Schröder.

Nachschrift des Redakteurs.

Es ist warlich! keine kleine Genugthuung für mich, daß ein Gegenstand, den ich schon seit länger als 30 Jahren zur Sprache brachte, der nur von Wenigen beachtet, von ungleich mehreren grade zu als unausführbar erklärt ward, jetzt nicht nur die größte Aufmerksamkeit erregt, sondern auch mit aller Kraft in Ausführung gebracht wird. Es wäre freilich mehr als Anmaßung, wenn ich mir allein das Verdienst aneignen wollte, als hätte nur ich die Veranlassung gegeben, daß eine Angelegenheit, die für Mecklenburg von so unaussprechlich hohem Interesse ist, nunmehro, nachdem so viele Jahre darüber hin gegangen, mit so vieler Thätigkeit ins Werk gesetzt wird, — vielmehr ist es die Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, die mit den Fortschritten des Zeitgeistes eine solche bessere Katastrophe endlich von selbst herbei führen muste. Der würdige Herr Verfasser des vorstehenden Aufsatzes wird es mir daher nicht ungleich deuten, daß ich von dem Lobe, das er mir unverdient und in zu reichlichem Maße spendete, nur so viel stehen ließ, als ich allenfalls nach meiner Ueberzeugung verantworten kann. Daß meine Grundsätze mit der Denkungsart der höhern Behörden und mit den Ueberzeugungen einsichtsvoller Vaterlandsfreunde übereinstimmen, das ist mir reichlicher Lohn. Hätte ich dann allenfalls auch nur ein unbedeutend

kleines Scherflein dazu beigetragen, daß mehr Gutes im Vaterlande verbreitet wird, so will ich mich dessen im Stillen freuen, und um so mehr werde ich Ursache haben, mich dessen zu freuen, wenn mir dadurch die schöne Belohnung: Werthachtung der Edlen und Rechtschaffenen im Vaterlande, zu Theil wird.

Wenn ich es mir erlaube, dieser, mit so vieler Umsicht und Sachkenntniß geschriebenen Abhandlung, die gewiß Aufmerksamkeit erregen muß, einige Bemerkungen hinzu zu fügen, so ist es nicht die Absicht, als könnte ich etwas daran verbessern. Nur um diesen Gegenstand, der bisher noch von keinem unsrer praktischen Wirthe so ernsthaft und mit einer so durchgreifenden Ueberzeugungsgabe zu Sprache gebracht ist, noch von mehreren Seiten der Prüfung sachkundiger Vaterlandsfreunde ans Herz zu legen, mögen nachstehende Ideen einer Mittheilung vielleicht nicht unwerth seyn.

Ich darf wol voraussetzen, daß die hier dargelegten Vorschläge des Herrn Schröder sich die Zustimmung solcher Männer erwerben werden, die nicht nur den Willen, sondern auch die Mittel in Händen haben, jedes geprüfte Gute, mithin auch die hier empfohlnen Einrichtungen, kräftig zu fördern. Alsdann wäre ein großer Schritt zur bessern Aufnahme des allgemeinen Wohlstandes gethan. Aber dies ist nur der erste Schritt, der nunmehr, wenn wir nicht auf halben

Wege stille stehen wollen, festen und sichern Trittes weiter verfolgt werden muß. Die Bahn dazu ist nun, wenn das Separations-Geschäft fortgesetzt wird, gebrochen, und eben dadurch das größte Hinderniß beseitigt. Nun müsse es die fernere Sorge seyn, unsre kleinen Hauswirthe zu einer, ihren Wirthschaften anpassendern und ungleich vortheilhaftern Kultur Methode zu gewöhnen. Ich will es gar nicht bergen, ich thue mir etwas darauf zu Gute, daß ein großer Theil unsrer achtungswürdigen praktischen Landwirthe, und unter diesen auch Herr Schröder in dem vorstehenden Aufsatz mir in dem beipflichten, was ich vorlängst gesagt habe, nemlich: daß es dem separirten Bauer leicht seyn muß, von seiner bisher gewöhnlichen Wirthschaft mit Weide, zum anpassendern Fruchtwechsel mit Stallfütterung über zu gehen. Daß dies gar so schwürig nicht ist, das habe ich, durch eigne Erfahrung geleitet, in den kleinen Volks-Kalendern von den Jahren 1809 und 1810 aus einander gesetzt, und ein Beispiel aufgeführt, wie eine solche Wirthschaft nach und nach, ohne den gewöhnlichen Gang auch nur im mindesten aus dem Gleise zu bringen, eingerichtet werden könnte. Es soll das dort vorgeschlagene Beispiel keinesweges als allgemeines Muster gelten, vielmehr werden nach Beschaffenheit des Bodens und anderweitiger Ortsverhältnisse hier und dort Modificationen eintreten müssen, allein in der Hauptsache wird sich doch alles

darauf zurückführen lassen: daß der Bauer auf dem vorgeschlagenen Wege sein Einkommen verbessern muß, wobei nicht blos er als Individuum, sondern auch der ganze Staat gewinnen muß.

Leicht würde es freilich nicht seyn, unsern Bauer, so wie er nun einmal ist, und wie Herr Schröder ihn sehr richtig schildert, an einen Wirthschaftsgang zu gewöhnen, bei welchem er nicht nach der alten Melodie der Vorfahren alles nach dem eingewöhnten Takt ableiern kann, sondern selbst zu denken gezwungen ist. Einen treflichen Fingerzeig, um diese Menschen auf bessere Gedanken zu bringen, hat Herr Schröder schon durch den Vorschlag gegeben: daß der Revisor schon in der Zeit, wenn er das Geschäft der Separation betreibt, die Leute auf eine bessere Wirthschaft aufmerksam machen und ihnen beym Abgange eine schriftliche Instruktion hinterlassen soll. Dies wäre sehr gut, und wenn der Revisor der Mann ist, der nicht blos Kenntniß, sondern auch Vorliebe für die Sache hat, so könnte dies allerdings nützen. Aber bei vielen würde doch so etwas bald in Vergessenheit kommen und der Hang zum gewöhnlichen Schlendrian würde bald wieder vorherrschend werden. Nach meiner Ueberzeugung wäre dazu kein würksameres und besseres Mittel, das jedem andern den Rang abgewinnen muß, als das, welches vom Herrn Schröder so wol, als von mir, schon anderweitig mehrere male

in Vorschlag gebracht ist. Bloße Lehren und Vorschriften machen auf den Bauer wenig Eindruck; ja! er ist nicht selten mißtrauisch dagegen. Aber daß Beispiele auf ihn würken und daß er wol nachahmt, wenn er etwas sieht, was vortheilhafter ist, davon hat uns die Erfahrung schon längst überzeugt. Man suche also hie und da in einigen Dörfern solche Männer anzusetzen, die Kenntniß und guten Willen genug haben, ein besseres Wirthschafts-System durchzusetzen, und auch Bereitwilligkeit genug, die übrigen Dorfsbewohner mit belehrendem Rath an die Hand zu gehen. Es würde gar nicht schwer halten, solche Männer zu finden, besonders wenn man ihnen einige Erleichterungen wiederfahren ließe, die sie zehnfach verdienen würden. Diese wahren Musterwirthe würden in ihren Dorfschaften bald den schlummernden Geist einer bessern Thätigkeit erwecken und von dort aus würde sich ein solches Beyspiel schon allgemeiner verbreiten.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Achtes Stück.

Den 20ten Februar 1817.

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die S. 689 u. f. des zweiten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landes-Oekonomie-Rath Vollbrügge auf kleinen Niendorff mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand.

(Beschluß.)

Eine drückende Last sind dem Bauer die Extradienste. Auch über diese habe ich mich schon vor vielen Jahren erklärt und durch Berechnungen es dargelegt, wieviel der Staat im Ganzen dabei verliehrt. Es heißt: die hohe Großherzogliche Kammer wird auch hierin eine Aenderung treffen und diese verderblichen Extradienste in eine Geldabgabe verwandeln. Dies wäre abermal ein großer Schritt vorwärts zum Ziele, und der Bauer wird sich, so sehr er sonst auch das baare Geld liebt, doch gern zu einer billigen Abgabe

verstehen, die ihn von einer zu fühlbaren Last befreit. Von der erleuchteten Weisheit eines Kollegiums, dem fast ausschließlich die Sorge für diesen ersten und unentbehrlichsten Gewerbsstand anvertraut ist, kann man es auch wol erwarten, daß eine solche Abgabe den Kräften der Gebenden angemessen seyn wird. Der Bauer, an die bisherige Last gewöhnt, und froh, wenn er einen blanken Thaler verdient hat, weiß diesen, für ihn lockenden baaren Verdienst nur selten gegen den Verlust in Anschlag zu bringen, den er durch einen solchen Verdienst heimlich verliehrt. Fühlte er nun in der Folge, daß es ihm sauer, vielleicht gar allzu lästig würde, diese Abgabe aufzubringen, so würde er sich, wie vormals das Volk Israel, zur egyptischen Dienstbarkeit wieder zurück sehnen, und schon die Vermuthung: er könne bei dem Tausch verlohren haben, könnte leicht zu einer mißvergnügten Stimmung Veranlassung geben, die doch immer nicht gut ist. Wenn man auch das nicht in Anschlag bringen will, was in dieser, in der ganzen Weltgeschichte fast beispiellosen Periode, die Staaten ihren Völkern schuldig geworden, so ist doch gewiß der glückliche Zustand eines Staats, in welchem jeder Unterthan mit dankbarer Liebe an einer Obrigkeit hängt, die er als Pflegerin seines Wohlstands verehrt, mit dem nicht zu vergleichen, wo der Einwohner sich nur als ein Werkzeug ansieht, wodurch Geld geschaft werden muß. — Im zweiten Jahr-

gange dieser Annalen, S. 229. hat einer unsrer würdigen praktischen Landwirthe Vorschläge gemacht, wie die Extradienste in ein Geldsurrogat verwandelt und auch auf andre Art ersetzt werden könnten, die ein weiteres Nachdenken verdienen.

Herr Schröder hat nicht ganz Unrecht, wenn er behauptet: daß mit den Fortschritten der Kultur sich auch die Fortschritte des Geistes heben werden. Allerdings wird das geschehen. Der Bauer wird raffiniren, er wird spekuliren lernen, Troz dem besten Kaufmann, so bald er sich von den Vortheilen überzeugt, die er sich schaffen kann. Ob aber diese Fortschritte in der Kultur seines zeitlichen Wohlstandes mit den Fortschritten seiner moralischen Kultur gleichen Schritt halten werden, daran ist wol zu zweifeln! Er wird; — so wie es leider! in höhern und niedern Ständen noch gar zu häufig der Fall ist, — nur alles auf sich berechnen. Nur Sich, sein Ich, als das einzige Wesen in der Schöpfung ansehen, für das er arbeitet, dem er Behaglichkeit und gute Tage schaffen muß. Daß er selbst ein Glied in der großen Kette der bürgerlichen Gesellschaft ist; daß seine physischen und moralischen Kräfte dieser mehr als ihm selbst angehören, mithin dem Wohl dieser Gesellschaft in vorzüglicherem Grade geheiligt seyn müssen, daß auch er ein Wesen höherer Art ist, zu überschwenglich höhern Zwecken bestimmt, — das wird ihm, sich selbst überlassen, wol schwerlich

einfallen! Daß es in dieser Menschenklasse, ohngeachtet ihrer rauhen Außenseite, bewundernswürdige Ausnahmen von der Regel giebt, wer wollte das leugnen! Aber diese Ausnahme Einzelner verliehrt sich in dem Haufen des Ganzen, wie einzelne Tropfen im Weltmeer. Es ist heilige Pflicht, es ist nothwendig, daß wir die geringere Volksklasse in ihrer physischen Kultur forthelfen und sie in den Stand setzen, sich durch Fleiß und Anstrengung den Grad des irrdischen Wohlstandes zu verschaffen, der ihrer Lage in der bürgerlichen Gesellschaft angemessen ist. Aber vernachläßigen wir dabei die sittliche Bildung, so errichten wir ein Gebäude auf dem Sande, das kein Fundament hat und der Einwürkung der Elemente nicht widerstehen kann. Ich glaube also nicht, daß es überflüssig oder gar unnütz seyn wird, wenn ich auch bey dieser Gelegenheit auf die Verbesserung unsrer Dorfschulen aufmerksam mache. Es ist hier der Ort nicht, mich über diesen Gegenstand ausführlich zu verbreiten, ich will nur das hier beiläufig wieder in Erinnerung bringen, was ich auch über diese Materie schon vielfältig gesagt habe. Daß ich abermal auf das Beispiel, das uns der große Fellenberg aufgestellt hat, hinweise, das wird man mir nicht ungleich deuten. Daß es möglich ist, und wie es anzufangen ist, die niedere Volksklasse durch sittliche Bildung, von den Kinderjahren an zu einer nützlichen Thätigkeit, zur Ausdauer

in Anstrengung ihrer physischen Kräfte und zum vernünftigen Nachdenken zu gewöhnen und eine sittlich gute, kraftvolle und thätige Generation uns vorzubereiten, das hat dieser edle Mann vor den Augen der ganzen Welt bewiesen. Ob und in wiefern unsre Dorfschulen, — wenn gleich keine Fellenbergsche Institute, aber doch — etwas Aehnliches werden könnten, das wäre doch wol eines weitern Nachdenkens werth. Die einzige Aufgabe, die hier zu lösen ist, die Herr von Fellenberg so glücklich aufgelöset hat, ist mit wenigen Worten diese:

die geistigen und moralischen Kräfte der Kinder, durch die zweckmäßigste Anleitung so zu entwickeln, daß auch nicht ein einziger Tag ohne nützliche körperliche Arbeiten verlohren geht *).

Durch die, vom Herrn Schröder vorgeschlagenen Parcelirungen werden viele Neu-Bauten nothwendig. Obgleich von ihm zweckmäßige Vorschläge gemacht sind, diese Kosten zu vermindern, so wundert es mich doch, daß er der Hundtschen Baumethode

---

*) Rapport présenté a sa Majesté l'Empereur Alexander par S. Exle Comte de Capo-d'Istria. S. 30.

nicht gedacht hat. Nachgrade sollte doch das Vorurtheil gegen diese nützliche Methode, die im Auslande so vielen Beifall und Nachahmung gefunden hat, verschwinden. Führt man doch, nach dem Zeugnisse des Herrn Schmalz, im Altenburgischen Gebäude von zwei Stockwerk von purem Lehm auf, der blos mit gehacktem Stroh vermischt ist, die hundert und mehr Jahre dauern *). Vergleicht man nun die Konstruktion der Hundtschen Gebäude, mit der, der Altenburgschen, so wird schon ein Nichtkenner eingestehen müssen, daß jene sich durch überwiegende Vorzüge auszeichnet. Welch eine Menge von Bauholz, das anderweitig genutzt oder auch verkauft werden könnte, würde dadurch erspart!

Was nun die Schäfereien auf den neu eingerichteten Bauerstellen anlangt, so will ich es wagen, auch in dieser Hinsicht mit einem Gedanken hervor zu treten, der gewiß vielen unsrer praktischen Wirthe nicht mehr neu seyn, folglich nicht auffallen wird. Sollte nicht jeder Bauer seine Schaafe eben so gut, wie seine Pferde, Ochsen und Kühe auf dem Stalle oder in Horden füttern können? Daß auch dies keine bloße Idee mehr ist, das ist bekannt genug. Auf den Gütern des Herrn Grafen von Schaumburg-Rorburg werden schon seit einigen Jahren Heerden von mehre-

*) M. s. Schmalz Erfahrungen. 3ter Theil.

ren hunderten ohne Weidegang durch Stallfütterung unterhalten. Bey so wenigen, als der Bauer nur zu halten braucht, mögte dies eher möglich seyn. Sollte dies aber, besonders im Anfange, ehe die Menschen sich nach und nach an so etwas gewöhnen, mit zu vielen Schwürigkeiten verknüpft seyn, warum kann denn der Bauer seine Schaafe nicht tüdern, so wie es auf ganz Seeland und auch in mehreren dänischen Provinzen geschieht? — Es wird freilich schwer halten, den Bauer an dergleichen zu gewöhnen, aber dies wird erleichtert werden, wenn er Gelegenheit hat, sich durch das Beispiel anderer, die mit ihm in gleicher Lage sind, zu überzeugen: daß sich alles recht gut ausführen läßt; daß es möglich ist; daß es nicht die Absicht ist, ihn blos aus Eigensinn mit Neuerungen zu quälen, sondern um sein eignes Wohl zu fördern. Dies alles würde, nach meiner Ueberzeugung, nicht leichter und sicherer als auf dem vorgeschlagenen Wege: wenn man hie und da in einigen Dorfschaften Musterwirthe ansetzt, zu erreichen seyn.

Meine Ansicht über Dreschmaschinen.

Vor etwa sechszehn Jahren sah ich die erste dieser Maschinen in Flottbeck, in der Nähe von Hamburg, welches bekanntlich dem Herrn Baron von Voght gehört. Die zweite dieser Art habe ich nun erst vor einigen Tagen, beym Herrn Hamann zu Mühlenhoff, zum Klosteramt Dobbertin gehörig, gesehen. Zu Flottbeck ward, grade zu der Zeit, als ich dort war, Weitzen mit dieser Maschine gedroschen; zu Mühleuhoff hingegen drasch die dortige Maschine in meiner Gegenwart Hafer.

Ein Gutsbewohner, der ein Gut von 20 und mehreren Lasten Aussaat zu bewirthschaften hat, wird, bei den gegenwärtigen Fortschritten unsrer Kultur, einer solchen Maschine kaum mehr entbehren können. So wie ich nemlich die Sache ansehe, will ich mich hierüber näher erklären:

Man denke sich ein Gut, auf welchem 6 Last Rostocker Maaß Wintergetreide gesäet werden. Sollen diese 6 Last nach unsrer gewöhnlichen Methode durch Menschen ausgedroschen werden, so wird man sicher darauf rechnen können, daß man mit dem letzten Drittel dieser Aussaat ziemlich spät bis in den Herbst hinein wird arbeiten müssen. Dies verursacht schon einen ganz bedeutenden Verlust. Denn es muß diese spätere Saat ungleich dicker, als es bei der frühern Saat

nöthig ist, ausgesäet werden, und in der Regel schlägt sie doch immer im Ertrage zurück. Man wird immer mit ziemlicher Sicherheit von dieser spätern Aussaat sich zwei Körner Rückschlag im Einschnitt berechnen können.

Was nun die Vortheile anlangt, die man durch den Gebrauch einer zweckmäßigen Dreschmaschine gewinnt, so bestehen Sie, so wie ich die Sache beurtheile, darinn:

1. Es ist ein sehr bedeutender Gewinn, daß ich im Besitz einer Dreschmaschine, meine Arbeiter bei den Feldgeschäften im Herbst besser nutzen kann. Alle diese, grade in der Zeitperiode so dringenden Arbeiten können nun zu rechter Zeit beseitiget werden, und ich kann überdies noch meine Leute, bei Meliorationen aller Art, die sonst ruhen müßten, nützlich und zweckmäßig gebrauchen.
2. Wenn im Winter wohlfeile Kornpreise eintreten, dagegen im Herbst der Preis des Saatgetreides hoch steht, — ein Fall, der nur zu oft eintritt! — so ist es ein großer Gewinn, wenn der Landmann Saatkorn verkaufen und dadurch von den höhern Preisen profitiren kann. Ich will den Fall nicht einmal in Anschlag bringen, daß er nun nicht in die unangenehme Lage kommt, für seinen eignen Gebrauch theures Saatkorn kaufen zu müssen.
3. Nicht nur die Schäferei, sondern auch das übrige

Vieh kann nun zu rechter Zeit in den Stall gebracht werden. Ein Umstand, der für die Gesundheit der Thiere von großer Bedeutung ist!

4. Dadurch, daß der Wirth im Herbst über seine Arbeiter freier disponiren kann, ist er nun auch im Stande, alle Herbstarbeiten zu rechter Zeit zu beschicken. Dies würkt natürlich auch auf die folgende Sommersaat.

Es ist also unstreitig der Gewinn, der aus dem Gebrauch einer Dreschmaschine hervorgeht, sehr groß; nicht bloß für den einzelnen Landwirth, sondern auch für den ganzen Staat, weil wir durch die frühere, nicht übereilte Bestellung unsrer Felder, auch auf reichere Erndten rechnen können. Ja! ich möchte wohl sagen: der Nutzen, den wir durch allgemeinere Einführung zweckmäßiger Dreschmaschinen zu erwarten haben, ist gar nicht zu berechnen!

Damit ich mir indessen keine blinde Partheilichkeit zu Schulden kommen lasse, will ich auch das nicht unbemerkt lassen, was man allenfalls gegen diese Maschine einwenden könnte. Es ist wohl nicht so ganz unrichtig, wenn einige behaupten: Ein allgemeiner Gebrauch der Dreschmaschinen möchte doch wohl nicht so grade zu anzurathen seyn, weil es hier immer sehr viel auf einzelne Ortsverhältnisse ankommt. Die Maschine könnte also vielleicht für einen Wirth von großem Nutzen, für einen andern hingegen nur von

sehr geringfügigem Nutzen, wohl gar von nachtheiligen Folgen seyn.

Da hier alles berücksichtigt werden muß, was auf eine Wirthschaft Einfluß haben kann, so muß auch allerdings dieser Einwand nicht unbeachtet bleiben. Zu dem Ende will ich nachstehende Frage aufstellen und die Beantwortung derselben versuchen:

In welcher Lage muß der Landmann in Absicht seiner Wirthschaftsverhältnisse seyn, der sich diese Maschine anschaffen und mit Nutzen gebrauchen will?

Nach meiner Ueberzeugung beantworte ich diese Frage so:

Der Wirth, der in der Kultur seines Grundstücks schon merkliche Fortschritte gemacht hat; der seinen Futtervorrath durch Klee und Wickhen vermehrt, gegen Futtermangel sich also vollkommen gesichert hat; der einen solchen Ueberfluß an Stroh hat, daß er es selbst nicht weiß, wie? und auf welche Art? er es am zweckmäßigsten in Dung verwandeln kann; der Wirth, der in dieser glücklichen Lage ist, der wende alles daran, sich in den Besitz dieser Maschine zu setzen. Man sage mir doch ja nicht, daß das Stroh, das die Dreschmaschine liefert, dem an Güte gleich komme, das wir durch das Handdreschen erhalten. Ich habe Winter- und Sommergetreide auf der Ma-

schine dreschen sehen, aber nach meiner Ueberzeugung finde ich den Unterschied zu groß, und ich möchte wohl behaupten, daß das Stroh, das die Maschine liefert, in Hinsicht der Fütterung nur zum halben Werth gegen das gewöhnliche Stroh gerechnet werden kann. Selbst als Schneidestroh hat es keinen sonderlichen Werth, und zu Dachstroh taugt es gar nicht.

Das schloddrige Stroh vom Lagergetreide, das bekanntlich viel mulscher*) ist, als das nicht gelagerte, giebt auf der Maschine noch mehr Spielen,**) als schieres Stroh, wovon man sich sogleich durch den Anblick überzeugen kann. Zwar schütteln unsre Drescher, wenn sie ihre Lage abgedroschen haben, das Sommerstroh ebenfalls mit der Gaffel durch einander, aber es bleibt doch mehr zusammenhängend und strippig,***) so, daß das Vieh die Aehren mehr zusammen fassen kann. Dies ist nicht der Fall, wenn das Stroh über die Maschine gegangen ist.

Was nun die zur Maschine erforderliche Menschenzahl betrift, so wird sich diese auch nie so ganz genau bestimmen lassen. Theils wird es darauf ankommen, welchen

---

*) Mulsch; etwas das durch Feuchtigkeit mürbe, schon zu verderben anfängt. A. d. A.

**) Kurze Euden Stroh; etwa wie Stoppeln. A. d. A.

***) So, daß noch ohne große Mühe vollkommene Stroh-Halme herausgezogen werden können. A. d. A.

welchen Stand die Maschine im Zimmer hat, nemlich: wie nah oder fern das zu dreschende Getreide liegt, theils aber auch darauf, ob das Getreide gar aus andern Zimmern herbei geholt werden muß. Zwar soll diese kleine schwedische Dreschmaschine transportabel seyn, aber diese Prozedur ist so ganz leicht nicht. Es gehört dazu eine besondere Vorrichtung und es muß durchaus ein kunstverständiger Mann zu Hülfe genommen werden, der das Aufsetzen der Maschine anordnet. Mehrere Unfälle haben es schon gezeigt, daß eine gar große Behutsamkeit und Genauigkeit beim Aufstellen nöthig ist, wenn nicht alles zertrümmert werden soll. Will man aber das Getreide von einem Zimmer zum andern fahren, so ist es so gut, als ob man den ganzen Winter hindurch erndtet, und dies kann doch nicht ohne merklichen Körner-Verlust abgehen.

Noch verdient die Lage unsrer Arbeitsleute ganz vorzüglich berücksichtigt zu werden. Es ist nicht genug, daß man nur dafür sorgt, ihnen Arbeit zu geben; sie müssen auch leben können. Sobald aber der Rostocker Scheffel Rocken einen Thaler und drüber gilt, so wird ihnen ihre Subsistenz erschwert. Sie können freilich andre Geschäfte verrichten, als dreschen, aber sie können, wenn die Kornpreise hoch sind, bei dem gewöhnlichen Tagelohn nicht bestehen. Hier ist also durchaus eine billige Ausgleichung nöthig.

Auf größern Gütern, wo das Mergeln stark getrie-

ben wird, ist man schon zum Theil dahin gekommen, und mit der Zeit wird dies allgemeiner werden, daß man mit eignen Leuten den jährlichen Erndteseegen nicht mehr ausdreschen kann, und daher aus der Nähe und Ferne fremde Drescher zu Hülfe nehmen muß, die nicht aller Orten leicht zu haben sind. Landwirthe, die sich schon in dieser Lage befinden, sind gezwungen, sich eine Maschine anzuschaffen, sie mögen wollen oder nicht, wenn nicht der übrig bleibende Kornvorrath den Ratzen und Mäusen zur Speise dienen soll.

Es ist also, ohngeachtet aller vorhin angeführten Bedenklichkeiten der Nutzen dieser Maschine so groß und augenscheinlich, daß der Gewinn, den sie geben muß, nicht alles Unangenehme, das sich vielleicht mit der Zeit auch mehr beseitigen lassen wird, reichlich überwiegen sollte. Ganz vorzüglich aber wird dann der Nutzen erst groß werden, wenn der Wirth sich seinen Futtervorrath völlig gesichert und auch veredelt haben wird. Vor der Hand wird es genügen, wenn wir im Herbst unsern Saatweitzen und Saatrocken, und den Winter hindurch das Lagerkorn mit der Maschine dreschen, so wird noch immer so viel übrig bleiben, daß wir unsre Menschen damit beschäftigen können.

Da die Maschine nun schon an mehreren Orten in Thätigkeit ist, so kann es nicht fehlen, daß wir nicht bald mit derselben aufs Reine kommen sollten. Nur fürchte ich den Fall: wenn große Hauptreparaturen

bei derselben nothwendig werden. Schwerlich würden unsre Professionisten dies bewerkstelligen können, da die Hauptstücke der Maschine von gegossenem Eisen sind. Agricola.

Nachschrift des Redacteurs.

Es wäre sehr gut, wenn mehrere unsrer Landwirthe, so wie unser braver und bedachtsam beobachtender Herr Agrikola, ihre Meinungen und Ansichten über ein Werkzeug mittheilen wollten, das mit der Zeit dazu beitragen muß, unsrer ganzen Feldwirthschaft einen ganz andern Schwung zu geben. Mehrere Beobachtungen dieser Art, an mehreren Orten, mit verschiedenen Maschinen angestellt, müssen zum sichern Durchschnitts-Resultat führen. Beobachtungen, die bei einer einzelnen Maschine angestellt sind, können nie entscheidend seyn. Die eine oder die andre dieser Maschinen kann schon durch ihre Konstruktion besser oder schlechter seyn; es können bei der Aufstellung Fehler begangen seyn, die sich sogleich nicht ausmitteln lassen, sondern nach anhaltendem Gebrauch sich erst entdecken; es können nach der Lage des Standorts Umstände eintreten, die lange versteckt bleiben und einen großen Einfluß auf den Gang und auf den Effekt der Menschen haben; ja! — es kann auch wohl zuweilen an den Arbeitern selbst liegen, die bekanntlich die-

sen Maschinen nicht hold sind. Alle solche Gegenstände verdienen berücksichtigt zu werden, ehe man die Maschine eines Fehlers zeihen will. Ich will nur ein Beispiel anführen, um das hier Gesagte zu bestätigen.

Nach dem, im 1sten Stück dieses Jahrganges von Bellin mitgetheilten Bericht, drischt die dortige Maschine völlig gut aus und das Stroh unterscheidet sich so gar sehr von dem gewöhnlichen nicht, nur daß es nicht zu Dachstroh taugt. Von einem andern Orte *) ward mir berichtet: das auf der Maschine abgedroschene Stroh müßte erst durch Handdrescher nachgedroschen werden, weil fast der vierte Theil der Körner in den Aehren bliebe. Beide Berichte, so sehr sie sich widersprechen, können doch der Wahrheit völlig angemessen seyn, nur mit dem Unterschied, daß der letzte Berichtserstatter wahrscheinlich auf einen sehr wesentlichen Umstand, der an sich eine große Kleinigkeit ist, nicht geachtet hat. Man glaubte nemlich an dem Orte, wo die in Rede stehende Maschine aufgestellt war, der Fehler müsse an den Walzen liegen, welche die Halme durchschieben. Nach dem eingesandten Bericht zu urtheilen, scheint es nemlich die Meinung des Berichtserstatters zu seyn: daß die Körner von diesen Walzen ausgerieben werden müssen, da diese Walzen doch nur dies einzige fördern: die Aehren und Halme durchzuschieben. Hat also diese Maschine nicht rein ausgedroschen, so lag es höchstwahrscheinlich daran, daß: entweder die Trommel zu weit von den Walzen entfernt war, oder sie war mit zu wenig Leisten versehen. Jeder einzelne dieser Umstände ist schon hinreichend, daß die Maschine nicht rein ausdreschen kann; vielleicht traten hier beide ein.

Ich werde hoffentlich nächstens Gelegenheit haben, mehr über diese Materie mitzutheilen.

*) Der Name des Orts entscheidet hier nichts. Ich nenne ihn nicht, weil es vielleicht dem Besitzer dieser Maschine unangenehm seyn möchte. Ich hoffe noch auf andre Berichte von dort.

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Neuntes Stück.
Den 27sten Februar 1817.

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland besonders in Rücksicht der Gartenkunde und Oekonomie.

Vom Herrn Garten-Inspektor Schmidt zu Ludewigslust.

Der allerhöchsten Gnade meines allergnädigsten Herrn verdanke ich es, daß mir keine Hindernisse in den Weg geleget werden, wenn es darauf ankommt, meine Kenntniße auf irgend eine Art zu bereichern. Wenn gleich meine Reisen, — so wie meine Wißbegierde, mir im Leben schon ein bedeutendes gekostet haben, und wenn es auch vielleicht möglich ist, daß ich nie in eine solche Lage kommen mag, in welcher ich das entwickeln kann, worauf mein stetes Studium vorzugsweise gerichtet war, nemlich: schöne Natur-Anlagen zu schaffen, so habe ich doch die Genug-

thuung, daß ich an meinem Theil gethan habe, so viel ich vermogte. Ueberdies haben meine Reisen, so wie das Treiben in der großen freien Natur, mir so manchen Seelengenuß verschafft, den Weichlinge und bequeme Menschen nie empfinden, und deren Rückerinnerung mir noch oft süße Stunden gewährt.

Daß ich diese genußreiche Reise machen konnte, das verdanke ich besonders der Güte des Herrn Oberst v. Both, den ich nach Amsterdam begleiten durfte. Herr v. Both war schon oft in Holland gewesen; bereitwillig und zuvorkommend erhielt ich von Ihm über alles wissenswerthe lehrreichen Aufschluß, und dankvoll wird mir Seine entgegen kommende Güte in Erinnerung bleiben, mit welcher Er, auch nicht ganz unbedeutende Opfer nicht scheute, wenn Er glaubte, meine Ansichten berichtigen und meine Kenntnisse bereichern zu können.

Da die Reise gleichsam im Fluge ging: so konnte ich nicht so sammlen und beobachten, wie ich es gewünscht hätte. Ich kann also nur Bruchstücke liefern, und werde mich hinreichend belohnt halten, wenn ich den Lesern dieser schätzbaren Annalen, statt interessanter Belehrungen, die sie zu erwarten berechtigt sind, nur eine, vielleicht doch nicht ganz unnütze, Unterhaltung anbiete.

Am 23sten May fuhr ich von Ludwigslust ab und fand bei Dammereetz den, in einer etwas

beschützten, nach Süden abhängigen Lage stehenden Rocken so, daß er grade Aehren ansetzen wollte. Am 24sten traf ich dies zwischen Bergedorf und Hamburg, wo man bekanntlich früh säet, häufiger; das Getreide gab überall Hoffnung zu einer reichen Erndte.

Am 25sten früh um 5 Uhr fuhren wir von Hamburg über die fast eine Meile lange Brücke und den Damm nach Haarburg. Welch ein Prachtanblick gewährte diese schöne Brücke, die von den Hamburgern unter dem französischen Joch so schnell errichtet werden mußte.

Herr von Both kommandirte hier 1813 die Mecklenburger unter dem General Tettenborn, dahero mußte mir die Beschreibung von der Stellung der Alliirten, so wie auch der Feinde, imgleichen die Bezeichnung der täglichen Angriffe, aus dem Munde eines Sachkundigen, ein höchst interessante Unterhaltung seyn.

Unter dem schwarzen Berg bei Haarburg, so wie auch auf diesem Berge selbst, fielen bekanntlich zwischen den Russen und Franzosen blutige Gefechte vor. Letztere hatten hier Batterien errichtet, welche die Russen nehmen sollten.

Von Haarburg nach Tostede, nemlich auf der andern Station, ist die Kunst-Straße durch Berge durchgegraben, und mit diesem Gewinn von Erde sind oft Tiefen von 30 bis 50 Fuß aufgefüllet.

Diese Kunst-Straße führt über Osnabrück nach Wesel; sie entstand unter der französischen Occupirung. Die Gegend zwischen Haarburg und Tostede ist öde und traurig. Alle Höhen und Thäler sind mit Haide bewachsen, worauf sich Haideschnucken nähren, die, in Absicht ihrer Größe sich wie kleine Lämmerchen zu den Schaafen verhielten, die ich vier Tage später in Holland sah. Natürlich ist diese Gegend wenig bevölkert und angebaut; Etwas mehr hebt sie sich bei den Flecken Rothenburg. Doch ist die ganze Strecke von 12 Meilen von Haarburg nach Bremen so wenig in ökonomischer als mahlerischer Hinsicht reich zu nennen.

Die Wälle Bremens sind abgetragen und man hat statt derselben geschmackvolle Promenaden und Parthien geschaffen, welches alles auch sehr zierlich und nett unterhalten wird. Das Schauspielhaus, das von dieser neuen Schöpfung umgeben ist, hat hier eine vorzüglich schöne Lage. Die Gruppirung der Pflanzung könnte besser seyn, sonst aber ist diese beschränkte Anlage schön und zweckmäßig geordnet. Die Mühlen welche an der Weserbrücke angebracht sind, beleben den Fluß und schaffen viel Interesse. Die jenseitige Vorstadt Bremens ist weit bedeutender als die nach der Hamburger Seite. Bei Bremen war der Rocken 3 Fuß lang und versprach eine reiche Erndte. Die schönen Wiesen an der Weser geben einen herrli-

chen Anblick. Bis etwa 2 Meilen von Bremen findet man überall schöne Kultur, dann aber wird die Gegend wieder ärmer und tiefer. Das Getreide war in diesen sandigen Gegenden nur schlecht, und wollte bei der naßkalten Witterung sich nicht seiner Vervollkommnung nähern. Indeß fing in der Gegend von Diepholz der Holzwuchs an sich zu heben und zu bessern. Zwischen Leuwarden und Bohmde gibt es trefliche Wiesen. Zwischen Bohmde und Osnabrück fand ich eine Eiche von ganz ungewöhnlicher Dicke.

Zwischen dem saubern und freundlichen Osnabrück und Ippenbühr stieg der Weg größtentheils zu einer bedeutenden Höhe gegen 3 Meilen fort. Hier werden viele Steinkohlen gewonnen. Dann senkte sich der Weg und im mahlerischen Thale liegt Ippenbühr. Zwischen Ippenbühr und Rheine an der Ems findet man an einem kleinen Fluß im waldigten Thale ein Eisen-Gußwerk, so wie auch einen Eisenhammer. Beide sind aber unter der französischen Herrschaft fast ganz eingegangen. Dieses Werk samt allen dazu gehörigen Gebäuden giebt der stillen Waldscene ein eigenthümlich schönes Ansehen. Zu Rheine fand ich am 26sten May in des Postmeisters Garten Spinat, große Bohnen und Erbsen in Blüthe. Die Luzerne wuchs in dieser Gegend wild; sie ward zum erstenmal gemähet.

Bei der Stadt, hart an der Ems ist ein Kalksteinbruch. Hier ist die ganze Ems aufgestauet, um das Wasser nach der zu beiden Seiten gebaueten Mahl- und Schneidemühle zu leiten. Der Wassersturz, der durch die Stauung der Ems erzeuget wird, erhöhet durch das ununterbrochene Geräusch die Annehmlichkeit eines Ruhesitzes auf dem Kalksteinbruch ungemein.

Die Gegend von Rheine nach Benthem ist flach, zum theil sumpfig, wo nichts mein Auge auf sich zog als das in der Ferne liegende Schloß Benthem und die hie und da am Wege blühende Pinguicula vulgaris.

Benthem liegt auf einem hohen majestätischen Sandsteinfelsen, von wo aus man in die Grafschaft Steinfurt, Tecklenburg, in das Münsterſche, ja weit in Holland hinein blickt. Das feste Schloß ist zum Theil von den Franzosen zusammen geschossen. Im innern des Schlosses befindet sich tief in Sandstein ausgehauen ein Brunnen. Kein Feind konnte daher der Besatzung das Wasser abschneiden. Zwei große Wassertonnen sind an einer Kette befestiget, und vermöge eines großen Tret-Rades wird die volle Tonne herauf und die ledige herunter geführet.

Der größte Theil des Städtchens Benthem liegt auf eben dem Berge, auf dessen Spitze das Schloß dominiret. Ueberall bricht man Steine, aus welchen

Treppen-Stuffen, Fenster-Verzierungen, Schleifsteine und mehrere andere Sachen gehauen werden. Dieser Stein ist besser als der Pirnaische und soll so gut als der Bremer Sandstein seyn. Man bauet hier ganze Häuser davon und umgiebt die Höfe und Gärten mit einer Mauer von diesen Steinen. Es lag hier etwas hannöversches Militair, welches unter andern auf dem Schloße mehrere Gefangene der Grafschaft, die unter Hannöverscher Herrschaft stehet, zu bewachen hatte.

Vier und eine halbe Meile von Benthem trafen wir des Abends am 27sten in Dolden, dem ersten holländischen Städchen, ein. Das schöne Spiegelglas in den Fenstern, die großen Spiegel über die Kamine, und die überall herrschende große Reinlichkeit überraschte mich sehr angenehm. Der Zwischenraum dieser beiden Stationen bestand, so weit das Auge reichte, aus einer Fläche, die ganz mit Heide bewachsen war. Man sah wenig Ortschaften, wenig Acker-Kultur, nicht einmal Buchweitzen fand ich. Ueberall suchte mein Auge vergebens die schönen holländischen Viehweiden; nirgends erblickte ich einen Baum von einiger Bedeutung. So ging es den andern Morgen bis gegen Deventer anfänglich nicht besser; die Wege waren auch nicht besser als sie es von Osnabrück nach Benthem waren, jedoch fanden sich nun schon Birken und Ellern an, und hin und wieder war die Straße zur Seite mit Eichen und Buchen be-

pflanzet. Etwa auf dem halben Wege von Delden nach Deventer fanden wir einen reinlichen, netten Land-Krug, wo ich den ersten Genever Wachholder-Brantewein schmeckte. Hier fand ich die Lief- Ehst- und Curländische Sitte; nemlich bei jedem Kruge ist ein großer Stall oder ein Schauer; man fähret, wenn man anhalten will, da hinein, macht die Thüren zu, bedecket die Pferde mit Decken und giebt, so warm sie sind, — die Holländer fahren rasch, — ihnen sogleich Wasser, darauf werden den Pferden gleich kleine Krippen vorgestellt, worin Hafer oder Brod geschüttet wird. So wie diese Fütterung nun verzehret ist, werden die transportabeln Krippen zurückgezogen, die Thüren geöfnet und man fährt vorwärts. Diese Sitte, so wie manche Equipagen, selbst in der Art der Anspannung, hat auffallend viel ähnliches mit dergleichen in Lief- und Rußland. Wahrscheinlich hat Peter der erste diese Manieren von Holland nach Rußland verpflanzet.

Bei dem festen Ort Deventer fand ich das schönste Getreide von 4 bis 5 Fuß Höhe; so schön war mir auf der ganzen Reise noch nichts vorgekommen. Euphorbia cyparissias fand ich nahe bei Deventer in der schönsten Blüthe. Die Wiesen längst der Issel waren vortreflich. Die Issel war mit mehreren Schiffen belebt, die von hier nach der Zuyder See und der Maas gehen. Das Glacis

der Festung war früher mit schönen Linden geziert, aber die alles verheerenden Franzosen hatten auch diese bis dicht über die Erde abgehauen. In dem netten Deventer zeichnet sich die schöne Shontiner Kirche mit ihrem imponirenden hohen Thurm, in welchem ein schönes Glockenspiel befindlich ist, so wie das Stadthaus oder Rathhaus, sehr vortheilhaft aus.

Von Deventer nach Appeldor zwei Meilen, ward noch an der Kunst-Straße gearbeitet, deren Kosten-Anschlag, wie man versicherte, 109,000 Gulden betrug. Von hier nach Amsterdam, Rotterdam, nach dem Haag und überall wo Kunst-Straßen sind, sind sie vortreflich; nirgends sah ich sie so schön, selbst die von Peterhof nach St. Petersburg ist nicht so schön.

Bei der Anlage der Kunst-Straßen wird hier so verfahren: Wo keine Lokal-Hindernisse vorhanden sind, — und deren giebt es in Holland, wo man größtentheils Heidegegenden findet, es sey denn, daß die sich durchkreuzenden Kanäle die Arbeit erschweren, nicht viele, — dort wird, so viel dies zu erreichen ist, eine gerade Linie ausgesteckt. Zu beiden Seiten derselben sticht man noch zwei andere Linien, in einer Entfernung von etwa 25 bis 30 Fuß von der Mittellinie ab. Nun wird die Mittellinie abgewogen und nach diesem Nivau wird die ganze Breite so geebnet, daß der Weg überall von der Mitte nach beiden Seiten einen kleinen

Fall hat, damit, nachdem alles geebenet ist, das Wasser nach beiden Seiten einen Abfluß hat, wo es in den, etwa 6 Fuß breiten und 2 bis 3 Fuß tiefen Gräben, die zu dem Ende gezogen werden, aufgefangen und abgeleitet wird. Ist dies nun in Ordnung so wird der mittlere Theil etwa 12 Fuß breit mit Klinker in der hohen Kante ausgesetzet und so dicht wie möglich gepflastert. Dann werden die Klinker mit Sand übergefahren, damit die kleinen Zwischenräume ausgefüllet werden. Dadurch erhält alles eine große Festigkeit und Dauer. Auf diesen Wegen rollen die schwer beladnen mit 2Pferden bespannten Wagen in einen immerwährenden kurzen Trab weit leichter fort, als auf dem Wege von Bremen nach Deventer, obgleich hier die Fuhrwerke mit 3 bis 4 Pferden bespannt sind.

Jenseit der beiden Gräben wird an den Orten, wo sich feuchtliegender Sand findet, der Damm mit Kiefern, Pinus sylvestris bepflanzet, der Heideboden 10 bis 12 Fuß breit rajolt, und nun werden zunächst am Graben Eichen und Büchen im weißen, gelben und rothen Sande mit dem besten Erfolg gepflanzet. Beiden Arten dieser Bäume, welche man aus künstlich angezogenen Forsten nimmt, werden 12 Fuß lang alle Aeste genommen und die Köpfe abgehauen. Sie machen also im ersten Jahre eben die Figur wie unsre neugepflanzte Pappel Weiden, und treiben aus dem harten Holze neue Schößlinge. Die untern

Triebe werden beym Hervorkommen abgedrückt und so bilden diese Bäume schon im zweiten Jahre eine schöne Krone. Wenn sie aber dicht stehend gepflanzet werden so bilden sie einen neuen graden Trieb; so sah ich hier eine Menge gepflanzter Eichen von 70 bis 80 Fuß hoch. Man muß eine solche imponirende Pflanzung auf einem so schlechten Boden sehen, um sich zu überzeugen, daß sie würklich existirt. Nach unsern hiesigen Ansichten übertrift dies fast allen Glauben, und ich kann mir diese vorzügliche Vegetation selbst nicht anders als dadurch erklären: — denn das bloße Rejolen kann unmöglich in einem so schlechten Boden eine solche kräftige Vegetation bewürken, — daß vielleicht überall nahe am Meer, so wie auch an solchen Flüssen, die mit dem Meer in Verbindung stehen, sich viele Salz-Theile abgesetzt haben, die im Stande sind, eine so glückliche Vegetation zu befördern. Man könnte vielleicht glauben, daß aufgeschwemmte See-Muscheln und Schnecken eine solche Fruchtbarkeit veranlassen möchten, allein ich fand an dieser Straße in dem frisch rajolten Boden, keine Spur davon *).

*) Es ist wol nicht zu behaupten, daß der am Meer gelegene Boden, wenn er auch nur in einer kleinen Entfernung vom Meere liegt, durch Meersalz könnte fruchtbar gemacht werden. Wollte man auch würklich diesen Salztheilen eine fruchtbarmachende Kraft zugestehen, welches doch wol sehr zu bezweifeln ist, so würde doch

Ob nun auch unser verdienstvolle Herr Forst-Inspektor Becker dies glauben wird, weiß ich nicht, da er durch eigene Ansichten überzeugt seyn will, daß bei uns, besonders auf freiliegenden hohen Landstraßen, keine Wallnußbäume gedeihen können *). Ich wünschte, daß Herr Becker es möglich machen

---

nur die hart am Meer gelegene Küste dieser Wohlthat theilhaft werden können, denn in weitere Entfernungen würde das Meerwasser, da es durch den Sand filtrirt worden, seine Salztheile längst abgesetzt haben. Es ist also blos die eigenthümliche und nie versiegende Feuchtigkeit des Bodens dieser Art, wodurch die Vegetation gefördert wird. Die Dünen zu Warnemünde geben hievon den überzeugendsten Beweis. Auch hier sind so wenig aufgeschwemmte Konchylien als sonstige Körper, die dem Boden Nahrungsstoff für Pflanzen geben könnten, und welche üppige Vegetation stellt sich dem Auge an allen den Stellen dar, die gegen das Zuströhmen des Flugsandes gesichert sind! —

A. d. R.

*) Auf Bocup bei Dömitz, einer der höchsten und sandigsten Gegenden im Lande, könnte übrigens Herr Becker sich hievon, wenn auch nur im Kleinen, die Ueberzeugung verschaffen, denn dort fand ich, in Begleitung unsers großen Mineralogen, des Herrn Professors Schubart, 30 bis 40jährige gesunde Wallnußbäume. Wo sich nun einige Bäume der Art ohne künstliche Pflege gut befinden, dort können auch Tausende gut gedeihen. A. d. Verf.

könnte, einmal eine Lustreise, nur bis Utrecht vorzunehmen; ich möchte mich wol dafür verbürgen, daß er seine Behauptungen zurück nehmen würde. — Gewiß es sollte mich freuen, wenn irgend einer unter unsern vermögenden und unternehmenden Gutsbesitzern mir den Auftrag ertheilen wollte, eine Allee von Wallnußbäumen auf seinem Gute anzulegen; ich wollte es beweisen, daß meine Vorschläge keine Hirngespinnste sind; ja! wäre ich ein reicher Mann, ich wollte es auf meine Kosten übernehmen. Daß ich übrigens den Weiden so unhold seyn sollte, als Herr Becker es mir vorwirft, darüber habe ich mich in meinen Vorschlägen zur Verbesserung der Landstraßen offen genug ausgesprochen. Nur liebe ich die gekröpften Weiden, so wie alle verstümmelte Bäume nicht an den Landstraßen. — Der Leser verzeihe mir diese kleine Abschweifung, die mir hier nicht am unrechten Ort angebracht zu seyn scheint, indem ich zugleich dem Herrn Becker hiemit meine herzliche Hochachtung versichere, wenn auch unsre Ueberzeugungen in diesem Punkt nie zusammen treffen sollten. — Ich kehre also wieder zu den holländischen Wegen zurück. —

Zunächst an den vorgenannten auf beiden Seiten der Kunststraße gepflanzten Linien von Eichen und Buchen, folget eine Linie Birken; wo der Boden feucht genug ist, eine Linie Ellern, nach diesen ein paar Linien Roth Tannen, Pinus Abies L. Man fährt also fast

immer zwischen Laubhölzer, indem die äußern Seiten mit Nadelhölzern bepflanzt sind, die den Laubhölzern zum besondern Schutz dienen. Dies giebt dem Auge den angenehmen Anblick, daß sich fortwährend, so lange man die Kunst-Straße passirt, immer zu beiden Seiten ein dunkler Hintergrund darstellt. Auch maskiren die Nadelhölzer die traurige Gegend selbst dann noch, wenn die Laubhölzer entlaubt sind. Eine solche Pflanzung verdiente doch wohl in unsern, zum Theil traurigen Gegenden, z. B. zwischen Karstadt und Eldena und an andern Orten Nachahmung. Diese Pflanzungen, welche unter der Regierung Louis Napoleons fast von Dorthuysen bis nach dem Königlichen Jagd-Schlosse Loo gemacht sind, gleichen schon jetzt einer gut bestandenen Waldung; nur hie und da, wo sich eine kleine Lücke findet, siehet man links und rechts Berge und Thäler mit Heide-Kraut bewachsen, nach einigen Jahren aber wird diese Täuschung so auffallend seyn, daß man in einem großen künstlichen Wald zu reisen glaubt.

Zu Appeldor, wo ein sehr activer und höflicher Postmeister war, so wie der in Dorthuysen samt seinen erwachsenen Kindern eben dies Lob verdient, besitzt der berühmte Admiral Kingsberg ein Landhaus nebst einem großen Garten; doch alles ohne Pracht und Glanz. Schöne große Kühe weideten in einem großen abgerikten Theil des Gartens.

Alles schien hier so Anspruchlos zu seyn wie der ehrwürdige Greis selbst, der sich bescheiden auf seinen Landsitz zurück gezogen hat.

Bei Ammersfort, einer schönen mit prächtigen Kirchen versehenen Stadt, wird der Boden besser. Es ist etwas mehr als gewöhnlicher schwarzer Wiesenboden, der dem an der Elbe liegenden Marschboden ziemlich gleich kommt. Dies Land ist in Koppeln getheilet, die mit Knicke umgeben sind. Dieser Boden wird durchgehends tief gepflügt, auch zum Theil gegraben. Dies Land wird nun alle 2 Fuß von Süden nach Norden mit Steigen durchschnitten; diese Steige werden in der Tiefe von einem bis anderthalb Fuß ausgeschaufelt und der Auswurf wird rechts und links auf die schmalen Beete geworfen, wodurch diese erhöhet werden. Dann werden die eben nicht genau nach der Schnur laufenden Rabatten geharket und größtentheils mit zwei Linien Virginischen, auch wol nur mit gemeinen Taback, Nicotiana rustica bepflanzet, und zwar so, daß die in der Linie befindlichen Pflanzen einen Fuß von einander entfernt sind. Die Pflanzen werden in Kasten gezogen, die man meistens mit Papier-Fenstern zudeckt. Ein großes Kapital steckte in den vielen sehr großen und geräumigen Magazinen, in welchen die Tabacksblätter getrocknet werden. Ein Beweis, daß der Tabacksbau in diesen Gegenden einen bedeutenden Gewinn geben muß. Der beste Kanaster von Ameri-

kanischen Blättern kostete in Amsterdam 6 D. Am 28sten trafen wir spät am Abend in Utrecht ein. Eine Meile vor und hinter Utrecht trift man auf eine Menge der treflichsten Landhäuser, — hier Campagnen genannt — alle mit Gräben umgeben, und mit Kanälen durchschnitten. Mehrere dieser Gebäude sind von schöner, imponirender Architektur. In der Regel ist die Auffahrt des Hauses, so wie man es in großen Städten findet, mit dem Namen des Besitzers bezeichnet. Hie und da finden sich zwischen den großen Häusern auch kleine, deren Bewohner sich vom Milchverkauf und vom Gemüsebau nähren. Alles zeugt hier von Indüstrie und Wohlhabenheit. Die Gärten fand ich zum Theil recht geschmackvoll angeleget, aber fast alle Pflanzungen arm. Jeder Bewohner hat eine Hänge-Esche Fraxinus exelsior pendula, eine Blüthen-Büche, Fagus atropurpurea, einen Bohnen-Baum, Cytisus Laburnum, so wie eine Babilonische Weide, Salix babilonica vor seinem Hause stehen. Diese Gruppen fand man fast auf den Rasen eines jeden Gartens. An die äußerste Grenze der Gärten, die fast überall mit Graben umgeben waren, theils um mit dem Auswurf des Grabens die Gegend zu erhöhen, theils aber um sich eine eingefriedigte Grenze zu schaffen, auch um Wasser zu haben, fand ich die Mespilus germanica, genießbare Mispel, verwiesen, die in diesem allerfeuchtesten Platz recht gut vegetirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Zehntes Stück.

Den 6ten März 1817.

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland besonders in Rücksicht der Gartenkunde und Oekonomie.

(Fortsetzung.)

Der fast immer aufgeschnittene Bohnenbaum — an die alte steife Manier, die Bäume und die Natur durch das Beschneiden zu verhunzen, kleben die Holländer zum Theil noch sehr — blühete damals schon in voller Pracht; so wie auch der persische Flieder, da ersterer hier in Ludwigslust erst am 18ten Juny in Blüthe trat. So war in Verhältniß in Holland alles in der Pflanzenwelt um 3 bis 4 Wochen weiter als hier; gleichwohl war es dort so kalt wie hier und die Witterung sehr abwechselnd.

Aber ein ganz eigenes Gefühl des Wohlbehagens muß den ergreifen, der diese Gegenden, wo hunderte von Gärten und Landhäusern diese sterile Umgebung ver-

schönern, bereiset, wenn er anders für das, was menschlicher Fleiß hervor bringen kann, nur einiger Maßen Sinn hat. Hier, wo die Natur nur mit der größten Kargheit sparsame Gaben aus ihrem Füllhorn gespendet hat, hier wird man gezwungen, den menschlichen Fleiß nach seinem wahren Werth zu würdigen. Wenn fast bei jedem Tritt die Ueberzeugung vor Augen liegt, daß die Natur hier fast nichts als Heideboden und hie und da struppiges Wacholder-Gesträuch schuf, und daß nur der angestrengteste menschliche Fleiß die schönen, mit üppiger Fülle prangenden Wiesen dem Meere gleichsam abzwang, — warlich! so muß man eine Nation ehren und achten, die ein solches Zauber-Gebilde schaffen konnte, und jeder Baum, von menschlicher Hand mühsam gepflanzt und gepflegt, verdient den Segen des vorüber wallenden Wanderers.

Welchen Genuß bereiteten nicht diese Menschen sich selbst, ihren Nebenmenschen, jedem gefühlvollen Reisenden und selbst noch späten Nachkommen. Ich an meinem Theil ward durch diesen Zauber so innigst gerührt, daß ich Freudenthränen vergoß, und mein Dankgefühl zum Allvater, der diese schöne Menschen-Schöpfung gut gedeihen ließ, war so innig als herzlich. *)

*) Hätte nicht unsre Rostocksche Commüne sich schon längst eine eben so herrliche Lobrede auf den Warne-

Utrecht selbst ist eine schöne Stadt mit 30,000 Einwohnern. In der Stadt selbst ist eine treffliche, 2000 Fuß lange Promenade mit 8 Reihen großer Linden besetzet. Hier finden oft Volksfeste und Spiele statt. Im Universitäts-Garten sah ich außer einer schönen Sammlung anderer Pflanzen vorzugsweise im Freyen dominiren die schöne Salisburia adiantifolia. Dieser Japaneser befand sich hier recht wohl. Er war gegen 25 Fuß hoch und hatte einen Fuß im Durchmesser. An den Kirchthürmen und auf den Stadtmauern wuchsen Exemplare von Goldlak, Cheiranthus Cheiri, zu Tausenden, die eben in voller Blüthe standen. Diejenigen, die den höchsten Platz am Thurm der Domkirche einnahmen, mochten sich etwa an 140 Fuß über der Erde befinden.

Die Domkirche, in deren Gebiet sich der Saal befindet, wo der Utrechter Friede geschlossen ward, ist ein imponirendes Gebäude. Ein Theil davon ist abgebrannt, woraus bei einer Kirche solcher Größe die gewiß seltene Erscheinung hervorging, daß die Kirche vom Thurm getrennt ist. Admiräle und ausgezeichnete Männer lagen in vollem Costüm in Marmor ausgehauen auf ihren Ruhekisten. Auch diese waren der frevelnden Hand der Franzosen nicht entgangen;

---

münder Dünen bereiten können? — Man vergleiche hiemit den nächstfolgenden Aufsatz.

A. d. R.

denn sie hatten ihnen Nasen und Ohren abgehauen.

Von Utrecht nach Amsterdam fängt der Weg an sich allmählich zu senken und von der letzten Station bis Amsterdam sieht man wenig Häuser und Gärten, weil man sich zwischen lauter Wiesen und Weiden befindet. Hier gehet das Vieh zum Theil bis an den Bauch im Grase und wird noch überdies mit Bier-Trebern und andern Dingen gefüttert. In der Nähe der kleinen Landwirthschafts-Gebäude hat man kleine Plätze abgericket, wo man Kälber, Hammel und Schaafe, ja! selbst gewaschene Schweine grasen siehet. Die großen ungemein viel Milch gebenden Kühe, deren Euter bis über die Heßen herab hingen, Kälber von 2 bis 300 Pf. schwer, und Hammel, mit welchen die unsrigen verglichen fast nur wie Lämmer ins Auge fallen würden, gewähret dem, der für Viehzucht und Oekonomie sich interessirt, einen genußreichen Anblick. Ueber das gewichtvolle handelsreiche weltberühmte Amsterdam noch etwas sagen zu wollen, das gehöret nicht hieher. Enormer Reichthum und große Armuth, besonders unter den Juden, sind dort sehr hervorstechend. Ich hatte hier sogleich am ersten Abend den großen Genuß, die Madame Sessi vom Wiener Hof-Theater singen zu hören. Die schönen Kirchen, deren Thürme fast alle mit Glockenspielen versehen sind, imponiren sehr; noch

mehr aber die hohen Gewölbe der Kirchen, die sich selten unter hundert Fuß, oft aber zu 180 Fuß Höhe empor heben. Uebrigens ist in diesen großen Kirchen Simplicität und Reinlichkeit an der Tages Ordnung.

Im Hortus Medicus zu Amsterdam wird eine seltene und schöne Pflanzen-Sammlung angebaut. Der Elenchus Plantarum Horti Medici Amstelodamensis von 1814 enthält 1997 Geschlechter, und wieviel Arten eines Geschlechts werden nicht hier gezogen! — Die seltensten Pflanzen waren wohl unter andern Thamus elephantopus ein schönes großes Exemplar; dionea muscipula, virginischer Sumpf-Fliegenfänger. Amaryllis gigantea *); Cactus alata; Quercus suber. Dieser Kork-Eichenbaum stand im Freien und ward, wie Aucuba japonica und mehrere andere zärtliche Pflanzen im Winter mit Moskowischen Matten umwickelt. Ilex bromelifolia machte hier unter der großen Menge von Florens lieblichen

*) Die Zwiebel hat der vormalige König von Rosenkranz um 1000 Gulden gekauft und dem medizinischen Garten geschenkt. Die Kaiserin Josephine erhielt ebenfalls ein Exemplar von Herrn Rosenkranz um 1000 Gulden, so wie Fürst Esterhazi eine kleinere Zwiebel um 600 Gulden. Ich sah die Abbildung dieser Blume beim Hrn. Rosenkranz; der Durchmesser der Dolde enthielt fast zeinhalb Fuß.
A. d. Verf.

Kindern eine wunderschöne Wirkung. Cupressus disticha hielt unten am Stamm fast 2 Fuß im Durchmesser. Der Hortulanus Jan. Pfister, ein österreichischer Unterthan, stand dem Garten mit großem Fleiß und Liebe vor, wovon alles im Garten das beste Zeugniß gab. Er war auch, welches in Holland zu den Seltenheiten gerechnet werden muß, — mittheilend und entgegen kommend, denn er beschenkte mich mit manchen seltenen Exemplaren für mein Herbarium. Am 1sten Juny fuhr ich von Amsterdam nach Harlem in 2½ Stunden mit der Trekscheut; ein mit einem Verdeck versehenes und von einem Pferde gezogenes Fahrzeug, etwa so groß wie unsre Dömitzer und Boitzenburger Elb-Kähne. Mit diesen Fahrzeugen, die von jeder bedeutenden Stadt Hollands zur andern in jeder Stunde oder auch alle zwei Stunden regelmäßig abgehen und ankommen, auch zum Theil sogar in der Nacht, fährt man sehr billig und dabei so schnell, als das Pferd im kleinen Trott fort trabt. Man frägt nicht erst lange, ob man mitfahren kann, sondern man setzet sich ohne weitere Umstände in die Treckscheut, und so wie mit dem Schlag der Uhr die bestimmte Stunde ertönt, fährt man ab. Auf dem halben Weg gehet der Schiffer mit einem Beutel in der Hand zu jedem Passagier um die gesetzliche Fracht, die in einem gedruckten Reglement bestimmt ist, welches man in jedem dieser Fahrzeuge

angeschlagen findet, einzufordern. Prellerey und Aufenthalt findet nirgends statt, wohl aber ist überall für die höchste Bequemlichkeit der Reisenden gesorget; denn man braucht nicht von einer Stadt zur andern zu fahren, wenn man dies nicht will, sondern man kann eine oder ein paar Stunden mitfahren, läßt sich dann nach Belieben ans Land setzen und zahlt auch nur für die Strecke Weges, die man gefahren ist. Eben so wird man auch, wenn man Belieben findet, vom Wege ab ins Schiff oder in die Treckscheute aufgenommen.

Die Harlemmer Kirche ist mit der vorzüglichsten Orgel in Holland gezieret, die dem Organisten eine reiche Quelle der Einnahme schafft, indem sich fast jeder Reisende von einiger Bedeutung und jeder Freund der Tonkunst darauf vorspielen läßt.

Der berühmte Blumist Herr Schnevogt, hatte außer einer Menge von Zwiebelbeeten, auf welchen noch Tulpen und Ranunkel in Blüthe standen, die einen Prachtanblick gewährten, eine bedeutende Topfpflanzen-Sammlung. Unter seinen freistehenden Bäumen zeichnete sich eine 18 Fuß hohe Gleditsia inermis sehr aus. Bei dem Blumisten, Herrn Rosenkrantz, fand ich eine Sammlung von 200 Species Erica's (Heide-Pflanzen) in deren Vermehrung und Cultur er besonders glücklich war. Azolea, Andromeda, Kalmia, Rhododendrum, Linnaea borealis

und mehrere schöne Pflanzen, wuchsen bei ihm im Freien wie Quecken; eine leichte Laub- und Reisig-Bedeckung war alles, was sie im Winter erhielt. Auch fand ich bei ihm ein Exemplar von Pinus palustris, deren Nadeln bekanntlich 10 bis 12 Zoll lang sind. Dieser Baum, der etwa 12 Fuß hoch seyn mochte, stand hier im Freien bei seinem Hause zwischen Liriodendron, Salisburia, Magnolia, Cupressus disticha und mehreren andern schönen Bäumen. Eine Wohnung zwischen so großen ausländischen Bäumen giebt nicht nur dem Hause sondern auch allen Umgebungen desselben ein fremdartiges Ansehen.

Die Blumisten, Gebrüder van Aiden ziehen ebenfalls eine Menge seltener und schöner Topfpflanzen wie auch ausdaurender Bäume und Sträucher zum Verkauf, von welchen ich nur Robinia tortuosa, Aristolochia maqui, Fagus pendula, Gleditsia sinensis, Fraxinus nana, und Fraxinus monstrosa der Seltenheit wegen bemerke.

Auch die Gebrüder Mohrbeck haben eine schöne Sammlung ausdaurender Bäume und Pflanzen; auch ziehen sie, außer einer Menge seltener Zwiebeln, schöne Topfgewächse. In der Regel sind alle nicht gar seltene Pflanzen in Holland theurer als in Deutschland. Herr Garten-Inspector Otto, Vorsteher des Berlinischen botanischen Gartens, der auf Königliche Kosten zur Bereicherung dieses Gartens eine Reise nach England

gemacht hatte, ging jetzt zu eben diesem Zweck nach Holland und kaufte in Harlem manche seltene Pflanzen.

Herr van Marum, Professor der Botanik in Harlem, der sich besonders durch die Beschreibung seiner ungewöhnlich großen Elektrisirmaschine berühmt machte, theilte bekanntlich auch die Entdeckung mit: aus welchen Pflanzen sich vorzugsweise der Torf im Bassin seines Gartens gebildet hatte. Diese Pflanze ist keine andere, als die Wasserlinse (Conferta rivularis L.) und das Wassertausendblatt Myriophyllum spicatum L. Aus der Pflanze war nach der Behauptung des Herrn v. Marum in fünf Jahren ein Torf entstanden, der, nachdem er getrocknet und verkohlt worden, eine Kohle gab, wie Torf von mittelmäßiger Schwere. Das Bassin seines Gartens ist jedoch nur klein, so wie der Garten selbst nicht groß ist. Der Garten ist im neuern Geschmack angelegt.

Im Hintergrunde stehen die Bäume und Sträucher derjenigen Klasse, wovon vorne die ausdaurenden und annuellen Pflanzen die Klasse bezeichnen. Wer mit dem System bekannt ist, der wird durch die Stellung der Pflanzen — die Topfpflanzen sind ebenfalls in diejenigen Classen einrangirt und mit den Töpfen eingegraben, wohin sie gehören — so geführet, daß er auf jeden Gang des Gartens trifft. Kommt er nun zur 24sten Classe, so hat er den ganzen Garten mit

seinem schönen Pflanzenschatz durchwandert und ist nun wieder am Ausgange des Gartens. Der alte Herr van Marum hatte die Güte, mich selbst herum zu führen, und schien erfreuet zu seyn, daß es mir in seinem Garten sehr gefiel. Seine Pflanzen waren so wie die im Leidenschen botanischen Garten alle nach Persoon geordnet. Vom Herrn van Marum eilte ich in mein Quartier und legte meine kleine Pflanzenbeute ein. Am andern Morgen früh, als Harlem jedoch schon anfing sich mit den Amsterdammern zu beleben, die am ersten Pfingsttag fleißig zu den Harlemmer Gärten wallfahrten, eilte ich wieder aus dem Thore nach dem Garten und zum Landhause der Madam Boski. Dieser Garten war mir als der größte und schönste bei Harlem angerühmt. Ich durchwanderte eine große Strecke Wiesen und Viehweiden. Oft fand ich Wallfisch-Rippen auf den Weideplätzen eingegraben, an welchen die Kühe gebunden werden, die während des Milchens nicht stille stehen wollen. Man bindet ihnen überdies auch noch die Hinterfüsse. Die Nähe dieser, der Madame Boski zugehörigen Campagne, kündigte überall Pracht und Reichthum, im Verein mit der größten Reinlichkeit an. Der Eingang im Garten führte durch schattigte Alleen zu der schönen Wohnung derselben, die auf einem Hügel lag. Da die meisten Holländer nicht blöde auch nicht gar höflich sind: so

glaubte ich ihnen am besten zu gefallen, wenn ich ganz ihre Manier copirte. Ich ging also dreist in den Garten hinein, obgleich dies eigentlich jedem Fremden untersagt ist, und fragte nach dem Blumisten, dem ich jedoch anfangs absichtlich aus dem Wege ging. Ich wünschte nemlich diesen gepriesenen Garten, so viel möglich, ganz allein zu durchwandern, um zu sehen, wie er mir gefallen würde. Am Ende stieß ich aber doch auf den Blumisten, einen gebornen Schweden. Der Mann war zwar sehr artig, aber er versicherte mir, er könne meine Wanderung nicht eher gestatten, bis er die Erlaubniß des ersten Gärtners hätte. Ich fragte ihn: ob dies ein Deutscher sey; da er dies bejahete, war ich froh, in der sichern Erwartung, daß dieser Mann mir nicht nur alles zeigen, sondern mich auch noch wohl in den Dünen der Nordsee — die Holländer nennen eine See ein Meer und das Meer eine See — begleiten würde. Aber ich hatte mich gewaltig verrechnet! Dieser Deutsche war mehr als ein Holländer, er bedachte sich so gar erst lange, ob er mir den Garten, den ich schon zur Hälfte gesehen hatte, könne zeigen lassen. Sein Zögern verdroß mich, da ich ihm zuvorkommend höflich entgegen gekommen war. Ich fragte nach dem Weg zu den Dünen, indem ich ihm unter andern deutsch heraus sagte: daß ich lieber dort in Gottes freyer Natur, Pflanzen suchen wolle, als so lange zu warten, bis es ihm belieben

würde, mich in seinem steifen holländischen Garten herum führen zu lassen. So viel ich nun im Innern des Gartens, so wie auch an der Aussenseite desselben, die ich fast ganz umgangen war, zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte, so überzeugte ich mich bald, daß ein großer Theil dieses Gartens früher in holländischem Geschmack angelegt gewesen. Die geraden Linien, die nicht überall durch neue Pflanzungen maskiret waren, zeugten zur Genüge von dieser meiner Entdeckung. Indessen waren da, wo das Haus stand, so wie auch an der äußersten Grenze schöne Parthien entworfen, durch zu künstliche und steife Pflanzung aber war die berechnete Wirkung nicht nur nicht erreicht, sondern zum Theil sogar verhunzet. So wie indessen jede Sache immer auch etwas Gutes hat, so war es auch hier. Die neuen, vom Hause entfernten Pflanzungen, die zugleich die Grenze des mit Pallisaden umgebenen Gartens bildeten, bestanden größtentheils aus jungen Eichen-Pflanzungen. Diese waren in unregelmäßigen, 4 Fuß entfernten Linien, 4 Fuß auseinander gepflanzet. Nach Verlauf von etwa 10 bis 12 Jahren werden sie nahe an der Erde abgehauen und als Brennholz benutzt, das in Holland sehr rar ist. Nun gräbt man den Zwischenraum im Frühjahr tief um, und bepflanzet ihn mit Kartoffeln, die hier 10 und mehrere Jahre hindurch keine andere Düngung, als von dem abfallenden Laube erhalten. Sie gedeihen hier nicht

nur sehr gut, sondern es gewinnt auch durch dies Umgraben und Behacken der Kartoffeln, der Wuchs der jungen Eichen ungemein. Diese Forst- und Gartenkultur gefiel mir sehr, und sie verdienet wohl in großen Gärten nachgeahmt zu werden. Denn ein solcher Wechsel schafft, wie gesagt, in großen Garten mehr Mannigfaltigkeit und größern Nutzen, als das ewige Einerley einer geschmacklosen Mischung von Bäumen und Sträuchern, bei welchen auf Colorit und auf den Baumwuchs so wenig, als auf die Wirkung desselben Rücksicht genommen wird. Ich habe diese nützliche Methode für holzarme Gegenden in der Folge noch oft in holländischen Gärten gesehen. — Die schnurgrade laufenden Kanäle dieses großen Gartens, waren mit soliden Brücken und Schleusen versehen, um durch letztere dem Wasser die Richtung zu geben, wohin man es zu haben wünschet.

Gleich hinter diesen Garten kam ich in die Dünen. Hier fand ich zu meiner nicht geringen Freude, nachstehende Bäume und Pflanzen: Quercus Robur und Quercus pedunculata, Populus nigra, Mespilus oxyacantha, Hippophae rhamnoides, Rubus caesius. Auch diese Bäume und Sträucher wachsen bei uns wild, aber gewöhnlich im bessern Boden wie hier.

Noch fand ich Berberis vulgaris; Ligustrum vulgare, Rosa Lotus uliginosus; Asparagus officinalis; Phalaris arenaria; Briza media: Convallaria

polygonatum; Arenaria ciliata; Cerastium arvense, viscosum und ovale; Erodium ciconium, Carex arenaria, Polygala vulgaris und Polygala vulgaris β alba. Die schöne, hier ganz niedrig auf dem Sande liegende Rosa pimpinellifolia β minima, die in voller Blüthe stand und in diesen wüsten Dünen einen erfreulichen Anblick gewährte, sammt der Orobanche caryophyllacea waren diejenigen Pflanzen, welche mir die mehrste Freude gewährten. Dieser reizende Anblick ward durch die Nachbarschaft des majestätischen Nord-Meers noch mehr erhöht. Aber da die Wellen ziemlich hoch gingen und das Meer ganz schwarz aussah, so war es doch ein Schauder erregender Anblick; indessen milderte sich, da ich noch eine viertel Meile vom Meer entfernt war, diese fürchterlich prachtvolle Scene so sehr, daß ich mich auf einen etwa 60 Fuß hohen Sandberg setzte, und diesen hehren Schauplatz der Natur, wo das Auge des Zuschauers sich in das Gebiet des Unermeßlichen verliert, recht lange nachdenkend betrachten konnte. Aber es dauerte nicht lange, so störte ein empfindlicher Frost meine einsamen Betrachtungen; denn es war auch in Holland um Pfingsten so kalt, daß man einheitzen mußte. Ich wanderte, um mich nicht in den Dünen zu verirren nach Harlem zurück, legte meinen Fund ein, frühstückte, setzte mich um 12 Uhr in die Treckscheut, und war um

4 Uhr in dem schönen, vormals mehr wie jetzt berühmten Leiden, das mehr als irgend ein andrer Ort mich mit seinen Reizen an sich zog. Leiden ist, nächst Amsterdam, die größte Stadt in Holland. Bekanntlich waren hier die berühmtesten Tuch-Manufakturen, aber die Engländer haben die Fabriken durch die endlosen Erfindungen ihrer unzähligen Maschinerien, ruinirt. Die Volksmasse Leidens hat sich um zwei Drittel vermindert. Man siehet eine große Stadt wo Pracht nnd Reinlichkeit sich einander die Hand bieten, die aber jetzt nur 40,000 Einwohner haben soll, da Amsterdam 250,000 zählt. Der Platz in Leiden, der durch das Auffliegen eines mit Pulver beladenen Schiffes eine Menge Häuser zertrümmerte, ist nunmehr vom Schutt gereiniget, und mit Ulmen und Linden bepflanzet. Dieser giebt in der Folge eine große und angenehme Promenade. Die Kanäle 40 bis 60 Fuß breit, befinden sich hier, wie in Amsterdam, in der Mitte zwischen zwei Reihen Häuser. Zwischen den Häusern und dem Kanal laufen die Straßen. Gewöhnlich ist der Kanal noch mit großen Linden und Ulmen umgeben, man wandelt daher fast allenthalben im Schatten, selbst in den Straßen. Wo keine Kanäle in den Straßen sind, und die Breite der Straßen es nur irgend erlaubt, findet man gewöhnlich in der Mitte der Straße eine Linie von Bäu-

men gepflanzet, in deren erquickenden Schatten man am angenehmsten lustwandelt. Das mit vielen Thürmen geschmückte Stadthaus, so wie die vielen prächtigen Kirchen und Thürme, die fast alle mit Glockenspielen versehen sind, geben durch die Verschiedenheit der Architektur, eine angenehme Unterhaltung. Es befindet sich hier noch eine kleine alte Burg auf einer Höhe, wo im Jahr 1815 Wellington das Frühstück eingenommen haben soll. Der Berg der die Burg trägt, ist an der aufsteigenden Seite, noch ganz nach ächt holländischer Manier mit Laubwerk, das mit Muscheln ausgeleget ist, gezieret.

Es gibt prächtige Häuser in dem schönen Leiden, unter welchen das Universitäts- und anatomische Gebäude wohl so ziemlich den ersten Rang behauptete. Die Häuser einiger Professoren sind hier von außen schöner als das Palais des Königs im Haag. Der botanische Garten ist ganz von Häusern umgeben. In dem, auf der Südseite liegenden Flügel des Universitäts-Gebäudes, war das aus Paris hieher geschaffte Naturalien-Kabinet; damals war es aber noch nicht zur Hälfte ausgepackt. Ein solcher Schatz, wie dieser, war mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Im botanischen Garten wurde eine Menge von Topfpflanzen gezogen. — Der Professor der Botanik, der zugleich ein Mediciner ist, befand sich beim Lazareth in Brüssel. (Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

Eilftes Stück.

Den 13ten März 1817.

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland besonders in Rücksicht der Gartenkunde und Oekonomie.

(Beschluß.)

Hier fand ich eine merkwürdige Esche, Fraxinus excelsior, die der berühmte Boerhave noch gepflanzet haben soll. Quercus sempervirens, salicifolia und pendula hatten hier eine bedeutende Höhe erreichet.

Die Prachtpflanze wie sie mir der Hortulanus beschrieb, Argentia lutea, die ich jedoch nirgends beschrieben finde, vermehrte sich hier stark. — Der hiesige Hortulanus war zwar ein Holländer, aber er machte eine Ausnahme von der Regel, denn er war sehr dienstfertig; auch theilte er mir mehrere Exemplare für mein Herbarium mit.

Der von Leiden nach dem Haag führende Kanal gehet mitunter mitten zwischen den Dünen

durch. Man fährt zwischen einer Menge Gärten hindurch, die zum Theil mit sehr schönen Land- und Gartenhäusern gezieret sind. Die Abwechselung ist so schön und mannigfaltig, daß das Auge bei der schnellen Durchfahrt nicht im Stande ist alle Schönheiten aufzufassen. Man zeigte mir auch in der Ferne den Garten, in welchem der große Linnee gelebt und gepflanzet hat. Der schöne Haag mit 40,000 Einwohnern, der ebenfalls zum Theil mit Kanälen durchschnitten ist, verdienet die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden. Ich besuchte bei dem Haag den Bosch, in welchem ein Königliches Schloß liegt. Dieser Königliche Park hat viele Aehnlichkeit mit dem Berliner Thiergarten, nur sind die Eichen hier viel schöner als bei Berlin. Zwischen dem Bosch und der Stadt liegt ein großer eingeschlossener Rasenplatz, worin nur wenige Bäume sind; dieser Platz wird der Thiergarten genannt. Es waren einige Dammhirsche darin, auch befand sich etwa in der Mitte ein Pulverthurm. Da der Fremde nur selten eine freundliche Aufnahme in den Gärten Hollands findet, so war ich schon abgeschreckt und besuchte sonst nichts, als nur das, was frei und offen war. Ich sah daher den Garten Ihrer Majestät der Königin so wenig, als den beim Pallast der General-Staaten. Das Wenige, das ich von außen wahrnehmen konnte, genügt nicht, etwas zum Lob

oder zum Tadel derselben zu sagen. Die Königin beschäftiget sich am liebsten mit Mahlerei und Gärtnerei. Von Haag nach Schevelingen, einem Fischerdorfe, wo jedoch, obgleich der Haag nur kaum eine Stunde davon entfernt lieget, Kaufleute und Gastwirthe in Menge sind, führet eine schöne Kunststraße. Zu beiden Seiten derselben prangen die schönsten Eichen und andere Waldbäume, die alle gepflanzet sind. Kaum entfernet man sich 40 bis 60 Schritt links von der Kunststraße, so befindet man sich mitten zwischen den unfruchtbarsten Dünen, und hat das Meer vor sich. Zwischen dem künstlichen Wald und den Dünen fand ich wild: Quercus Robur und Quercus pendunculata; letztere in Blüthe. Die in den Harlemmer Dünen befindlichen Bäume dieser Art fingen dagegen, des wenigen Schutzes wegen, jetzt erst an Blüthe zu entwickeln. Auch fand ich hier Populus alba und Populus tremula; Acer Pseudoplatanus; Betula alba; Betula Alnus; Tilia europaea; Solanum dulcamara und mehrere andre Gewächse. Alle auf den Harlemmer Dünen!

Schevelingen ist bekanntlich dadurch berühmt, daß auf dieser Rhede die Holländer einen großen Sieg über die Engländer erfochten. Auch schiffte sich der König hier ein, als er emigrirte, und landete hier auch wieder, als die Franzosen Holland geräumet hatten. Fischerböte, 73 an der Zahl, große und kleine,

lagen bereit, in jeder Stunde sammt und sonders in die See auf den Fischfang zu gehen, sobald der Wind aufhören würde, kontrair zu seyn. Es ist eine alte Sitte, daß alle Fischerböte ohne Ausnahme, den Tag nach Pfingsten, in die See gehen, wenn nicht durchaus widriger und stürmischer Wind, wie es diesmal der Fall war, dieß verhindert. Am zweiten Pfingsttag werden die Netze mit allen dazu gehörigen Apparaten, dem Auge gefällig ausgestellet, es ist nemlich an diesem Tage Kermes oder Volksfest in Scheveling en und man rechnet, daß vom Haag, von Amsterdam und von andern Orten her sich an 30,000 Menschen zwischen dem Haag und Scheveling en auf der Rhede befinden. Hier sah ich etwas was ich noch nirgends sah; Frauen, die nach dem Haag Fische auf dem Kopf zum Verkauf trugen, brachten auf eben die Art ihren Nothbedarf an Holz, den sie im Haag gekauft hatten, zurück. Da sie hart am Meer liegen, und kein Holz haben, so holen die hiesigen Landsleute ihren ganzen Holzbedarf aus der Stadt. Equipagen mit Hunden auch mit Ziegen bespannet, die von darin sitzenden Knaben gefahren wurden, sah ich hier so wie in Rotterdam. Arundo arenaria, wovon nur Ueberbleibsel vom vorigen Jahr zu sehen war, waren nahe an der Küste in parallel laufenden Linien in Menge gepflanzet, wodurch der Sand mehr Bindungskraft erhält, folglich dadurch den

Meereswellen mehr widerstehet. Außerdem fand ich hier noch Caucalis arvensis; Brassica polymorpha und mehrere andere schon bei Haarlem gefundene Pflanzen. Vor dem Thore beim Haag sah ich eine Pracht-Windmühle, drey Stockwerk hoch aufgemauert, dann erst kam die eigentliche Windmühle. Von der Spitze des grade in die Höhe stehenden Windmühlen-Flügels bis auf den Grund, betrug die Höhe dieser Mühle über 100 Fuß. Eine ähnliche sah ich bei Rotterdam. So viele Windmühlen und von einer so schöne Bauart, als man sie hier siehet, findet man selten an andern Orten. Bei Schiedam sieht man vorzüglich eine gar große Menge.

Der Herr Oberster v. Both, der sein Geschäft in Haag beendiget hatte, wollte nun die Rückreise über Utrecht antreten, welches auch von hier aus allerdings der richtigste Weg war. Aus Güte gegen mich, wählte indessen Herr von Both die Tour über Rotterdam. Wir fuhren über Delft, welches wegen eines vorzüglichen Glockenspiels berühmt seyn soll. Zwischen Delft und Rotterdam traf ich eine Allee von Lombardischen Pappeln, die erste bedeutende Allee, die ich von diesen Bäumen in Holland fand. Auf dieser Straße sah ich vorzüglich schön stehenden blühenden und abgeblüheten Winter-Rapps; auch den ersten Weitzen, den

ich auf meiner ganzen Reise durch Holland bemerkte. Der Flachs war 6 bis 12 Zoll hoch; alles stand vortreflich. Die ganze, fünf Stunden lange Strecke, vom Haag nach Rotterdam, ist flach, und jeder Getreidebau wird auf aufgebrochenen Weideplätzen gemacht. *) Zwischen den hier liegenden treflichen Wiesen und Weideplätzen sah man oft unabsehbare Torfmöhre. **) Die Industrie der Holländer gehet so weit, daß sie selbst da, wo sie des vielen Wassers wegen den Torf nicht mehr tiefer stechen können, sich auf andre Art zu helfen wissen. Zu dem Ende bedienen sie sich eines Werkzeuges, das vollkommen Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Kesser hat, mit dem man Fische fängt. Ueber einen eisernen, an einer langen Stange befestigten Bügel wird nemlich ein, von Bindfaden sehr eng geflochtenes, Netz befestigt. Mit diesem Werkzeuge versehen, setzen sie

*) Wahrscheinlich doch nur die erste Saat? — A. d. R.

**) Die ungeheure inländische Torf-Consumtion, und die bedeutende Ausfuhr des Torfs mußte, wenn er sich nicht zum Theil nach und nach wieder erzeugte, einen großen Theil des flachen Hollands in einen See verwandeln. Im ersten Augenblick dringt sich der Gedanke auf, daß da, wo man Land und Boden aufbrennet, beydes nur durch Wasser ersetzet werden kann; und an Wasser ist bekanntlich in Holland kein Mangel. A. d. Verf.

sich in den Kahn und fischen aus dem Grund des Wassers die Torfmasse heraus, werfen diese, die nichts als purer Schlamm ist in den Kahn, und wenn dieser beladen ist, so fahren sie ans Ufer, werfen den Torfschlamm in ein von Brettern zusammengeschlagenes Behältniß, so, daß die Masse etwa 8 Zoll hoch zu liegen kommt. Haben sie nun auf diese Art einen bedeutenden Raum angefüllet, so lassen sie die Masse etwas abtrocknen, stechen sie dann in gewöhnliche Torf-Soden, und fahren den Torf, wenn er trocken ist, ab. Dieser Torf ist nun so gut wie geschlemmt; — er soll ganz vortreflich heitzen.

In Rotterdam, seiner Lage nach ein zweites Venedig, besuchten wir, nachdem wir von der Admiralität die Erlaubniß erhalten hatten, das erst kürzlich von England angekommene Dampf-Schiff, so wie auch einen beinahe fertigen Dreidecker. Hier war der bisher so sehr gelähmte Handel, worüber man in Amsterdam und überall so bittere Klage führte, schon etwas lebhafter. Mehrere Amerikanische Schiffe nahmen Genever und mehrere andere Waaren ein. Nirgends fand ich, hier so wenig, als an den übrigen Kanälen und schiffbaren Flüssen in den Städten Hollands, Brustgeländer, und doch soll es zu den Seltenheiten gehören, daß hier Kinder ertrinken. Von Jugend auf dazu gewöhnt und mit der Gefahr bekannt gemacht, weichen die Kinder, die ohne-

hin sehr vertraut mit dem Wasser sind, der Gefahr aus. Etwas Aehnliches bemerkte ich in dem volkreichen Amsterdam; die Menschen, ja selbst die auf den Straßen sich befindenden Hühner wichen, nicht eher den im Trott fahrenden Fuhrwerken aus, bis sie beinahe von den Pferden berührt wurden. Menschen und Vieh gingen dann bedächtlich nur so weit aus dem Wege, als es nöthig war, um nicht unvermeidlich übergefahren zu werden.

Am 4ten Juny, des Abends spät, trafen wir in der durch die vielen ehernen Tabakspfeifen Fabriken berühmte Stadt Gauda ein. In dieser Gegend ist die Viehzucht recht zu Hause, denn es giebt hier Bauern, die 150 bis 200 Kühe haben. Dies ist aber auch fast ihr einziger Erwerbzweig. Die vorzüglich schöne Butter, der delikate Käse, das herrliche Brod, und das vorzüglich schöne Fleisch: im Verein mit der höchsten Sauberkeit uud Reinlichkeit, indem sogar die Landstraßen zum Theil mit Wasser besprenget werden, damit man nicht gezwungen wird, mit jedem Odemzug ein ganzes Maul voll Staub einzuschlucken, alle diese Gegenstände machen schon allein einen verlängerten Aufenthalt in Holland wünschenswerth.

Auf dem Rückwege nahmen wir von Deventer aus einen andern Weg, der etwas näher ist, als der, welcher über Osnabrück führt. Da aber dieser Weg weniger als jener befahren wird, so wird man hier

nicht so schnell, und nur durch Ackerbürger, oder Bauer Gespanne expedirt; dies sind in der Regel wahre Krüppel-Gespanne. Braucht man 4 Pferde: so spannen zwei zusammen, und braucht man deren 6, so spannen oft drei Bürger oder Bauern zusammen. Nun will aber keiner seine Pferde verlassen, daraus entsteht denn oft ein zahlreicher und lächerlicher Zug. Die wenigsten dieser Fuhrleute haben Sättel; da nun das Reiten auf dem zugespitzten Rücken der abgemagerten Pferde etwas peinlich ist, so trottiren sie in der Regel ganz geduldig neben ihren Pferden her.

Von Deventer gieng es nach Almelo und Dotmersum, auf dieser Strecke Weges giebt es keine Kunststraße. Auch die Ackerkultur empfiehlt sich in dieser Gegend nicht besonders; überhaupt fand ich hier nichts was auf besondere Empfehlung Anspruch machen konnte.

Zwischen Dotmersum und Nordthorn, dem ersten deutschen Städtchen, findet man unabsehbare Torfmöhre. Hunderte von deutschen Arbeitern kommen mehrere Meilen weit aus den umliegenden Gegenden hieher, um sich hier beim Torfstich ihren Unterhalt zu verdienen. In dem Theil der Grafschaft Benthem, den wir durchschnitten, hob sich die Acker-Kultur im Vergleich mit der, die zwischen Dotmersum und Almelo betrieben wird, sehr vor-

theilhaft. Rocken ward hier vorzugsmäßig gebauet; dieser stand vortreflich.

Von Nordthorn ging es über Lingen, das an der Ems liegt; — von dort nach Haselüne im Münsterschen; sodann über Kloppenburg im Oldenburgischen nach Bremen.

In dieser ganzen Gegend war der Boden nur mittelmäßig, zum Theil sehr schlecht, daher die Feldfrüchte nur sehr dürftig standen. Auf dem vier Meilen langen Wege von Kloppenburg nach Bremen hat man größtentheils Sandboden; zum Theil höchst unfruchtbar. Eine Meile vor Bremen waren fast alle Sandhügel mit der schönen Rauschbeere Empetrum nigrum bedeckt. Wir fuhren am 4ten des Abends von Rotterdam ab, und da wir Nacht und Tag durchfuhren, so trafen wir am 8ten des Morgens in Hamburg ein. In der sechsten Nacht schlief ich einige Stunden in Boitzenburg. Ohngeachtet der vielen schlaflosen Nächte und der Strapazen einer solchen forcirten Reise, trafen wir hier am 9ten des Abends gesund und fröhlich wieder in Ludewigslust im Kreise der Unsrigen ein. Die Rückerinnerung, in sechszehn Tagen so viel gesehen zu haben, schenkt mir noch jetzt unendlich vielen Genuß.

Ueber die Warnemünder Dünen-Bepflanzung; veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz des Herrn Garten-Inspektors Schmidt.

Alles, was der fleißig beobachtende Herr Verfasser von der bewundernswürdigen Vegetation auf dem, durch Kunst angepflanzten, sterilen Boden Hollands, in dem vorstehenden Aufsatze mittheilt, das bestätigt sich auch auf den Warnemünder Dünen. Nur freilich mit dem großen Unterschied, daß hier, wo an keine Schonung gedacht wird, wo Menschen die hervorsprossenden Pflanzungen zertreten, das Vieh die hervorgetriebenen jungen Schößlinge zertrampelt und zernagt, es freilich ein halbes Wunder ist, daß sich dennoch Gewächse, wenn gleich zum Theil nur sehr kümmerlich, lebendig erhalten. Daß auf diesen, im höchsten Grade sterilen Boden, der bis zu einer Tiefe von mehr als 16 Fuß, — so tief hat man bei Anlegung eines Brunnens würklich gegraben, — nichts als klaren Flugsand enthält, der sich immer mit der Oberfläche gleich bleibt, dennoch mehrere künstlich angebaute Gewächse allen Verwüstungen der Elemente, muthwilliger Menschen und unvernünftiger Thiere trotzen, sich durch den, mit jedem Sturm neu herbei geführten, Sand, kraftvoll hindurch arbeiten, — davon kann sich jeder, dem dies nicht glaublich scheinen möchte, durch eignes

Anschauen überzeugen. Eine Hecke, mehr als 40 Ruthen lang, die aus der gewöhnlichen Pyramiden-Pappel besteht, würde, bei gehöriger Schonung und Pflege jetzt schon eine sehr gute Schutzhecke abgeben können, da sie, ohngeachtet aller Mißhandlungen sich dennoch drei bis 4 Fuß hoch aus dem sich jährlich anhäufenden Sande wieder hervor arbeitet. Sogar die hie und da zwischen gepflanzte Elbweide, (Salix vitellina) wächst mit den Pappeln um die Wette. An einer Stelle, und zwar grade da, wo der für die Dünen schädliche Nordwestwind scharf herüber streicht, hat sich das schöne Lycium Europaeum, der Bocksdorn, in voller Pracht erhalten. Es macht eine dichte, undurchdringliche Hecke, von etwa zwei Ruthen lang, in der Höhe von 6 bis 7 Fuß und ist eine vollkommene Schutzwehr gegen den, von Norden und Nordwesten her herbei ströhmenden Flugsand, der sich hinter derselben, fast so hoch, wie die Hecke selbst ist, aufgethürmt hat. Gleichsam allen Unfällen trotzend, treibt diese wunderschöne Hecke ihre, mit dem herrlichsten Laube und mit den schönsten Blüthen prangenden Zweige über die drohenden Sandhügel empor. Eine Menge von Pappeln; — aufs wenigste gesagt: viele Hunderte, — kriechen kümmerlich ohne allen Schutz auf dem, allen möglichen Weiden ausgesetzten Boden. Sie scheinen nur darum allen möglichen Verheerungen der Menschen und der Elemente zu trotzen, um als

fortdauernde Ankläger gegen die Männer auftreten zu können, die, zum Theil unberufen und ohne die mindeste Kenntniß von solchen Dingen, durch ihr unbefugtes Dareinreden die Sache als unausführbar verschrieen.

Es mag vielleicht unnütz seyn, über einen Gegenstand ein einziges Wort zu verliehren, der längst schon der Vergessenheit übergeben zu seyn scheint. Allein ich habe, zu meiner nicht geringen Genugthuung schon anderweitig manche Erfahrungen gemacht, daß gut gemeinte Vorschläge, die ich vor mehr als 30 Jahren schon der öffentlichen Prüfung vorlegte, die damals nicht beachtet wurden, die ich aber demohngeachtet wiederhohlt zur Sprache brachte, endlich Aufmerksamkeit erregten, von mehreren Seiten geprüft und sogar zur Ausführung gebracht wurden. Ich will hier nur blos die Frage über die Separation der Bauerfelder und die Verbesserung der Bauerwirthschaften durch Einführung der Stallfütterung in Erinnerung bringen, die, als ich zuerst damit hervortrat, selbst von einsichtsvollen Wirthen als ein zwar gut gemeintes aber unausführbares Projekt eines Stubengelehrten beurtheilt ward. Jetzt ist dies bekanntlich ein sehr ernster Gegenstand der Großherzoglichen Kammer, indem man sich von der Ausführbarkeit sowohl, als auch von dem wohlthätigen Nutzen, die eine solche, mit Umsicht eingeleitete Reform zur Folge haben muß, lebendig überzeugt.

So findet also häufig ein gutgemeintes Wort am Ende doch einmal, und oft ganz unerwartet, eine gute Stelle. Was der eine nicht achtet, das ergreift vielleicht ein andrer; faßt die Idee lebhafter auf, nutzt eine glückliche Gelegenheit, um ihr Beifall und Ueberzeugungskraft zu verschaffen, und die Sache gewinnt eine gute Aufnahme und einen würksamen Fortgang. — So kann es ja auch wohl unsren Dünen ergehen, daher will ich keine Gelegenheit vorbei gehen lassen, um die Aufmerksamkeit der zugeordneten Behörden wiederholt auf diesen Gegenstand zu leiten. Vielleicht, wenn mein Name längst vergessen ist, dankt es mir eine künftige Generation herzlicher als die lebende! — Was in Holland, auf gleichem, eben so sterilen Flugsande möglich gemacht ist, das sollte doch auch bei uns möglich gemacht werden können. Wie lange wollen wir Mecklenburger den Vorwurf geduldig tragen, daß wir so unempfänglich gegen alles Große und Gute sind? —

Sollte also einmal die Stadt den guten Gedanken wieder auffassen wollen, den verlassenen Dünen noch einmal ihre Aufmerksamkeit zu schenken, so würde es vor allen Dingen nöthig seyn, einen festen Plan zu ergreifen, der dann unabweichlich befolgt werden muß. Wie dieser entworfen werden muß, das habe ich ausführlich und oft genug dargelegt. Da aber nicht alles zur öffentlichen Kunde gekommen ist, so will ich die Hauptpunkte, besonders in so fern sie durch meine

nachfolgenden Erfahrungen noch mehr bestätigt sind, hier kurz wiederholen.

Zuförderst denke man darauf, die Einfriedigungs-Zäune, das einzige Mittel um den von Westen herbeiströhmenden Sand aufzufangen, wieder herzustellen. Werden diese nach den erforderlichen Richtungen angelegt, so können diese schon allein genügen, die so leicht bewegliche Oberfläche des Flugsandes zum Stehen zu bringen. Daß dies nicht nicht zuviel gesagt ist, das hat die Erfahrung gelehrt. Sobald der Boden gegen Stürme und gegen den zuströmenden Sand gesichert ist, vermehren sich die dort einheimischen Gewächse von selbst. Die ganze beträchtliche Abtheilung gleich diesseits Warnemünde, wo man itzt angefangen hat, Gärten anzulegen, war im J. 1793 nichts wie lebendiger Flugsand. Ich ließ in der Richtung von Norden nach Süden bis fast zum Wege hin, einen Zaun ziehen, und schon im dritten Jahre nachher war dies ganze Revier in einer so üppigen Vegetation, daß man auf vielen Stellen hätte Futter werben können. So wie der Zaun nach und nach einging, so versandete die Oberfläche wieder, die Gewächse verschwanden und an deren Stelle stellten sich die tief ausgewühlten Löcher und Sandhügel wieder ein, so wie es jetzt am Tage liegt.

Diese Wiederherstellung der Zäune ist auch gar nicht eine so kostbare Sache, als es manchen scheinen

mag. Als i. J. 1794 die Zäune gesetzt wurden, mußte man, wegen der damals drohenden Gefahr eine große Menge derselben errichten. Wollte man jetzt die Arbeit wieder beginnen, so könnte man sich damit begnügen, alle Jahre nur etwas zu Stande zu bringen. Freilich würde es besser seyn, je mehr, je lieber, aber da doch jetzt durchaus gar nichts geschieht, so wäre ein kleiner Anfang, mit welchem Jahr für Jahr unausgesetzt fortgefahren würde, doch immer noch besser als gar nichts. Holz hat die Stadt im Ueberfluß; und grade das Holz, das hiezu genügt, ist von der Art, daß es doch nicht geachtet wird. Hunderte von Fudern versaulen jährlich in der Heide und werden von Fröschen und Insekten verzehrt. Es kann also nur der Transport und das Arbeitslohn in Betrachtung kommen, und um beides zu mäßigen, müßten sich doch Auswege finden lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Zwölftes Stück.

Den 20ten März 1817.

Ueber die Warnemünder Dünen-Bepflanzung; veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz des Herrn Garten-Inspectors Schmidt.

(Beschluß.)

Würde nun würklich der Anfang mit diesen Arbeiten gemacht, so müßten freilich die Zäune auch nicht den Winter hindurch den Warnemündern Preis gegeben werden. Daß auch hierin Ordnung gehalten werden kann, wenn man nur ernstlich will, das hat ebenfalls bereits die Erfahrung gelehrt. Auch genügt es nicht, etwa alle Jahre ein Paar neue Zäune zu setzen und sich um die vorhandenen nicht weiter zu bekümmern; vielmehr muß, so lange bis die angelegten Pflanzungen in dem Zustande sind, daß sie sich selbst schützen, in jedem Frühjahr mit der Errichtung neuer Zäune auch zugleich die Ausbesserung der alten vorgenommen werden.

Dann erst, und nicht eher, kann man das Pflanzungs-Geschäft beginnen. Alles säen und Pflanzen, ohne sich zuvor mit den Zäunen Schutz verschafft zu haben, ist Spielerey und noch dazu eine Spielerey von nachtheiligen Folgen. Denn gedeihen kann nun einmal dort nichts, wenn man sich nicht durch die nothwendigen Vorkehrungen zuvor gesichert hat. Schlägt also nun dergleichen fehl, — sollte es auch nur von muthwilligen Menschen ruinirt werden, — so gewinnt das Geschrey der Unkundigen: „da sieht man „es, daß hier nichts fortkommen „kann!“ immer mehr ein geneigtes Gehör und die gute Sache kommt nie zu Stande.

Ich wiederhole es noch einmal: wenn man auch weiter nichts thun will, als blos Zäune errichten, so wird man schon nach ein Paar Jahren Ursache haben, sich zu freuen. Die Oberfläche wird sich in wenig Jahren bald so benarben, daß auf den eingefriedigten Stellen keine Versandung zu fürchten seyn wird. Aber warum wollte man hierbei stehen bleiben, da man es in seiner Gewalt hat, nicht nur diese von Natur grauenvolle Gegend zu verschönern, sondern auch mit der Zeit der lästigen Erhaltung der Zäune, die, wenn man sich zu keinen Anpflanzungen entschließen will, fortdauernd erhalten werden müssen; ganz überhoben zu seyn? Man schreite also immer zu Anpflanzungen, aber auch hierbei verfahre man mit Vorsicht, nicht nur

in der Auswahl der Gewächse, sondern auch, besonders wenn Holzpflanzungen angelegt werden sollen, die hier ganz eigentlich her gehören, in der nothwendigen Vorbereitung des Bodens, wozu ebenfalls einige Jahre erfordert werden.

Man sieht also, wenn das Anpflanzungsgeschäft mit Nachdruck, und so angefangen und fortgesetzt werden soll, daß man mit Sicherheit auf einen guten Fortgang rechnen darf, so muß man den sonderbaren Gedanken aufgeben, daß schon in den ersten Paar Jahren schöne englische Parks und angenehme Lust-Promenaden entstehen sollen. Den Unkundigen kann man dies freilich verzeihen, wenn sie sich, so wie dies bei der ersten Anlage würklich der Fall war — die Hoffnung machen, daß die angelegten Pflanzungen nun auch sogleich zum Himmel empor wachsen müßten. Aber diese müssen dann auch so vernünftig seyn, und von Männern, die das besser verstehen, als es von ihnen verlangt wird, Bedeutung annehmen. Sie müssen es bedenken, wie es ihnen gefallen würde, wenn ein andrer, der von ihren Handthierungen und Gewerben nichts versteht, ihnen Vorschriften machen, und das, was sie in ihrem Verkehr treiben und beginnen, hoffmeistern und tadeln wollte! —

Dies wird aber, bei den Gesinnungen, wie die Menschen nun einmal sind, nie ausbleiben. Es werden sich, besonders in einer großen Kommüne, immer

welche finden, die ihre Stimmen erheben und, — so wie das gewöhnlich im Menschen Leben geht? — vielleicht die, die am wenigsten davon verstehen, werden am mehrsten zu meistern wissen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß auch sie ein Wort mitsprechen können. Das muß aufhören!

Selbst bei den Administrationen, die als eigentliche Behörden den Anstalten vorstehen, legen sich Hindernisse in den Weg. Schon der jährliche Wechsel der Vorgesetzten hat einen natürlichen Einfluß auf solche Anstalten, die Einheit und Festigkeit des einmal entworfenen Plans fordern. So hat vielleicht in diesem Jahre ein Mann die Administration, der das Werk gern und leidenschaftlich fördert; im künftigen hingegen tritt ein andrer die Regierung an, dem die ganze Geschichte zuwider ist. Auch muß man bedenken, daß die Vorgesetzten der Städtischen Deputationen, besonders wenn es Gelehrte trifft, so viele anderweitige Arbeiten und Geschäfte abzuthun haben, daß sie, selbst bei dem besten Willen, sich der Sache nicht so annehmen können, als es seyn muß, und als sie es selbst wünschen.

Bei so bewandten Umständen ist es durchaus nothwendig, daß dies Geschäft einem einzigen Manne übertragen wird, der die ausgedehnteste Vollmacht erhält, anzuordnen, was er für gut findet. Das, was

er vorschreibt, und die Arbeiten, die er anordnet, müssen, ohne daß irgend jemand drein zu reden hat, pünktlich befolgt werden. Er ist keinem verantwortlich, als der Behörde, die ihn beauftragt hat. Diese sorgt aber auch dafür, daß seine Fortschritte gefördert und und ihm auf keine Art Hindernisse in den Weg gelegt werden.

In Ansehung der Kosten hat die Stadt es ja in ihrer Gewalt, diese Anstalt zu beschränken oder zu erweitern, wie sie will, wenn sie jährlich eine bestimmte Summe dazu ausfetzt, die nicht überschritten werden darf. Von dieser Summe legt der, dem die Anstalt übertragen ist, in einem festzusetzenden Termin Rechnung ab, da dann zugleich, die zur Rechnungsaufnahme verordnete Deputation bevollmächtigt werden kann, eine Besichtigung über die Fortschritte des verflossenen Jahres vorzunehmen, den Befund zu protokolliren und davon gehörigen Orts zu berichten.

Auf darf es nicht an den Hülfsmitteln fehlen, die zu einer solchen Anstalt erforderlich sind. Dahin rechne ich vor allen Dingen:

1. Einen Aufseher, auch wohl, wenn die Anstalt Fortgang gewinnt, deren zwey. Von diesen wird nicht nur gefordert, daß sie alle Beschädigungen von Menschen und Thieren verhüten, sondern sie sind zugleich die fortwährenden Arbeiter in den Pflanzungen. Diese ihre Arbeiten werden ihnen von

dem, der die Direktion hat, vorgeschrieben. Die Stadt hat Mittel genug in Händen, diesen Menschen ihr nöthiges Auskommen zu erleichtern, ohne daß ein so gar großer Aufwand an baarem Gelde nöthig wäre. Es wäre zum Nachtheil der Stadt, wenn sie gegen diese Leute geizig seyn wollte, da die Arbeiten, die, wenn die Sache Fortgang haben soll, fortwährend, mithin wenn man diese beständigen Arbeiter nicht hat, für theureres Tagelohn beschafft werden müßten, nun von diesen eigenen Arbeitern verrichtet werden.

2. Ein Gespann; anfangs genügt ein Gespann von zwey Pferden. Tüchtige, starke, anderweitig schon abgediente alte steife Gäule, die bei nöthigem Unterhalt noch einige Jahre dienen können, sind hier genügend. Der Aufwand zum Ankauf wäre also unbeträchtlich. Den Sommer hindurch müssen sie nichts kosten, da sie von den Dünen ernährt werden müssen. Sollte die Stadt sie auch in jedem Herbst wieder verschenken, so wäre kein Unglück dabei. Aber da auch selbst im Winter nützliche Arbeiten vorfallen können, so wird auch in dieser Jahrszeit, ohne eine theure Kornfütterung anzuwenden, für ihren Unterhalt gesorgt werden können. Ochsen wären wohl in so fern nützlicher, da der ausgediente Ochse noch immer an Schlächter verkauft werden kann, aber der Ochse taugt zu diesen Arbeiten nicht.

3. Einige Ackerwerkzeuge und Fuhrwerke. Diese

Ausgabe würde eben so unbedeutend seyn, als die Erhaltung derselben, die zum größten Theil von den Arbeitern selbst geschehen kann. Da hier keine Geräthschaften mit schwerem Eisengeschirr nöthig sind und die Stadt auch diese Kleinigkeit an dem hiezu erforderlichem Holze leicht hergeben kann, so wäre auch dieser Punkt sehr leicht zu beseitigen.

Nun wird man aber wohl die Einwendung machen: die Hauptfrage ist hiemit noch nicht beantwortet, wie und auf was für eine Art, mit welchen Gewächsen ꝛc. die Anpflanzung selbst geschehen soll? — Dies muß wohl dem Manne überlassen bleiben, dem die Stadt die Förderung dieser Anstalt anvertrauen will. Findet die jetzt lebende Generation es für gut, das Werk anzugreifen, so möchte sich auch wohl Jemand finden, der ihrem Zutrauen entgegen kommen würde; will sie aber geduldig darüber wegsterben und leistet sie auf das Lob und den Segen der Nachwelt Verzicht, so wäre es unnütz ein Wort darüber zu verlieren. Da wir, so wie in allen Wissenschaften, also auch in der Kultur des Bodens, Fortschritte machen, so mögen unsre Kinder und Kindeskinder nach uns sich mit bessern Mitteln bekannt gemacht haben, einen solchen Boden zu bändigen. Sie finden dann freilich nichts vorgearbeitet; indessen die wenigen Gewächse, die jetzt noch vorhanden sind, werden, wenn sie nicht absichtlich zerstört werden sollten, durch ihr Daseyn ihnen die Ueber-

zeugung geben, daß auch dieser so widerspenstig scheinende Boden, bei gehöriger Pflege den Fleiß des Anbauers dankbar lohnt.

Hiemit könnte ich nun meinen Vortrag schließen, denn, um einen Gegenstand wieder in Erinnerung zu bringen, der über 20 Jahre der Vergessenheit übergeben war, wird dies völlig genügen. Allein ich möchte so gern diese Angelegenheit meinen jetzt lebenden Mitbürgern noch von einer andern Seite recht angelegentlich ans Herz legen. Bleibt mir dann auch kein anderes Verdienst, so wird man wenigstens meinen guten Willen nicht verkennen, mit welchem ich mich nicht nur der hiesigen Kommüne, sondern auch meinen ganzen Vaterlande, auch noch in dieser letzten Periode meines Lebens so gern nützlich machen möchte.

Wäre im vorliegenden Fall nur dies der einzige Zweck, der erreicht werden sollte: Eine ungeschlachte, traurige Gegend blos zu verschönern, so würde es kaum der Mühe lohnen, darüber viel Worte zu verlieren. So sehr dies freilich in jeder Rücksicht einer wohlhabenden Kommüne zur Ehre gereicht, wenn sie auch Dinge der Art ihrer Aufmerksamkeit werth hält, da das Angenehme sich anderweitig auch immer durch irgend etwas Nützliches lohnt, so ist es kein Vorwurf, wenn das Angenehme dem Nothwendigern nachgesetzt wird. Aber grade hier ist es der Fall, daß das

Höchstnothwendige mit dem Angenehmen aufs zweckmäßigste vereinigt werden kann.

Die schreckensvolle Veranlassung, die es nothwendig machte, schnelle Vorkehrungen zur Sicherung des Warnemünder Hafens nicht nur, sondern auch des Fleckens Warnemünde selbst zu treffen, sind bekannt genug. Ich habe sie damals in den unten angeführten Schriften mitgetheilt.*) Die im Januar und März des Jahrs 1793 eingetretenen Stürme drohten dem Hafen eine gänzliche Versandung. Die damals getroffenen schnellen und würksamen Vorkehrungen wendeten die Gefahr ab. Man ward nun gleichgültig; auch traten die drückenden Kriegsjahre ein, die, besonders da die schändliche Wirthschaft der Franzosen, die auch hier, als verheerendes Ungeziefer mit der Errichtung des Blockhauses ihr Wesen trieben, diesen Gegenstand mit so vielen andern, dem Gesichtspunkt der Behörden entrückten: bis vor wenig Jahren, nemlich i. J. 1813 eine ähnliche Gefahr drohte. Es ward nun an der gefährlichsten Stelle, längst dem Hafen, ein 12 Fuß hohes Pallisadenwerk errichtet, um

*) Neue Monatsschrift von und für Mecklenburg v. J. 1759. S. 93. v. J. 1796. S. 75. Imgleichen meine; Geschichte der auf den Dünen zu Warnemünde seit dem Jahr 1797 unternommenen Anpflanzungsversuche, ꝛc. Rostock 1801.

hier den Flugsand aufzufangen. Dies schützte etwas; aber der Augenschein lehrt es noch jeden Tag, daß bei sehr heftigen Stürmen der in weiter Ferne lebendig gewordene Flugsand bis hieher getrieben wird und hoch über die Pallisaden wegspült. Die Gefahr ist also nicht nur noch immer da, sondern sie wächst auch mit jeder Sturmperiode, indem der lebendige Flugsand immer näher heran rückt. Dies ist Thatsache, wovon sich jeder durch den Augenschein belehren kann.

Wir haben also schon die Erfahrung als Führerin zur Seite. Eben die Schreckens-Scene, die i. J. 1793 eintrat, steht uns, früh oder spät, gewiß wieder bevor. Der lebendige Flugsand häuft sich mit jedem Jahre und rückt, wie ein hämischer Feind, dem Hafen immer näher, bis endlich einmal eine Periode eintritt, da er gleichsam mit Gesammtkraft hervorbrechen, und allen Vorkehrungen, die man ihm im Augenblick der Gefahr entgegen setzen mag, Trotz bieten wird.

Was Rostocks blühender, jetzt von den Segnungen des Friedens wieder erweckter Handel, und alle die nützlichen Gewerbe, die nur durch ihn Leben und Thätigkeit erhalten, durch eine solche Katastrophe leiden würde, das kann sich jeder selbst sagen. Aber nicht Rostock allein würde dies Mißgeschick tief und schmerzlich fühlen; das ganze Land würde diese Wehen empfinden, die unsrer ersten Erwerbsquelle, die bis jetzt nur einzig uns alle ernährt, unserm Ackerbau,

tiefe Wunden schlagen würden. Es ist also nicht blos eine Privatangelegenheit, nur allein für Rostock, sondern das ganze Land, oder doch wenigstens der größere und bedeutendere Theil desselben, der in Rostock den sichersten Markt für den Absatz seiner Produkte findet, würde bei einem solchen Unglück nicht leer ausgehen.

Wäre es also nicht besser, daß wir uns jetzt gegen die Gefahr in Sicherheit setzten, ehe sie da ist? Es läßt sich nicht berechnen, wie früh oder spät dies geschehen kann, denn das hängt von den Elementen ab. Anhaltende Dürre im Sommer, wenn heftige Stürme darauf erfolgen, ist immer dem Hafen gefährlich. Die anhaltend nasse und kalte Witterung dieser letzten Jahre hat diese Gefahr etwas gemildert. Aber, nach dem natürlichen Lauf aller irrdischen Dinge, wird auch hier wieder ein Wechsel eintreten, und dann möchte die Reue versäumter Maaßregeln, wo nicht ganz zu spät kommen, doch die Sicherheits-Anstalten ungemein erschweren. Melius est praevenire quam praeveniri bleibt auch hier die goldene Regel.

Endlich und zum Beschluß kann ich nicht umhin, einer Anschuldigung zu begegnen, die man mir im Vertrauen mitgetheilt hat, wodurch ich die Veranlassung gegeben haben soll, daß man gegen das Verpflanzungs-Geschäft gleichgültig geworden. Ich soll ein zu großes Vertrauen auf die Akazien gesetzt

haben; von diesen wäre eine zu große Menge gepflanzt, die aber nach einigen Jahren alle zurückgeblieben wären. Dies hätte Mißtrauen gegen die ganze Pflanzung erregt.

Daß die Akazien insgesammt zurück geblieben sind, das ist wahr. Daß sie aber in den ersten Jahren, so lange nur noch einiger Schutz von den Zäunen vorhanden war, in großer Menge kraftvoll vegetirten, das ist auch wahr. So wie die Zäune verschwanden, wurden sie im Sande begraben und die schon höher gewachsenen, von Stürmen verheert. Aber eben so ging es mit den andern Gewächsen. Die Sandweide, die doch ganz eigentlich auf diesem Boden zu Hause gehört, machte hie und da schon recht schöne Fortschritte im Wachsthum. Aber als die Zäune vergangen waren, verging sie mit. Jetzt ist keine Spur von derselben mehr vorhanden. Eben so ging es auch mit den Birken, mit der Zäh- und Faul-Esche, mit der gemeinen Weide und mit allen Gewächsen. Nur der Bocksdorn triumphirt und die italienische Pappel trotzt, so kümmerlich sie auch ihr Daseyn erhält, mit voller Lebenskraft, allen Verheerungen von Menschen und Elementen. Es ist also eine höchst ungerechte Beschuldigung, womit die Akazie angeklagt wird, denn eben diese Anklage würden alle die übrigen Gewächse verdienen, die dort verschwunden sind. Und dies Verschwinden ist blos die Folge des gänzlich

vernachlässigten Schutzes, den jeder Baum als zarter Sprößling in seiner ersten Jugend verlangt. Wie dankbar der Akazienbaum die auf ihn in seiner Jugend verwendete Pflege belohnt, davon kann man sich in mehreren Gärten der Warnemünder überzeugen. Dort ist kein besserer Boden als auf den Dünen, und er vegetirt dennoch im üppigsten Wuchs.

Ich wiederhohle es noch einmal: will man sicheres Gedeihen von den dort angepflanzten Gewächsen erwarten, so beginne man doch auf keinen Fall irgend einen Versuch ohne strenge Beobachtung nachstehender Regeln, die ich hier kurz wiederhohlen will:

1. Vor allen Dingen sorge man, daß nach und nach die Verzäunungen wieder hergestellt werden. Ohne diese ist jede Anpflanzung verlohrne Mühe.
2. Man lerne Geduld, und verlange es nicht, daß gleich in den ersten Jahren hohe Waldungen entstehen sollen. Vielmehr gebe man sich ein Paar Jahre hindurch Mühe, den Boden, um Holzungen von Bedeutung darauf anzulegen, gehörig vorzubereiten.
3. Man entferne alle Beschädigungen von Menschen und Vieh.

Karsten,
Professor.

Anderweitige Beantwortung der, S. 783 des dritten Jahrgangs dieser Neuen Annalen, mitgetheilten Anfrage: die vortheilhaftere Benutzung des Brachmistes betreffend. *)

Wenn ich an des Herrn Anfragers Stelle wäre, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, meinen Raps-Acker zwischen Fastnacht und der Frühjahrssaatzeit mit Dünger zu befahren. Nur möchte ich hiebey folgende Vorsicht empfehlen:

Ich würde diesen Dünger vom Herbst bis Ausgangs Januar von dem übrigen absondern und allein legen lassen. Sobald nun dieser Haufen nach ohngefährer Schätzung eine hinreichende Quantität Dünger enthielte, würde ich ihn durch Tagelöhner oder Knechte umkehren lassen, damit das Untere oben, das Obere unten gebracht würde. Dadurch würde das gewonnen, daß aller darin befindlicher Mist zur Zeit des Abfahrens von gleichförmiger Güte geworden wäre,

*) Diese Frage ist zwar im 3ten und 4ten Stück dieses Jahrgangs hoffentlich zur völligen Befriedigung des Herrn Anfragers und aller Leser beantwortet. Allein da dies hier Mitgetheilte ebenfalls aus der Feder eines unsrer musterhaft thätigen Wirthe kommt, so gewinnt die gute Sache durch diese Bestätigung noch mehr an Gewicht. A. d. R.

und es wäre nun nicht zu fürchten, daß Stroh oder unbrauchbarer Dung auf den Acker gebracht würde.

Es ist unstreitig, daß auf diese Art eine große Menge Dünger gewonnen werden würde, und ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte: daß durch diese Prozedur völlig eine noch einmal so große Fläche an Land würde zugedüngt werden können, als es dann möglich ist, wenn der Dünger bis nach vollendeter Sommersaat auf dem Hofe in einem Haufen liegen bleibt. Ja! ich behaupte noch mehr: man wird nun noch einmal so stark düngen können, als nach der gewöhnlichen Methode, weil an Quantität so viel gewonnen wird. Der aufgewendete Tagelohn wird also mit reichlichem Wucher ersetzt.

Mancher meiner Leser wird nun fragen: Wenn diese Methode so vortheilhaft ist, warum bringt man sie denn in Mecklenburg nicht in Anwendung?

Allerdings giebt es schon mehrere aufmerksame Wirthe in Mecklenburg, die, von der Nützlichkeit dieses Verfahrens aus mehrjährigen Erfahrungen überzeugt, beständig ihren Mist den Winter und Frühjahr hindurch, so lange die Witterung es nur immer gestatten will, aufs Feld fahren. Grade diese gehören zu unsern thätigsten und geachtetsten Wirthen die bey einem sehr mäßigen Anfang sich durch ihren Fleiß und durch ihre rastlose Betriebsamkeit zu einer ansehnlichen Wohlhabenheit empor gearbeitet haben. Daß aber diese so

höchst vortheilhafte Methode nicht allgemein in ganz Mecklenburg in Anwendung gebracht wird, das läßt sich so erklären:

1. Einige würden diesem Beyspiele gern folgen, aber ihr Kontrakt bindet sie. Es ist ihnen nun einmal der Takt vorgeschrieben, den sie nicht überschreiten dürfen.
2. Viele hängen noch mit Leib und Seele am Alten und halten es mit den Sitten ihrer Vorfahren. Sie verabscheuen jede Neuerung; halten das Ey mit beyden Händen fest, aber die Henne lassen sie fliegen.
3. Mancher braver Wirth, der Einsicht und Betriebsamkeit genug hat und gern das, was nach seiner Ueberzeugung das Bessere ist, in Ausführung bringen würde, ist seiner finanziellen Verhältnisse wegen gebunden. Er darf es nicht wagen, etwas Neues zu beginnen, da es ihm am ersten Vorschuß und am Nachsatz fehlt. Ewig wahr bleibt das Sprichwort: „ein armer Wirth kann kein „guter Wirth seyn!"
4. Manche haben hinreichendes Vermögen, daß es ihnen also nicht an Betriebs-Capital fehlen könnte, aber: — entweder es fehlen ihnen die nöthigen Kenntnisse, oder — sie mögen sich in ihrer Gemächlichkeit nicht stöhren lassen; sind, da sie ohnehin ihr gutes Auskommen haben, mit dem zufrieden, was der liebe Gott ihnen ohne Mühe und Anstrengung in den Mund regnen läßt! — Das ist auch recht gut; wenn wir alle so erpicht auf das Melioriren wären, so könnte ja der minder Bemittelte, der nichts hat, womit er seine Laufbahn beginnt, als sein Geistes-Talent, sich gegen den gemächlichen Wohlhabenden und Reichen nicht hinan arbeiten! —

Agricola.

Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

Dreyzehntes Stück.

Den 27sten März 1817.

Das Mecklenburgische Rittergold oder wie kann der mecklenburgische Guts-Besitzer von einem Theil seiner Schulden Zinsen ziehen, und dieselben nach und nach amortisiren, ohne daß einer seiner Creditoren verliert, und so, daß der allgemeine Indult sich nach und nach von selbst hebt? Vom Herrn Doctor H. Ch. Gerke auf Frauenmarck *).

Nil temere facias, timide nil, omnia caute, atque cito, sero nil, subitoque nihil.

§. 1.

Einleitung.

Das Credit-System eines Landes — dasselbe mag nun den Staat unmittelbar selbst, oder nur irgend eine der vorzüglichsten Classen der Staats-Bürger betreffen

*) Dieser Aufsatz, dem man Sachkenntniß und Klarheit der Darstellung nicht wird versagen können, ist zwar schon besonders gedruckt und die Auflünfte aus demselben sind von dem Herrn Verfasser zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Da er überdies bereits auf dem

— ist fast ausschließlich nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen zu beurtheilen. Diese aber sind nirgends früher zur Reife gediehen und in Ausführung gebracht, als in England; und man muß sich billig wundern, daß der Verfasser der voluminösen Schrift

„über den mecklenburgischen Credit-Verein"

bei aller juristischen Dexterität, die dabei zu Tage liegt, lediglich deutsch-französische Maximen zur Anwendung herangezogen hat, die ihren Zweck schwerlich erfüllen dürften, — die vielmehr schwerfällig, unwirksam, und gefährlich sind. Schwerfällig, weil die ganze Ein-

---

letzten Landtage zur Deliberation gekommen, so ist der Inhalt desselben auch bey uns nicht mehr unbekannt. Da indessen der hier behandelte Gegenstand von der Art ist, daß er schon längst die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Vaterlandsfreunde auf sich gezogen und zu vielen Verhandlungen Veranlassung gegeben, über deren Resultate man sich bis jetzt noch nicht vereinigen konnte, so wird auch diese einzelne Stimme nicht überhört werden dürfen. Sie verdient um so mehr beachtet zu werden, da ein andrer, nicht weniger patriotisch denkender und kenntnißreicher mecklenburgischer Gutsbesitzer, diesen Gegenstand seiner ganzen Aufmerksamkeit werth hielt und seine Gedanken darüber für diese Annalen mittheilte. Es war also nöthig, um dem Leser die Vergleichung beider Meinungen zu erleichtern, sie neben einander zu stellen, und ich halte mich verpflichtet, dem Herrn Doktor Gerke hier öffentlich meinen Dank abzustatten, daß Er mir die Erlaubniß zum nochmaligen Abdruck seiner Vorschläge ertheilte. Vielleicht giebt dies Gelegenheit, daß noch mehrere Stimmen laut werden, da dann bey einer Discussion, die in einer so bescheidenen Sprache, als beiden Herrn Verfassern eigen ist, bey welcher, ohngeachtet der gegenseitigen Meinung, die Achtung gegen die Talente des Gegners nie aus den Augen gesetzt wird, die gute Sache am Ende gewinnen muß. A. d. R.

richtung im höchsten Grade weitläuftig ist, und weil die Geldcirculation nebst ihren Coupons jedesmal erst in Hinsicht des termini a quo und ad quem der Zinsen einer speciellen Uebereinkunft und Berechnung bedürfen; unwirksam — weil jeder Gutsbesitzer, der im geringen Hufen-Stande stehet, ohngeachtet seiner beträchtlichen Meliorationen nicht im Stande seyn wird, sein ganzes Debitum mit Creditscheinen — wenn sie auch an $\frac{7}{8}$ hinangehen — zu decken; — gefährlich, — weil die Direction dieser Anstalt beim Zurückbleiben der Zinsen, und bei ihrem Mangel an eigener executivischer Gewalt, in unabsehbare Verlegenheit gerathen wird; — welche Gefahr um so größer ist, da die aus einer Hand in die andere wandernden Coupons auf den Tag der Zahlbarkeit zur Präsentation kommen. Es kann dann nicht fehlen, daß diese Papiere beim ersten Protest, und sollte dieses auch eine bloße Zögerung unter dem Titel von Respect-Tagen, oder Respect-Wochen seyn, der Gegenstand der Agiotage und des jüdischen Handels werden; Gefährlich aber auch deshalb, weil das ganze im ritterschaftlichen Grundeigenthum steckende Capital mit $\frac{5}{8}$, $\frac{6}{8}$ und sogar mit $\frac{7}{8}$ in Cours gesetzt werden soll, ohne vorher einen Blick auf die mecklenburgische Handels-Bilanz geworfen zu haben. Ohne diese letzte Untersuchung angestellt, und die Bejahung bis zur Evidenz erwiesen zu haben, wandern ohnfehlbar alle Louisd'ors, und alle $\frac{2}{3}$ aus Mecklenburg aus, und

wir werden nicht so viel klingende Münze behalten, um am Sonntage unsere Tagelöhner zu bezahlen. — Der Luxus und der Preis der Früchte wird, wie im Oesterreichischen, steigen, ohne ein reelles Fundament zu haben, und Schwindelei wird an die Tages-Ordnung kommen. — Die Folge wird seyn, daß der, der selbst Credit genug hat, sich dem Verein gewiß nicht anschließt, und daß der verschuldete Gutsbesitzer nach wie vor Allein stehen bleibt. —

§. 2.

Blick auf England.

Die Vorschläge, welche ich hier dagegen beiden Serenissimis und deren löblichen Ständen mache, haben sich seit 1709 erprobt, und haben wo nicht Alles — doch sehr Vieles dazu beigetragen, daß eine Nation von 15 Millionen Menschen — die Brittische — bei einer Schuldenlast, die sich kaum in Zahlen ausdrücken läßt, — in ihrem Credite, in der Leichtigkeit ihrer Geldgeschäfte und des Handels, endlich aber auch in ihrer Schulden-Amortisation alle übrige Nationen weit hinter sich läßt, und Millionen Pfunde negociirt, zahlt, und umsetzt, während auf dem Continente ein Staat um eine Tonne Goldes, und ein Gutsbesitzer oder Manufacturist um Ein Tausend Rthlr. in Verlegenheit gerathen kann.

§. 3.

Unerlaßliche Bedingung, die allem Papier-Gelde vorhergehen muß, Definition: was Geld ist?

Sobald wir daher werden ausgemittelt haben, wie die Handelsbilanz Mecklenburgs beschaffen ist, — (wobei die unseelige Zeit der Handlungssperre, oder des Bonapartischen Continentalsystems, weil sie nie wiederkehren wird, auch gänzlich als nicht existirend betrachtet werden kann) — ob und wie viel es jährlich, bei der Ausfuhr seiner rohen und verarbeiteten Producte gegen die Einfuhr gewinnt, — und nicht eher, können wir, im Fall sich diese Frage unbedingt bejahet, eben so gut, wie England zu der Errichtung eines Credit-Instituts schreiten, welches in die Cathegorie der Giro-Banken gehört, und mithin fundirtes Papier-Geld creiren, oder was dasselbe ist, von unsern Schulden Nutzen ziehen.

Geld ist nemlich Alles, was beim Austausch der Producte aller Art unter einem bestimmten Namen gilt, es mag dieses seinen innern Werth mit sich herumschleppen, wie Gold, Silber u. s. w. oder dieser Werth mag irgendwo sicher aufbewahrt, und durch ein Billet repräsentirt werden. Metalle haben ihren Werth durch die Schwierigkeit ihrer Zutageförderung, und durch den Grad ihrer Seltenheit, und Brauchbarkeit. Papier kann auch Geld seyn, wenn man nur im Stande ist, demselben eben diesen reellen, bleibenden

Werth zu geben. Dann ist es noch ungleich bequemer als Geld zu gebrauchen, wie jedes edle Metall, weil es nicht wiegt, nicht drückt, leichter zu zahlen ist, und bei der Abnutzung mit wenigen Kosten wieder hergestellet werden kann.

§. 4.

Allgemeine Anzeige des Plans.

Da die Einrichtung dieses Instituts gemeinkündig ist, so darf ich dieselbe nur in ihren allgemeinen Umrissen zeichnen, und die Anwendung davon auf Mecklenburg machen.

Bei einer Giro-Bank liegt der Werth des in Circulation gesetzten Papier-Geldes in Barren oder auch zum Theil in gemünztem Gelde zur Sicherheit da, und jeder der Papier-Inhaber kann zu jeder Zeit das in Händen habende Papier-Geld gegen baares Geld umwechseln. Dieses geschieht auch oft mit den kleineren Summen, um sich auf die Art im Handel und Wandel auszugleichen, aber große Summen Papier-Geld umzuwechseln, fällt niemanden ein, weil das Papier-Geld ungleich bequemer ist. Wo diese Einrichtung sich auf die Grenzen der Stadtmauern beschränkt, wie in Hamburg, bedarf es blos einer Folio zum Ab- und Zuschreiben, und der Zettel wird überflüssig. —

Bei unserer intendirten Ritterbank liegen jura cessa reservati dominii auf Grund und Boden da, die kein Feind zerstöhren und kein Dieb rauben kann.

§. 5.

Fortsetzung. Fernere Vergleichung der juristischen Sicherheit, und ihrer reproductiven Kraft.

In England wird die Sicherheit jener aufbewahrten Barren nach Innen durch eine Compagnie Soldaten und durch die zugemauerten Fenster der Bank, und nach Aussen durch die Martello Towers beschützt, die Englands Ufer gegen Invasionen sichern. Daß in Hamburg diese Barren keine völlig juristische Sicherheit gewähren konnten, hat uns Davoust gezeigt, dessen Räuberhände sich dort gegen den Kriegsgebrauch mit diesem Privat-Eigenthume befleckten.

Weit größer ist und bleibt ewig die Sicherheit eines Mecklenburgischen Guts, weil jura postliminii von jedem Feinde revivisciren, und von nichts dependent sind, als vom Untergange der Welt.

In London liegen die Barren in den Bank-Kellern, die man durch Münzen, durch Anlehne an den Staat, durch Discontiren reproductiv macht. In Mecklenburg liegt der Boden von aller Qualität da, der durch die Aussaat und Viehhaltung nicht minder reproductiv ist, und den jeder Feind mit dem Rücken ansehen muß, traurig darüber, daß er ihn nicht mitnehmen oder versilbern kann.

Das Resultat dieses Vergleichs bleibt also:

„daß ein mecklenburgisches Landgut, praemissis praemittendis, in allen Rücksichten eine größere

Sicherheit gewährt, als jede Art von Bank-Einrichtung selbige gewähren kann, und daß daher, sobald ausgemittelt ist, ob die Handlungs-Bilanz für Mecklenburg ist, ein Theil des Landeigenthums durch Papiergeld in Stücken von 50 Rthlr. und 100 Rthlr. in Umlauf gesetzt werden darf.

§. 6.

Zweites Hauptrequisit, und Resultat davon.

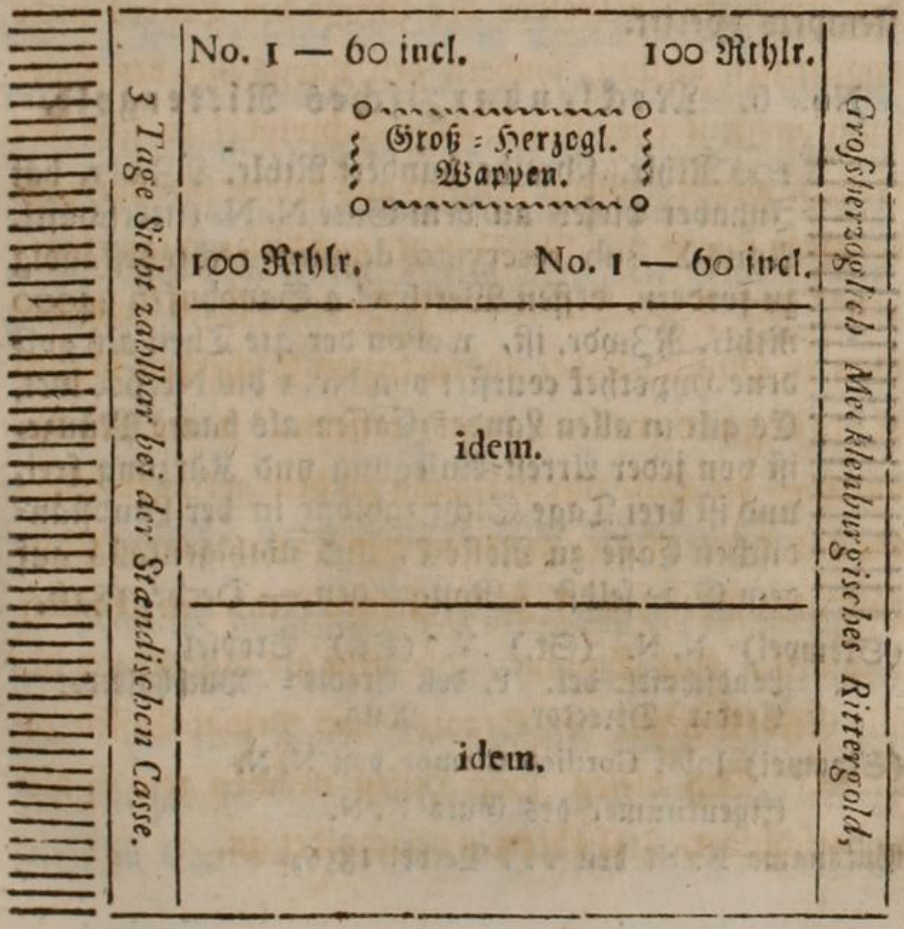
Dieses Papiergeld darf nie über den 4ten Theil des Werths eines Guts hinausgehen, da sonst die Summe des circulirenden Geldes der Größe des Landes nicht angemessen bleiben, sondern den Luxus und den Speculationsgeist oder Guts-Kauf-Schwindel zu sehr befördern würde. Wenn nemlich aus beiden Großherzogthümern nur so viel Gutsbesitzer auf diesen Plan eingehen, daß 3000 Hufen dieses Papier-Geld (welches man in Hinsicht seiner unbegrenzten Sicherheit füglich Rittergold nennen kann) creiren, so würden dadurch — die Hufe nur vorläufig zu dem geringen Werthe von 6000 Rthlr. angenommen (18,000000 Rthlr. zum 4ten Theil; —) 4½ Millionen Rthlr. in Umlauf kommen, eine Summe, die mehr als hinreichend ist, alle Geld-Klemme der Staats- und Privat-Cassen zu heben. Von diesen 3000 Hufen nehmen wir ⅓ als unverschuldet, ⅔tel aber als verschuldet an.

§. 7.

Fabrikation des Papiers. Form und Fassung der Billets.

Der Plan selbst würde kurz und mit Vorbehalt der weiteren Ausführung folgender seyn.

Der engere Ausschuß delegirt 2 Mitglieder aus seiner Mitte, die unter Beistand eines, oder mehrerer Buchhalter — die in dem an sich bekannten Geschäfte inaugurirt sind — ein General-Hypothekenbuch errichten, und das Papier zu dem Rittergolde — welches einen homogenen chemischen Zusatz von beliebiger Wahl erhält, den Niemand als das Collegium und der beeidigte Fabrikant kennet, — fertigen lassen. Dieses bekömmt im Gusse folgende Gestalt.



Es wird in große Bücher eingeheftet, und hier wellenlienigt herausgeschnitten, weil hier die eingehenden Billets allen Orten der Prüfung, unter andern dem Einpassen in die Ausschnitte unterworfen sind.

Jeder der beitritt, legitimirt sich modo legali über den effectiven Werth seiner Mecklenburgischen Güter und über seinen Schulden-Bestand, und daraus entstehet das General-Hypothekenbuch.

Nun sind entweder Schulden vorhanden oder nicht. In beiden Fällen wird dann zuförderst der vierte Theil des Werths seiner Güter in Billetts ausgemünzt, und zwar auf folgende Weise, wobei die Druckerpresse oder noch lieber eine eigene Kupferplatte statt des Münzstempels operirt.

No. 6. Mecklenburgisches Rittergold.

100 Rthlr. schreibe hundert Rthlr. NZwdr. hat Inhaber dieses an dem Gute N. N. ritterschaftl. Amts X. sub reservato domino rechtsbeständig zu fordern, dessen Werth ad 4 Sandhufen 24000 Rthlr. NZwdr. ist, wovon der 4te Theil als goldene Hypothek coursirt von Nr. 1 bis Nr. 60. incl. Es gilt in allen Landes-Cassen als baare Münze, ist von jeder Arrest-Anlegung und Kürzung frei, und ist drei Tage Sicht zahlbar in der Landständischen Casse zu Rostock, und nöthigenfalls auf dem Gute selbst. Rostock den — Decbr. 1816.

(Stempel) N. N. (St.) Y. (St.) Stöpsel
Landschaftl. del. L. del. Credit- Buchhalter.
Credit-Director. Rath.

(Stempel) Jobst Gottlieb Clamor von N. N.
Eigenthümer des Guts N. N.

Gutsname N. N. den ... Decbr. 1816.

§. 8.

Procedur bei verschuldeten Gutsbesitzern.

Sind nun Schulden vorhanden, so bekömmt der Gutsherr diese Billets nicht in die Hände, sondern er sistiret sich in Rostock zur Unterschrift und Stempelung der Billets, und die Casse zahlt damit den 1sten Guts-Gläubiger ab, der jura cessa, oder 1ste Hypothek hat. Will dieser, wie dieses im Anfange sich zutragen könnte, keine Billets, so bezahlt die Casse ihm sein Capital baar aus dem nachher angezeigten Fond. Der Gutsbesitzer kömmt also auf 6000 aus den 4 und 5procentigen Zinsen, und leistet dagegen nichts, als daß er der Casse bis dahin, daß sie seine Billets in Cours hat, 4 Procent vergütet, welches aber aufhört, sobald seine Billets angebracht sind, und welches nie über ein Jahr dauern kann. Er hat mithin seine Schuld so permutirt, daß er hinführo von einem Theile derselben keine Zinsen mehr giebt.

§. 9.

Modus, wenn derselbe keine Schulden hat.

Constiret hingegen juristisch, daß der Gutsbesitzer keine Schulden hat, so werden ihm in vorliegendem Falle, wo sein Guth 24000 Rthlr. werth war, seine 6000 Rthlr. in Billets behändigt, und er bringt selbige selbst in Cours — theils zur Completirung seines In-

ventarii *) theils bei Steuern, und sonstigen Ausgaben, — ist aber verbunden, die Hälfte dieser Summe, nemlich 3000 Rthlr., baar bei der ständischen Casse einzuliefern, theils um seine Billets eventualiter zu decken, wenn sie zur Zahlung präsentirt werden, theils um der Casse Fond zu verschaffen, die Billets der ververschuldeten Gutsbesitzer gegen Geld einzutauschen. Dieser Eintausch ist an sich nicht glaublich, weil es niemand einfallen wird, für ein höchstbequemes Gold, das vollen Werth hat, schwere Münze zu nehmen. Aber allerdings werden täglich kleine Zahlungen seyn, theils um die Scheidung im Handel und Wandel zu realisiren, theils weil die Staats-Cassen und mehrere

---

*) Es ist unglaublich, was ein durchaus vollständiges Inventarium, und ein hinreichendes Betriebs-Capital — versteht sich — mit der Kenntniß es richtig zu gebrauchen, für einen Einfluß auf das reine Aufkommen eines Guts haben. Man kann es mathematisch erweisen, daß unter dieser Voraussetzung in Meckleuburg noch nie ein Gut zu theuer gekauft, oder zu hoch gepachtet ist, oder überhaupt zu theuer gekauft oder zu hoch gepachtet werden kann. Umgekehrt aber, und ohne völlig angemessenes Betriebs-Capital ist ein geschenktes Gut zu theuer, und eine Gratis-Pachtung zu hoch. — Niemand ist vorsichtiger in diesem Stücke als der Engländer, denn er faßt keine Pacht an, wenn er nach bezahltem Inventario nicht die dreifache bei sich liegen hat. Aber in der Größe ihrer Inventarien excelliren sie auch so sehr, daß wie ich von der Größe meines Guts sprach — wobei ich denn freilich nicht sagte, daß es zum großen Theile als bloßer Raum anzusehen sey, wo erst eine Ackerkrume gebildet werden müsse, — man voller Erstaunen meinte — daß ich auf die Art ein Inventarium von 9 — 10,000 Pfund Sterling haben müsse. — Quantum distat ab illo! A. d. Verf.

Gutsbesitzer zur Zahlung auswärtiger Zinsen baares Geld nöthig haben können, indem auf jene Länder, wohin Mecklenburg Gelder zu zahlen hat, — Hannover und Hessen — selten Wechsel zu bekommen sind, und Rimessen, die von dort hieher geschehen, auch meistens auf Hamburg abgegeben werden. Daß aber alle Billets eines Guts, die vielleicht in eben so vielen Händen sind, als sie Nummern haben, auf einmal präsentirt werden sollten, ist fast unmöglich, weshalb es genug ist, wenn etwa der 8te Theil der Billets baar gedeckt und ausserdem eine Reserve-Casse von 1000 Louisd'ors vorräthig ist, die nie, als in der Noth angegriffen, und gleich wieder ergänzt wird. — Jene 3000 Rthlr. bekömmt er indessen mit 2 Procent, mithin mit 60 Rthlr. verzinset. — Der bisher unverschuldete Gutsbesitzer genießt also im eigentlichen Verstande von seinen Schulden Zinsen, und vergrößert zugleich sein Betriebs-Capital ohne Zinsen zu geben. Beide haben aber außerdem den Vortheil, daß wenn Billets verlohren gehen, dieses für sie eine Tilgung der Schuld ist. —

§. 10.

Leistungen des verschuldeten und unverschuldeten Gutsbesitzers.

Nach dem oben angenommenen Grundsatze waren $\frac{2}{3}$ der interessirenden Gutsbesitzer, mithin 2000 Hufen

verschuldet. Diese bezahlen jährlich zur Deckung des Instituts per Hufe 10 Rthlr. — 20,000 Rthlr. Der bis zur Creirung des Rittergoldes Unverschuldete zahlt für den Umtausch der alten Billets dem Institute pr. Hufe im angenommenen Falle 2 Rthlr. — 8 Rthlr. macht Summa 2000 Rthlr. Von diesen 22,000 Rtlr. werden die Kosten bestritten. 15,000 Rthlr. werden davon zu den Zinsen verwandt, welche die unverschuldeten Hufen für ihren baar eingelieferten Fond von 750,000 Rthlr. à 2 Procent erhalten. Es bleiben mithin 7,000 Rthlr. zur Besoldung des Instituts, zu den Kosten der Papier-Fabrication ꝛc. übrig. Da indessen das Institut zur Deckung der Ritter-Billets jene 750,000 Rthlr. nicht sämmtlich gebraucht, so kann es auch ohne Risico noch discontiren, und sich dadurch zu einem großen Fond verhelfen. — Für die erste Einrichtung des General-Hypothekenbuchs wird ½ Rthlr. pr. Hufe erlegt.

§. 11.

Andeutung einiger ferneren Requisite.

Die genauere Schattirung dieser Umrisse des Gemäldes ist leicht, da der Gegenstand gemeinkündig ist. Die Schritte, die Summum regimen bei dieser Einrichtung zu thun hat d. h. die öffentliche Erklärung des Werths dieser Billets; der Befehl, daß mindestens die Hälfte aller öffentlichen Zahlungen an Cassen in solchen Billets geschehen müsse; die Strafe der Verfälschung, [der Strang] die Befehle in Hinsicht der schon existirenden Hypotheken-Bücher, folgen von selbst, sobald die Idee gefaßt ist. —

§. 12.

Folgen.

Ich habe mich also nur noch über die Folgen dieser Einrichtung zu äußern.

Diese Einrichtung kann die Folge nicht haben, daß das baare Geld, wie in den Oesterreichischen Landen [Dännemark und Rußland kenne ich nicht] aus dem Lande wandert, weil jene Ritterschuld die strengste juristische Prüfung erträgt, indem sie im eigentlichen Sinne des Worts fundirt ist. Dieses Geld erleichtert auffallend die Circulation, die Schnelligkeit in Zahlungen; hindert das Zerschaben, und die Abnutzung, denen die edlen Metalle beim Transport ausgesetzt sind, und giebt Veranlassung zu mancher Unternehmung, die ohne dasselbe, mithin bei dem Mangel des hinreichenden nervi rerum agendarum unterbleiben. Man wird nicht mehr bei jeder Unternehmung das „Ja! wenn ich nun ꝛc.“ hören, und die immer mehr zum Vortheile Mecklenburgs ausschlagende Handels-Bilanz wird in Verbindung mit dieser Einrichtung dahin wirken, daß das Land jährlich reicher wird, und daß sich mithin auch die Masse des circulirenden baaren Geldes jährlich vermehret. Jeder Gutsbesitzer, Manufacturist, und Kaufmann profitiret von den $4\frac{1}{2}$ Millionen Billets, die im Umlaufe sind, und, wie garantirt werden kann, bald mit einem kleinen Avance coursiren werden. Und wenn dann bei einem Impost von 25 Procent auf alle auswärtigen Fabrikate vom Makulatur-Papier bis zum Battist, und von der Schuhbürste bis zum Diademe — wobei die beste Controlle die Confiscation zum Vortheile des Denuncianten ist — unsere vaterländischen Manufacturisten über Mangel an Fortkommen klagen, so ist wahrlich nicht der Staat, sondern ihre eigene Unbehülflichkeit die Ursache davon.

Die zu kleinen Inventarien der Gutsbesitzer werden vergrößert. Mergeln, Kleebau, das ungleich mehr lohnende Wechsel-System und ächte Schaafzucht kommen an die Tages-Ordnung, und der Flor des Landes ist unausbleiblich. Entfernt von aller Eifersüchtelei, die Stand, Geburt, Reichthum und Egoism

nur gar zu leicht, und gar zu oft dictiren, werden die 3 Stände des Staats, — Landbesitzer, Manufacturist und Kaufmann — mächtig sich heben, und durch ihren Reichthum die Stärke Mecklenburgs bilden. Der Indult wird sich von selbst heben, weil Geld im Ueberflusse erscheint. — Die Guts-Revenuen verdoppeln sich, und jeder Gutsbesitzer wird nun anfangen, die hinter dieser Schuld befindlichen Pöste nach und nach zu tilgen. Auch die hohe Cammer wird sich in Hinsicht der incamerirten ritterschaftlichen Güter anschließen, und was Mecklenburg-Schwerin betrifft, von 200 Hufen, wenn sie verschuldet seyn sollten, allermindestens jährlich 12,000 Rthlr. Zinsen ersparen, ohne irgend einem der Creditoren zu nahe zu treten. In der Folge, wenn durch die wachsende Industrie Mecklenburgs nicht blos das Geld für das rohe Product, sondern auch der Arbeitslohn für das künstliche Product gewonnen wird, und mithin die Handlungsbilance noch mehr zum Vortheile Mecklenburgs ausschlägt, kann dieses Institut sich auch ohne Bedenken auf die Domainen erstrecken, und die dann jährlich ersparten Zinsen werden zum Amortisationsfond geschlagen, der, wenn er den englischen längst bewährten Grundsätzen nachgebildet wird, keinem Fehlgriffe preisgegeben wird.

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Vierzehntes Stück.
Den 3ten April 1817.

Ueber ein in Mecklenburg einzuführendes ritterschaftliches Papier-Geld, nach dem Vorschlag des Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark.

In dem vorstehenden Aufsatz des Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark wird der gewiß unumstößliche Grundsatz aufgestellt: daß ein Mecklenburgisches Landgut, oder welches einerley ist, jedes Eigenthum in Grund und Boden (landed property) in allen Rücksichten eine größere Sicherheit gewährt, als jede Art von Bank-Einrichtung gewähren kann; und der Schluß wird daraus gezogen: daß daher, sobald ausgemittelt worden, ob die Handlungs-Bilanz für Mecklenburg ist (welches der Herr Doctor als unbezweifelt annimmt) ein Theil des Land-Eigenthums durch Papier-Geld in Umlauf gesetzt werden darf.

Daß die Sicherheit der Banken gefährdet werden könne, beweiset der Herr Doctor durch die Beraubung

der Hamburger Bank in unsern Tagen, wozu noch hinzugefügt werden kann, daß selbst die Bank zu London, bey dem bekannten Aufstande in dieser Hauptstadt im Jahre 1780, sehr nahe daran war, von dem dortigen furchtbaren Pöbel erstürmt zu werden, wovon der Verfasser dieses Aufsatzes selbst ein nicht wenig erschrockner Augenzeuge war.

Will man ferner die Sicherheit, welche Landgüter gewähren, mit Staatspapieren, oder mit der Englischen National-Schuld vergleichen, der Einzigen, deren Verbindlichkeiten bis jetzt noch immer aufs genauste, zum Erstaunen von Europa, erfüllt worden sind: so wird sich der Vorzug der Landgüter augenscheinlich bewähren. Bey der Englischen National-Schuld hat, im strengsten Sinn genommen, der Staats-Gläubiger, eben so wenig als bey den Staats-Schulden anderer Nationen, eine reelle Sicherheit. Das Parlement verpflichtet sich nemlich, Namens der Nation, bey Staats-Anleihen nur dazu: dem Staatsgläubiger eine namhafte Summe in den Büchern der Bank von England gutschreiben zu lassen, um deren Verkauf der Minister mit den Capitalisten handelt, und wofür gewisse jährliche Renten von Seiten der Nation bezahlt werden, ohne irgend eine Verbindlichkeit, das Capital wieder einzulösen, oder eine Special-Hypothek zu geben. Der Ankauf dieser Annuitäten richtet sich nach dem jedesmaligen Preise der Stocks oder Funds. So

würde zum Beyspiel der Englische Finanz = Minister jetzt dafür, daß dem Staatsgläubiger 100 L zu 3 pCt. jährlicher Renten zu gute geschrieben würden, ohngefähr 60 L. Sterl. erhalten, und zwar in Noten der Bank von England, die bey allen Zahlungen als baar Geld angenommen werden.

Es war eine der großen Maaßregeln des mit wahrem Patriotismus und ausgezeichneten Talenten begabten Ministers Pitt, einen sinkenden Fond zu schaffen, durch welchen die National = Schuld allmählich verringert, und, bis auf eine gewisse, in der Folge der Zeit näher zu bestimmende Summe, zurückgebracht werden sollte. Dieser sinkende Fond allein ist es, welcher den Staats = Credit des Brittischen Reichs bisher empor gehalten hat. Ohne ihn würde dasselbe die bewunderungswürdigen, man kann vielleicht sagen, beyspiellosen Anstrengungen, nicht haben machen können, welche es zu seiner eigenen und zur Rettung Europa's mit dem besten Erfolg gemacht hat. Vermöge dieses Fonds werden beständig große Summen der National = Schuld getilgt; der Staatsgläubiger kann zu jeder beliebigen Zeit seine Annuitäten verkaufen, und der Minister in Zeiten des Kriegs Anleihen machen, ohne daß deshalb der Preis der Stocks bedeutend fiele. Es ist inzwischen nicht zu leugnen, daß der Brittische Staat jetzt einer langen

Reihe von Friedensjahren bedarf, wenn jener Fond seine ganze Wirksamkeit zeigen soll.

Der Credit der Brittischen Nation und der Credit der Bank von England sind aber ganz verschiedene Dinge. Jener gründet sich hauptsächlich auf den Welthandel der Nation, auf ihre hohe Industrie, und auf den daher entstehenden National = Reichthum. Der Credit der Bank von England hingegen beruht auf würklichen Effekten, nemlich auf Gold= und Silber= Barren, oder Münzen, daher auch ihre Noten zu allen Zeiten als baar Geld circuliren.

Die Bank von England ist in ihren Operationen vom Staate unabhängig; sie ist eine auf Actien ursprünglich etablirte und unter dem Schutze des Staats stehende Privat = Gesellschaft; sie zahlt gegen eine gewisse jährliche ansehnliche Vergütung vom Staate, die Zinsen der Staats = Schuld in halbjährigen Terminen, wozu der Staat ihr das Geld giebt; sie discontirt große Summen auf fremde und inländische Wechsel, die sie für sicher hält; sie macht gelegentliche Anleihen an den Staat, dessen Haupt=Casse sie führt. Daß ihr Gewinn ansehnlich ist, ergiebt sich aus den hohen Preisen, welche für ihre Actien bezahlt werden. Von der Summe der Banknoten, welche sie jährlich circuliren läßt, muß sie jährlich dem Parlemente Rechenschaft geben. Ihre Noten sind das circulirende Medium im Reiche, dessen Sicher=

heit noch niemals in Zweifel gezogen worden ist; das also mit dem baaren Gelde für allen innern Verkehr beständig al pari steht; wogegen die öffentlichen oder National-Fonds nach Maaßgabe der Größe der National-Schuld und der politischen Verhältnisse steigen oder fallen, weil ihnen bloß der National-Credit und keine wirkliche effective oder specielle Sicherheit zum Grunde liegt.

Das bisher angeführte ist deshalb erwähnt, weil der Herr Doctor Gerke sich in seiner kleinen Schrift zur Empfehlung des Mecklenburgischen Rittergoldes hauptsächlich auf England bezieht. Ohne dieses Bezuges wegen mit Ihm ganz einverstanden zu seyn, bin ich doch vollkommen seiner Meinung: daß Landgüter eine Sicherheit gewähren, die kein Staat und keine noch so gut fundirte Bank geben kann, den Fall etwa ausgenommen, wo der Staat seine Domainen zur speciellen Sicherheit verpfänden würde.

Wenn nun gleich das Mecklenburgische Rittergold, so wie es der Herr Doctor Gerke in Vorschlag bringt, eine unbezweifelte Sicherheit gewähren, und also unbedingt Glauben verdienen würde, so ist noch die Frage zu berücksichtigen: ob es als Papier-Geld, als circulirendes Medium für Mecklenburg passe, und als solches leicht einzuführen seyn würde? und diese Frage wird nach meiner Ansicht verneinend ausfallen. Der Hauptverkehr in Mecklenburg ist zwischen den

Kauf- und Landleuten; dann zwischen den Kaufleuten unter sich im Lande und mit ihren auswärtigen Correspondenten. Der Mecklenburgsche Landmann ist seit den ältesten Zeiten an Gold- und Silbermünzen gewöhnt; die auch zur Ablohnung seiner Leute, zur Bezahlung der Handels-, Kauf- und Handwerksleute mit denen er verkehrt, also für den größten Theil seiner Ausgaben am besten für ihn passen; ihm ist alles Papier-Geld vollkommen fremd. Die Voraussetzung also, daß er es willig in Zahlung annehmen würde, zumahl wenn er es nicht promt und vollständig gegen klingende Münze austauschen könnte, wozu ein Achtheil der in Circulation zu setzenden Summe von $4\frac{1}{2}$ Millionen bey weitem nicht hinreicht, scheint mir etwas gewagt zu seyn. Würde übrigens nicht auch schon die Anschaffung eines Realisations-Fonds von mehr als einer halben Million Thalern, in der vorgeschlagenen Art, nemlich dadurch, daß die bey der Direction des Instituts eingelieferten Billets der unverschuldeten Gutsbesitzer von derselben in Circulation gesetzt würden, bedeutende Schwierigkeiten haben und wahrscheinlich ganz unerreichbar seyn? Kann der Kaufmann das vorgeschlagene Ritter-Gold nicht zum Ankauf der Produkte vom Lande brauchen, so ist es auch zu seinen übrigen Geschäften nicht tauglich, am wenigsten als Zahlungsmittel für das Ausland, da selbst Englische Banknoten außerhalb England nicht

Cours haben, sondern alle Geschäfte mit dem Auslande durch Wechsel ausgeglichen werden.

In Hinsicht des Realisations-Fonds ist noch zu bemerken, daß derselbe nicht allein deshalb da seyn müßte, um Ritter-Gold-Billetts, welche zur Zahlung präsentirt würden, einzulösen, sondern auch nach dem 8ten §. in der Schrift des Herrn Doctors dazu: um diejenigen Guts-Besitzer, welche die erste Hypothek haben, und nicht Billets in Zahlung annehmen wollen, mit baarem Gelde zu bezahlen, ein Fall der, wie der Herr Doctor selbst äußert, im Anfange sich zutragen könnte, und wodurch also die Capacität des Fonds zur Einlösung der Billets überhaupt, zu einer Zeit beschränkt werden würde, wo er gerade die größte Wirksamkeit haben sollte. Der Herr Doctor hält zwar diesen Eintausch an sich nicht für glaublich, weil es Niemand einfallen wird, für ein höchst bequemes Gold, das vollen Werth hat, schwere Münze zu nehmen. Aber, so lange diese schwere Münze bey den Einwohnern Mecklenburgs noch mehr gilt, als jenes bequeme Gold, sey es nun aus Vorurtheil, oder sey es, daß würklich ein Papier-Geld für Mecklenburg nicht passe, so lange wird auch der Realisations-Fond zur Einlösung aller Billets, die zur baaren Zahlung vorgezeigt werden würden, vollkommen hinreichend seyn müssen, und die Dauer dieser Periode läßt sich keinesweges verbürgen.

Für einen großen Handlungs-Staat, wie England zum Beyspiel, ist ein circulirendes Medium, welches Geld repräsentirt, beynahe unentbehrlich, und erleichtert die Geschäfte auffallend. Ein kleines Land hingegen, wie Mecklenburg, bietet für die Circulation des Papiergeldes einen zu engen Spielraum dar, welches uns auch darum entbehrlich ist, weil die Produkte Mecklenburgs größtentheils dem Auslande zugeführt werden, woher dieses das baare Geld einsendet; ist nun die Handlungs-Bilance für Mecklenburg, so kann es uns nie an baarem Gelde zum innern Verkehr fehlen, denn die Zeiten der Verschwendung und der schlechten Wirthschaft sind vorbey, und hoffentlich haben sie eine sehr nachdrückliche Lehre hinterlassen, die den Wohlhabenderen in Mecklenburg auf lange Zeit zur Warnung dienen wird.

Darf man billig voraussetzen, daß die Einführung eines Papier-Geldes in Mecklenburg, dessen Ertrag sich auf $4\frac{1}{2}$ Millionen Thaler beliefe, ohnerachtet seiner bis zur höchsten Evidenz erweislichen Sicherheit, großen Schwierigkeiten unterliegen, wo nicht gar ganz unausführbar seyn würde: so wird man auch die Folgen nicht für erreichbar halten, die nach dem Plan des Herrn Doctor Gerke daraus hergeleitet werden. Der höchste Befehl des Landesherrn, daß mindestens die Hälfte aller öffentlichen Zahlungen an Cassen in solchen Billets geschehen müßte, würde

ihnen allerdings da Eingang verschaffen, und also in so weit zu ihrer Circulation beytragen; ob aber dieses ihren Cours im Lande überhaupt befördern würde, ist eine andere Frage. Uebrigens dürfte es vielleicht nicht zu dreist seyn, eine solche Landesherrliche Verordnung selbst in die Reihe der Schwierigkeiten zu setzen, die sich der Ausführung des erwähnten Plans entgegen stellen möchten.

Daß der Herr Doctor Gerke einem Mecklenburgischen Credit-Verein ganz abhold sey, der die Einführung von Pfandbriefen zum Zweck hat, so wie selbige in dem Preußischen Staat circuliren, bezweifle ich, weil dies System sich schon längst als gut bewährt hat, und auch für Mecklenburg gewiß heilbringend seyn würde. Hier ist von einem Papier-Gelde gar nicht die Rede, sondern davon: Capitalien, die Zinsen tragen, auf die bestmöglichste Weise zu erhalten und gegentheils unterzubringen, die Zinsen von diesen Capitalien jedesmahl promt und ohne alle Weitläuftigkeiten zu empfangen, und hiedurch den Umsatz der Capital-Summe selbst leicht und sicher zu machen, so, daß Mecklenburgische Pfand-Briefe auch im Auslande Cours haben würden. Die Einrichtung eines solchen Instituts, dessen große Vortheile für den nicht zu hoch verschuldeten Gutsbesitzer, so wie für die Geld-Circulation im Lande überhaupt nicht zu verkennen sind, wird überhaupt allerdings reifliche Ueberlegung er-

fordern und von allen Seiten wohl erwogen werden müssen; da aber ein Vorbild da ist, so wird es um so leichter auch für Mecklenburg realisirt werden können. Daß auch hier ein hinreichender Realisations-Fond da seyn müsse, versteht sich von selbst, und dies dürfte der eigentliche Stein des Anstoßes seyn. Für unüberwindlich darf man ihn aber nicht ansehn, sobald eine große Mehrheit der Ritterschaft den wichtigen Plan eines Credit-Vereins scharf ins Auge gefaßt hat, und mit Consequenz und Ausdauer verfolgt. Dann werden die zu erwartenden besseren Zeiten schon die Mittel an die Hand geben auch den nöthigen Realisations-Fond früher oder später herbey zu schaffen, der allerdings als der Schluß-Stein des ganzen Werkes, welches man zu errichten wünscht, angesehen werden muß.

J. J. M.

Ueber das, die Ackererde befruchtende Wesen. (Princip.)

Der Fleiß des Menschen verwandelt die ödesten und unfruchtbarsten Gegenden in ein Paradies; aber die fruchtbarsten Gefilde *) tragen nun Dorn und Die-

*) Ist es nicht grade auch so mit dem Menschen? Der

stel,*) wenn nicht die Hand des Menschen der Natur zu Hülfe kommt. Sie reinigt die Erde vom Unkraute und vertilgt alles, was dem Wachsthum edlerer, Menschen und Thiere nährender, Gewächse im Wege stehet. Sie lockert die, im natürlichen Zustande festere, Erde auf, so daß sie nun empfänglicher für den Segen des Himmels, der im Thau und Regen herunterströhmt, des Menschen Arbeit lohnet. In diesem Zustande durchdringen Luft und Wärme weit leichter den aufgelockerten Boden und theilen demselben den, für das Gewächsreich, erforderlichen Nahrungsstoff mit.

Hier dringt sich indeß die Frage auf: welches ist eigentlich das die Erde befruchtende Wesen? Denn alles was der Fleiß der Menschen auch thut, kann doch für weiter nichts als für ein Zuhülfekommen der Natur nur gelten. Herr

---

kräftigste Acker — ein Franz Moor — trägt, mißgeleitet, das meiste Unkraut!

*) Diestelköpfe findet man auf öden Saatgefilden nicht. Die rohe mißgeleitete Kraft, welche den ungeheuer großen Diestelkopf Bonaparte erzeugte, hätte, richtig geleitet, einen die Welt beglückenden Halbgott — einen Baum schaffen können, an dessen Früchten Europa's Völker sich hätten erlaben, und unter dessen schirmenden Zweigen sie hätten sicher ruhen können.

Doktor Laubender *) — vor längerer Zeit verstorben, — versucht es, diese Frage genügend zu beantworten, wenigstens fehlt es der Abhandlung nicht an Gründlichkeit.

Das Princip der Fruchtbarkeit sucht Herr L. in dem Dunstkreise. Die Luft enthält, im reinen Zustande, 28 Theile Sauerstoffgas und 72 Theile Stickstoffgas, aber in ihrem unreinen Zustande gesellen sich hierzu noch unzählige andre Stoffe. Das Wasser besteht, in seinem reinen Zustande, aus Sauer- und Wasserstoff; im unreinen Zustande aber verbinden sich, mit diesen beyden Bestandtheilen, viele andre noch. Eben dies ist der Fall bey Regen, Thau und Nebel. Aber welcher von diesen Stoffen ist nun das eigentliche befruchtende Princip?

Stickluft, wie Versuche lehren, macht den Boden eher unfruchtbar als fruchtbar. Diese kann also natürlich das, die Erde befruchtende, Prinzip nicht seyn, wenn sie gleich in der Natur der reichhaltigste Stoff ist. Man vermuthete daher, daß der Kohlenstoff, der ebenfalls in der Natur sehr häufig sich findet, das befruchtende Prinzip seyn dürfte. Man versicherte, durch Erfahrung diese Behauptung begründen zu können, und man stützte sich auf folgende Gründe:

---

*) S. Darstellung des die Ackererde befruchtenden Princips ꝛc. Von Dr. Laubender.

1. Kohlenstoffhaltige Körper unter die Ackererde gemischt, vermehren auffallend die Fruchtbarkeit derselben. Darum vermehrt eben der Viehdünger die Fruchtbarkeit des Ackers, weil er vielen Kohlenstoff enthält.
2. Wenn man vegetabilische Körper verbrennt: so entwickelt sich, bey der Auflösung der Stoffe, Kohlenstoff am meisten.
3. Die Keime der vegetabilischen Stoffe haben, von der Natur, Kohlenstoff in reichlicher Menge erhalten.
4. So wie der Vorrath des Kohlenstoffes in einem Acker sich vermindert, nimmt in eben dem Verhältniß die Fruchtbarkeit desselben ab.
5. Die Dammerde, bekanntlich die fruchtbarste, ist am reichlichsten mit Kohlenstoff geschwängert.
6. Die alkalischen Düngungsmittel vermehren, eben aus dem Grunde, die Fruchtbarkeit des Ackers, weil sie, aus der atmosphärischen Luft die Kohlensäure an sich ziehen und den Kohlenstoff in der Erde auflösen.

Herr Dr. L. verwirft aber diese Behauptung aus folgenden Gründen:

1. Auf den Plätzen, wo Kohlenbrenner gehauft haben, wächst in vielen Jahren nichts.
2. Saamen, in Kohlenpulver gesäet, geht nicht auf.
3. Herr Scheele säete Saamen in, an sich, fruchtbaren Boden, entzog aber der über ihm stehenden

Luftschicht den Sauerstoffgehalt, und man beobachtete weder ein Keimen noch ein Wachsen. Berauben wir die fruchtbarsten Gefilde daher des Sauerstoffs: so bleiben sie unfruchtbar und öde.

Das wußte der Landwirth in der Praxis längstens — sagt Herr L., nur in der Theorie nicht. Denn eine frisch gegrabene Erde, wenn sie auch kohlenstoffhaltig ist, muß erst an der Luft verwittern, ehe sie fruchtbar, im gehörigen Grade ist. Je mehr ein Boden umgearbeitet, und mit der Luft in Berührung gebracht wird, desto fruchtbarer ist er.*) Dies ist eine längst durch Erfahrung erprobte Ackerbauregel. Allein wenn bey diesem Verfahren jedesmal dem Boden sehr viel Kohlenstoff entführt wird, wie die von demselben aufsteigende kohlengesäuerte Luft beweiset: wie mag man also bey der Behauptung beharren, daß der Kohlenstoff an sich, schlechterdings genommen, das befruchtende Prinzip der Erde sey? Nicht der Kohlenstoff, sondern der Sauerstoff ist das die Erde befruchtende Princip!

Nun der Beweis dieser Behauptung:

Die Vegetation geht in jedem Boden in dem Grade vor sich, als der Sauerstoffgehalt groß ist. Den

*) Eine Furche mehr, ein Korn mehr! Sagt man mit Recht. Wie der Natur angemessen daher die Art, wie wir unsre Braache bearbeiten! Edw. St.

deutlichsten Beweis hiervon liefert die orygenirte Kochsalzsäure. Nach des Herrn von Humboldt's Versuchen, wird durch sie die Vegetation fast immer um $\frac{1}{7}$ beschleuniget. Alte verlegene Saamen wurden durch sie wiederum zum Wachsthum und Keimen gebracht.

Unfruchtbare Mistbeete werden sobald als fruchtbar erscheinen, wenn nur die Mischung der Erde und des Düngers gelüftet, und also dem Sauerstoff freyer Zugang verschafft wird.

Will man diese Mistbeete in einem steten fruchtbaren Trieb erhalten: so ist eine Vorrichtung zu treffen, durch die der Erdmischung ein steter reichhaltiger Zufluß des Sauerstoffgases gegeben wird.

Werden die Blumen oder Pflanzenbeete mit Wasser begossen, welches vorher sorgfältig mit Sauerstoffgas beschwängert worden ist: so werden die Gewächse schnell zum üppigen Wachsthum gebracht, und die Blumen erscheinen zugleich mit dem lebhaftesten Farbenkolorit.

Nach einem ordentlichen Regen ist schnell bey allen Gewächsen die Vegetation erhöhet. Wenn nun, nach den neusten Versuchen, dieses Regenwasser mit sehr vielem freyem Sauerstoffgas imprägnirt ist: muß hier nicht die Wirkung einzig auf Rechnung des Sauerstoffs gebracht werden, da es andre Wasser von geringerem Orygengehalte nicht thun? Man glaubte sonst, das Regenwasser enthielte reichliche Kohlensäure;

allein diese Annahme ist längst als grundlos widerlegt.

Nach schärfern Beobachtungen stockt, so zu sagen, die Vegetation zu der Zeit, wenn Regenwolken am Firmamente sich bilden. Herr von Humboldt brachte durch Versuche heraus, daß eben zu dieser Zeit die untere Luftschicht an Sauerstoffgas am ärmsten sey, weil es in der obern zur Wassererzeugung verbraucht wird.

In der Gegend des Sauerbrunnens zu Spaa soll, nach den Naturforschern, aus dem Grunde eine lebhaftere Vegetation statt finden, weil daselbst die atmosphärische Luft stets mit Sauerstoff reichlich versehen ist. Ein Gleiches will man an den Meeresküsten beobachtet haben.

Wenn nun gleich durch alle diese Angaben Laubender's Behauptung vieles Gewicht bekommt: so werden die nachfolgenden Thatsachen doch erst dieselbe über alle Zweifel anheben.

Was geschieht, wenn eine rohe, wilde, unfruchtbare Erde der Berührung der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird? Die Erde zersetzt die untere Luftschicht, absorbirt den Sauerstoffgehalt, und der Kohlenstoff entweichet aus derselben. Daher kommt das Mürbewerden der fest gebundenen Erde an der freyen Luft.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Funfzehntes Stück.
Den 10ten April 1817.

Ueber das, die Ackererde befruchtende Wesen.
(Princip)
(Beschluß.)

Herr von Humboldt ward zuerst auf diesen merkwürdigen Vorgang aufmerksam. Er fand in den Steinsalzgruben von Oestreich, Steyermark, Bergtoldsgaden, Salzburg, die Luft bald sehr orygene- bald sehr azotreich. Gieng er dieser Erscheinung näher auf den Grund: so fand er, daß sie allein azotreich war, wenn in eben diesen Gruben ein Ueberfluß von der grauen Thonerde sich fand, die den Ueberfluß von Sauerstoffgas absorbirt; dann aber orygenreich, wenn die Erde mangelte, und dafür ganze Massen Steinsalz sich vorfanden.

Um sich aber von der Wahrheit alles dieses noch mehr zu überzeugen, stellte er folgende Versuche an:

Er legte Stücke von feuchtem Thon unter, mit atmosphärischer Luft gefüllte, Glocken, deren Gehalt

und Volumen er durch genaue Analyse kannte. In Zeit von drey Tagen sah er die Luft in der Glocke um 0,04 bis 0,06 Sauerstoff abnehmen. Nach acht Tagen waren kaum 0,10 da; nach 12 Tagen blieben nur 7 übrig. Wer sieht hier nicht die volle Bestätigung von dem vorher erst beobachten?

Die graue Thonerde, vornemlich die schwärzliche, der Thonschiefer, der Hornblendschiefer, der Syenit, der wernerische Lydit und der größte Theil der schwarzgefärbten Mineralien, enthalten Kohlenstoff. Sie dünsten Kohlensäure aus, wenn man sie mit dem Sauerstoff aus der Atmosphäre in Berührung bringt; das Licht beschleunigt diese Mischung und bleicht sie auf der Oberfläche, indem es ihnen den Kohlenstoff entzieht.

Wurde nun eine Kohlenthonerde von dem Herrn von Humboldt unter eine Glocke gebracht: so wurde der Sauerstoff gleichfalls absorbirt und die Luft mit Kohlensäure angeschwängert.

Alle die Versuche, sagt Herr von Humboldt, beweisen:

1. daß die Luft mit Thonerde in Berührung gebracht, an Volumen und Sauerstoffgehalt beträchtlich abnimmt,
2. Daß eine sehr geringe Quantität dieses Sauerstoffs in Kohlensäure verwandelt werde.
3. Daß der größte Theil desselben seinen luftförmi-

gen Zustand verliert, indem er sich mit der Thonerde verbindet.

4. Daß das Azot aus der Atmosphäre, während der Absorbtion des Sauerstoffs, keine merkliche Aenderung erleide.

Mit diesen Versuchen aber begnügte sich Herr von Humboldt noch nicht. Um der Lösung seines Problems noch näher zu kommen, machte er neue Versuche mit der frischgeackerten Felderde und zwar mit einer solchen, die seit mehrern Jahren nicht gedüngt worden war. Das Resultat hiervon war:

Die mit der Erde in Berührung gebrachte Luft nahm täglich an Volumen und Sauerstoffgehalt ab. Nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen fand er einen Rückstand, welcher größtentheils nur 0, 04 Sauerstoff und 0,07 Kohlensäure enthielt.

Vorzüglich bemerkte er, daß die schwärzesten, wohlriechendsten Erden die Luft am schnellsten zersetzten. Unter andern sagt er noch: er könnte Versuche anführen, wo die Erde $\frac{13}{100}$ Sauerstoff während 5 Tage absorbirt habe, wo der ganze Gehalt zwischen 27 und 28 Procent Lebensluft gewesen sey.

Herr Candole aus Genf hat die Versuche mit der Ackererde, in Berührung mit der reinen Lebensluft, (Orygene) wiederholt, und er versichert, von Stund zu Stunde die Absorbtion des Sauerstoffs beobachtet zu haben.

Allein da nun die Ackererde keine einfache Substanz ist, sondern ein Gemisch aus Erde, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor, Eisen und Braunsteinkalk darstellt: so fragt es sich nun, ob die Eigenschaft, den Sauerstoff zu absorbiren, zum Theil den einfachen Erden gehöre, oder ob sie von säurefähigen Basen, mit welchen die Erden verbunden sind, herkomme?

Um diese Frage zu lösen, machte Herr von Humbold neue Versuche, und das Resultat derselben ist:

Die Schwererde absorbirte von 27 Sauerstoff 19 Theile. Die Alaun- und die trockene Kalkerde veränderten die Reinheit der atmosphärischen Luft durchaus nicht. Die Alaunerde, die Schwererde, die Kalkerde gelinde befeuchtet, entwickelten mehr oder weniger reines Azote. Die Alaunerde schien am mächtigsten auf den Sauerstoff zu wirken. Von 800 Theilen atmosphärischer Luft zu 0,27 Sauerstoff mit Alaunerde in Berührung gebracht, blieben in acht Tagen 586, welche reines Stickgas waren. Die Bittererde absorbirte in keinem Versuche Sauerstoff.

Die Kieselerde absorbirte in zehn Tagen 0.08 Oxygen; indem sie das Volumen von 500 Theilen bis auf 462 zurückbrachte.

Die einfachen Erden wirken also wie die säurefähigsten Basen; nur dürfen sie nicht im Zustande

der Trockenheit seyn, wo sie nicht wirken.

Die Feuchtigkeit scheint also eine unerläßliche Bedingung zu seyn, um die Elemente, nach den ihnen eigenthümlichen Verwandtschaftsgesetzen handeln zu lassen.

Vielleicht sind die Erden selbst chemische Verbindungen aus einer unbekannten Basis und Sauerstoff.

Brauchen wir wohl nun noch der Beweise mehr, um unsre Behauptung zu erhärten, daß nur allein der Sauerstoff das die Ackererde befruchtende Princip sey?

Wie fruchtbar endlich diese unsre aufgestellte Lehre, in ihren Folgerungen, für den guten und zweckmäßigen Betrieb des Acker- und Feldbaues sey, wollen wir noch mit wenigem darthun.

Herr D. Laubender leitet nur noch einige Folgesätze aus der Bestimmung des Befruchtungsprincips ab, die ich, ihres praktischen Werthes wegen, mich nicht enthalten kann, hier kürzlich anzuführen:

1. Der Hauptzweck des Feldbaues ist kein andrer, als vollkommene Oxydirung (Durchsäuerung) des Bodens.
2. Mit dieser Bestimmung des Hauptzwecks alles Feldbaues wird am reichlichsten die beste Art das Feld zu bauen bestimmt.
3. Unser Princip bestimmt nicht allein wie das

Feld bearbeitet werden müsse, sondern auch das wann?

Die Bearbeitung des Bodens darf nicht, wenn die Witterung zu trocken oder zu heiß, oder der Boden selbst zu trocken oder zu naß ist, vorgenommen werden. Wenn die Atmosphäre am reichlichsten mit Sauerstoff versehen ist, dies ist unstreitig der günstigste Zeitpunkt, für die Bearbeitung des Bodens, und nach des Herrn von Humboldt's Versuchen tritt dieser Fall ein

a) bey neblichter Witterung.

b) Wo die Dünste sich auflösen, die Wolken verschwinden, und sich das Himmelsgewölbe blau färbt.

c) Wenn Regen sich zu bilden anfängt und während des Regens hat die Atmospähre wenig Sauerstoff.

4. Wird durch unser Princip gezeigt, wie man der Fruchtbarkeit des Bodens nachhelfen könne und solle.

Die Aufreissung der Oberfläche der besaamten Felder ist längstens als äußerst vortheilhaft befunden, besonders bey dem Wintergetreide im Frühjahr, und bey der Sommersaat nach einem Platzregen. Unser Prinzip giebt hierüber den Aufschluß. Nur in dem frisch aufgerissenen Zustande wird der Boden wieder wirksam, die Atmosphäre zu zersetzen, und Sauerstoff zu absorbiren.

5. Unser Prinzip, oder vielmehr unsre Theorie, lehrt, wie man selbst erst jeden Boden für die eigentliche Befruchtung empfänglich machen solle und könne. Und wodurch geschieht dies? Durch Zuführung säurungsfähiger Basen und durch eine gute zweckmäßige Mischung dieser Basen. Zum Kohlenstoff hat der Sauerstoff vorzügliche Verwandtschaft, darum sind gedüngte Felder für Fruchtbarkeit so empfänglich, darum zersetzen sie so mächtig die Atmosphäre und absorbiren den Sauerstoff aus ihr.

Als Nachtrag zu dieser fruchtreichen Abhandlung bemerkt Herr D. Laubender noch, daß er zu seinem nicht geringen Vergnügen und mit höchster Verwunderung in dem 3ten und 4ten Stücke der Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, von Thaer und Beneke herausgegeben, in der daselbst gelieferten Schilderung der Mecklenburgischen Landwirthschaft, so manche praktische Handgriffe gefunden, die unter den Mecklenburgischen Landwirthen üblich sind, und ihm zu Belegen seines aufgestellten Prinzips dienen können.

Der Haken, heißt es am angeführten Orte, ist aus einer vieljährigen Erfahrung vortheilhafter, als der Pflug. Wenn dieser mittelst des Schaars die Oberfläche abschält und sie mittelst des Streichbretts auf die rechte Seite umlegt: so hebt sie der Haken, mittelst

des eingreifenden spitzen Eisens, in die Höhe, schiebt sie auf das schräge vorwärts stehende Reesterbrett, von welchem die Erde, wenn man den Haken grade hält, zu beyden Seiten gebrochen und zertheilet wird, wenn man ihn aber nach der einen Seite hält, mehr, doch nicht völlig, nach dieser Seite herabfällt. Er thut folglich ohngefähr die Wirkung, als wenn ein Spaten schräg vorwärts in die Erde gestoßen, und diese dann von unten zu wieder heruntergeschoben würde. Hieraus erhellet, daß eine merkliche Verschiedenheit in der Wirkung des Hakens und des Pfluges, bey Umbrechung des Erdreichs, eintrete, und daß es folglich nicht gleichgültig sey, welches Werkzeug gebraucht wird. Der Pflug legt die Oberfläche ebenmäßiger und vollkommener herum, weßwegen er bey der ersten Aufbrechung des Graslandes, und vielleicht der Stoppel, entschiedene Vorzüge zu haben scheint.

Allerdings! — setzt Herr Laubender hinzu: denn so wird die ganze untere Fläche auf einmal der Atmospähre ausgesetzt und befruchtet.

Geübte Arbeiter wissen zwar den Haken so seitwärts zu halten, daß die Oberfläche größtentheils nach der einen Seite fällt und ziemlich umgewandt wird. Indessen kann diese Arbeit nie so vollkommen, und immer nur mühsamer, als mit dem Fluge, verrichtet werden; auch ist es kaum zu vermeiden, daß Balken stehen bleiben, welche zwar durch die queergehakte Wendfahre nachgeholt werden, aber doch die Mürbig-

keit nie erlangen, welche die zum erstenmale umgewandte Grasnarbe oder Stoppel erhält. Dagegen hat der Haken den entschiedenen Vorzug, daß er die Ackerkrume mehr zertheilt und bricht, als wenn solche mittelst des Pfluges bloß abgeschälet und umgewandt wird. Ein gehakter Acker sieht weit rauher und unebner aus. Und dies ist es eben, fügt Herr D. L. hinzu, was zur Befruchtung, durch Sauerstoff, am nothwendigsten ist.

Der Mecklenburger düngt, und läßt dann bey der stärksten Sonnenhitze und trockner Witterung den Dünger so lange liegen, bis er vom Grase ganz durchwachsen ist. Erfahrne und unbefangene Landwirthe versichern, daß, nach vielfältig angestellten Proben, der der Luft und Sonne lange ausgesetzte Mist sich ungleich wirksamer bezeige, als der sogleich untergepflügte. *)

Herr D. Laubender erinnert in einer Anmerkung, daß im Fränkischen viele Landwirthe eben dieser Maxime folgten, und daß reineres und saftreicheres Getraide die Folge sey.

---

*) Ich habe vielmehr gefunden, daß derjenige Theil des Winterschlags, welcher im Herbst, kurz vor der Saat erst gedüngt ward, — wenn z. B. der Dünger im Sommer fehlte — sich besonders durch Fruchtbarkeit auszeichnete. Edw. St.

Der Mecklenburger zieht zur Einsaat den Pflug dem Haken vor. Die Saatfurche *) aber läßt er gerne wenigstens 14 Tage liegen, damit die Luft und Sonne sie austrockene und sie sich setze. Man setzt auf dieses Liegenlassen eine besondere Wichtigkeit und hält es zum bessern Gedeihen des Korns für unumgänglich nöthig.

Dieses Verfahren, fügt Herr L. hinzu, ist ganz in der oben angeführten Theorie gegründet. Je unebner die Oberfläche des Bodens ist, desto mehr wird die Atmosphäre zersetzt und Sauerstoff absorbirt. Je mehr mit kohlenstoffhaltigen Theilen das Land versehen ist, desto länger ist die unebne Lage nothwendig, damit die gänzliche fruchtbare Durchsäuerung geschehen könne.

Hiermit stimmen völlig die Erfahrungen der Gärtner überein. Wenn man einen Baum verpflanzt: so soll derselbe nicht unmittelbar nach Aufgrabung des Kessels hineingesenkt werden, sondern der Kessel soll, wenn es seyn kann, einige Tage dem Sonnenlicht und der freyen Luft ausgesetzt bleiben, und er gedeihet, wenn man diese Vorsicht beobachtet, weit besser.

Diese Erscheinang, wovon der Gärtner mir nie einen hinreichenden Grund angeben konnte, ist nun leicht, nach der Theorie des Herrn Dr. L. zu erklären.

---

*) Wenn vom Rockenlande die Rede ist; der Waitzen verlangt frische Furchen.

Kommt nach Bestellung des Saatfeldes ein heftiger Regen, ehe das Korn aufgelaufen ist: so wiederholt der Mecklenburger das Eggen. Da das Land durch den Regen eine glatte ebene Oberfläche bekommt: so kann dasselbe nicht mehr in die Atmosphäre wirken. Aber so bald die Oberfläche wieder rauh und uneben wird; so fängt mit neuer Kraft die Zersetzung wieder an, und die Befruchtung des Bodens ist eine neue Folge.

Zu dieser Behandlung des schweren Bodens, nach einem Platzregen, hat der Mecklenburger einen, in die Augen leuchtenden andern Grund. Es setzet sich nach einem Platzregen, wenn gleich nachher die Sonne scheint, eine so harte Rinde an, daß die junge Pflanze nicht im Stande ist, hindurch zu dringen, sondern erstickt, ohne ans Licht zu kommen. Leichte Felder behandelt man so nicht, wenn gleich der Regen ihnen eine glatte Oberfläche giebt.

Eduard Stern.

Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593 u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz.

(Vom Herrn Oekonomie-Rath Vollbrügge auf kleinen Niendorff.)

Durch die Mittheilung der kleinen Abhandlung vom Herrn Kammer-Commissair Sommer zu Parchim, über die nachtheiligen Folgen des Mergelns, die auf dem Acker des Försters, Herrn Meyer zu Lutthran, beobachtet waren, die ich mit einigen Bemerkungen in einem Schreiben an unsern Professor Karsten begleitete, habe ich das erreicht, was ich dadurch erreichen wollte. Ich wünschte nemlich eine nähere Prüfung der dort erzählten Erscheinungen, um hieraus Belehrung zu finden, wie man ähnlichen nachtheiligen Folgen vorbeugen könne, um durch das mühsame und kostbare Mergeln auch wahren Vortheil und keinen Nachtheil zu gewinnen.

Ich bin keinesweges ein Gegner des Mergelns, ich mergle vielmehr schon seit Jahren, wenn gleich nicht ganze Schläge, doch ganz beträchtliche Stellen darin; aber ich hatte noch zu wenig eigene Erfahrung über die rechte Art der nützlichen Anwendung dieser, aufs neue wieder hervorgesuchten, schon vor so langer Zeit be-

kannt gewesenen, und ganz wieder vernachlässigten Verbesserungsmethode unsers Bodens, daß ich es nicht wagte, alles sogleich ins Große zu treiben. Meine Geschäfte erlaubten es nicht, deshalb Reisen anzustellen, um mich an den Orten, wo man schon seit längerer Zeit dies Geschäft wieder im Großen betrieb, zu belehren. Auch fehlte es damals noch an solchen Anweisungen, wodurch der Wißbegierige in den Stand gesetzt werden konnte, den Mergel nach seinen Kennzeichen und innerm Gehalt gehörig zu klassifiziren, um darnach zu beurtheilen, auf welchem Boden jede Art desselben angewendet werden müsse.

Die Reise des Herrn Rixen, welche derselbe, um uns Mecklenburger über diesen Gegenstand zu belehren, durch unser Vaterland machte, erfuhr ich zu spät, um auch mir seinen Besuch erbitten zu können. Seine angekündigte Schrift über die Mergelarten, und deren Anwendung auf die verschiedenen Arten des Bodens, auf welche ich sogleich mit desto größerer Erwartung subscribirte, da Herr Rixen alle die verschiedenen Mergelarten in natura diesem Werke beyzulegen versprach erschien nicht.*) Aeltere

*) Doch ohne Schuld dieses verdienstvollen Mannes. Eine fortwährende schmerzhafte Augenkrankheit, machte ihn zu schriftstellerischen Arbeiten unfähig.

A. d. R.

Schriften, welche diesen Gegenstand behandelten, bezeichneten die mannigfaltigen Arten des Mergels zu unbestimmt, und gaben mir keine befriedigende Belehrung, wie und auf welche Art der Mergel anzuwenden sey. Ich ward daher um so mehr irre, da einige Landwirthe den Mergel als das non plus ultra des höchsten Ertrags empfohlen, andere hingegen ihn als höchst nachtheilig verschrieen.

Ich sah auf einigen Gütern unübertreffliches Getreide auf gemergeltem Lande; mich wunderte es aber, daß man des Stalldungs ganz entbehren zu können glaubte. Noch mehr stieg meine Bewunderung, da man mir die überzeugendste Zusicherung gab, daß auf einem nahmhaften Gute der Stalldung ungenutzt auf dem Hofe liegen bliebe, auf einem andern hingegen ward der Dung, auf den Stellen, wo man nicht mit Mergel ausreichen konnte, so dick aufgefahren, daß man ihn kaum unterbringen konnte; der gemergelte Acker erhielt dagegen von diesem Dünger nichts.

Dies widerstritt ganz derjenigen Theorie, die ich mir nach selbst angestellter Untersuchung des Mergels, entworfen hatte. Nach meiner Ueberzeugung glaubte ich, daß der Mergel nur mit Stalldung vereinigt, zweckmäßig wirken und nicht schädlich werden könne. Dies Verfahren habe ich auch beständig in Anwendung gebracht, als ich anfing mit dem Mergel Versuche zu machen.

Die Sage ging, daß schon vor langer Zeit in Mecklenburg gemergelt worden, daß man aber nachtheilige Folgen davon verspürt hätte, und man erneuerte das alte Sprichwort: der Mergel mache reiche Väter und arme Söhne. Man wollte behaupten, das Mergeln sey daher in alten Pacht-Contrakten von der herrschaftlichen Kammer untersaget worden, ohngeachtet aller hierüber angestellten Erkundigungen konnte ich aber keine Auskunft hierüber erhalten. Wahrscheinlich ist dies also nur bloß eine ungegründete Sage. Unmöglich wäre es indessen nicht; denn so wie vormals die Kammer, im Jahre 1718 auf den großen Nutzen des Mergelns aufmerksam geworden, nnd nach dem merkwürdigen Aktenstücke, welches der Herr Professor Karsten uns in den Annalen darlegt, allen Pächtern dies Dungmittel empfohlen, ja sogar Anweisung des Verfahrens beygeleget hat, so kann es wohl geschehen seyn, daß in der Folge ein Verbot darüber ergangen ist, und daß man bey einer unrichtigen Behandlung nachtheilige Folgen davon verspürt hat, daher dann endlich das Mergeln ganz ausser Gebrauch gekommen.

Beweis ist da, daß man schon weit länger als vor 100 Jahren hier gemergelt hat, da schon 1702 der Herr Graf von Bernstorff aus dem Hause Bernstorff bey Grevismühlen seinen

Pächtern das Mergeln contraktlich zur Pflicht gemacht. da muß also dies Geschäft schon lange vorher betrieben seyn, weil es damals schon in so gutem Ruf gestanden.

Dies führt natürlich zu der Frage: warum wird es wieder unterlassen? warum kam es dermaßen in Verachtung, daß sogar das Sprichwort des Ausmergelns davon entstand? Ich kann mir dies nicht anders erklären als so: daß die Aecker, welche vormals gemergelt wurden, allen Korn-Ertrag, der im Anfange so glänzend und reich war, daß man höhern Orts darauf aufmerksam wurde, bey einer unrichtigen Behandlung ganz versagten. Keine andere Ursache kann den Mergel in Verruf gebracht haben.

Ich erinnere mich, vor langen Jahren in den niedersächsischen Annalen vom Hrn. Staatsrath, dermaligem Leibmedikus Thaer zu Celle gelesen zu haben: es sey ihm, ich weiß nicht mehr wo? im Lüneburgischen, bey einer ansehnlichen Strecke dem Ansehen nach sehr guten Ackers, der mit weißem Klee bewachsen gewesen, bey seinem öftern Reisen in der Gegend, auffallend geworden, daß er diesen nie mit Korn besäet gefunden; auf Befragen der Dorfseinwohner, warum hier kein Korn gebauet würde, habe derselbe zur Antwort erhalten, es wüchse daselbst nichts, wenigstens kein Weitzen, Roggen, Gerste und Hafer; nur Erbsen und Klee geriethen, und aller angewandten Mühe ohngeachtet, auch bey Aufbringung sehr guten Stalldungs habe man kein anderes Korn erzielen können. Bey weiterer Nachforschung habe man ihm gesagt: ihre Eltern hätten erzählt, es sey vordem daselbst gemergelt, man hätte im Anfange einen hohen Ertrag nach dem Mergel erhalten: in der Folge hätte aber die Fruchtbarkeit dermaßen nachgelassen, daß man kein Korn mehr hervor bringen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Sechszehntes Stück.
Den 17ten April 1817.

Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593. u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz.

(Fortsetzung.)

So auch sagt derselbe an einem andern Orte dieser angeführten Annalen: in der Gegend von Hannover hätten einige Dorfschaften, dreist gemacht durch den hohen Ertrag des Korns nach dem Mergel, sich nicht mehr bemühet, Stalldung zu schaffen, sie hätten vielmehr, gereizt durch den hohen Preis des Strohes bey der so nahe gelegenen großen Stadt, alles Stroh, was sie irgend entbehren können, dahin verkauft, hievon aber in der Folge die größten Nachtheile verspürt, indem der Ertrag der Getreide-Erndten merklich abgenommen, und von der Zeit an hätten sie den Acker nicht wieder zum guten Korn-Ertrage bringen können.

Daß Mecklenburg in frühern Zeiten weit mehr bevölkert gewesen, wie jetzt, darüber haben wir nicht allein viele Sagen, sondern auch Beweise. Ueberall finden wir auf großen Feldmarken, besonders in Hölzungen, viele Stellen mit Nahmen bezeichnet, welche die Sage bestätigen, daß daselbst Dörfer gestanden. In dem Fürstlichen Holze dicht hinter Lübz sind noch Spuren einer großen Schanze, wo eine große Stadt gestanden haben soll. Selbst mein nicht großes Gut hat zwey Höfe gehabt, worüber ich noch die Urkunden besitze, und nicht fern von der Elde war hier noch ein dritter Hof. In einem benachbarten Dorfe lebte in meinen jüngern Jahren ein sehr alter Mann, der mir versicherte, hier noch die Fundamente dieses dritten Hofes in seiner Kindheit gesehen zu haben. Auf der entgegengesetzten Seite heißt eine ansehnliche Strecke Landes noch heut zu Tage: die Dorfstelle, und es zeigen sich jetzt noch Spuren, die es mehr als wahrscheinlich machen, daß hier vormals wirklich ein ansehnliches Dorf gestanden. In dem Sonnenberge bey Parchim sind ebenfalls viele Spuren mehrerer daselbst vormals bestandener Dörfer, die Namen dieser Dörfer haben sich auch noch bis jetzt erhalten. Die glaubwürdige Sage von der großen Stadt Mecklenburg zwischen Wismar und Schwerin, wo jetzt nur ein Hof und Dorf stehet, ist bekannt; auch sind unsre Städte frühethin weit blühender und volkreicher gewesen.

Der patriotische Menschenfreund von Binder, theilt merkwürdige Nachrichten darüber mit, mit Anführung der Quellen, aus welchen der Verfasser diese Nachrichten geschöpft hat.

So hat Wismar im Jahre 1378 an 10,000 Menschen in einem Jahre an der Pest verloren, und dennoch ist die Stadt im Stande gewesen, in Gemeinschaft mit der Stadt Rostock im Jahre 1391 eine Flotte zur See en faveur ihres Herzogs des Königs Albrecht von Schweden auszurüsten, und damit das belagerte Stockholm im Jahre 1394 zu entsetzen und zu verproviantiren; bey welcher Gelegenheit diese Flotte ein Dänisches Kriegsschiff mit 300 Mann Besatzung erbeutet und gefangen genommen.

Die Stadt Rostock hat besonders zu den Zeiten des Hanseatischen Bundes großen Handel mit Holz, Getreide, groben Tuch, Leinwand, Bier und mehreren Artikeln nach Dännemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Flandern, Spanien und Portugal ja sogar bis Italien getrieben. Mülzen und Braunahrung waren sehr beträchtliche Handlungszweige. Allein nach Schweden, Dännemark und Norwegen sind jährlich an 250,000 Tonnen Bier, welches diese Nationen Tursöhl genannt, aus Rostock verschifft, und der Warnemünder Zoll hat über 80,000 Rthlr.

eingetragen, welcher in neuern Zeiten kaum 1000 Rtlr. gegeben haben mag.

Wollte man dagegen einwenden: dies wären Seestädte, und Rostock habe zu dem berühmten Hanseatischen Handlungsbunde gehört; so zeigt doch der große Handel mit Getreide, vorzüglich mit Gerste zum Mälzen, und mit der großen Menge des daraus fabricirten Bieres, daß der Acker in bedeutender Kultur gewesen seyn muß, da allein an Gerste eine solche Menge gebauet ward, daß Rostock so ansehnliche Menge Bier daraus brauen und im Inn- und Auslande absetzen konnte. Wenigstens ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß nicht nur die Gerste, sondern auch der größte Theil der übrigen Getreidearten, mit welchen Rostock einen so ausgebreiteten Handel trieb, in Mecklenburg producirt wurde.

Wahrscheinlich ist auch das grobe Tuch, das von Rostock ausgeführt ward, in Mecklenburg fabricirt worden, denn zu den Zeiten müssen die Schäfereyen in Mecklenburg sehr ansehnlich gewesen seyn, weil keine Holländereyen von Bedeutung bestanden.

Aber nicht blos in den Seestädten war der Handel so blühend, und die Menschenzahl so groß, sondern auch im Innern von Mecklenburg nahmen mehrere Städte daran Theil.

Parchim hat laut der alten Schoßbücher 2000 Bürger gehabt, da es jetzt nach dem Staats-

Kalender nur überall 622 Häuser zählt, von welchen viele mit Tagelöhner besetzt sind, indem ein beträchtlicher Theil dieser Häuser aus kleinen Buden besteht. Im Jahre 1528 schrieb Herzog Heinrich der Friedfertige bey dem Absterben des Plebanus an der Hauptkirche zu St. Georg, dem Doctor Luther nach Wittenburg, und bat diesen, ihm einen qualificirten Geistlichen zu senden, welcher geschickt wäre, einer Gemeinde von 7 bis 8000 Seelen vorzustehen. (Cordes Parchimsche Chronik, angeführt in Franken's Mecklenb. L. XI. p. 188.)

Die Braunahrung soll in Parchim so ansehnlich gewesen seyn, daß in einem Tage 20 bis 30 und mehr Fuder Bier auf das Land abgeholt sind. Die ganze umliegende Gegend zeigt noch jetzt die Spuren des großen Hopfenbaues, der zum Bedarf dieser Brauereyen getrieben wurde. Auch in meinen Wiesen und Acker-Niederungen zeigen sich noch die deutlichsten Merkmahle, daß alle diese Stellen vormals als Hopfendämme benutzt worden.

Die Ausfuhr vom Getreide, Bier, Hopfen u. s. w. ward auch dadurch sehr erleichtert, daß die Elde sich im schiffbaren Zustande befand.

Binder erzählt, a. a. O., wie er 1772 selbst einen Mann gesprochen, welcher ihm versichert, aus Urkunden in dem Plauer und Wredenhagenschen Amts-Archiv gelesen zu haben, daß die beyden Her-

zöge, Gebrüder Johann Albrecht I. und Ulrich II. ein Zeugen-Verhör von einigen alten Parchimschen Bürgern aufnehmen lassen, worin diese an Eidesstatt ausgesagt; „daß annoch bey ihrem Denken, „und guten Erinnern, Fahrzeuge oder Prahmen von „Hamburg auf der Elbe und Elde nach „Parchim gekommen wären, welche Getreide da„selbst abgeholt," sie hätten auch die Kaufleute in Parchim sowohl, als in Hamburg namentlich genannt, welche diesen Handel betrieben. Die Herzöge wären also alles Ernstes bedacht gewesen, die ehemalige Navigation in ihrem Lande wieder herzustellen, da man von alten vormals gewesenen Schleusen noch deutliche Spuren gefunden.

Daß diese Schiffarth auch nicht allein bis Parchim, sondern weiter hinauf bis zum Plauer- und Kölpiner See, so wie auch bis zur Müritz ausgeführt und im Jahre 1617 noch im guten Stande gewesen, erhellet daraus, daß am 29sten May desselben Jahrs unter den Herrn Herzögen Hans Albrecht und Adolph Friederich ein Fürstbrüderlicher Vertrag geschlossen, in welchem sie sich gegenseitig versprachen, daß keiner den andern wegen der Schiffarth und des Holzflössens auf dem Eldenstrome und durch die Schleusen daselbst irgend ein Hinderniß entgegen legen wolle, und der Theil, auf dessen Gebiet

etwa Schaden an den Schleusen verursachet würde, diese Beschädigung zu restituiren hätte.

Wahrscheinlich ist diese Schiffarth durch die Bemühungen der erst genannten beyden Herrn Herzöge, Johann Albrecht I. und Ulrich II. zu Stande gekommen; denn diese haben die sogenannte neue Elde von Dömitz ab aus der Elbe bis nach Eldena in den Eldenfluß ziehen lassen, weil ihnen auf dem natürlichen Laufe des Eldenstroms, wo derselbe die Mark Brandenburg und die damaligen Quitzowschen Güter berührt, wegen dieser Schiffarth Hinderniße in den Weg geleget sind.

Diese beyden Fürsten haben demnächst den weitern Plan gehabt, eine Farth aus dem Wismarschen Stadt-Hafen, in und durch den Schwerinschen See, von hier aus ferner durch die Stör und Elde bis nach Dömitz in die Elbe zu errichten; haben auch wirklich mit einem Baumeister unterhandelt, und für dessen Arbeit und Aufsicht dabey bedungen, zu geben, 200 Rthlr. Geld, 1 Centner Speck, 4 Schfl. Roggen, 4 Tonnen Bier, und 1 frischen grünen Käse.

Sie haben fürs erste die Schiffarth vom Schwerinschen See bis Dömitz bewirket, womit 1568 der Anfang gemacht ward. Am 9ten August 1577 ist das erste Schiff von Schwerin abgelaufen, welches auch am 11ten desselben Monats zu Dömitz vor der Brücke angekommen.

Diese Fürsten haben darauf Sorge getragen, auch den Kanal aus dem Schwerinschen See nach Wismar graben zu lassen; da es ihnen aber an Mitteln gefehlt, ein so kostbares Werk, wozu mehrere Schleusen nöthig waren, auszuführen, so ist es unterblieben. Auf dem 1575 gehaltenen Landtage ist die fernere Ausführung der gedachten Schiffarth in Ueberlegung genommen, aber es blieb bey den bloßen Deliberationen.

Nach dem Ableben des Herzogs Johann Albrecht I. ist aber dennoch vom Herzog Ulrich II., und den beyden Söhnen des Erstern der andere Strich dieser obgedachten Schiffarth bey Vicheln aus dem Schweriner See bis an den Hafen von Wismar im Jahre 1577 im May wirklich angefangen, und im Jahre 1682 gar nahe, und nur bis auf ein geringes, zu seinem lange gewünschten Ende gebracht. Dennoch muß derselbe nicht ganz vollführt worden seyn, — denn auf einem zu Neubrandenburg im Jahre 1583 gehaltenen Landtage hat Herzog Ulrich II. sich beschweret, daß er, unter andern auch um der Schiffarth willen, aus der Ost- in die Nordsee, vermittelst des Kanals bey Hohen Vicheln so große Kosten verwenden müssen, weßhalb er nicht umhin könne, das Land auch für sich um eine Beyhülfe anzusprechen.

Leider hat auch dies nicht zur Beendigung des so nützlichen Werks geführt, wenn gleich im Jahre 1629

ein abermaliger Versuch in den Wallensteinschen Zeiten dazu gemacht worden.

Lange zuvor hatte schon Herzog Magnus II., oder wie einige wollen der III., im Jahre 1480 den Plan dieser Schiffarth entworfen, und einen Kanal angefangen, er gerieth aber ins Stecken.

Aber in ganz frühen Zeiten soll hier wirklich schon eine Schiffarth im Gange gewesen seyn, welche nachmals nicht nur wieder eingegangen, sondern es muß auch der Kanal in der Folge dermaaßen verschlemmt und verwachsen seyn, daß man später hin keine Spur davon entdeckt hat. Aus einem Donations-Schreiben des Sächsischen und Bayerschen Herzogs Henricus Leo bey der Fundation des Schwerinschen Bischofthums und des Doms zu Schwerin im Jahre 1170 läßt es sich wahrscheinlich schließen, daß zu der Zeit die Schiffarth zwischen Schwerin und Wismar wirklich existirt habe, da derselbe die Bürger zu Schwerin in allen Orten des Herzogthums vom Zoll frey spricht mit folgenden Worten:

„Cives Sverinenses in omnibus locis per Ducatum „nostrum a telonio liberi similiter erunt exemti: und hinzusetzet: Ad usus etiam mercationum suarum „in portu qui Wissemer dicitur, duas magnas „naves, quae Koggen appellantur, et minores „quotcunque voluerint naves alias, sine contra„dictione quorumlibet hominum semper habebunt."

Auch ist unter andern Schenkungen in diesem Schreiben ein Schiffs-Zollhaus in Schwerin begriffen, welches derselbe der Domkirche und den Geistlichen vermacht mit den Worten: „Navale telonium „in Suerin, cum omni utilitate et attinentiis suis." Woraus noch überzeugender hervorgeht, daß hier vormals eine Schiffarth im Gange gewesen seyn muß. So soll auch ein Theil des Wismarschen Strandes ganz nahe an der Stadt die Koggen-Au genannt werden; doch diese Koggen aber müssen eine Art Seeschiffe gewesen seyn, da in einer geschriebenen Lübeckschen Chronik erzählt wird, „daß, als der „Herzog Johann zu Stargard im Jahre 1390 „nach Stockholm übergesegelt, um seinem Vetter, „dem Könige Albrecht von Schweden, Beystand „zu leisten, in einem damal auf der See entstandenen „Sturme ein Koggen mit vielen Leuten von „Rittern und Knechten unter Seeland verloren gegan„gen. D. Gerdes 9te Sammlung Mecklenb. Schriften und Urkunden.

So ist es denn wohl ohne Zweifel, daß Mecklenburg in alten Zeiten weit stärker wie jetzo bevölkert gewesen, daß Handel und Schiffarth hier geblühet, und daß daran nicht allein die Seestädte Theil genommen, sondern auch die Landstädte Mecklenburgs nicht davon ausgeschlossen gewesen sind, namentlich aber alle an der Elde gelegene Ortschaften, besonders Par-

chim bey der ansehnlichen Bevölkerung dieser Stadt, keine unbedeutende Rolle dabey gespielt.

Bey solcher Bevölkerung, bey so ansehnlichem Handel, besonders mit Getreide, da man dasselbe von Hamburg mit Schiffen aus Mecklenburg geholt, läßt sich denn auch wohl sicher annehmen, daß die Ackerkultur in unserm Lande nicht verwahrloset gewesen, sondern stark betrieben worden. In vielen großen Hölzungen zeigen sich noch jetzt Spuren der frühern Beackerung in den deutlich sich auszeichnenden abgerüggten Stücken. Wer weiß, ob sich nicht das Mergeln schon aus diesen frühern Zeiten herschreibt? Wer weiß, welche nützliche Erfindungen durch die große Pest, die später hier das Land so sehr entvölkerte, und durch den dreißigjährigen Krieg, der die mehrsten hier jetzt nur noch dem Nahmen nach bekannte Dörfer verheerte, verlohren gegangen? Ich erinnere mich aus meiner frühen Jugend, daß ein alter Prediger in Neustadt, bey welchem ich erzogen wurde, versicherte, von seinem Vater, der ein hohes Alter erreicht hatte, gehört zu haben: die Pest habe in Neustadt so verheerend gewüthet, daß nur sechs Menschen daselbst am Leben geblieben. Ein Maaßstab, nach welchem man die große Entvölkerung im ganzen Lande einigermaaßen würdigen kann.

Nach dieser langen Abschweifung, welche zwar eigentlich nicht hieher gehört, doch aber in Betreff der

vormaligen größern Bevölkerung Mecklenburgs, und der wahrscheinlich nicht niedrigen Stuffe der Kultur des Ackerbaues, auf diese kleine Abhandlung einigen Bezug hat, und manchem Leser der Annalen nicht uninteressant seyn mag, kehre ich wieder zu meinem eigentlichen Gegenstande, nemlich zum Mergel zurück, und bemerke, daß das im Anfange gesagte uns schon manche Winke gibt, wie es zugegangen seyn mag, daß das Mergeln in der Folge ganz unterlassen ward, ja sogar verrufen worden.

Man vernachläßigte den Stalldung; man glaubte, alles mit Mergel allein zu bezwecken. Die im Acker befindlichen Kräfte löseten sich schnell auf, gaben hohen Ertrag, versagten ihn aber bald ganz, da kein Stalldung hinzu kam, der neuen Humus schaffen konnte.

Herr Uffhausen auf Gottmannsförde hat in einem Schreiben an den Herrn Redacteur dieser Annalen, welches derselbe mit einem Nachtrage bereichert hat, uns eine so gründliche Belehrung über das wichtige Verfahren beym Mergeln mit seinen eigenen Erfahrungen bestätigt, dargelegt, und diese ganze Materie mit einer Klarheit auseinander gesetzt, daß derselbe den gerechtesten Dank aller Landwirthe verdient. Ich zolle ihm denselben auf das herzlichste, und freue mich, daß ich im verflossenen Herbste bey einem gemeinschaftlich Allerhöchst uns aufgetragenen Geschäfte, so glücklich war, seine persönliche Bekannt-

schaft zu machen, dies war längst mein sehnlicher Wunsch, da die früher in den Annalen uns mitgetheilte Abhandlung über das Mergeln auf seinem Gute Gottmannsförde meine ganze Aufmerksamkeit erregt hatte. Die freundschaftliche Art, mit welcher derselbe meine Bemerkungen zu der kleinen Abhandlung des Herrn Sommer, und die darin angegebenen Data selbst, aufzuklären sich bemühet, verdienen nicht weniger meinen lebhaftesten Dank, wenn gleich derselbe mich mißverstanden zu haben scheint, wenn er es mir zur Last legen will, daß ich mir keine nützliche Wirkung von den Kalktheilen des Mergels auf dem Acker verspräche. Vielleicht habe ich mich hierüber nicht deutlich genug ausgedrückt, denn ich rechne die Kalktheile allerdings zu den wesentlichen Bestandtheilen eines fruchtbaren Bodens. Nur als eigentliches Düngungsmittel betrachte ich den Kalk nicht, vielmehr glaube ich, daß die Kalktheile im Mergel die Auflösung des im Acker befindlichen Humus verursachen, und nur dadurch die Fruchtbarkeit der nach dem Mergel zu producirenden Gewächse bewirken. Dagegen aber meine ich die Lehmtheile, die im Mergel befindlich sind, als wirkliches Düngungsmittel ansehen zu dürfen, weil grade diese Lehmtheile den Sand desto mehr verbessern, je mehr ihrer im Mergel enthalten sind, vorausgesetzt, daß der Mergel auf Sandland gefahren wird. Dies wollte ich in der, von dem

Herrn Uffhausen aus meiner Nachschrift zu der Sommerschen Abhandlung S. 70 dieser Annalen angeführten Stelle, nur gesagt haben. Der Herr Staatsrath Thaer gesteht selbst nur so viel zu: „daß der Kalk höchst wahrscheinlich durch „seine Kohlensäure etwas wirke, und nur durch diese „den Pflanzen wirklich Nahrung gebe." Hieraus glaubt er es erklären zu können, daß der Klee nach dünne übersäetem Kalkmehl so üppig wächset, eine Erscheinung, von welcher ich mich mehreremale selbst überzeugt habe. Klar bewiesen ist es also nicht, daß der Kalk wirklich ein Düngungsmittel sey.

Was die Aeusserung des Herrn Professors Körte anlangt, deren Herr Uffhausen S. 645 seiner Abhandlung gedenkt, so will ich es gern zugeben, daß beyde Männer sich einander nicht bestimmt genug verständiget haben. Mein Sohn war nur zu kurze Zeit in Möglin und fand dort des Lehrreichen und Wissenswerthen so vieles, daß bey der großen Mannigfaltigkeit aller der Gegenstände, die sich seiner Beobachtung darstellten, die flüchtige Eile, — mit der er nur das, was ihm vorzüglich merkwürdig war, sich bekannt zu machen suchte, — es wohl entschuldigen kann, wenn einer Sache, die ihm weniger interessant war, eine unrichtige Deutung beygelegt ward.

Beiläufig bemerke ich bey dieser Gelegenheit, daß ich nicht, wie Herr Uffhausen anführt, Tarant

bey den Concurs-Gütern, sondern von der Großherzoglichen Kammer mit Bonitirungs-Geschäften in den Herrschaftlichen Domainen beauftragt bin.

Uebrigens bekenne ich hiemit mit wahrer Ueberzeugung: daß die schätzbare Abhandlung des Hrn. Uffhausen meine Furcht vor den möglich nachtheiligen Wirkungen des Mergels völlig besiegt hat, und wünsche durch dieses mein offenes Bekenntniß das wieder gut zu machen, was ich vielleicht bey manchen, die eben so wenig wie ich, hinlängliche Erfahrung in dieser Sache hatten, durch aufgeregte Besorgniß könnte geschadet haben.

Möchten nur alle diejenigen, welche so wie Herr Uffhausen in einer so wichtigen Sache Belehrungen geben können, uns die Mittheilung ihrer Erfahrungen, und ihre daraus hervorgegangenen Resultate nicht versagen! Gewiß werden dies unsere Nachkommen mit großem Danke erkennen. Das Sprichwort des Ausmergelns wird veralten und vergessen werden; es wird das schöne Verbesserungsmittel, das wir am Mergel gefunden haben, nicht wieder in Vergessenheit gerathen; es wird durch mehrere Erfahrungen bereichert, immer zweckmäßiger angewender, Segen und Wohlstand über die Nachkommen verbreiten.

Den Förster-Acker zu Lutthran betreffend, muß ich nur noch dies bemerken: daß derselbe nicht reinen Sand enthält, die Hauptbestandtheile desselben

aber allerdings grandiger Sand sind, wobey die niedrigen Stellen dieser Fläche, so lange ich den Acker kenne, doch eine ziemliche Quantität Humus enthalten. Das daran stoßende, dem Förster nur noch ganz kürzlich zugetheilte Land, ist aber weit sandiger. Von diesem Fleck Landes ist in der kleinen Abhandlung des Herrn Sommer nicht die Rede, sondern nur von dem Stücke Landes, das früher dem Herrn Förster beygelegt war. Von diesem war nie die Idee, daß er könne zu einem Tannen-Zuschlag bestimmt werden. Dieser war also auch nicht von den Bauern ausgepovert, sondern er war mit ihrem übrigen Acker ganz gleichförmig von ihnen bestellt worden. Der Mergel in diesem Acker hat sehr viele Lehmtheile, und daher glaubte ich, daß grade dieser Mergel besonders vortheilhaft auf dem sandigen Acker wirken würde. Es kann aber wohl seyn, daß er für diesen Acker zu viel Kalktheile enthält. Chemisch ist er nie untersucht; sobald mir aber irgend so viel Muße zu Theil wird, will ich dafür Sorge tragen, daß sowohl der Mergel, als auch der Acker, auf welchen er angewandt, chemisch analysirt wird, und ich werde dann nicht verfehlen, die Resultate bekannt zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Siebenzehntes Stück.
Den 24sten April 1817.

Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593 u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Ufflhausen mitgetheilten Aufsatz.

(Fortsetzung.)

Uebrigens hat sich im letzten Jahre wieder eben die Wirkung im gemergelten und nicht gemergelten Lande gezeigt. Auf dem gemergelten Boden sind schöne Erbsen gewachsen, Halmfrüchte aber gar nicht, da hingegen auf Letzterem die Halmfrüchte gut gerathen sind. An Verbindung des Stalldungs mit dem Mergel hat es auch nie gefehlt; Herr Meyer miethete alle Jahre Wiesen, um einen ansehnlicheren Viehstapel halten zu können, als es ihm vorher, ehe er dies Hülfsmittel nutzte, möglich war. Der gemergelte Acker ward eben so, wie der ungemergelte, mit Dung versehen, und ich kann, je mehr ich darüber nachdenke, die Veranlassung des großen Mißlingens der Halm-

früchte auf dem vor 9 Jahren gemergelten Acker, dem Herrn Uffhausen in seiner geäusserten Meinung beystimmend, eines theils nur darin finden: daß der Acker nie Ruhe gehabt, und nie zur Weide gelegen, sondern alle Jahre gelockert worden. Dies war auch schon früher geschehen, ehe der Förster diesen Acker erhielt, da der Bauer = Acker sämtlich in 3 Schlägen bewirthschaftet ward. Hauptsächlich aber liegt nach meiner Ueberzeugung die Ursache wohl darin, daß der angewandte Mergel zu viel Kalktheile enthielt, und diese die schädliche Wirkung auf diesen stets gerührten, nie Ruhe gehabten Boden verursachet haben.

Denn wenn fehlende Ruhe allein den Nachtheil bewirkte, so müßte man ja ein gleiches im Fruchtwechsel = System befürchten. Hier wird der Acker gleichfalls alle Jahr bearbeitet, wenn gleich nicht mit steten Halmfrüchten, denn doch immer abwechselnd mit Schoten= und Hackfrüchten nebst Klee. Doch kann man ihm das Jahr, in welchem der Klee zum Mähen genutzt wird, schon als ein Ruhejahr anrechnen, da wenigstens der Acker dann in der Bearbeitung Ruhe hat, und man es dadurch vermeidet, daß er nicht zu boll wird. Auch kann die Anwendung des Mergels in diesem System, wenn die Art desselben dem Acker ganz zusaget, einen wichtigen Unterschied machen.

Ob aber der Klee bey einem Fruchtwechsel = System

in 4 Abtheilungen, gleichen Ertrag in der Folge geben wird, daran zweifle ich sehr.*) Ich hatte eine kleine Koppel dicht am Hofe, welche ich in 4 Abtheilungen, vorzüglich zum Klee bewirthschaftete, um solchen mit den Pferden grün zu verfüttern. Der Klee wuchs im Anfange vortreflich, nahm aber von Jahr zu Jahr ab, und gerieth zuletzt gar nicht mehr, ohngeachtet alle 4 Jahr sehr stark gedüngt ward. Er verqueckte auch immer mehr, wenn gleich die Kartoffeln, die dem Klee zur Vorfrucht dienten, sehr sorgfältig behackt wurden. Ich vergrößerte diese Koppel, und machte nun 6 Abtheilungen, so daß nur alle 6 Jahre einmal Klee mit Gerste nach Kartoffeln gesäet wurde. Da der Acker nur alle 3 Jahre guten Dung erhielt, so wuchs der Klee so üppig, daß ich denselben, nun auch 2 Jahre glaubte benutzen zu dürfen. Anfangs gieng dies gut, bald aber verquekte der Acker abermal; ich mußte den Kleebau hier ganz nachlassen, um den Acker erst wieder rein zu haben, und nun nutze ich den Klee nie anders als nur ein Jahr. Wie lange er in dieser Bewirthschaftung so ausdauern wird, daß er mit Nutzen kann gemähet werden, wird die Zeit lehren. In einer meiner frühern, in den Annalen befindlichen Abhand-

*) Und das mit Recht; die Erfahrung hat dies bereits gelehrt. Es wäre denn, daß man mit Klee und Wicken wechselt. A. d. R.

lung habe ich mehreres von der Benutzung dieser kleinern Koppel gesagt. Leider kann ich in der Nähe derselben keinen Mergel finden, sonst würde ich denselben hier vorzugsweise anwenden, und mir den besten Nutzen davon versprechen können.

Auch darin pflichte ich dem Herrn Uffhausen bey, daß der Klee mit andern Futterkräutern gemischt ausgesäet, eine weit bessere Weide, als reiner Klee giebt. Ebenfalls halte ich auch unter dem zum Heu bestimmten rothen Klee ein Gemisch von andern Kräutern, vorzüglich aber von weißem Klee sehr vortheilhaft; es wächset derselbe zwischen solchen Gewächsen nicht nur ziemlich hoch, und giebt vortreffliches Heu, sondern er giebt auch im folgenden Jahre hier eine ganz vorzügliche Weide.

Auffallend war es mir auch, vom Herrn Uffhausen zu erfahren, daß die Fruchtfolge der Engländer die Queken so sehr befördere. Es stimmt dies ganz mit meiner Meinung überein. In einem meiner frühern in den Annalen mitgetheilten Abhandlung, war nemlich die Rede von der Besorgniß, welche viele Schriftsteller und praktische Wirthe schon geäussert hatten: „England mögte in der Folge selbst so viel „Korn produciren, daß es von andern Ländern nichts „mehr bedürfe, es könnte also die Ausfuhr unsers „Korns dahin zu unserm großen Nachtheile ganz aufhören.“ Mir schien dies hingegen schon damals,

bey dem in England bestehenden Fruchtwechsel-System nicht glaubwürdig, weil ich in allen Beschreibungen der dortigen Wirthschaften immer so viele Klagen über die Queken fand, und so viele Bekanntmachungen der mancherley Methoden, wodurch man diese lästigen Gewächse zu vertilgen suchte. Ich theilte auch meine Aeusserung darüber mit, daß mir nemlich eine solche Kultur keine dem Korn-Ertrage vortheilhafte Wirthschaftsmethode zu seyn schiene. In unserer Schlagwirthschaft kann nie von Queken die Rede seyn, diese findet man bey guter Schlagordnung mit reiner Braache bey uns auf den Höfen gar nicht. Dagegen aber finden sie sich in den Wirthschaften der Bauern, soweit diese noch keine reine Schlagordnung halten, und auch auf den Stadtfeldern, reichlich. Der Unterschied des Korn-Ertrages auf diesen Feldmarken ist daher auch von dem auf den Hoffeldern, außerordentlich abweichend, und so, könnten wir uns wegen dieser Besorgniß ganz beruhigen.

Dies war, wie gesagt, schon damals meine Ansicht, und es ist mir jetzt keine kleine Genugthuung, daß ich hierin mit den Ansichten des Herrn Uffhausen zusammen treffe. Ich fügte unter andern noch dies hinzu: daß die Englische Bewirthschaftungsart ganz auf vorzüglich gute Weide berechnet sey, und dies dem Bedürfnisse der Engländer an recht fettem Fleische besonders zusage.

Dieser Ursache wegen, glaube ich noch jetzt, daß England von seinem dermaligen Fruchtwechselsystem nicht abgehen wird; und dies müßte doch geschehen, wenn man so viel Korn, als zum völligen Selbstbedarf nöthig ist, bauen wollte. Die Weiden würden abnehmen, mithin müßte das Vieh darunter leiden. Sonst könnten allerdings die Engländer, wenn sie sich entschließen wollten ihre großen Parks, welche mehrentheils als Weide genutzt worden, in Acker zu verwandeln und ein anderes Fruchtwechsel-System bey sich einzuführen, wohl dahin kommen, ihren Bedarf an Korn selbst zu produciren.

Hat jedoch die große Menschen-Menge in England nur Verdienst in den Fabriken, so glaube ich, daß das Land durch den Absatz dieser Fabrikate mehr als durch den Anbau und Vertrieb der rohen Produkte gewinnt. England sorgt also gewiß mehr für seinen Vortheil, wenn es die Menschenhände in seinen Fabriken nutzet, als wenn es dieselben dem Ackerbaue widmet, da es seinen Bedarf an Korn wohlfeiler von aussen ziehen kann. Für uns wird es immer von großer Wichtigkeit seyn, welches System die Oberhand behält. Schon bedrohete uns jüngst die Kornbill; sie ward aber bald wieder suspendirt. Zwar erstreckt sich diese Suspension nur auf bestimmte Monate, aber mir scheint die Verlängerung, vielleicht gar die gänzliche Abschaffung derselben, mehr als wahrscheinlich.

da, soweit ich darüber zu urtheilen vermag, mir für England das Fabrik-System, mit gänzlicher Zurücksetzung einer großen Kornproduction, immer das lucrativste zu seyn scheint, wenn dabey, so wie bisher, das Hauptaugenmerk der Feldwirthschaft auf Fettweiden berechnet ist.

Schon in frühern Zeiten hat man in England, in mehrern Zeitperioden den Kornbau befördert, die Getreide-Einfuhr verboten, die Ausfuhr aber mit Prämien begünstiget. Binder erzählt uns darüber in seinem patriotischen Menschenfreunde folgendes:

„In England war bis zum Jahre 1660 die „Ausfuhr des Getreides verboten gewesen; da man „aber oftmal Mangel und Theurung in diesem Artikel „erfahren hatte, so sahe man endlich die Ursachen da„von ein. Man machte also noch in diesem Jahre „die Verordnung: das Getreide ausserhalb Landes „verfahren zu lassen, wenn das Quarter Weitzen nicht „über 24 ßl. gölte. Im J. 1663 bestimmte man schon „diesen Preis zu 48 Schillingen, wobey zugleich das „aus der Fremde einkommende Getreide mit einer „Abgabe von 5 Schill., im Jahre 1670 aber mit einer „von 16 Schill. für den Quarter, (d. i. 48 Rthlr. „Lübsch pr. Last.) belegt wurde. M s. den Verfasser „der Elem. du commerce p. 67.) Im Jahre 1689 „ward endlich, zufolge einer Parlementsakte, alles

„ausländische Getreide völlig verboten, hingegen, um „den Kornbau im Lande mit der Handlung zu verbin„den, auf jedes Quarter einländischen Weitzens, „welcher von Kaufleuten ausserhalb Landes verschifft „werden würde, eine Prämie von 5 Schill. Sterl. d. i. „15 Rthlr. Lübsch auf die Last, und auf jedes Quarter „eine von 3½ Schill. d. i. 10½ Rthlr. auf die Last, zum „Gratial ausgelobt; so lange der Preis von ersterem „nicht über 48 Schill. und von letztern nicht über „32 Schill. das Quarter, (es gehen 12 solcher Quarter „auf eine Hamburgische Last) in den Englischen Häfen „stiege. (M. s. the Act for the encouraging the ex„portation of Corn, in the Statutes ad large vol. IX. „p. 14. Es war also hiemit nun das so nützliche „Gleichgewicht der Preise, in Ansehung anderer Län„der aufgehoben. So gefährlich nun auch diese Ver„ordnung in der That war, so hatte sie doch von 1689 „bis 1764, und also ganzer 75 Jahre hindurch den besten „Erfolg, denn es lagen zu der Zeit noch sehr viele „Gegenden und große Landstrecken in England wüste „und unbenutzt. Je mehr also die Kaufleute, welche „den Vortheil von der Prämie hatten, aufkauften, „desto mehr Land ward auch umgerissen und urbar „gemacht, desto mehr wurden die Felder cultivirt und „verbessert, und also der Anbau immer mehr und mehr „dadurch befördert, und so lange ward kein Mangel, „sondern vielmehr Ueberfluß und wohlfeilere Preise

„verspüret. Endlich aber mußte dieser erzwungene „Betrieb aufs höchste steigen. Man konnte das Korn „noch mit Vortheil in der Fremde verkaufen, wenn gleich „daselbst der Marktpreis wohlfeiler als im Lande selbst „war; und man ward also gereitzt, mehr aus dem Lande „zu versenden, als sonst bey den eigenen Bedürfnissen „hätte geschehen können, weil der Staat dem Kauf„manne zu dem Preise, der auswärts bezahlt ward, „noch so viel als die Prämie betrug, zulegte. — Als „sich ferner nun auch andere Stände in England be„reichert hatten, und der natürliche Rückfluß des „Geldes aus dem Lande so viel möglich verhindert „war; so mußte bey der überhand nehmenden Menge „desselben sich endlich die Erhöhung der Preise, auch „auf die Produkte der Landgüter erstrecken, welche „überdem wegen ihrer beträchtlichen Einkünfte, sehr „große Auflagen zu tragen hatten. Umsonst hatte man „gedacht, daß für zu große Erhöhung der Preise im „Lande dadurch genug gesorgt wäre, weil in der be„sagten Parlementsakte gewisse Grenzen bestimmt „waren, so daß, wenn das Korn im Lande theurer „würde, die durch solche Prämie beförderte Ausfuhr „nicht weiter statt haben sollte; denn auch hier zeigte „es sich klärlich, daß, wo der Lauf der Natur gestört ist, „die Unordnung nie zeitig genug durch Gesetze, und „weder durch die Vorsicht der alten, noch durch aus„drückliche neue Verordnungen verhütet werden kann.

„Die Ausfuhr ward nunmehro, nemlich im Jahre „1764 zwar verboten, allein nun hielten die Pächter „sowohl als die Kornhändler, welche das Getreide „schon zu einem ziemlich hohen Preise eingekauft „hatten, und solche zu ihrem größten Schaden nicht „gerne wollten wieder sinken lassen, erst recht an sich. „Dies verursachte gar bald eine Stockung in der Cir„culation des Geldes, und mit derselben zugleich auch „in allem Verkehr und Gewerbe; und nun gieng das „häufige Klagen und Lamentiren über Theurung und „Mangel an Nahrung erst recht an, und die Noth „ward daselbst allgemein. Bald wollte man als „Ursache der Theurung angeben, daß man zu viel „Pferde, bald wieder, daß man zu viel Hunde in „England hielte, bald dies bald jenes. Endlich ver„fiel man 1766 glücklicher Weise darauf, die Einfuhr „aus der Fremde ohne Abgabe, für alle Nationen frey „zu geben. Und dies war auch das beste und wirk„samste Mittel. Allein ehe und bevor genugsame Zu„fuhr zu Hülfe kommen konnte, war der Preis schon „weit über das gesetzte Ziel in die Höhe getrieben, und „blieb auch noch einige Zeit nachher theuer. Dies läßt „sich gar wohl begreifen; denn erstlich das Gerücht „einer nahen Theurung, dann das feyerliche Verbot „der Ausfuhr, dabey noch keine Einfuhr erlaubt war, „und endlich die aus Noth zugestandene Erlaubniß „der Einfuhr mußten nothwendig verursachen, daß

„bey dem aus der Fremde ankommenden Getreide ein „jeder nun auf einmal zugreifen wollte."

Wann wir uns nun noch aus spätern Zeiten erinnern, welche enorme Menge Getreides, wovon mehrere Journale uns die Berechnung mittheilen, in England viele Jahre hinter einander eingeführt worden, und daß nur einige sehr trockne Jahre, welche dem Kornbau in England vorzüglich vortheilhaft sind, diese gesegneten Erndten hervorbrachten, daß man die Kornbill einführen zu müssen glaubte, ein nasses Jahr aber schon gleich wieder solche Noth in England herbeyführte, daß sie den Zeitungen nach sehr groß seyn muß; so glaube ich hierin meine vorher geäusserte Hoffnung, in Betreff dieser Kornbill bestätiget sehen zu dürfen; für Mecklenburg wenigstens wäre es sehr wünschenswerth.

Nach dieser abermaligen Abschweifung kehre ich wieder zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück, und erlaube es mir, die Aufmerksamkeit meiner Herren Mit-Collegen in der Landwirthschaft noch auf einige Gegenstände, den Mergel betreffend, zu leiten. Im 29sten Stücke der Annalen des letzten Jahrgangs ist eine Anfrage enthalten: ob Gerste, welche auf gemergeltem Boden gewachsen ist, schwächeres Bier gebe, als nach Stalldung?

So auch hörte ich bey meiner letzten Anwesen-

heit in Wismar, daß die Branntweins-Brenner daselbst behaupteten: der auf gemergeltem Boden gewachsene Rocken gebe nicht so viel Branntewein, als der nach Stalldung producirte, und man forsche dort sorgfältig nach solchen Gütern, wo stark gemergelt wird; daher bezahlten die Käufer für Rocken von gemergeltem Lande nie den Preis, der für den, der auf nicht gemergelten Feldern erzeugt wäre, bezahlt würde.

Es sind dies Gegenstände, die wohl einer genauen Untersuchung werth sind, um, wenn etwas Wahres dran seyn sollte, die Ursache aufzufinden. Dann wäre es wohl nöthig, Mittel aufzufinden, um diesem großen Uebel zu begegnen. Vielleicht könnte dies auf stark gemergeltem Boden möglich seyn, dem kein Stalldung beygegeben worden. Die Untersuchung müßte also wohl auf dreyerley Art angestellt werden; nemlich mit Getreide, welches auf stark gemergeltem Acker producirt worden; dann auf solchem Boden, der zugleich Stalldung erhalten; und ebenfalls auf solchem Lande, das allein mit Stallmist bedüngt worden.

Daß die Art der Düngung, welche der Acker erhält, auf das darnach gebauete Getreide großen Einfluß hat, läßt sich wohl nicht bestreiten. In den Niedersächsischen Annalen war einmal eine sehr gründliche und merkwürdige Belehrung darüber mitgetheilt, indem ein Schloßgärtner nach allen möglichen Arten von Dungmaterialien alle verschiedene

Garten-Sämereyen und Früchte gesäet und gepflanzt hatte, und das wichtige Resultat darüber mittheilte.

So erinnere ich mich aus meinen jüngern Jahren, daß in Grabow, wohin ich mein Korn mehrentheils verfahre, die Brenner daselbst, jedesmal meinen Schreiber gefragt: ob der Rocken nach Hürdenlägern und anderm Schafdung, oder nach Stallmist vom andern Vieh gewachsen sey? und da ich selbst mich mit einigen dieser Brenner über diese Materie unterhielt, und mich nach der Ursache ihres genauen Forschens erkundigte, versicherten sie mir: sie erhielten vom Hürdenrocken nicht allein weniger Branntewein, sondern es wäre auch dieser Branntewein immer etwas öhlicht; daher sie nie, ohne empfindlichen Verlust, solchen Rocken, der auf Hürdenacker gewachsen, ohne ohne ihn mit andern zu vermischen, zum Branntewein anwenden dürften. Sie könnten darin nicht behutsam genug seyn, da in den dortigen Gegenden fast alle Güter Abtriften auf den daran gränzenden Bauerfeldern, mithin auch ansehnliche Schäfereyen hätten. Mein Schwager, der in dieser Gegend wohnte, hatte volle 3000 Stück. Dies gab freylich einen sehr großen Hürdenstall und vielen andern Schaafdung, und auf diesen Schaafdung ward der mehrste Rocken gesäet. In der Folge, da den Höfen die Abtriften abgenommen, und statt der bisherigen Schäfereyen mehrere

Holländereyen angesetzt wurden, verminderten sich die Schäfereyen auf den Höfen überall; die Brenner erhielten wenig Hürdenrocken, und das Forschen darnach unterblieb.

Wann ich es nun für meine Pflicht hielt, auf einen mir bekannt gewordenen Fall vom Mißlingen des Mergels die Herren Landwirthe in Mecklenburg aufmerksam zu machen, um die wahre Ursache dieses merkwürdigen Ereignisses zu erforschen, und Mittel aufzusuchen, demselben begegnen zu können, auch ferner nicht unterlassen werde, auf ähnliche Fälle, welche mir vorkommen, zu achten, und mit treuer Erzählung des ganzen Processes bekannt zu machen; so wird es mir eben so angenehm seyn, vortheilhafte Folgen des Mergelns, unter verschiedenen Verhältnissen, aufzusuchen und in diesen Annalen mitzutheilen; und hierüber lege ich schon sogleich zwey Beyspiele vor.

Das erstere sah ich im verflossenen Herbste auf der Ziegeley zu Karbow im Großherzoglichen Amte Lübz. Ich fand in dem Garten des Zieglers sämmtliche Obstbäume, sowohl vom Kern als Steinobst im üppigsten Wuchse, die Rinden waren so glatt wie polirt, und rein von allem Moose. Alle diese Bäume prangten mit Obst, und besonders waren die Pflaumen-Bäume dermaaßen mit Pflaumen behangen, daß sich fast alle Zweige von der Last ihrer Früchte zur Erde

senkten. Dies erregte um so mehr meine größte Aufmerksamkeit, da grade in diesem Sommer fast nirgends Obst zu finden war. Ich selbst habe eine Pflanzung von mehr als 300 Pflaumenbäumen, die überdem noch an beyden Seiten des Hofes so gepflanzt stehen, daß die eine Seite immer gegen den Frost gesichert ist, aber kein einziger Baum hatte Frucht. Eben so war es auch mit dem Kernobst. Von einer großen Anzahl ausgesucht schöner Arten konnte ich im Ganzen kaum einen einzigen Scheffel erwarten. Ich theilte dem Ziegler hierüber meine Bemerkung mit und erzählte ihm dabey, daß von meinen Bäumen, bey aller Sorgfalt die darauf verwendet wird, mir jährlich einige absürben, auch überdies alle die übrigen sehr vermooseten. Gegen letzteres hätte ich einmal das mir empfohlne Mittel, die Stämme mit Kalk abzuweissen, so weit es mit dem Maurer-Pinsel möglich zu machen war, angewandt; das Moos hätte sich auch wirklich verloren, der Stamm wäre glätter geworden; auch das Laub, das vorhin von der kleinen grünen Raupe sehr gelitten, käme jetzt sammt der Blüthe besser zum Ausbruche, weil vermuthlich durch das Abweissen des Holzes viele Eyerbrut der Raupen, welche in dem Moose ausbrüteten, zerstört worden; aber so reiche Früchte, wie vormals, trügen sie mir dennoch lange nicht.

Er erwiederte mir lächelnd: ich solle meine Bäume

nur mergeln, dann würden sie bald ein besseres Ansehen gewinnen, und Früchte geben; dies habe er gethan, und daher sey die Veränderung in seinen Bäumen entstanden.*) Sein Verfahren wäre folgendes:

„Er führte im Winter so viel Karren mit Mergel, „wie er zu bedürfen glaube, in seinen Garten. Dieser bliebe bis zum Frühjahre in Haufen liegen, damit „er durchwittere und locker werde; im Frühjahre „grabe er die Erde von den Wurzeln der Bäume rund „um den Baum herum so ab, daß viele Wurzeln „frey zu liegen kämen, hierauf brächte er den gelockerten „Mergel dicht auf die Wurzeln, je nach der verschiedenen Größe des Baums mehr oder weniger, und fügte „noch Mergel mit Erde vermengt hinzu, zuletzt fülle „er die Grube mit der herausgeworfenen Erde wieder „zu." — Ich lasse nun gegenwärtig bey meinen kranken Bäumen Mergel in Haufen anfahren, und werde dies Mittel im Frühjahre anwenden, besonders bey den schwachen Bäumen. Ich glaube gern, daß nach dem, was ich auf der Ziegeley gesehen habe, ich den Verlust meiner Bäume abwenden, und wieder Früchte erndten werde. Einigen werde ich mehr, andern weniger Mergel geben, um so auch in der Menge, welche nutzbar angewendet werden muß, Erfahrungen zu sammlen. Daß man auch hier des Guten zu viel thun kann, ist wohl möglich, ich gedenke auf 4 mittelmäßig große Bäume mit einer gewöhnlichen Karre auszureichen. Glückt dies, so wäre es wirklich eine neue vortheilhafte Anwendung des Mergels, und also ein wiederholter Beweis seiner Nutzbarkeit.

---

*) Eben diese Erfahrung hat unser Herr Doctor Gerke bereits an seinen Weiden und mehrern Obstbäumen gemacht. A. d. R.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Achtzehntes Stück.
Den 1sten May 1817.

Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593. u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz.

(Beschluß.)

Es wird dadurch bestätiget, was Herr Uffhausen der Weiden wegen, welche an den Orten stehen, wo Mergel auf den Acker gefahren worden, anführt; und ich werde es mir einen Wink seyn lassen, es bey meinen Patweiden da anzuwenden, wo diese nicht gut anwachsen wollen.

Das zweyte Beyspiel, das die wohlthätige Wirkung des Mergels auf eine merkwürdige Art bestätigt, habe ich der Güte meines verehrten Freundes des Herrn Amtsverwalters Scheel zu Bützow zu danken. Wir hatten im letzten Frühjahre ein von Allerhöchster Kammer uns gemeinschaftlich aufgetra-

Geschäfte. Auf der Reise nach dem Orte unsrer Bestimmung, geriethen wir, unter mancherley Gesprächen, auch auf das Mergeln, und Herr Scheel erzählte mir ein merkwürdiges Beyspiel von den wohlthätigen Folgen desselben auf einer Fläche Ackers, wo der Mergel schon vor 29 Jahren angewandt worden, also, in einer Zeit, wo man dies Geschäft in Mecklenburg noch kaum kannte. *)

Beym Lesen der Abhandlung des Herrn Uffhausen fiel mir die vom Herrn Scheel mir mitgetheilte Bemerkung wieder bey, und ich nahm mir sogleich vor, das, was ich von ihm erfahren hatte, öffentlich mitzutheilen, da es mir unerläßliche Pflicht schien, dies zur Kenntniß unserer Herrn Landwirthe zu bringen.

Um aber gewiß zu seyn, nichts vergessen zu haben, was diese so wichtige Sache betrifft, und weil ich in Namen und Zahlen so leicht irre, bat ich meinen Freund in einem Briefe, die mir gemachte interessante Erzählung schriftlich zu wiederholen. Es hatte derselbe die Güte, meine Bitte in einem Antwortsschreiben zu erfüllen, und ich theile dasselbe hier wörtlich mit, da mir zugleich die Erlaubniß ward, freyen Gebrauch davon machen zu dürfen. Hier folgt es:

*) Das ist nicht richtig. Schon vor 40 Jahren mergelte der seel. Pastor Plitt zu Neuenkirchen alle Ländereyen seines beträchtlichen Reservats. A. d. R.

„Mit Vergnügen theile ich Ihnen über den letzthin „von mir beregten Gegenstand, meine an Ort und „Stelle gemachten Bemerkungen mit; und da ich bey „meinen Bekannten wohl nicht in dem Rufe eines „Schwindlers zu stehen glaube, so überlasse ich es „Ihnen, nach Gefallen davon Gebrauch zu machen."

„Es war schon früher meine Absicht, sie gemein„kündig werden zu lassen; die Ausführung ward „aber immer durch so manche Vorkommenheiten „verdrängt."

„Während der jüngsten Taxation des ritterschaft„lichen Guts Thelkow bey Tessin, im Herbste „1815, bemerkte ich bey der Bereisung dieser Feld„mark, mitten in der mit Hafer abgetragenen, — „einen geringern Mittelboden enthaltenden, — Acker„fläche von mehreren Scheffeln Einfall groß, welche „eine vorzügliche Produktionsfähigkeit gegen die „Umgebungen so auffallend verrieth, daß ich es mir „nicht versagen konnte, diesen mir so interessanten „Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit zu „würdigen. Schien zwar nach der oberflächigen „Ansicht, der Boden dieses seltsam scharf begrenzten „Tractus, mit den unmittelbaren Umgebungen von „gleicher Güte zu seyn, so stand doch die Stoppel auf „ersterem sehr stark und dicht, und es war unverkenn„bar, da diese Fläche einen mehr als doppelten Ertrag „geliefert haben mußte, als dies von einer gleichen

„Fläche der nahen Umgebungen geschehen seyn konnte,
„daß diese kräftige Bestaudung irgend einen Grund
„haben müsse. Wollte es mir, bey näherer Untersuchung
„des Bodens in diesem bezeichneten Reviere und den
„Umgebungen zwar scheinen, als falle die Mischung
„in dem erstern etwas grauer, oder dunkler aus und
„halte auch etwas mehr zusammen, als ich dies in
„den Umgebungen zu bemerken glaubte; so konnte
„doch nach meiner Ueberzeugung, diese Mischung
„allein, zu dem auffallend reichern Ertrage, nicht
„den Grund abgeben, und war es mir daher nicht
„zweifelhaft, daß zur bessern Kultur dieses Abschnittes
„etwas geschehen seyn müsse."

„So unwahrscheinlich es mir auch schien, daß der
„Pächter des Guts, mitten auf den Schlag den
„Dung der kleinen Leute würde hinfahren, und die-
„sen Leuten darauf ihr Getreide säen lassen, so konnte
„ich in dem ersten Augenblicke doch nur dies, als den
„mir zunächst liegenden Grund der verbesserten Kultur
„dieses Abschnittes annehmen, weil mir eine Beleh-
„mung oder Bemoddung dieser Fläche um so weniger
„einfallen konnte, als ich theils auf dieser Feldmark
„nur an einigen Orten Mergel wahrgenommen zu
„haben vermeinte, der aber während meiner Bekannt-
„schaft zu Thelkow, — (welches sich übrigens
„nur auf meinen öftern Besuch eines Verwandten in
„der dortigen Gegend beschränkt) — mithin in mehr

„denn 20 Jahren, meines Wissens nie benutzt worden,
„theils aber keine Teiche oder niedere Reviere in der
„Nähe gesehen wurden, woraus der Moder gefahren
„seyn konnte.“

„Während meiner Prüfung hatte der Herr In-
„spector Ludwig, ein Bruder des Pächters Herrn
„Ludwig zu Thelkow — früher Administrator
„zu Pohnstorff — mich im Stillen beobachtet,
„und fragte endlich: ob ich eine Veränderung der
„Güte in diesem Arrondissement gegen seine Umge-
„bungen bemerke, und wenn dies der Fall, woher
„ich glaube, daß diese bessere Kultur entstehen
„möge.“,

„Auf meine Antwort: wie ich allerdings glaube,
„daß hier etwas für die Vegetation geschehen seyn,
„und solche für die Folge einer vorjährigen guten
„Düngung mit Katenmist ansehen müsse, versicherte
„Herr Ludwig, daß eine gewisser Schaum-
„kell, früher in Hollstein, ohngefähr in den Jahren
„1788, 1789 und 1790 Wirthschafter zu Thelkow
„gewesen, und daß dieser den bezeichneten Abschnitt
„mit Lehm oder Mergel aus der Lehmgrube an den
„Tannen, die ich dorten — eine ziemliche Strecke
„von dem Abschnitt entfernt — würde wahrgenom-
„men haben, befahren lassen. Herr Inspector Lude-
„wig fügte hinzu, nach den Nachrichten der alten
„Leute in Thelkow sey diese Belehmung vor 27 Jahren

„geschehen, und versicherte zugleich, daß diese Stelle,
„ohne anders als die Umgebung behandelt zu werden,
„sich im Korn-Ertrage bis auf den jetzigen Augen-
„blick stets vorzüglich auszeichne. Dies bestätigte
„denn auch der Herr Pensionair Ludwig mit der
„Bemerkung, wie er gewiß diese Kultur in einigen
„Gegenden des Thelkower Feldes, wo sich Mergel
„finde, würde fortgesetzt haben, wenn er nicht, als
„Pächter eines Concurs-Gutes, einer Kündigung in
„jedem Jahre entgegen sehen müssen, mithin dafür
„keine Kosten habe aufwenden können, die ihm nach
„seinem Contrakte nicht vergütet würden."

„Mögte doch diese Thatsache von einem Unbefan-
„genen beobachtet und mitgetheilt, einen geringen
„Beytrag liefern, daß man doch oft wohl zu leicht die
„spätern Nachtheile des Mergelns fürchte, und sich
„dadurch abhalten lasse, eine Verbesserung des Bodens
„zu befördern, die doch so manchen Gegenden des
„Landes zuspricht, und die in Hollstein ununterbrochen
„mit dem besten Erfolge fortgesetzt worden."

„Hoffentlich wird der jetzige Acquirent von
„Thelkow, Herr Freudenfeldt zu Marks-
„hagen, welcher als ein denkender Landwirth be-
„kannt ist, uns über den zuvor beregten Gegenstand,
„für die Zukunft nähere und befriedigendere Aufschlüsse
„geben können, wenn er das Gut erst selbst be-
„wohnt ꝛc."

Mit dem Schlusse dieses interessanten und lehrreichen Schreibens, schließe auch ich meine kleine Abhandlung, in der angenehmen Erwartung, bald wieder etwas über den darin behandelten Gegenstand von denjenigen praktischen Herren Landwirthen in unsern Annalen zu lesen, welche am frühesten in Mecklenburg gemergelt, und also schon mehrere Erfahrung darin gesammlet haben.

Im Hollsteinschen hat man zuerst Versuche damit gemacht, und wahrscheinlich daselbst nach dem Mergel in einigen Roullancen, Proben mit allen Arten von Korn und Futterkräutern angestellt, ehe man noch in Mecklenburg überall an dies neue Düngungsmittel dachte. Um so mehr können die Herren Landwirthe daselbst, nun, nachdem sie mehrere Roullancen durchgegangen, ja einige vielleicht denselben Acker schon zum zweytenmale gemergelt haben, aus Erfahrung sprechen.

Unbekannt sind unsre Annalen daselbst nicht; sie werden vielmehr laut Inhalt derselben im letzten Jahrgange, in Hollstein gelesen, und es ist ihrer darin rühmlichst gedacht. Von daher könnten wir also am gründlichsten belehrt werden, und ich erlaube es mir, Namens des ganzen Mecklenburgischen Landwirthschaftlichen Publikums, diejenigen Herren Landwirthe im Hollsteinschen, welche schon lange vor uns gemergelt haben, um Mittheilung ihrer deshalb gemachten

Erfahrungen in unsern Annalen, angelegentlichst zu bitten. Wir werden dies gewiß sämmtlich mit dem größten Danke erkennen.

Torf aus Graben-Erde zu bereiten.

Beym Aufräumen mehrerer Wiesengräben findet sich, wenn die Rasen von den Borten abgestochen worden, und mit dem im Graben sich befindenden Grase sammt dem Wurzelwerk herausgebracht sind, eine Art ganz dünner Modde. Unsere Leute nennen sie gewöhnlich Flidder-Modde. Sie ist wegen ihrer dünnen Beschaffenheit nicht anders als mit Wurfschaufeln oder auch mit ganz enge geknüpften Netzbeuteln, die in eisernen Bügeln gespannt werden, woran ein Stiel befestigt wird, heraus zu bringen. Diese Modde entsteht dadurch, daß im Winter durch den Frost die leidenden Theile der Masse, woraus die Grabenborde bestehen, zersprengt werden, da sie sich dann im Frühjahr auflösen und in den Graben herabsenken. Als ich im verwichenen Frühjahr solche Gräben aufräumen ließ, so kam ich auch auf den Gedanken, ob diese Modde sich nicht möchte zu Torf bearbeiten lassen. Ich ließ daher dem in den Graben fließenden Wasser durch Aufstauung, und durch einen kleinen Nebengraben eine

andre Richtung geben, und auf einer Seite längst des Grabens die Wiese ganz eben stampfen. Nun mußten zwey Leute mit Wurfschaufeln diese Modde in eine Art Kasten werfen, den ich folgendermaßen zusammensetzte. Ich nahm zwey Bretter von 12 Fuß, und 2 von 8 Fuß; diese setzte ich so, daß die zwölffüßigen am Graben lang, und die beyden achtfüßigen queer davor kamen. Hierdurch entstand ein Kasten von 12 Fuß Länge und 8 Fuß Breite. Solcher Kasten ließ ich 4 nehmen, und diese 5 Zoll hoch mit dieser Flidder-Modde füllen. Wenn nun die Leute den letzten Kasten voll geworfen hatten, so war das Wasser aus der Modde des ersten, wenn es trocknes Wetter war, schon so weit herausgesunken, daß der Kasten wieder fortgenommen werden konnte, und die Modde nicht mehr auseinander floß. Wenn nun die Masse anfängt etwas auszutrocknen, welches bey recht dürrer Witterung in etlichen Stunden geschiehet, und anfängt auseinander zu bersten, so binden sich die Arbeitsleute, kleine, etwa einen Fuß lange und etwas über einen halben Fuß breite Bretter unter die Füße, und treten alle diese Risse, so wie auch die ganze Masse tüchtig zusammen. Wenn dieß geschehen ist, so nehmen sie das Torfmesser, und schneiden damit die ganze Masse, zuerst in die Länge und dann in die Queere durch, um hiedurch die Torfsteine zu bilden. Von nun an entstehen keine Borsten mehr, denn die Flüssigkeit ver-

liehrt sich aus den Einschnitten, die das Torfmesser gemacht hat. Jetzt bleibt der Torf so lange liegen, bis er so weit abgetrocknet ist, daß die Torf = Soden in der hohen Kante gestellt werden können, um hierdurch der Luft mehr ausgesetzt zu seyn. Wenn sie in dieser Lage hinreichend abgetrocknet sind, so werden sie wie gewöhnlich, in 5 Steinen aufgesetzt, wenn diese ebenfalls sattsam abgetrocknet sind, so daß sie die Last tragen können, so werden alle Soden wie anderer Torf aufgeringet. Die Arbeitskosten dieses Torfs sind folgende: erstlich für das Auswerfen, Festtreten, und schneiden, an zwey Tagelöhner à Tausend 8 ßl. Ferner: die Steine in die hohe Kante zu setzen und aufzuringen, welches ich von alten, zu anderer Arbeit unfähigen Leuten habe beschaffen lassen, à Tausend 2 ßl. mithin kostet das Tausend 10 ßl. Die Männer können ihre Arbeit aber wohlfeiler machen, denn wenn hinreichende Masse im Graben ist, so können sie, wenn sie nur erst eingeübt sind, 5 bis 6 Tausend verfertigen, insonderheit wenn die Torfsteine nicht zu groß gemacht werden. Die zu großen Steine sind auch darum nicht zu empfehlen, weil sie weit langsamer austrocknen. Ich ließ im verwichenen Sommer auf zwey verschiedenen Gütern 100 Tausend auf diese Art verfertigen; 25 Tausend wurden Ausgangs Maymonats auf jedem Gut zuerst gemacht, um die Sache erst im Kleinen zu versuchen. Dies gieng vortreflich,

denn wir hatten damals gutes Wetter, der Torf trocknete schnell, und ward trocken und gut eingebracht. Die andern 50 Tausend die später gemacht wurden, sind aber bey dem ungewöhnlich vielen Regen nicht trocken geworden; sie blieben daher im Felde stehen. Zwar habe ich auf einem Gute ganz vortreflichen Stechtorf, aber er kommt diesem Flidder-Torf bey weiten nicht an Güte gleich. Der Unterschied ist so groß, daß, um gleichmäßige Hitze von jeder dieser Arten zu haben, wohl dreymal so viel vom Stechtorf gegen den Flidder-Torf gerechnet werden kann.

Dies ist auch ganz natürlich, weil es nicht möglich ist den gewöhnlichen Torf durch Traden so breyartig zu zerkleinern, so kann auch nie der Tradetorf die bindende Festigkeit erhalten, die dieser Fliddertorf bekömmt. Auch wird diese Art Torf bey weitem nicht so leicht, wie der Tradetorf vom Regen aufgelöst. Auch meinem Holländer gefiel dieser Torf so sehr, daß er immer nur von dieser Art zu haben wünscht. Ich werde daher künftig, wenn ich meine Wiesengräben reinigen muß, immer diesen Schlamm zu Torf benutzen. Da alle unsere Wiesenerde (sogenannte Brinkwiesen ausgenommen) aus Vegetabilien bestehen, so qualificirt sich jede Wiese hiezu. Nur muß man nicht solche Gräben hiezu nehmen, in welchen schnell fließendes Wasser von dem benachbarten Acker, Erde oder Sand mit hinein geschwemmt hat.

Gutsbesitzern, die keinen Stechtorf haben, kann ich insonderheit diese Art Torf sehr empfehlen, denn er ist nicht nur weit besser, sondern auch ungleich wohlfeiler, weil man des so lästigen Trocknens nicht bedarf, überdies noch den Nutzen erhält, daß man auf diese Art seine Gräben ohne Kosten aufräumt. Da ich mehrere Jahre Tradetorf verfertigen lassen müssen, so kenne ich die Behandlung und die Schwierigkeiten des sogenannten Tradetorfs sehr gut. Dagegen braucht man bey Verfertigung des Fliddertorfs in der Auswahl der Gräben gar nicht ängstlich zu seyn, denn es paßt sich hierzu jede Wiesenerde, wenn nicht wie oben gesagt, Erde oder Sand hinein getrieben ist. Die ganz schwarze, am meisten aufgelößte Wiesenerde ist jedoch die beste. Auf dem Feuerheerd ist diese Art Torf aber so gut nicht zu gebrauchen als in Oefen, und unter den Brau- oder eingemauerten Kesseln, weil er wegen seiner festen Beschaffenheit nicht so leicht anbrennt.*)

*) Zur Bestätigung des obigen füge ich nur noch dies hinzu: daß der Herr Verf. die Güte gehabt hat, mir eine Probe von diesem Torf mitzutheilen, die von Kennern dem Holländischen Torf völlig an Güte gleich geschätzt ward. A. d. R.

Hat man in den frühern Zeiten schon in Mecklenburg gemergelt?

Immer schon war es mir höchst wahrscheinlich, daß unsre Vorfahren den Nutzen des Mergels gekannt haben dürften; denn schon das Wörtchen: ausmergeln sagt es uns vielleicht, warum diese Art, den Ertrag des Ackers zu erhöhen, bey uns in Vergessenheit gerathen ist. Ich halte dafür: daß man mit zu weniger Vorsicht mergelte, und dadurch dem Acker alle Kraft und Fruchtbarkeit raubte.

Aber nicht allein das Wörtlein ausmergeln, sondern auch die vielen Gruben und Teiche, die sich fast in allen Schlägen der Güter Mecklenburgs finden, denen man es offenbar ansieht, daß sie einstmals gegraben wurden, wobey man aber nie den Auswurf findet — schienen es mir klärlich zu erweisen, daß man — wenigstens die ausgegrabene Erde anderweitig gebraucht und irgendwo hingefahren haben müsse.

Nun aber bin ich vielleicht so glücklich es darthun zu können, daß man schon im 15ten Jahrhundert in Mecklenburg gemergelt habe, wie aus der folgenden alten Urkunde,*) vom Jahr 1466 — ganz

*) S. Klüvers Beschreibung des Herzogt. Mecklenb. 2ter Thl. S. 180.

deutlich zu erhellen scheint: — „Ick Juvian von „Bartkow, un wahnhaftig to Pletze, bekenne un „betuge apenbar vor als weme vor my, mynen „Erven un Nakömelingen, dat ick hebbe begunt „unde togelaten. Gunne unde to lade jegenwerdig „mit Macht desses Breses, den Vorstenderen des „Gadeshuses der Kerken der Jungfrowen Marien „binnen Vredeland, de vor de Tyd sint, unde eren „Nakamelingen dat se vredesam, sunder Var „(Gefahr) unde jemandes Hinder mogen gra„ven up mynen Acker benomelken, up Sa„lower Velde Mergel-Erde, so tene „wor en datt evenst iß, so vaken unde vele en „des Behof iß, snnder mangerleie Ansprak, unde „toseggent der jenen de myne Guder besitten, des „hebbe ick gegunt, unde gunne so verscreven steyt „umme myner Selen salicheit willen unde aller „derjenen de verstorben synt, ut dem Schlechte der „Bartkowen, den Gott alle gnädig sy. Ok hebbe „ick dat togelaten unde late dat to, umma sonder„ger Guhde unde Fruntschop willen, de my de „Vörständer des Gadeshuses vorbenomet in vortiden „bewist hebben, alse in drüttig Mark Vinkenogen, „de sey my gelegen hebben van des Gadeshuses „Gude, de ick en verbrevet unde verborget hebbe. „Unde ok besundergen in anderthalf hundert Markeu „Pacht de dem Gadeshuse von my unde van

„mynen Verwarden den Bartkowen wol verbrevet,
„verborget unde versegelt synt, unde se doch mit
„my leiden versämende hebben hebben angeweset,
„so dat Gadeshus der Jungfrowen Marien mih
„hefft gekregen wor it recht to hefft, uppe dat ick
„unde de mynen von eer mih wedden werde ver-
„geten unde versumt, so ick desse Guhde wedder
„dem Gadeshuse un lave dat so to hollende." —
„Gewen unde screven Bredeland, na de Bord
„Christi unsers Herrn Dusent, verhundert darna in
„dem söst unde sostigsten Jahr, in dem Dage
„Dionysi des hilligen Marterlers."

(L. S.)

Wie hoch man also, schon im 15ten Jahrhundert in den Mecklenburgischen Landen die Mergelerde geschätzt, — das beweißt diese alte Urkunde, deren Aechtheit nicht zu bezweifeln ist. Zwar wird des Gebrauchs hierin nicht erwähnt, welchen die Vorstendere des Gadeshuses der Jungfrowen Marien von dem Mergel machen wollten; allein es ist wohl höchstwahrscheinlich, daß man vor 350 Jahren von dem Mergel keinen andern Gebrauch machte als jetzt. Und so ist es denn sehr möglich, daß in den späteren Pachtvergleichungen, den Pächtern das Mergeln untersagt ward, indem man, durch Erfahrung, von dem Nachtheil des Mergelns sich glaubte überzeugt zu haben. Soll und muß man

vielleicht den Mergel vergleichen mit einem Schnaps, der oft auf Augenblicke Wunderdinge verrichtet, nachher aber desto mehr erschlafft? Eben weil die gütige Natur denselben uns so gar bequem zur Hand hinlegte: so mögte ich wohl glauben, daß sie einen guten Zweck dadurch erreichen will. Nur muß man ihn wohl mit äusserster Vorsicht anwenden, wenn er nicht schaden soll.*)

Edw. Stern.

---

*) Diese Vermuthung für das frühe Mergeln ist immer der Aufmerksamkeit werth. Nur möchte es doch so leicht nicht auszumachen seyn, welche Erdart man zu den Zeiten Mergel genannt hat. Es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß man den gewöhnlichen Töpferthon, vielleicht auch Lehm zum Ziegelbrennen so genannt hat. So viel ist wohl gewiß, daß es sich immer mehr zu bestätigen scheint, daß die Verbesserung des Bodens mit kalkigtem Lehm so neu nicht ist, als man bisher wohl geglaubt hat, denn das Kalken und Gypsen des Ackers ist ja eine längst bekannte Sache. A. d. R.

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Neunzehntes Stück.

Den 8ten May 1817.

Auf welchem Wege gelangen wir zu der allgemein gewünschten Volksverbesserung? — Ein Wort zur Beherzigung für Alle; insbesondere für Obrigkeiten, Vorgesetzte und Herren; Gutsbesitzer, Pächter, Bauern und Dienstboten. *)

Mehrere, wenn auch nur entfernte Winke des Herrn Redakteurs der Neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Ge-

*) Dieser Aufsatz, welcher mit dem Zweck unsrer Annalen nicht im Widerspruch ist, hat schon einige Zeit bey mir gelegen, weil ich einiges Bedenken fand, ihn gemeinkündig zu machen. Nicht wegen eines Inhalts, sondern weil es dem Herrn Verfasser desselben nicht gefällig gewesen war, sich mir bekannt zu machen. Die Gemeinnützigkeit und das hohe Interesse des Gegenstandes bewogen mich indessen, diesmal eine

sellschaft scheinen darauf hin zu deuten: daß die erhabene Mecklenburgische Landwirthschafts-Gesellschaft den edlen Vorsatz hat, sich, bey der Erweiterung ihres rühmlichen Würkungskreises, nicht blos auf die Kultur des Erdbodens und auf physische Bedürfnisse unsrer Mitbürger zu beschränken, sondern auch, in so weit es ihre Verhältnisse erlauben, auf die sittliche Bildung, vorzüglich unsrer

---

Ausnahme von dem Gesetze zu machen, das ich mir eins für allemal vorgeschrieben habe: keine Aufsätze in den Annalen gemeinkündig zu machen, deren Verfasser sich mir nicht namentlich bekannt machen. Ob ich es gleich gern bekenne, daß ich nicht grade zu alles unterschreiben möchte, was der biedere Verfasser, der es gewiß mit dem Gegenstande, den er behandelt, redlich meint, hier vorträgt, so wird man doch im Ganzen genommen das viele Gute nicht verkennen, das hier mit deutscher Treuherzigkeit gesagt ist. Vielleicht giebt er Veranlassung, diese, für das Wohl aller Staaten so wichtige Angelegenheit von mehreren Seiten zu beleuchten; vielleicht weckt er aufs neue die schöne Idee: in unsern Volksschulen, nach dem Muster des herrlichen Fellenbergs, die physischen und moralischen Kräfte der aufwachsenden Generation, auf eine edlere Art als bisher, zu entwickeln, und uns einen veredelten Volksstamm zu bilden; — und wo ließe sich diese Menschen beglückende Idee schöner ausführen, als in Verbindung mit den Geschäften der Landwirthschaft? — A. d. R.

geringern Volksklasse, an ihrem Theil einzuwürken. Dies würde gewiß jedem Vaterlandsfreunde eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, und wenn diese edle Gesellschaft diesen Vorsatz zur Ausführung bringen sollte, so würde der patriotische Stifter dieses ächt vaterländischen Vereins sich dadurch auf die entferntsten Generationen ein dauerndes Denkmal stiften, daurender als vergängliche Denkmäler von Stein und Erz!

In der freudigen Hoffnung also, daß diese meine Ahndung zur Würklichkeit übergehen wird, wage ich es, einen Gegenstand in Anregung zu bringen, dessen Wichtigkeit längst anerkannt ist, der längst zu lauten Klagen Veranlassung gegeben hat, zu dessen Abhülfe bisher aber nur leider! zu wenig ernstliche Maaßregeln getroffen sind. Ich lege meine Gedanken hierüber mit aller der Freymüthigkeit eines Staatsbürgers vor, der sein Vaterland sehr liebt, und der an seinem Theil gern etwas zur Wohlfarth desselben beytragen möchte. Möchten sie einer recht scharfen Prüfung würdig befunden werden, und möchten diese Prüfungen von recht gesegneten Folgen für mein gutes Vaterland seyn! —

Indem ich also einen Versuch zur Beantwortung der aufgestellten Frage der öffentlichen Prüfung vorzulegen wage, will ich nur vorläufig, nach meiner festen Ueberzeugung meine Ansicht über diesen Gegenstand dahin aussprechen:

Die gewünschte Verbesserung muß nicht von Unten, sondern von Oben beginnen. — — —

Nicht nur weil die höhern Stände Vormünder der niedern seyn sollen, sondern vorzüglich deswegen, weil alles Sittenverderben in der That von den Vornehmern auf die Geringern gebracht worden.

Mit der Reform dieser Vornehmen muß demnach nothwendig der Anfang gemacht werden. Außer den erforderlichen Kenntnissen kann die Autorität, welche ihnen das nöthige Uebergewicht über die Untergebenen verschaffen soll, allein durch ein **moralisch-gutes Beyspiel** gesichert werden.

Daß die Kraft weltlicher Gesetze so weit nicht reiche, alle Staatsbedienten zu sittlich guten Menschen zu machen, darf ich nicht erinnern. Aber, daß die höchsten Landesbehörden nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet sind, alle öffentliche Aergernisse, besonders an Staatsbedienten jeder Klasse, auf das strengste zu bestrafen, ist eben so gewiß, als es unleugbar ist, daß nur hiedurch für die Sittenverbesserung des Volks in allen Ständen etwas zu hoffen steht. Zu solchen Aergernissen rechne ich besonders

1) den übermäßigen Aufwand, **Luxus** im ganzen Umfange des Worts, als den wahren Grund so vieler Ungerechtigkeiten, Betrügereyen, des Schuldenmachens und Bankerottirens. Einem seines

Gleichen in Kleider- und Mobilienpracht, kostspieligen Traktieren und Belustigungen nachzustehen, hält man für entehrend; aber den Handwerker und Tagelöhner Jahre lang auf den verdienten Lohn warten zu lassen, und ihn am Ende gar darum zu betrügen, gehört zum ehrenvollen Ton der Welt. Wenn der gemeine Mann Erfahrungen der Art täglich von den Vornehmern und nicht selten von seinen Vorgesetzten macht, kann man vernünftiger Weise hoffen, es werde mit der Moralität in den geringen Ständen besser werden? — Sollten nicht Gesetze vorhanden seyn, welche einem jeden öffentlichen Diener des Staats einem Stande gemessenen Aufwand vorschrieben, und jeden muthwilligen Schuldenmacher mit ausgezeichner schimpflichen Strafen belegten?

2) Alle Ausschweifungen in der Unzucht, im Saufen und Spielen ꝛc. Wem kann es unbekannt seyn, daß diese Laster Ordnung, Ruhe und Wohlstand der Häuser zerstören, und besonders alle vernünftige Kinder- und Gesindezucht gänzlich vernichten? Wo Vorsteher, Obrigkeiten, Richter, Herren und Lehrer einem dieser Laster ergeben sind, wird es mit dem sittlichen Zustande des größten Theils ihrer Untergebenen höchst traurig aussehen. — Müßte nicht billig jeder öffentliche Staatsbedienter, bis zum Thorschreiber herab, vorzüglich aber alle, welche wegen ihres Amtes einen bedeutenden Einfluß auf Andre haben, wenn sie sich

solcher Laster schuldig machen, und voraufgegangene gelindere Strafen fruchtlos bleiben, mit namhafter Strafe, ja! nach Befinden mit Zuchthausstrafe und Entsetzung vom Dienste belegt werden? Wer bedenkt, wie unendlich Vieler Seelen-Heil (läßt sich die Zahl je bestimmen?) durch das schändliche Beyspiel solcher Menschen gefährdet werde, wird diese Strafen nicht für zu strenge halten. Es dürften denke ich, nur wenige Exempel an angesehenen Staatsbedienten hin und wieder im Lande statuirt werden, um in kurzem den gröbsten Ausbrüchen solcher gemeinen Sünden kraftvoll zu steuern. Wie aber ohne ausgezeichnete Strenge gerade gegen Solche, welche bisher wegen ihres vornehmen Standes oder bedeutenden Amtes mit so viel Schonung behandelt worden, vor der Hand nur einige äußerliche Zucht und Ehrbarkeit könne eingeführt werden, fasse ich so wenig, als ich es begreife, warum denn eigentlich der so genannte christliche Bann (in verbis simus faciles!) so ganz abgeschafft worden. Jede andere Gesellschaft hat das Recht, Mitglieder, welche sie durch ein gesetzwidriges Betragen in ihren Grundfesten zu erschüttern drohen, auszustoßen; warum sollte nicht die kirchliche Gesellschaft dasselbe Recht behaupten. Als man die Bußbank abschaffte, hieß das ein menschenfreundliches Werk, wodurch das Leben vieler Unschuldigen gerettet würde. Manche Recht-

schaffne äußerten damals ihre Besorgnisse, und — wurden sie gleich überstimmt, so hat doch die Folge gezeigt, daß sie in der Hauptsache allerdings recht hatten, und jetzt, wäre es wohl Zeit, zu der strengern Menschenfreundlichkeit unsrer Vorfahren wieder zurückzukehren.

Der lasterhafte Vorgang so mancher Mitglieder der höhern Stände hat alle Zerrüttungen und alle hieraus entspringende Arten des mannigfaltigen Elends herbeygeführt, worunter jetzt die Mitglieder aller Stände bis zum Tagelöhner und Dienstboten so unaussprechlich viel leiden müssen. Nur erst alsdann, wenn die Vornehmern, überhaupt Alle, denen irgend eine Aufsicht über Andre anvertraut worden, bessere Beyspiele liefern, und durch strenge obrigkeitliche Verfügungen wenigstens zu einem ehrbaren Wandel angehalten werden, läßt sich mit gutem Erfolge an der moralischen Verbesserung der Niedern im Volke arbeiten. Qualis Rex, talis Grex! Achtung, Liebe und Zutrauen, worauf Subordination und Gehorsam allein gegründet werden können, wird kein Untergebener gegen unsittliche Vorgesetzte hegen. Hat demnach der irreligiose Wandel der Herren unleugbar das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und

Untergebenen zerrüttet, so wird die allenthalben frech untergetretene gute Ordnung nur durch ein unanstößiges, vielmehr musterhaftes Verhalten dieser Vorsteher wieder hergestellt werden können.

Die tödtenden Wirkungen der Immoralität, welche von so vielen aus den vornehmern Ständen über die geringern verbreitet worden, läßt uns das Gesinde am empfindlichsten fühlen. Gute tugendhafte Herrschaften haben durch die schlechten, und mit ihnen, alle Achtung bey den Dienstleuten verlohren; ja diese widersetzen sich den billigsten Befehlen und wohlthätigsten Anstalten ihrer Herrschaft um so trotziger, da Gesetzlosigkeit und zügellose Frechheit dem Gesinde aller Orten verstattet wird.

Soll ein Strahl von Hoffnung auf Besserwerden in unsre Seele fallen, so muß die höchste Landesregierung, außer der erwähnten Wachsamkeit über die Sitten der Vornehmern, auch allen Untergebenen die strengste Subordination und den pünktlichsten Gehorsam gegen ihre (nun wenigstens ehrbar lebenden) Vorgesetzten mit Nachdruck anbefehlen, und insonderheit jeden Hausvater und jede Hausmutter in die ehemaligen natürlichen und christlichen Rechte über ihr Gesinde wieder einsetzen.

Um eine zu große Weitläuftigkeit zu vermeiden, will ich jetzt nur über das zuletzt gedachte Verhältniß meine Gedanken sagen.

Es ist die himmelschreiendste Ungerechtigkeit, daß das unwissende, unerzogene Gesinde, welches so viele Wohlthaten von der Herrschaft genießt, und seiner Bestimmung gemäß, im Dienste Brauchbarkeit für sein ganzes Leben sich zu eigen machen soll, eine wahre Tyranney, und zwar unter dem Schutze der Gesetze verüben darf. Die beste Herrschaft vermag wenig mehr über das Gesinde. Weder Knecht noch Magd respektirt Befehle. Wie es das Gesinde macht, muß es der Herrschaft genehm seyn, es sey so untüchtig und so schädlich für die Herrschaft, als es immer wolle. Zu allen Vergehungen und zu offenbaren Lastern soll die Herrschaft stille schweigen. Giebt sie Verweise, so fordert das Gesinde trotzig den Lohn, und verläßt mit pochendem Undank das Haus ihrer Wohlthäter. Erhält man von der Obrigkeit im höchsten Nothfall so viel Beystand, daß das Gesinde bleiben muß, so weiß es ihrer Herrschaft durch Bosheit aller Art es so nahe zu legen, daß diese mit Freuden, ja wohl mit Aufopferungen in den Abzug einwilligen muß.

Wer es bedenkt, daß das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten eine der wichtigsten Erziehungsanstalten seyn soll; wer es erwägt, von welchem wesentlichen Einflusse die Anwendung der Jugendjahre auf die ganze künftige häusliche Glückseligkeit, insonderheit auf die Erziehung der Kinder

in den Hütten der Niedern sey: der muß gewiß von Herzen wünschen, daß die Dienstboten zum Gehorsam, als den Grund aller ihrer Pflichten, mit ganzem Ernst wieder angehalten werden mögen.

Eins der wichtigsten Hindernisse dieses Gehorsams und der ganzen Erziehung der Dienstleute finde ich in einer, aus Einfalt entspringenden übermüthigen Anmaßung, und dem fast allgemein unter ihnen herrschenden Vorurtheil: sie seyen zu Allem vollkommen tüchtig, thäten schon mehr, als nöthig wäre ꝛc. bedürften also keiner Erinnerung und Zurechtweisung. Alle übrigen Stände bis zu den kleinsten Handwerkern herab, müssen Lehrjahre bestehen, und die Anweisung zu ihren künftigen Berufsgeschäften theuer bezahlen; nur die dienende Menschenklasse ist ohne eigentlichen Unterricht mit aller ihrer Untüchtigkeit und bey allem Schaden, den sie der Herrschaft zufügt, roh und ungeübt, wie sie aus der Eltern Hause kommt, schon geschickt genug, sich etwas zu verdienen, und weiß die Forderung für ihre oft sehr kleinen Dienste nicht hoch genug zu spannen. Sind zu ihren Geschäften freylich, nur mechanische Fertigkeiten erforderlich, so müssen diese doch geübt, und zum Theil lange geübt werden; ehe Fertigkeiten entstehen können. — So lange die Kinder in den Trivialschulen (leider! traurige Wahrheit.) nicht zweckmäßiger zu Uebungen ihrer menschlichen Kräfte angeführt, und durch Grundsätze vernünftiger

Erziehung die gemeinen Vorurtheile, welche dummen Hochmuth, weichliche Arbeitsscheu und zunftmäßiges Fressen und Saufen in den niedern Ständen begünstigen, verbannt werden: so lange ist keine nur halb brauchbare Anführung in den Häusern der Eltern zu erwarten; und wenn unter solchen Umständen der Herrschaft alle elterlichen und vormundschaftlichen Rechte über ein so roh aufgewachsenes Gesinde durchaus entrissen werden, ist es wohl mehr als Thorheit, an Verbesserung der Dienstleute zu glauben.

Um diese so allgemein wohlthuende Absicht zu erreichen, müßte wohl zuvörderst der Trotz der Dienenden mit Ernst gebändigt werden. Keine wirksamere Mittel können hiezu vorgeschlagen werden, als den übermäßig hohen Lohn der Dienstboten um die Hälfte, (an manchen Orten, z. B. in Städten und Dörfern, welche größern Städten nahe liegen, noch tiefer) herabzusetzen, und sie zum strengsten und pünktlichsten Gehorsam gegen ihre Herren zu verpflichten. Was Dienen und Verdienen bedeutet, würde diese Menschenklasse dann zu ihrem eignen und ihrer Herrschaft Wohl erfahren, und von manchen Ausschweifungen, zu denen das jetzt bestehende Dienstverhältniß (eigentlich findet ein solches nur dem Namen nach und in der Einbildung noch statt,) reichlichen Vorschub giebt, künftig abgehalten werden.

Jedoch gebe ich den herabgesetzten Lohn und die

wieder eingeführte Subordination nur für vorbereitende Bedingungen zur Verbesserung des Gesindes aus, wodurch die Sache selbst keineswegs ausgeführt ist. Aber durch Realisirung folgender Vorschläge möchte man dem wichtigen Ziele der Verbesserung der geringen Leute, und der Dienstboten insonderheit schon näher kommen.

1) Die höchste Landesregierung verpflichte die Amtleute, bey Besetzung der Bauerstellen auf möglichst tüchtige Subjekte zu sehen, und künftig als Haupt-Requisite zur Erlangung derselben auf Schreiben und Rechnen zu sehen; auch die darauf Anspruch Machenden einem förmlichen Examen zu unterwerfen, ob sie die wesentlichsten Kenntnisse einer tüchtigen Landwirthschaft inne haben, und nach diesen ihren Einsichten wie nach ihrem bisherigen sittlichen Verhalten verdienen, die Würde von Familien- und Hausvätern zu erlangen. Wird es dem unwissendsten und lasterhaftesten Knecht und Tagelöhner ferner noch verstattet, Bauer, Hausherr und Vater zu werden, ist an keiner Verbesserung des Landvolks überhaupt, und des Gesindes insbesondere, zu denken. — Man schärfe deshalb höchsten Orts den Beamten den Hauptzweck der Consense zu Verheirathungen ein, und befehle ihnen, auch eine jede Frauensperson, welche heyrathen, besonders aber Bauerfrau werden will, zu examiniren, ob sie zur Führung der innern Hauswirth-

schaft, zur Erziehung der Kinder, und zur Anführung des weiblichen Gesindes, wie zur tüchtigen Bestellung des Gartens und zum ökonomischen Aufziehen und Verpflegen des Viehes Tüchtigkeit und Lust habe; vor allen aber zu untersuchen, ob ihre Abschiede rühmliche Beweise ihres Wohlverhaltens während ihrer Dienstzeit enthalten.

Man gebe den Beamten ferner allergnädigst auf, die Schulzen in den Dörfern wegen jeder Pflichtversäumniß der Dorfeinwohner, besonders der Bauersleute, verantwortlich zu machen; befehle ihnen, sich vierteljährig von den Schulzen Listen über die Beschaffenheit der Dörfer im Allgemeinen, und über die verbesserten Einrichtungen insbesondere, imgleichen auch Verzeichnisse der Eltern und Herrschaften, wie der Kinder und Dienstboten, welche sich von guten und schlechten Seiten auszeichnen, einliefern zu lassen. Man halte sämmtliche obrigkeitliche Personen an, über die genaueste Erfüllung der Patentverordnung wegen Vermiethung und Kündignng der Dienstboten zu wachen, und insbesondere auf die stete Ausstellung des höchst anbefohlnen Abschiedes, und die unpartheyische Zuverlässigkeit in der Schilderung des abziehenden Dienstboten gewissenhaft zu dringen. — Man belege die schlecht und untreu dienenden, trotzigen, dem Laster sich ergebenden, und immer neue Herrschaften suchenden Dienstboten mit zweckdienlichen Strafen, und

suche sie dahin zurückzuführen, daß sie den Dienst von mehrern Jahren bey Einer Herrschaft, und die treue Anhänglichkeit an dieselbe, wieder für das ehrenvolleste Ziel ihres Strebens halten, und die Erwerbung von Geschicklichkeiten mehr, als die Erlangung eines hohen Lohns und eines gemächlichen Lebens für den Hauptzweck alles Dienens halten lernen. Hingegen erweise man vorzüglich guten Dienstleuten die Ehre, ihnen ein obrigkeitliches Belobungsschreiben zugehen zu lassen, und mache davon in den öffentlichen Blättern eine kurze Anzeige.

Bey allen diesen verbessernden Einrichtungen liegen die oben erwähnten Eigenschaften zum Grunde, welche künftig jeder Bauer und jede Bauersfrau besitzen muß. Daß es jetzt an allen hiezu tauglichen Subjekten in Mecklenburg gänzlich fehle, ist unleugbar, eben so gewiß aber auch, daß solche so gar bald nicht zu bilden sind. Aber, welch ein neues Leben, welch eine in unserm Vaterlande ganz unbekannte Regsamkeit würde sich äußern, wenn die höchste Landesregierung jetzt publicirte: vom Jahr 1830 an, sollte durchaus weiter keine Bauerstelle als mit Solchen besetzt werden, welche das hiezu Nöthige gelernt hätten, und Zeugnisse ihres guten Wandels beybringen könnten!

2) Man lasse künftig Niemand, der sich noch nicht

als einen tüchtigen Landwirth gezeigt hat, zu Pachtungen der Großherzoglichen Landgüter, ohne in einem mit ihm angestellten Examen (welches natürlich schärfer als das Examen eines Bauern seyn muß) gut bestanden zu seyn, und ohne einen wenigstens ehrbaren Wandel zu führen. Wie man den wichtigen Beruf eines Landmannes so wenig achtet, daß Jeder, wenn er zu allen andern Erwerbzweigen untauglich und verdorben ist, pachten darf, und um nichts weiter befragt wird, als ob er den Vorschuß zu leisten im Stande sey, — das ist mir unerklärbar! — Die schlechte unordentliche Wirthschaft und öfters höchst ausschweifende Lebensart Mancher dieser Pächter hat einen größern Antheil an der Verdorbenheit des Landvolks, namentlich des Gesindes, als man zu glauben scheint.

Dem im Examen bestandenen und unbescholtenen Pächter übergebe man nun aber den unbeschränkten vollkommensten Dienstzwang, und verstatte ihm alle Züchtigungen und Strafen, welche ein verständiger Vater an seinen besser oder schlechter gesinnten Kindern vollzieht. Man verpflichte die Pächter, jährlich einmal den ihnen vorgesetzten Beamten ein Verzeichniß aller Dienstboten mit Bemerkung des Verhaltens eines jeden — der angewandten Mittel zur Besserung der schlechten, und der Wirkung solcher Mittel, — einzureichen. Man mache obrigkeitlich eine Klassification der Dienenden,

und bestimme für jede Klasse den zu gebenden Lohn, der möglichst geringe seyn muß, damit, außer mehrern hiebey zum Grunde liegenden Absichten, die Herrschaft einem sich vorzüglich gut verhaltenden Dienstboten durch freye Geschenke Zufriedenheit und Erkenntlichkeit bezeugen könne. Und damit nicht der Geiz mancher Herrschaft hiedurch begünstigt werde, müßte jeder Pächter seinem jährlichen Berichte an die Beamten die ausgetheilten Geschenke nebst der Schilderung der damit begabten Dienstboten anfügen. Oder, um hiebey noch sicherer zu gehen, mache man obrigkeitlich nicht nur für jeden Pachthof und für jede Bauerstelle, sondern für jede Herrschaft ohne Ausnahme nach der Zahl und Art der nöthigen Dienstleute einen Anschlag, etwa unter dem Namen eines Dienstgeschenks, und bestimme mittelst solchen Anschlags, wieviel von jedem zu diesen freyen Geschenken mindestens jährlich solle angewandt werden. Was den Umständen nach von diesem und jenem hiezu nicht kann gebraucht werden, sammle die Obrigkeit zu einem Fonds, aus welchem alte, oder schwach und kränklich gewordene treue Dienstboten unterstützt werden. — Hieraus ergiebt es sich von selbst, daß jene jährlichen Anzeigen und Berichte an die Beamten allgemein einem jeden, der Dienstboten hält, aufgegeben werden müßten.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Zwanzigstes Stück.
Den 15ten May 1817.

Auf welchem Wege gelangen wir zu der allgemein gewünschten Volksverbesserung? — Ein Wort zur Beherzigung für Alle; insbesondere für Obrigkeiten, Vorgesetzte und Herren; Gutsbesitzer, Pächter, Bauern und Dienstboten.

(Beschluß.)

Wenn alle Domanial-Pachter von der Beschaffenheit sind, wie ich sie im Vorhergehenden verlange, so kann jeder fürstliche Pachthof als ein wahres Erziehungs-Institut des Gesindes angesehen werden. — Und damit manche Herrschaften, welche weder Zeit noch Fähigkeit haben, das Gesinde gehörig anzulehren, (wohin ich z. B. die Prediger rechne, in deren Dienst wenigstens das männliche Gesinde bisher unverantwortlich verdorben wird) auch stets mit guten Dienstleuten künftig versehen werden können, müßte Höchst verordnet werden, daß die Beamten aus den

Listen der Hofdienstleute die erforderliche Anzahl gesetzter Dienstboten zu diesem Behufe auszeichneten, so, daß es blos einer bittenden Anzeige aller jener Herrschaften an die Beamten bedürfte, um in dieser Hinsicht gehörig versorgt zu werden. Daß, und warum? solche Dienstleuten einen verhältnißmäßig etwas höhern Lohn erhalten müßten, ergiebt sich gleichfalls aus dem Gesagten.

3) Es ist unleugbar sehr schädlich, daß die gemeinen Leute fast immer ihr ganzes Leben lang in den Dörfern, oder in der Nähe der Dörfer bleiben, wo sie geboren sind. Dies ist der Hauptgrund der Beschränktheit ihres Ideenkreises, und der daraus natürlich entstehenden Anhänglichkeit an dem gewohnten Alten, und ihrer unüberwindlichen Abneigung von allem Besserwerden. — Ich habe in den verschiedensten Gegenden Mecklenburgs manche Dörfer, und das Wesen und Treiben ihrer Bewohner kennen gelernt, und besonders solche Ortschaften, in deren Nähe keine Landgüter, oder aber neben letztern luxuriöse Städte sind, im hohen Grade verderblich gefunden; bey alle dem doch auch immer noch etwas, was gut und nachahmungswürdig ist, und an vielen andern Orten vermißt wird. Dabey dringt sich die Bemerkung auf, daß allenthalben die einmal eingerissenen Unordnungen und Laster sich wie Wucherkraut immer weiter ver-

breiten. Aus diesem Grunde muß ich es für sehr erwünscht zur Verbesserung des gemeinen Mannes und der Dienstleute insonderheit halten, wenn die gemeinen Leute, welche die Entfernung wegen ihrer Rusticität durchaus und gänzlich trennt, mit ihrem Betrieb und ihrer Lebensart in Verbindung und Bekanntschaft unter einander gebracht würden, und die höchste Landesregierung an sämmtliche Aemter den Befehl ergehen ließe, es sollte zu dem Ende künftig aus jedem Amte jährlich eine der Größe desselben angemessene Anzahl junger angehender Dienstboten an die Höfe entfernter Aemter ausgeliefert, und ein steter Umtausch und Wechsel dergestalt mit denselben vorgenommen werden, daß die Kinder der Bauern, Büdner und Einwohner (nach den jedesmaligen Umständen des Nutzens oder der Nothwendigkeit, welche die Amtsobrigkeit, den Gesetzen für die Conscriptions-Verpflichtung unbeschadet, zu beurtheilen hat,) höchstens zwey Jahre nach der Confirmation in den Häusern ihrer Eltern, oder an ihrem Geburtsorte und in der Nähe desselben bleiben dürften, um alsdann (die militairischen Dienstjahre der Mannspersonen, wie diese früher oder später für dieselben eintreten, abgerechnet,) zur weitern Anführung auf einen Pachthof in einem entfernten Amte 4—6 Jahre hingeschickt zu werden. Die weiblichen Dienstboten würden nun ein Alter von 22 Jahren, so wie die männlichen von 28 bis

so erlangt haben, und könnten durch die erhaltene tüchtige Anweisung geschickt und gesetzt genug seyn, Haus- und Familien-Väter und Mütter zu werden; oder aber, wenn sie länger noch dienen müßten, die Häuser der Ackerbürger, Prediger, Forstbedienten und Andrer, denen es an Fähigkeit oder Zeit, oder an beyden zugleich fehlt, das Gesinde zur äußern Wirthschaft tüchtig anzulehren, auch der Bauern in Hinsicht der Hauptknechte und Mägde, mit guten und zuverlässigen Arbeitern zu versorgen.

4) Das gemeine Volk bedarf auch Erholung und verdient sie gewiß, wenn es sich treu seinem Berufe widmet. Durch anständige Vergnügungen diese Menschenklasse zu ermuntern, und ihre Kräfte wohlthuend zu stärken, gehört unter die wesentlichsten Mittel ihrer Verbesserung. Bis jetzt heißt vergnügt seyn bey dem gemeinen Manne nichts, als: aufhören ein Mensch zu seyn und sich zum Vieh herabwürdigen. Denn, wie soll ich den Juchhey, das Toben und Saufen, womit diese Elenden jedes ihrer Freudenfeste zu signalisiren pflegen, anders nennen? — Von dem Tanzen halte ich gerne meine etwas strenge Privatmeinung zurück. Ist es vielleicht mit einschränkenden Bestimmungen erlaubt, so müßte es doch, wie alle Volksbelustigungen, unter Aufsicht verständiger Dämagogen nur verstattet werden; das bisher übliche Saufen, Spie-

len und Tanzen in den Krügen Schmieden, Schenken und Kaffeehäusern auf das strengste untersagt, und nach den längst bestehenden Landesherrlichen Gesetzen die Obrigkeit deshalb verantwortlich gemacht werden. Ein Gleiches gilt von dem wilden Gebrülle und ganz unchristlichen Scherzen bey Hochzeiten und andern ländlichen Festen, und wenn das Volk in der Erndte aus dem Felde zu Hause kommt.

Sollte es denn gar nicht möglich seyn, unter der großen Menge von Vorschlägen, welche ächte Volkskenner seit länger als 40 Jahren in dieser Hinsicht gemacht haben, wenigstens Einige in Anwendung zu bringen, und die gemeinen Leute für sanftere, menschlichere und christliche Vergnügungen empfänglich zu machen? — Daß der Grund hiezu, wie zu jeder wahren Volksaufklärung in den Schulen müsse gelegt werden, ist bekannt, aber leider! noch nicht beherzigt. Möchte doch vor der Hand wenigstens das melodische Singen nicht länger als unbedeutende Nebensache sondern als das erste und Hauptmittel aller Herzens- und Geschmacksbildung der Jugend in den Trivialschulen behandelt, und außer den schönen, alle Empfindungen so tief ansprechenden alten Kirchenmelodieen, belehrende und bessernde weltliche Lieder, z. B. Beckers Sammlung

von Volksliedern, nach Inhalt und Gesangweisen den Kindern recht geläufig gemacht, und auf diese Art die faden und verführerischen Vaudevilles in Vergessenheit gebracht werden! — Dies ist die leichteste, dem zu bessernden Volke selbst angenehme und wirksamste Art, den Geschmack des großen Haufens in der Wahl seiner Vergnügungen — wovon so unaussprechlich viel abhängt — zu veredeln.

Es ist ewige Wahrheit: nicht von Unten, sondern von Oben, in jeder Hinsicht, muß die ersehnte Volksverbesserung beginnen!

Non quis? sed quid!

Wechselwirthschaft ohne Stallfütterung.

Ich glaube ziemlich viel über diese Materie gelesen zu haben, aber in den Schriften, die mir zu Gesicht gekommen, habe ich immer nur solche Anweisungen gefunden, die Wechselwirthschaft mit Stallfütterung vereinigt zum Gegenstande haben. Hier ist also immer die Rede: von behakten Früchten, vom Drillsäen mit der Säemaschine, von Exstirpatoren ꝛc. ꝛc. Wir Mecklenburger,

die wir die großen Schwierigkeiten, oft die Unmöglichkeiten, dergleichen auf unsern großen Landgütern in Anwendung zu bringen, uns im Geist so recht lebendig vorstellen, wir erschrecken für so etwas, werfen das Kind mit dem Bade weg, und bleiben dann geduldig bey unserm gewohnten Schlendrian! —

Was uns die Schriftsteller in Absicht des Drillsäens anrühmen, so wie alles das, was sie uns von den großen Vortheilen erzählen, die mit dem Gebrauch des Exstirpators verbunden sind, haben, wie so manche andre Dinge dieser Art, freylich ihren unverkennbaren Nutzen; aber jeder, dem dies auch beym ersten Anblick reizen möchte, fühlt es, daß er sich mit allen diesen Herrlichkeiten nicht eher auf sein Feld wagen darf, bis er seinen Acker gänzlich von Steinen befreyt hat. Und wie wenige Feldmarken giebt es in Mecklenburg, die nicht mit diesen Feinden zu kämpfen hätten. Selbst auf starken Lehmfeldern möchte es mit der Säemaschine wohl nicht so recht vorwärts gehen. — So werden Wechselwirthschaft mit Stallfütterung, so wie alle die schönen Hülfsmittel, die uns mit den Ackermaschinen mancherley Art anempfohlen sind, im Großen noch wohl vor der Hand nicht bey uns in Anwendung kommen!

Die Vertheidiger des Fruchtwechsel-Systems heben vorzüglich die gesegneten Folgen hervor, die daraus entstehen sollen: wenn nie Halmkorn auf

Halmkorn folgt, sondern die eigentlichen Halmfrüchte mit andern Gewächsen abwechseln. Dies Gesetz verdient etwas näher geprüft zu werden. Es heißt nemlich:

„Einjähriger rother Klee, Wicken, Erbsen, „Bohnen, ꝛc. nehmen dem Acker fast gar keine „Nahrungstheile weg; sie befördern vielmehr das „bessere Gedeihen des darauf folgenden Halm„getreides."

Ich sollte es wohl nicht glauben, daß ein erfahrner und zugleich denkender Landwirth, gegen diese, als Grundsatz aufgestellte Wahrheit, Einwendungen machen könnte. Die Erfahrungen, die wir darüber haben, die von den allerälteſten Landwirthen schon anerkannt wurden, ehe je von einem Fruchtwechselsystem, als System, die Rede war, sprechen laut genug dafür. Es würde also bloß darauf ankommen: ob einer unter unsern Landwirthen sich entschließen könnte, gleichsam so ganz unvermerkt und ohne seine gewöhnliche Schlagordnung zu stören, den Versuch zu machen, eine Wechselwirthschaft bey sich einzuführen. Dies wäre doch wenigstens schon immer ein Schritt weiter in der Kultur. Wir würden nun in den Fortschritten zur höhern Ertragsfähigkeit unsrer Ländereyen schon allmählig selbst den Weg auffinden, den die Natur uns vorzeichnen würde. Die Winke dieser wohlthätigen Führerin würden einem beobachtenden

Wirthe, — und den setze ich hier voraus! — gewiß nicht entgehen. Wäre auf diese Art die Sache nur erst im Gange, so würden wir nach und nach unsern Schlägen eine andre Eintheilung geben können, so wie sie jeder nach seinen Ortsverhältnissen am besten anwendlich fände. Auf diesem Wege würden wir, auf eine gar nicht einmal fühlbare Art und ohne die mindeste Störung des gewohnten Wirthschaftsganges, folglich auch ohne alle nachtheilige Folgen, die in der Regel mit der Umänderung einer bisher bestandenen Kultur-Methode immer verbunden sind, in allmähligen und unmerklichen Fortschritten uns dem höhern Ziele einer vollkommnern Wirthschaft nähern. Ein Verlust im Körnerertrage wäre wenigstens hiebey gar nicht gedenkbar.

Dies sind so meine Ideen, die ich hiemit bescheidentlichst meinen erfahrnern Herren Mit-Collegen zur Prüfung und Belehrung vorlege. Ehe ich aber diesen meinen Ideen-Gang weiter verfolge, bitte ich um die Erlaubniß, bey meinem braven Musterwirthe wieder vorsprechen zu dürfen. Ich hoffe meinen Lesern keine unangenehme Unterhaltung zu bereiten, wenn ich diesen würdigen Mann in ihre Gesellschaft einführe.

Ich besuchte diesen meinen Freund vor einigen Wochen zum zweytenmal,*) und auch diesmal war

*) Die Leser werden sich dieses würdigen Mannes aus dem 34sten Stück des 2ten Jahrgangs dieser Annalen erinnern. A. d. R.

mir dieser Besuch eine neue Lehrstunde. Er hat jetzt nemlich angefangen; seine gantze Braache aufzusäen. Sie wird mit Wicken, Linsen, Raps, Buchweitzen ꝛc. bestellt. Sodann folgen: Weitzen, Erbsen, Gerste und Klee.

Seine Behandlung der Braache ist folgende: der Dreesch wird im Herbst nicht umgebrochen, sondern er bleibt den Winter hindurch ruhig liegen. Nur die Stelle, die im folgenden Frühjahr mit Kartoffeln bepflanzt werden soll, wird im Herbst, wenn es irgend thunlich ist, zweimal gehakt. Der übrige Dreeschacker wird im Frühjahr tüchtig gedüngt, und so bald der Acker so weit abgetrocknet ist, daß er hinreichend trägt, wird dieser Dünger stark, oder, wie wir uns ausdrücken: dick untergepflügt. Um diese Pflugarbeit so rasch wie möglich zu beschaffen, hat er sich, neben den gewöhnlichen Pflügen auch solche angeschafft, die mit Ochsen bespannt werden; so wird also mit Pferde- und Ochsen-Pflügen gepflügt, wodurch dies Geschäft ungemein gefördert wird. Alsdann werden die Wicken und der Leinsaame auf der Pflugfurche gesäet und eingeegt.

Da mir dies etwas auffallend war und ich ihm meine Bedenklichkeit darüber äußerte: daß diese Vorwegnahme der Bodenkräfte der folgenden Weitzensaat doch wohl nachtheilig werden könnte, so versicherte er mir: daß er nur grade durch diese Behandlung den

Boden zur folgenden Weitzensaat zweckmäßig vorbereiten könne, widrigenfalls würde er nichts wie Lagerkorn bauen; denn sein Acker ginge mit Dünger zur Ruhe und würde mit Dünger wieder aufgeweckt. Hievon habe ich mich durch eignen Anblick überzeugt. Im Nachschlage fand ich nur blos die Berge und Anhöhen oben auf gedüngt, da er es in den Gründen nicht mehr wagen darf, in einer und eben derselben Roullance zum zweitenmahl zu düngen, weil dies nichts wie Lagerkorn geben würde. Er wird höchst wahrscheinlich genöthigt seyn, seinen Schlägen, und dies vielleicht bald, eine ganz andre Einrichtung geben zu müssen, wozu seine vortreflichen Prinzipalen, die dafür bekannt sind, daß sie gern und bereitwillig alles Gute fördern, gewiß mit Freuden die Hand bieten werden. Den Beweis davon haben Sie schon dadurch an den Tag gelegt, daß sie ihm eine siebenjährige Prolongation seines Pachtkontrakts zugestanden, denn ohne diese Zusicherung hätte er in seine weit eingreifenden Plane nicht hinein gehen können. Die Folgen dieser seiner energischen Wirthschaft sind auch allenthalben sichtbar und in die Augen fallend. Ohngeachtet der vielfachen Vergrößerungen und Erweiterungen der vorhandenen Wirthschaftsgebäude war er dennoch im vorigen Herbste wieder genöthigt gewesen, Miethen zu setzen, und eben, da ich bey ihm war, ward ein neuer Anbau am Schaafstall aufgeführt. Seine Holländerey besteht

jetzt schon aus 80 Kühen, lauter auserlesenem Vieh, und seine völlig veredelte Schäferey ist bereits bis auf 400 Stück angewachsen. Auch das ist merkwürdig, daß er auf einem Fleck Acker von höchst mäßigem Boden, etwa einige Drömbt Aussaat enthaltend, schon zum zweytenmal mit dem Mergel den Versuch gemacht hat. Er nutzt diesen Acker in vier Schlägen und mergelte ihn gleich bey seinem Anzuge. Nach dieser zweyten Mergelung thut dieser Acker eben die Würkung, die er nach dem ersten Mergeln hervor brachte. Dies wird hoffentlich allen Mergel-Feinden und Freunden gleich interessant seyn! —

Hoffentlich wird meinen Lesern diese Abschweifung nicht mißfällig gewesen seyn. Ich kehre also nun zu meinem intendirtem Fruchtwechsel-System wieder zurück.

Die hier erzählte Thatsache, für die ich mich übrigens verbürgen kann, wird wenigstens dazu etwas beytragen können, um die Bedenklichkeiten, die mancher noch gegen den Fruchtwechsel haben könnte, zu beseitigen. Wenigstens wüßte ich nicht, welche Einwürfe von Gewicht sich dagegen machen ließen, und wenn dies nicht ist, warum wollen wir Bedenken tragen, Fortschritte zu machen, die wir so leicht, so ohne alle Aufopferung machen können? — Wenn ich offen mein Glaubensbekenntniß darlegen soll, so würde es so lauten:

„Ich bin fest überzeugt, daß wir durch eine zweck-
„mäßige Anwendung des Mergels, der Modde
„und des Düngers, wenn wir Fleiß, und da, wo
„es nöthig ist, Aufopferungen nicht sparen, mit
„unserm Grund und Boden anfangen können, was
„wir wollen."

Es ist daher mein fester Vorsatz, in die Fußstapfen dieses meines braven Freundes zu treten, und, wenn die Vorsehung mir ferner Leben und Kräfte verleiht, den nachstehenden Plan durchzusetzen, den ich hiemit der Beurtheilung meiner erfahrnern Mit-Collegen vorlege und um ihre Belehrungen freundlichst bitte.

Mein Acker liegt in zweymal sieben Schlägen. Ich hoffe von der Gnade der Hohen Großherzoglichen Kammer mir die Gnädigste Erlaubniß zu bewürken, meine sieben Binnen-Schläge in acht umzulegen. Diese acht Binnen-Schläge denke ich, unter der Voraussetzung, daß keine Quadratruthe Land ungemergelt bleibt, in nachstehenden Fruchtwechsel zu bringen:

1. Braache gedüngt, mit Wicken in der Pflugfurche.
2. Wintergetreide, mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste gedüngt.
5. Erbsen.
6. Hafer mit weißem Klee.

7 und 8. Weide.

Zwar weiß ich es wohl, daß dieser Turnus noch nicht den Regeln des strengen Fruchtwechsels angemessen ist, nach welchen die Fruchtfolge eigentlich so stehen sollte:

1. Braache, mit behackten Früchten, gedüngt.
2. Gerste mit rothem Klee.
3. Klee, zu Heu.
4. Auf den umgepflügten Klee Weitzen, einfurchig und gedüngt.
5. Erbsen.
6. Hafer.

7 und 8. Weide.

So wenig gegen diese Fruchtordnung etwas gesagt werden kann, so treten hiebey bey mir doch folgende Bdenklichkeiten ein, die es mir rathsamer machen, davon abzugehen.

a. Wenn in nassen Sommern, — deren wir ja leider! jetzt mehrere hinter einander gehabt haben, — die Erndte sich zu sehr verspätet, so wird es, tief im Spätherbst hinein kaum möglich seyn, den ganzen Kleeschlag zu bedüngen und die Pflugarbeit zu beschaffen. Auch wird der Dünger zu kurz; er wird also für den ganzen Kleeschlag nicht ausreichen.

b. Auch sollte ich glauben, daß die Gerste nach dem Klee völlig so gut als in der Braache gerathen wird, vorausgesetzt nemlich, daß die Kleestoppel

im Herbst gesträhkt, die geebnete Strähkfurche im Frühjahr gedüngt und der Dünger mit der Wendfurche untergebracht wird.

c. Man gewinnt also mehr Zeit den Dünger abzufahren, und, welches wohl zu beherzigen ist! — man wird jetzt mit dem Dünger mehr als noch einmal so weit ausreichen können.

d. Sollte es auch würklich mit der besäeten Wicken Braache mißlingen, so behält man die Freyheit, wieder zur reinen Braache zurück zu gehen und die übrigen Saaten bleiben in ihrer Ordnung. Findet sich aber kein Rückschlag, und verquekt der Acker nicht, so bleibt alles in der festgesetzten Ordnung.

Wenn also ein Feld in fünf Schlägen liegt, — ich meine, daß es in Mecklenburg noch einige in dieser Eintheilung giebt, — so möchte nachstehender Fruchtwechsel für solche Felder wohl nicht unpassend seyn:

1. Braache gedüngt; Wicken oder auch reine Braache.
2. Wintergetreide mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste und Hafer.
5. Erbsen.

Für sechs Schläge hingegen möchte nachstehender Wechsel angemessen seyn:

1. Braache gedüngt, mit oder ohne Wicken.
2. Wintergetreide mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste und Hafer.

5. Erbsen; auch Wicken, wenn letztere nemlich nicht in der Braache gewesen sind.
6. Weisser Klee zur Weide.

Für sieben Schläge:

1. Braache gedüngt, mit oder ohne Wicken.
2. Wintergetreide mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste gedüngt.
5. Erbsen und Wicken, wenn letztere nicht in der Braache gewesen sind.
6. Hafer.
7. Weide Klee.

Für neun Schläge:

1. Braache gedüngt; mit oder ohne Wicken.
2. Wintergetreide, mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste gedüngt.
5. Erbsen.
6. Hafer.
7. 8. 9. Weideklee.

Oder auch so:

1. Dreesch = Braache, gedüngt.
2. Wintergetreide.
3. Erbsen.
4. Gerste gedüngt.
5. Wicken.
6. Wintergetreide mit rothem Klee.
7. Klee.
8. Hafer.
9 und 10. Weideklee.

Für eilf Schläge:

1. Dreesch Braache, gedüngt. 2. Wintergetreide mit rothem Klee. 3. Rother Klee. 4. Gerste, gedüngt. 5. Erbsen. 6. Wintergetreide. 7. Wicken. 8. Hafer. 9. 10 und 11. Weideklee.

Für zwölf Schläge würde eben der Fruchtwechsel statt finden, wie für eilf; nur daß hier vier Schläge zur Weide blieben. (Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Ein und zwanzigstes Stück.
Den 22sten May 1817.

Wechselwirthschaft ohne Stallfütterung.
(Beschluß.)

Bey dem hier angegebenen Fruchtwechsel hat man wenigstens den Vortheil, daß die Mürb-Braache mit Früchten bestellt ist; aber der Hauptgewinn muß doch immer daraus hervor gehen: daß nie Halmkorn auf Halmkorn folgt. Meine Erfahrungen hierüber gehen bisher noch nicht weiter als dahin: Ich habe in meinen sieben Schlägen nur in der Braache einige Wicken gesäet; diese habe ich zu Heu gemacht. Nach dem Wintergetreide habe ich Erbsen folgen lassen; zur dritten, oder wo Wicken gewesen, zur vierten Saat, ließ ich Gerste folgen. Da mir aber die Erbsen anfangen zu rauschig zu werden, so werde ich ihnen im künftigen Frühjahr ihre Stelle so lange in den Aussenschlägen anweisen, bis ich mit meiner intendirten achtschlägigen Fruchtfolge in Ordnung bin.

Es wird nicht überflüssig seyn, wenn ich noch auf einige anderweitige Vortheile aufmerksam mache, die aus einem solchen Fruchtwechsel-System gleichsam von selbst hervor gehen müssen.

a. Die Hälfte des ganzen jährlichen Dünger-Quantums wird schon im Frühjahr abgefahren. Schon hieraus entspringen bedeutende Vortheile. Man reicht nun mit dem Dünger mehr als noch einmal so weit, als wenn er nur einmal im Sommer abgefahren wird. Auch ist es wohl noch so ausgemacht nicht, ob es durchaus nothwendig ist, daß der Dünger auf der Miststädte erst kurz faulen muß, und ob er im halb verfaultem Zustande nicht eben so viel und vielleicht noch mehr leistet, als wenn er erst dann, wenn er die Gährung völlig überstanden, auf den Acker gebracht wird. *)

b. Durch dies frühere Abfahren des Düngers wird so viel Zeit gewonnen, daß man nun in der Periode, wo man nach dem gewöhnlichen Wirthschaftsgang in allen Braacharbeiten mit dem Haken, Eggen und Düngerfahren genug zu thun hatte, die Gespanne, sowohl Pferde als

*) Daß dies so gut wie völlig ausgemacht ist, darüber giebt uns der belehrende Aufsatz im 3ten und 4ten Stück dieses Jahrgangs überzeugende Auskunft.

A. d. R.

Ochsen, beym Mergel- und Moddefahren nutzen kann. Nicht weniger gewinnt man nun Zeit, auch den Aussen-Acker in ungleich bessere Kultur zu setzen. Ja! wer vermag es jetzt schon alles im voraus zu berechnen, was für die Folge noch für anderweitige bedeutende Vortheile aus dieser veränderten Wirthschaftsmethode hervor gehen können?

c. Die Mergel und Moddefuhren, die den Winter hindurch beschafft werden, fallen nicht nur weit kostbarer aus, sondern sie sind auch mit weit grössern Lasten und Beschwerden verknüpft, als im Sommer. Bey den Sommerarbeiten hat man nicht nöthig, sich mit eisernen Keilen herum zu tragen und unnützes Tagelohn auszugeben.

Ich setze aber, wie sich von selbst versteht, hiebey immer ausdrücklich voraus, daß der Wirth, der von diesem Kultur-System Gebrauch machen will, entweder solchen Boden hat, der schon natürlicher Gerstboden ist, oder daß er im Stande ist, ihn durch Mergel und andre Hülfen zu Gerstboden zu machen. Fehlen diese Hülfsmittel, — nun da ist freylich leider! nichts anders übrig, als im alten gewohnten Gleise fortzufahren! —

Bey allen hier empfohlnen Vorkehrungen möchte ich indessen doch noch nachstehende Vorsicht empfehlen: Man lege seinen Dünger, den man im Frühjahr abzu-

fahren denkt, vom Herbst an bis gegen Lichtmeß, allein; dann scheue man die Kosten nicht ihn einmal umstechen zu lassen, damit er nicht zu lang bleibt, und desto besser durch einander gemischt werde.

Einer unsrer angesehensten Wirthe *) hat schon seit mehreren Jahren es bey sich zum Gesetz gemacht, daß er keinen Dünger länger als höchstens 5 bis 6 Wochen auf seinem Hofe duldet. Er gewinnt dadurch dies, daß er auf diese Art gewiß mehr als viermal so viel Land zudüngt, als wir es mit unserm kurzen Dünger zu beschaffen im Stande sind. Seine Felder prangen Jahr aus, Jahr ein, mit dem schönsten Getreide und üppigsten Kleewuchs. Nie habe ich gehört, daß hier über einen Rückschlag, sey es in Stroh oder Körnern, geklagt worden. Ich wüßte daher nicht, was uns abschrecken könnte, diesem Beyspiele zu folgen, da wir das reizendste Muster vor Augen haben! — Dieser Mann hat nun schon viele Jahre so gewirthschaftet und ist nicht rückwärts, sondern, wie der Beweis zu Tage liegt, ansehnlich vorwärts geschritten. Auch in unsern gewöhnlichen Wirthschaften ist ja der Fall so gar selten nicht, daß wir im Herbst, nachdem die ganze Braache nicht hatte zugedüngt werden können, das übrig gebliebene mit dem später gemachten Dünger, so lang

*) Eben der, dessen die vorige Anmerkung gedenkt.
A. d. R.

und so frisch wie er aus dem Stalle kommt, nachdün-
gen, und noch ist mir kein Fall bekannt, daß auf diesen
Stellen ein Rückschlag im Getreide bemerklich gewesen
wäre. Wir werden also dies Verfahren mit Sicherheit
anwenden können, da wir uns, wenn wir nur wollen,
mit unsern Augen davon überzeugen können, daß wir
mit unserm bisherigen Dünger drey- und wohl vier-
mal so viel Ackerland zudüngen können, als wir bisher
gethan haben. Es kostet dies zwar etwas Arbeit und
Tagelohn, aber die Vortheile, die wir davon haben,
sind doch überwiegend, daher müßte kein Wirth diese, —
im Vergleich des Vortheils, der dadurch erlangt wird,
— unbedeutenden Kosten und Mühe scheuen.

Um aber wieder auf die Besaamung der Braache
zurück zu kommen, so wäre es vielleicht möglich, daß
dieser oder jener, dem die Bestellung der ganzen
Braache mit Früchten, bisher noch etwas Unbekanntes
gewesen, auf den Einwand kommen könnte: —
„Was soll ich mit all dem Wickfutter anfangen?
„und wo soll ich Haferstroh für meine Kühe her-
„nehmen? — "

Diesem würde ich antworten: — „lassen Sie,
„mein lieber Freund! die Hälfte dieser Wicken
„zu Heu machen, so haben Sie Futter für Ihre
„Kühe; die andre Hälfte lassen Sie reif werden, aus-
„dreschen, und mit Hafer vermischen, so haben Sie
„Futter für ihre Pferde." —

Ich muß mich hierüber etwas deutlicher erklären. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß wir in der Regel im Winter nicht noch mehr Vieh sollten ernähren können, als im Sommer; aber wie wir es ernähren, davon sagen wir nichts; und doch sollten uns nachgrade über diesen so wichtigen Wirthschaftsartikel, — der unstreitig die Hauptstütze unsrer ganzen Oekonomie ist, — endlich einmal die Augen aufgehen. Ich habe einen Fall erlebt, der alles das, was sich über dies wichtige Kapitel sagen ließe, kurz und anschauend vor Augen legt, er scheint mir also interessant genug, ihn als einen Belag zu dem Gesagten hier mitzutheilen:

Bereits vor mehreren Jahren hatte einer meiner Nachbarn drey Güter in Pacht, die alle drey nur ganz mäßigen Rockenboden haben. Seine drey Holländereyen benutzte er selbst. Die Holländerey des besten Bodens trug jährlich für die Kuh 25 Thaler ein. Auf dem mittlern Boden ward sie zu 19 und 20 Thaler benutzt und auf dem allerschlechtesten gab die Kuh 14 und 15 Thaler. Versteht sich, alles in Nztel. Dargegen aber ließ er in der Regel seinen Hafer von Bauerndiensten ausdreschen; die einmahl übergedroschene Lage ward nicht gekehrt, sondern sogleich aufgeschüttet und ins Viehhaus getragen. Nun war auch sein Vieh im Winter sowohl, als im Sommer, so gut wie fett; dabey bauete er ausserordentlich viel und löhniges Korn.

Als seine Pachtzeit um war, hatte er diese Güter an einen Inspector abzuliefern, der nicht eben ein Freund dieses Mannes war, daher er Ursache hatte, vorsichtig zu verfahren, um Verdrießlichkeiten bey der Ablieferung vorzubeugen. Ich erhielt von ihm eine Einladung zum Besuch; als ich bey ihm angekommen war, führte er mich auf seine Dreeschbraache, wo die Wendfurche bereits geeggt war. Er fragte mich hierauf um meine Meinung: ob er den vorliegenden Acker noch mehr eggen lassen sollte, oder ob er so gut genug wäre? — „So lange ich hier gewirthschaftet habe" — fügte er hinzu, — „so lange habe ich meinen Acker „nie anders traktiren lassen, und jedermann weiß es, „daß ich immer schönes Korn gebaut habe. In den „ersten Jahren ließ ich ihn stärker eggen, aber je mehr „ich eggte, desto schlechter waren die Erndten; so „lange ich aber den Acker auf diese Art bestellt habe, „habe ich viel und dabey löhniges Korn gebaut. —"

Hier war es nun in jedem Fall mißlich, einen entscheidenden Rath zu ertheilen; ich antwortete ihm also: da er es am besten wüßte, auf welchem Fuß er mit seinem Abnehmer stünde, so würde er am sichersten fahren, wenn er diesen Mann zu sich nöthigte, und ihm den Acker vorzeigte. Dies that er; der Inspector besah den Acker, fand ihn, wie ich es vorher wohl vermuthet hatte, nicht gut genug und bestand darauf, daß er derber durchgeeggt werden mußte.

Eben dieser Inspector besuchte mich vier Jahre nach diesem Vorfall, und klagte, daß der Pächter allen Segen mit hinweg genommen hätte. Er hätte immer schlechte Erndten; die Holländer wollten ebenfalls keine erkläckliche Pacht mehr geben, ꝛc. Ich fragte ihn nun: ob er denn gar den Grund nicht auffinden könnte, woher der vorige Pächter so vieles und so löhniges Korn erbauet und seine Holländereyen zu einem so hohen Ertrage hätte nutzen können? Da er nun gar keine Ursache anzugeben mußte, so setzte ich ihm alles deutlich auseinander, wie der Pächter seine Kühe gut und reichlich gefüttert, den Acker niemals stark geegt und ihn dabey immer mit sehr reichlichem und fetten Dung begabt habe. Ich führte ihn darauf zurück, daß ihn gewiß niemand wegen seines angestrengten Fleißes tadeln könne, indem er jede Grube, die nur einige Modde enthielte, peinlich genug ausräume, ohne darauf zu achten, daß er nur kaltes, mit Binsen durchwachsenes Zeug auf den Acker brächte; daß er den Acker auf Tod und Leben zu Staub eggen ließe; daß sein Hafer aufs peinlichste, bis zum letzten Korn ausgedroschen werden müsse; daß er daher elenden, magern Dünger auf seinen Acker brächte, der in den Zeiten seines Vorwesers an fetten Dünger gewöhnt wäre, u. s. f. wobey ich ihm zugleich die Unterhaltung erzählte, die ich vor seinem Anzuge mit dem vorigen Pächter gehabt hatte. Dies leuchtete ihm ein, er

überzeugte sich nun, daß ich Recht hatte, gelobte Aenderung, und seit der Zeit ist sein Kornertrag eben so blühend, und seine Holländereyen sind eben so einträglich, als zu den Zeiten seines Vorgängers.

Daß dies alles buchstäblich wahr ist, dafür kann ich mich verbürgen, denn die Personen, von welchen hier die Rede war, sind noch am Leben und in gutem Wohlseyn. Ich glaube, diese Thatsache ist der beste Beweis meiner Behauptung: „Wir müssen vor allen „Dingen dahin sorgen, daß unser Vieh besser gefuttert „wird; das, was uns unser gut und reichlich genährtes Vieh kostet, das bezahlt uns unser Acker im „Kornertrage mehr als doppelt wieder." — Ist dies ein wahrer, unumstößlicher Erfahrungssatz, so wüßte ich nicht, was gegen eine vernünftige Fruchtwechselwirthschaft, die uns besseres und reichliches Futter giebt, als wir bisher gehabt haben, eingewendet werden könnte?

Carbow im Januar 1817.

C. Schröder.

Nachschrift des Redacteurs.

Nicht, um dem einsichtsvollen Verfasser des vorstehenden Aufsatzes etwas entgegnen, viel weniger ihn berichtigen zu wollen, sondern um das Interesse des hier

behandelten Gegenstandes, wo möglich noch mehr hervor zu heben, bitte ich ihn, nachstehende Bemerkungen freundlich aufzunehmen.

Allerdings soll nach dem System eines strengen Fruchtwechsels mit demselben auch die Stallfütterung verbunden werden, und da, wo dies erreicht werden kann, da ist freylich unserm Streben zur höhern Kultur die Krone aufgesetzt. Aber daß es nicht unbedingte Nothwendigkeit ist, Fruchtwechsel mit Stallfütterung zu verbinden, daß vielmehr ersterer, auch bey dem gewöhnlichen Weidegang sehr gut bestehen kann, davon haben wir schon hinreichende Erfahrungen. Der Herr Verfasser wird sich davon überzeugen können, wenn er die Schrift des Herrn Karbe zur Hand nimmt, die der hochverdiente und allen wahren Oekonomen noch lange unvergeßliche Herr Herzog von Schleßwig-Hollstein-Beck durch seinen lehrreichen Commentar noch interessanter gemacht hat. Aber desto schätzbarer ist uns auch das, was Herr Schröder hier sagt, und es muß ein desto williges Gehör finden, da nun unsre Mecklenburgischen Wirthe das, was längst als überwiegend nützlich anerkannt ist, nicht mehr von einem fremden, sondern von einem Mecklenburgischen Wirth bestätigt finden.

Auch darin wird jeder unserm Herrn Verfasser unbedingt Recht geben müssen, daß manche der neuen, uns zum Theil so angelegentlich anempfohlnen Acker-

maschinen, für unsre, größtentheils zu ungeheuren Feldmarken, nicht anwendlich sind. Daher wird vor der Hand die Cookſche Drillmaschine, die Thaerſche und Fellenbergſche Säemaschine, bey uns wenig Aufmerksamkeit erregen, so sehr ich mich indessen auch davon überzeuge, daß auch für uns noch die Zeit kommen muß, da wir sie wohl hervorsuchen werden. Ganz andrer Meinung bin ich hingegen in Absicht des Exstirpators. Ein Werkzeug, das in der Saatfurche mehr bewerkstelligt, als vier gewöhnliche Wechselhaken, das uns immer ein Beträchtliches an der Aussaat spart; ein Werkzeug, wodurch wir sogar das Lagergetreide unschädlicher machen können, ein solches Werkzeug verdient doch wohl die höchste Aufmerksamkeit und einige Aufopferungen. Daß es in einem Acker, der mit großen Steinen belästigt ist, — denn kleine Steine sind beym Gebrauch dieses Werkzeuges unschädlich, — nicht gebraucht werden kann, das hat seine Richtigkeit. Aber hier findet auch selbst unser gemeiner Haken und Pflug Hindernisse genug. Auch haben wir doch wenigstens einige Gegenden im Lande, wo die Steine keine Hindernisse in den Weg legen, wo also der Exstirpator mit großem Nutzen würde gebraucht werden können. In wiefern übrigens das Reinigen des Ackers von solchen Steinen, die jedem Werkzeuge ein Hinderniß entgegen setzen, die daran verwendeten

Kosten belohnen und welche anderweitige Folgen daraus für die Fortschritte zur höhern Ackerkultur entstehen, davon kann man sich bey mehreren unsrer thätigen Wirthe, die sich Mühe und Aufwand nicht verdrießen lassen, überzeugen. Des Beyspiels wegen will ich mich nur blos auf die musterhaft thätigen Besitzer von Bellin und Frauenmark berufen. Ich hoffe nächstens die Gelegenheit zu haben, die seit mehreren Jahren gesammelten Resultate aller der Vortheile, die mit dem Gebrauch des Exstirpators verbunden sind, anschaulich darzulegen.

Ueber den Fruchtwechsel, den Herr Schröder bey sich in acht Schlägen auszuführen denkt, wird nichts zu sagen seyn. Ich finde es völlig angemessen, daß Er sein Wintergetreide aus der Braache und nicht aus der Kleestoppel nimmt, schon aus der Ursache, weil die Mecklenburgischen Wirthe nun einmal daran gewöhnt sind, Wintergetreide aus der Braache zu nehmen, mithin hier keine auffallende Neuerung vorgeht. Auch halte ich, nach meiner Ueberzeuguug, dies sicherer.

Auch kann Herr Schröder ganz ohne Sorge für das Gedeihen seines Wintergetreides seyn, wenn Er die Braache vorher mit Wicken besäet, besonders wenn sie zu Heu gemacht werden. Seit länger als 12 Jahren habe ich nach solchen Wicken, auf höchstmäßigen, gedüngten aber nicht gemergelten, — denn

zum Mergeln habe ich nie Gelegenheit gehabt, — Sandboden, meinen schönsten Rocken gebaut. Nur müssen die Wicken nicht zu früh gesäet werden, weil sie zu empfindlich gegen Nachtfröste sind. Gesetzt auch, welches ich aber nicht zugeben kann, das folgende Wintergetreide gäbe einen kleinen Rückschlag an Körnern, — an Stroh gewiß nicht, — so wird dieser doch durch den Futtergewinnst überschwenglich überwogen. Unser besser und reichlicher genährtes Vieh wird uns mehr und bessern Dünger geben, als wir jetzt von dem elenden Strohfutter erhalten und die Folgen davon werden sich in fortschreitender Progression zeigen. Die einzige Art, wodurch insonderheit solche Landgüter, die Mangel an Wiesen, oder schlechtes Wiesenfutter haben, sich heben können. Doch! über diesen Punkt hat ja Herr Schröder seine Meinung faßlich und eindringlich genug gesagt.

Die Beyspiele, die Herr Schröder für mehrschlägige Fruchtwechselfelder angiebt, beweisen es, daß bey einer Fruchtwechselwirthschaft mit Weide, wenn sie vortheilhaft, und zugleich mit Erhöhung des Körnerbaus betrieben werden soll, durchaus mehr als sieben Schläge nöthig sind. Bey der sechs und siebenschlägigen Wirthschaft mit vier Körnersaaten bleibt nur ein Schlag zur Weide. Wird auch dieser Schlag mit weißem Klee eingesäet, was soll er nützen, da er im ersten Jahre am wenigsten thut

und gleich im folgenden Jahre wieder aufgebrochen wird? Selbst diese einjährige Ruhe, — worauf wir Mecklenburger doch immer noch viel rechnen, — kommt dem Acker nicht zu gut.

Ein ungleich vortheilhafterer Wechsel würde sich dagegen einleiten lassen, wenn ein sechsschlägiges Feld in 12, ein siebenschlägiges in 14 Theile getheilt würde. Beyspiele hierüber anzuführen, wäre überflüssig; ich verweise auf den lehrreichen Aufsatz, den einer unsrer tiefdenkenden Wirthe im 44sten Stück des ersten Jahrgangs dieser Annalen eingeliefert hat. Eine große und nicht zu vermeidende Unbequemlichkeit bey einer solchen vielfeldrigen Wirthschaft würde aber die seyn: daß die Weideschläge zu klein würden; das enger zusammengedrängte Vieh also viel Futter unnütz zertreten würde. Ich gebe daher der Eintheilung des Herrn Schröder, in acht Schlägen, unbedingt den Vorzug, wünsche recht von Herzen ihm so glückliche und gesegnete Fortschritte, daß er nicht nur als glücklicher Fruchtwechselwirth, sondern allmählich, und recht bald, als glücklicher und musterhafter Fruchtwechsel- und Stallfutterungswirth hervor treten möge!

Nachtrag zu S. 172 des dritten Jahrgangs dieser Annalen: die Kartoffel-Fütterung betreffend. An den Redakteur dieser Annalen.

(Vom Herrn Hauptmann Stumpe zu Kronskamp.)

Da ich doch so gern die Kartoffel-Fütterung retten und allenfalls den Herrn Einsender des a. a. O. befindlichen Aufsatzes beruhigen möchte, so theile ich Nachstehendes hierüber aus der Erfahrung mit, die ich in den Zeiten, als mein seel. Vater Lantow und Kronskamp in Pacht hatte, selbst gemacht habe.

Die Börnkälber wurden zuerst so früh wie möglich, — spätstens um Fastnacht, — angesetzt und gut und reichlich mit Milch getränkt, dabey erhielten sie feines Heu, das im vorher gegangenem Jahre gut geworben war. Sie wurden nur selten herausgejagt; wenn dies aber geschah, so kamen sie doch nicht eher als in der Mitte des July heraus und im September mußten sie wieder in den Stall. So bald nun die eiligsten Arbeiten beseitiget waren, fing sogleich die Kartoffel-Fütterung an. Sie erhielten nie Korn, blieben bey ihrer Kartoffel-Speise immer

munter und gesund. Die, bey andern Hauswirthen eingeführte Gewohnheit, daß den Kälbern das mit der Hungerharke zusammengebrachte Loos, in unsrer Provinzialsprache Schütt, — wovon sich wahrscheinlich die Benennung Schüttkälber herschreibt, — gegeben wird, fand gar nicht statt. — Das übrige junge Vieh wardeben so, jedoch spärlich nebenher mit Heu, gefuttert und nie vor dem zurückgelegten zweyten Jahre zum Bollen gelassen. Ich kann mich also nicht überzeugen, daß die dort erzählte Krankheit von der Kartoffel-Fütterung entstanden seyn sollte.

Anfrage.

Ist der Pflug mit beweglichem Streichbrett hier im Lande irgendwo bekannt? Der etwanige Besitzer desselben wird gebeten, der Redaktion dieser Annalen eine nähere Anzeige davon zu machen. K.

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Zwey und zwanzigstes Stück.
Den 29sten May 1817.

Vorläufige Nachricht, die, von dem Mühlenbaumeister Herrn Suhm zu Bellin errichtete hölzerne Dreschmaschine betreffend, nebst einer allgemeinen Betrachtung, über den Nutzen oder Schaden der Dreschmaschinen überhaupt.

Im 2ten Stück dieses Jahrgangs dieser Annalen habe ich meine Bedenklichkeiten darüber geäußert: ob eine hölzerne Dreschmaschine so construirt werden könne, daß sie, ohne größeren Kostenaufwand, mit eben der Leichtigkeit zu regieren sey und dabey eben den Effekt leiste, den die, aus Gußeisen verfertigte schwedische leistet, die sich diesen letzten Winter hindurch bey uns beliebt gemacht hat. Ich bezweifelte dies, weil ich bey den hölzernen Maschinen dieser Art, die ich bisher Gelegenheit gehabt hatte, zu untersuchen, immer etwas Schwerfälliges, gleichsam so etwas Un-

behülfliches fand, das den Gang der Maschine erschwerte, und das nach meinen bisherigen Ansichten wohl nicht möchte vermieden werden können. Denn, um der Maschine die nöthige Stärke und Dauer zu geben, mußten die aus Holz gearbeiteten Theile ungleich größer seyn, als es bey der eisernen nöthig ist. Ward nun überdies bey der Zusammensetzung einer solchen hölzernen Maschine nicht mit der nöthigen Kunstkenntniß auf die Auswahl der mannigfaltigen Holzarten Rücksicht genommen, in wiefern diese oder jene Arten sich stärker reiben, dem Einfluß der Lufttemperatur mehr oder weniger ausgesetzt, mehr oder weniger zerbrechlich sind, ꝛc. so mußte allerdings dadurch die Friktion, — das beschwerlichste Hinderniß beym Maschinenwesen, — vermehrt, folglich, um die Maschine in Arbeit zu erhalten, ein größerer Aufwand von Kraft erforderlich seyn, als bey der eisernen. Ueberdies fürchtete ich, daß bey den immer mehr steigenden Holzpreisen, eine hölzerne Maschine schwerlich um den Preis würde geliefert werden können, um welchen die eiserne zu haben ist.

So waren meine bisherigen Ansichten, als eine Ankündigung in den Meckl. Schwerinschen Intelligenz-Blättern, von dem Mühlenbaumeister Herrn Suhm zu Bellin, meine ganze Aufmerksamkeit rege machte und meine Erwartung spannte. Herr Suhm verspricht in dieser Ankündigung um einen wohlfeilern

Preis eine hölzerne Maschine zu liefern, die eben das, und vielleicht noch mehr leisten soll, als die schwedische. Ehe ich mich also an den Herrn Suhm selbst wendete, suchte ich anderweitige Erkundigungen einzuziehen, und aus Nachrichten, die zuverläßig waren, erhielt ich die volle Bestätigung: daß Herr Suhm nicht zuviel versprochen hätte; daß er vielmehr in der Ausführung noch mehr leiste, als die Ankündigung enthielt und daß er bereits eine Maschine zu Stande gebracht hätte, mit welcher er sich die Zufriedenheit aller erworben, die sie gesehen und untersucht hätten.

Nun wendete ich mich an den Herrn Suhm selbst und bat ihn um eine genaue Beschreibung, nicht nur von der Composition und vom Effekt der Maschine, sondern auch um genaue Bestimmung der Kosten. Ich theile das, was ich von ihm erhalten habe, hiermit; nicht nur, weil diese Nachrichten für jedes ökonomische Publikum interessant sind, sondern auch weil ich es für meine Pflicht halte, unser vaterländisches Publikum mit einen Mann näher bekannt zu machen, der bey einem gewiß seltenen Grad der Bildung eine Bescheidenheit verbindet, die, — welches man eben so selten findet, — sich lieber zurück zieht, als öffentlich hervor drängt. Jedoch habe ich bey diesem Bericht auch anderweitige Nachrichten genutzt, die das, was Herr Suhm aus Bescheidenheit anzuführen unterlassen hatte, vollständiger ergänzen. Auf die

Richtigkeit dieser Nachrichten kann man sich übrigens verlassen.

Die gewiß nicht leichte Aufgabe, die Herr Suhm sich selbst zur Auflösung vorlegte, war diese:

„Eine Maschine, die eben so wirk-
„sam, auch allenfalls für jedes Lokal
„anpassender, dabey nicht mit grö-
„ßerm, wohl allenfalls mit einem
„kleinern Aufwand an Kraft eben
„so leicht und vielleicht noch leich-
„ter zu regieren sey, als eine eiser-
„ne, dabey eben das und vielleicht
„noch mehr leiste, als diese, von
„Holz zu construiren."

Um diese Aufgabe vollständig zu lösen, mußte natürlich vorher sehr vieles erwogen werden. Um der Maschine einen möglichst leichten Gang zu verschaffen, mußte vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß die, zu dem nöthigen Umgange der gehörigen Getriebe, der erforderlichen Geschwindigkeit und zugleich der Dauer der Maschine unbeschadet, durch möglichst kleine Räder hervor gebracht würden. Sollten aber diese von Holz gemacht, leicht und klein seyn, so mußten die verschiedenen Holzarten nach ihren mannigfaltigen Eigenschaften nicht nur mit großer Sorgfalt ausgewählt, sondern auch in solche Verbindung gesetzt werden, daß der beabsich-

tigte Zweck erreicht werden konnte. Eine Maschine, die alles dies Verlangte vollständig leisten sollte, erforderte also die strengste Auswahl mehrerer Holzarten, da kein einzelnes Maschinenrad von Einer Holzart gebaut werden durfte. Alle diese Forderungssätze würden bey manchem andern Künstler schwer auszuführen, vielleicht ganz unerreichbar gewesen seyn, der nicht mit dem Herrn Suhm in der vortheilhaften Lage ist, ein eigenes ansehnliches Holzlager mit einer Schneidemühle verbunden, zu besitzen. Und selbst, im Besitz aller dieser Vortheile, würde es dennoch jedem andern schwer, vielleicht unmöglich seyn, der intendirten Maschine den verlangten Grad der Vollkommenheit zu geben, da Herr Suhm dies Abdrehen der Wellzapfen, das Formiren und Gießen der Metallbüchsen und eine Menge andrer mechanischer Arbeiten selbst besorgt. Manchem wird es auffallend scheinen, daß ein einzelnes Rad aus 298 einzelnen Stücken zusammen gesetzt werden muß, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, und daß ein zweites sogar aus 350 Theilen besteht, wovon jeder Theil für sich bearbeitet werden muß, um nur ein Stück eines einzelnen Ganzen zu bilden.

Hieraus wird man sich überzeugen, daß es ein ganz unnützes Geschäft seyn würde, dem Wißbegierigen, der eine klare, deutliche Vorstellung aller einzelnen Theile der Maschine mit der Zusammensetzung der-

selben zu haben wünscht, solche durch eine genaue Beschreibung deutlich machen zu wollen. Man würde vergeblich die tausend und mehrere Stücken Holz, die hier erforderlich sind, nach ihren verschiedenen Arten, aufzählen müssen, und überdies würde das Eisen und die übrigen Erfordernisse in der verlangten Eigenschaft nur an wenigen Orten geliefert und von noch wenigern Künstlern, so wie es der Zweck erfordert, angewendet werden können.

Noch ein Umstand darf hier nicht außer Acht gelassen werden, der den Herrn Suhm bey allen seinen mechanischen Arbeiten vorzüglich begünstigt. Er hat nemlich das seltene Glück, unter einem Prinzipal zu wohnen, der nicht nur selbst Kenner des Maschinenwesens ist, und diese seine, mehr als gewöhnlichen Kenntniss auf die Erweiterung der landwirthschaftlichen Geschäfte zweckmäßig anzuwenden weiß, sondern auch als thätiger Beförderer alles dessen, was auf Erweiterung und Veredlung nützlicher Gewerbe abzweckt, längst in unserm Vaterlande rühmlichst bekannt ist. Wer kennt nicht den, in so vieler Rücksicht um unser Vaterland hochverdienten Herrn Grafen von der Osten-Sacken? — Er war es, der den Herrn Suhm auf die Idee des Steinhebers brachte, die dieser so glücklich ausführte, und Seiner herablassenden Güte verdankt Herr Suhm jede Unterstützung und manche Aufklärung in seinen mecha-

mechanischen Arbeiten. Bey Seiner Anwesenheit in Berlin wurden die, zur Dreschmaschine nöthigen Gußwaaren unter der eignen Leitung des Herrn Grafen angefertigt, der, in eigner Person, nicht nur für die Auswahl des Eisens, sondern auch für die genaue Abgießung der Modelle sorgte. Ein großer Vortheil für künftige Erbauer dieser Maschine, indem die Fabrik nun von allen nöthigen Erfordernissen, in Zukunft taugliche Fabrikate dieser Art zu liefern, vollständig unterrichtet ist.

So gelang es also nun dem Herrn Suhm, eine hölzerne Maschine, mit dem nöthigen Materiale von Gußeisen, zu Bellin zu errichten. Diese Maschine ward mit einem Pferde bespannt, in Arbeit gesetzt. Der Versuch ward in Gegenwart der Herren Gutsbesitzer auf Langhagen, großen und kleinen Grabow und noch einiger andrer Landwirthe aus der dortigen Gegend angestellt. Es ward rauher Hafer gedroschen. Der Hafer war mittelmäßig groß und nicht sehr körnerreich. Die Maschine lieferte in der ersten Stunde achtzehn Scheffel. Das Stroh fanden die Anwesenden sehr gut abgedroschen und unbeschädigt. Es ward mit eben dieser Maschine ein neuer Versuch angestellt, da dann ebenfalls in einer Stunde, von eben dem Getreide, sechs und zwanzig Scheffel abgedroschen wurden. Dabey muß indessen bemerkt werden, daß die Maschine

bey diesem zweyten Versuch besser als beym ersten bedient ward.

So weit ist also nun diese Maschine gediehen, die in Absicht ihrer Wirksamkeit wohl keiner bedeutenden Verbesserung mehr unterworfen seyn kann. Was nun die Solidität und Dauer derselben anlangt, so kann sie sich in dieser Hinsicht gewiß wohl mit der schwedischen messen, indem auch eine etwanige Reparatur derselben leicht bewerkstelligt werden kann. Allein demohngeachtet denkt Herr Suhm noch immer daran, derselben in Absicht der Dauer eine größere Vollkommenheit zu geben. Dies will er durch zweckmäßige Verbindung des Gußeisens mit dem Holze bewürken, um sowohl dem Zerbrechen als auch dem Abschleifen vorzubeugen.

Durch diese nöthigen Verbesserungen wird die Maschine wohl etwas theurer, als die erste Angabe war. Herr Suhm offerirte sich nemlich in seiner Ankündigung, diese Maschine für 120 Thaler NZwdr. zu liefern; mit diesen Verbesserungen wird sie aber wohl um etwa 30 Thaler theurer werden, so, daß eine solche verbesserte Maschine, 150 Thaler NZwdr. wird zu stehen kommen. Alle zu dieser Maschine erforderlichen Materialien, an Holz- Metall- und Eisenarbeit liefert Herr Suhm. Dagegen übernimmt der Käufer die Abhohlung der Maschine und die Kosten des Aufbaus derselben; letztere unter der Leitung des

Meisters selbst oder eines seiner Leute. Ueberdies liefert der Empfänger der Maschine einen großen Pfahl, weil dieser nach den jedesmaligen Ortsverhältnissen eingerichtet seyn muß. Es ist also nunmehr wohl schon so gut als ausgemacht, daß diese so eingerichtete Dreschmaschine, in Hinsicht ihrer Würkung, ihres wohlfeilern Preises und ihrer Dauer, der schwedischen den Rang abgewinnen wird. Bey dem allen bleibt indessen doch so viel gewiß, daß, wenn von der Güte und Brauchbarkeit einer Maschine die Rede ist, dieser in den mehrsten Fällen doch vielleicht immer nur relativ bleibt; das heißt: unter diesen oder jenen gegebenen Umständen. Denn man wird im allgemeinen nicht immer sagen können: diese Maschine ist unbedingt gut, weil der Besitzer derselben sie rühmt, oder sie ist ganz zu verwerfen, wenn der Besitzer derselben sie für untauglich erklärt. Der anhaltende und längere Gebrauch aller dieser Maschinen wird, früher oder später, je nachdem sie richtig oder unrichtig angewendet werden, die brauchbaren von den untrüglichen oder weniger brauchbaren absondern und jeder den Platz anweisen, der ihr gebührt.

Einige Landwirthe, die bey Hrn. Suhm Bestellungen auf Dreschmaschinen gemacht, haben sich mit ihm dahin vereinbart, daß er ihnen bey Ablieferung der Maschine zugleich ein Preisverzeichniß mittheilt, in welchen die Preise aller derjenigen einzelnen Theile der

Maschine, die durch rechten oder unrechten Gebrauch mit der Zeit abgenutzt oder abgängig werden möchten, enthalten sind, damit sie im vorkommenden Fall aus seiner Fabrik sogleich ergänzt werden können. Diese Einrichtung ist sehr lobenswerth. Der Besitzer der Maschine kann sich das Fehlende schnell und leicht wieder herbey schaffen, und ist nicht der Gefahr ausgesetzt, daß das ganze Werk durch eine verkehrte Reparatur verdorben wird.

So würden wir also, was die mechanische Brauchbarkeit und den ökonomischen Nutzen dieser Maschine anlangt, nun wohl aufs Reine seyn. Dabey ist zugleich der große Gewinn zu berücksichtigen, daß wir ein längst so sehnlich gewünschtes und gesuchtes Fabrikat nicht weiter nöthig haben, mit Weitläuftigkeiten und Zeitverlust vom fernen Auslande zu holen, sondern es durch eigne Künstler, für uns zweckmäßiger und so gar wohlfeiler im Lande selbst haben, also unseren eignen Professionisten den Verdienst gönnen und unser Geld im Lande behalten können. Aber es dringt sich hier in staatswirthschaftlicher Rücksicht eine andere Frage auf, die schon längst manche Besorgnisse erregt hat, und daher wohl einer recht ausführlichen Beleuchtung bedarf, nemlich: werden wir durch diese Maschine nicht unsre Arbeiter brodlos machen?

Ich habe bekanntlich bey jeder Gelegenheit, wenn

ich auf den großen Nutzen brauchbarer Dreschmaschinen aufmerksam machte, auch zugleich vielfältig meine Meinung darüber gesagt: daß wir, so lange es uns ein Ernst ist, in unsrer Kultur Fortschritte zu machen, — und diese Fortschritte sind Grenzenlos! — auch immer Gelegenheit genug haben, neben dem Gebrauch der Dreschmaschine unsre Arbeiter zu beschäftigen und ihnen eben so viel, vielleicht noch mehr Verdienst geben zu können, als bisher. Um aber auf keinen Fall partheyisch zu scheinen, will ich die Bedenklichkeiten nicht zurück halten, die mir hierüber von mehreren Seiten und recht mit Nachdruck, zugekommen sind. Sie verdienen allerdings die größte Aufmerksamkeit, und es ist nothwendig, den Theil des Publikums, der hiebey vorzüglich interessirt ist, hinreichend zu beruhigen. Wenn sich alles würklich so verhielte, daß dies Werkzeug, zum Nachtheil der ärmern und geringern Klasse, nur blos den Wohlhabendern bereichern sollte, so wäre es ein Fluch für die Menschheit und es müßte vertilgt werden.

Einsichtsvollen und unpartheyischen Landwirthen, die es mit dem Wohl der gesammten Menschheit, folglich auch der niedern Klasse derselben redlich meinen, sey also diese Frage zur ausführlichern Beantwortung vorgelegt; zu dem Ende gebe ich das, was ich dieserwegen empfangen habe, hier so viel möglich, buchstäblich wieder:

„Obgleich die jetzt im Gebrauch kommenden Dresch-
„maschinen sich sehr beliebt machen und bereits viel-
„fältig gesucht werden, so scheint doch gegen die allge-
„meine Einführung derselben noch gar Vieles zu
„sprechen und es möchte die immer allgemeiner wer-
„dende Sehnsucht sie zu besitzen, am Ende noch wohl
„ins Entgegengesetzte übergehen. Nicht, wegen der
„Unzweckmäßigkeit des Werkzeuges, als ob gegen die
„Würksamkeit, gegen den Nutzen, den es allerdings
„für jeden Besitzer hat, oder gegen die Dauer desselben
„etwas eingewendet werden könnte; nein, gar nicht!
„Aber ganz andre, ungleich überwiegendere Gründe
„möchten, — falls sie nicht beseitiget werden könn-
„ten, — dies Werkzeug, das jetzt anfängt so allge-
„mein gesucht zu werden, bald wieder, und wohl gar
„gewaltsam, aus unsern Grenzen verdrängen."

„Man erkundige sich bey jedem unsrer Arbeiter,
„und aus dem Munde eines jeden wird man Flüche
„und Verwünschungen gegen diese Maschine in Menge
„hören: Es frägt sich also: Hat der Arbeiter hierin
„Recht? — So, wie die Sache jetzt vorliegt, ist man
„gezwungen, diese Frage ganz unumwunden mit Ja!
„zu beantworten. Man bedenke doch nur, wie
„außerordentlich viel mit diesem Werkzeuge in einer
„verhältnißmäßig kurzen Zeit beschafft werden kann,
„und wie wenig Menschenhände dazu erfordert wer-
„den. Würde nun auf mehreren, vielleicht auf den

„allermehrsten Höfen im Lande, fast der ganze jähr=
„liche Einschnitt mit der Maschine gedroschen, —
„welches, besonders in den Perioden, wenn die
„Getreide = Preise hoch stehen, gewiß geschehen
„würde, — wird der Tagelöhner nicht dabey verlie=
„ren? Ich sage: er muß zu kurz kommen! Man
„wende doch nicht ein, daß er nun bey andern Arbeiten
„wird angestellt werden. Was verdient er bey diesen
„anderweitigen Arbeiten? — Täglich seine acht
„Schillinge. Wird man auch würklich aus ver=
„meinter Großmuth ihm einige Scheffel Korn zu herab
„gesetzten Preisen ablassen, so sind ihm die noch lange
„kein Ersatz gegen das, was er würklich verliert.
„Jeder Landwirth weiß es, daß der Tagelöhner den
„Körner = Verdienst, den er sich bisher mit dem
„Dreschflegel erarbeitet hat, nothwendig bedarf, um
„seinem Herrn die pflichtmäßige Arbeit, in dürftige
„Kleidung gehüllt, ohne Hunger und Durst zu leiden,
„mit schuldiger Treue verrichten zu können. Wie
„kann aber unser gewöhnlicher Tagelöhner dies mög=
„lich machen, wenn er nichts weiter als täglich seine
„8 Schillinge verdient und dabey seinen Brodrocken
„mit einem Thaler bezahlen muß? — Und selbst
„von diesem ihm unentbehrlichem Lebensbedürfnisse
„wird er schwerlich aller Orten so viel erhalten, als er
„bedarf! — Womit soll er sein einziges Schwein
„füttern? Womit soll er es mästen, wenn er selbst

„ kein Korn verdient? kaufen kann er sich bey seiner
„ dürftigen Einnahme nichts. — Oder soll etwa der
„ Arbeiter darum schlechter und weniger essen, weil
„ das Getreide theuer ist? — Beym Handdreschen
„ verdient der Arbeiter ja nur grade so viel, wie er
„ gebraucht, wäre es nun nicht Grausamkeit, ihm sein
„ ohnehin so knap zugeschnittenes Einkommen noch zu
„ kürzen? — Sollte denn diese allerunentbehrlichste
„ und allernothwendigste Klasse im Volk nicht auch ein
„ natürliches Recht an den Früchten der Erde haben, zu
„ deren Produktion grade sie, und nur sie allein,
„ im sauren Schweiße ihres Angesichts ihre Kräfte
„ hergiebt? — Immer bleibt mir die Aeußerung
„ eines würdigen Mecklenburgischen Gutsbesitzers
„ lebendig im Gedächtniß, der sich bey einer ander-
„ weitigen Veranlassung über den Zustand unsrer so
„ genannten kleinen Leute auf folgende Art
„ erklärte:

Derjenige unter unsern Mecklenburgischen Landwirthen kennt sein eigenes Interesse sehr schlecht, der seine Leute, verhältnißmäßig, nicht wenigstens eben so gut, wie seine Ochsen füttert. Denn diese Menschen müssen, wenn man alles genau erwägt, verhältnißmäßig ungleich mehr arbeiten als diese.

Giebt man also diesen Leuten nicht so viel Verdienst, daß sie ihre nothwendigen Ausgaben bestreiten können, so macht man Diebe aus ihnen.

„Die besten Ausleger dieser Aeußerung sind dieses „Mannes eigene Leute. Wenn man sich mit ihnen in „eine Unterredung einläßt, so sagen sie ganz treuherzig: Unser Herr ist sehr schlimm auf „die Arbeit, aber er gönnt uns doch „Brod. Ein Ausdruck, der in der Sprache dieser „Menschen so viel sagen will, als: wir sind mit „unsrer Lage zufrieden. Gutsbesitzer und „Landwirthe, die so menschenfreundlich denken, werden eine Dreschmaschine sehr nützlich anzuwenden „wissen, so daß sie selbst dabey gewinnen und ihre „Leute nichts dabey verlieren; ja! Wirthen dieser „Art, wird eine zweckmäßige Dreschmaschine bald „unentbehrlich werden. Aber! — bey so manchem „andern ist dies sehr zu bezweifeln!“

„Sollte es aber wohl nicht thunlich seyn, daß man „bis dahin, daß durch erhöhete Industrie, — die durch „vernünftigen Gebrauch dieser Maschine allerdings „hervor gehen muß, — der Nahrungsbetrieb dieser „Menschenklasse auf eine andere Art sicher gestellt ist, „selbst bey Anwendung der Maschine, (es versteht sich, „bey Festsetzung eines Lohns, das mit dem bisher gewöhnlichen Drescherlohn im Verhältniß steht,) die

„Leute dennoch um Korn dreschen lassen könnte? Diese „Frage wäre wohl einer genauen Erörterung werth. „Da hier im Lande fast durchgängig 6 Scheffel Dre„scherlohn für die Last gegeben werden, so würde es „darauf ankommen, ob beym Dreschen mit der Ma„schine vielleicht zuweilen Lokalumstände eine gleich„förmige Löhnung hindern möchten? Diese zu beseiti„gen, das wäre gewiß ein sehr verdienstvolles Werk."

„Dies alles wohl erwogen, — und es verdient „gewiß sehr sorgfältig erwogen zu werden, — macht „es wahrscheinlich, daß in Mecklenburg die Dresch„maschinen wohl so bald noch nicht das seyn, „und den Nutzen stiften werden, den sie eben „so gut wie manche andre, die edlern Kräfte der „Menschen sparenden Maschinen, stiften würden „und stiften könnten, wenn zuvor der Stand „der arbeitenden Menschenklasse genugsam gesichert „wäre. Auch steht ihrer nützlichen Anwendung „die gewöhnliche Nachpfuscherey, wodurch „schon so manche gute Sache in Verruf gekommen „ist, nicht weniger im Wege."

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Drey und zwanzigstes Stück.
Den 5ten Juny 1817.

Vorläufige Nachricht, die, von dem Mühlenbaumeister Herrn Suhm zu Bellin errichtete hölzerne Dreschmaschine betreffend, nebst einer allgemeinen Betrachtung über den Nutzen oder Schaden der Dreschmaschinen überhaupt.

(Beschluß.)

„Wird dagegen die Dreschmaschine so angewendet, „daß auch die arbeitende Volksklasse nicht dabey ver„liert, lieber dabey gewinnt, so können wir unserm „Vaterlande Glück wünschen, weil für jede Art der „Industrie und nützlicher Gewerbe unübersehbare „und gesegnete Folgen entstehen müssen; würde „aber eine verkehrte Anwendung damit gemacht, so „müßte auch das Andenken daran vertilgt werden."

Es wird nun darauf ankommen, daß erfahrne und kundige Wirthe, — denn Landwirthe allein können nur diese Aufgabe lösen, — und zwar solche, die

es mit ihrer arbeitenden Volksklasse redlich nnd menschenfreundlich meinen, den Inhalt dieser sehr bedeutenden Frage in ihren einzelnen Details zergliedern, mit Anwendung auf unsre Wirthschaftsmethode die großen Vortheile anschauend darlegen, die durch den Gebrauch dieser Maschine, nicht blos in den Fortschritten unsrer Ackerkultur, sondern auch anderweitiger Industriezweige hervor gehen müssen; dabey aber auch überzeugende Vorschläge mittheilen: auf welchem Wege die Einrichtung so zu treffen sey, daß die arbeitende Volksklasse vollkommen zufrieden gestellt werde.

Da aus dem bisherigen Gebrauch der Maschine so viel hervorgeht, daß der Gewinn des Besitzers in eben dem Verhältnisse wächst, wie die Kornpreise steigen, dagegen bey den Arbeitern grade das umgekehrte Verhältniß in Anwendung kommt: je höher die Kornpreise, desto geringer ist der Verdienst der Tagelöhner, — vorausgesagt nemlich, daß sie kein Lohnkorn, sondern den gewöhnlichen Tagelohn in Geld erhalten, — so würde darauf insonderheit Rücksicht zu nehmen seyn, hier eine solche Auskunft zu treffen, daß der Arbeiter sich nie beklagen könne, die Kornpreise mögen stehen, wie sie wollen. Dies würde aber, da Erhöhung des Geldlohns immer bedenklich ist, nicht anders ausgeglichen werden können, als wie bisher, durch Natural-Abreichung des Getreides.

Dies Verhältniß richtig zu bestimmen, würde also die Frage vollständig lösen. Es wäre hart, wenn nur die Herrschaft allein gewinnen wollte, der Tagelöhner hingegen, der doch in gewisser Rücksicht das schaffende Werkzeug ist, sollte verlieren. Dies wird gewiß keine edel denkende Herrschaft wollen. — Nemo cum damno alterius fieri debet locupletior, bleibt auch hier die erste Rechtsregel.

Am sichersten empfiehlt sich immer ein neues Werkzeug: wenn es den Menschen gefällt, die mit demselben arbeiten müssen. Diese Erfahrung habe ich nun schon bey der Haakschen Heckerlingsmaschine und bey dem Fellenbergschen Exstirpator gemacht. Erstere, die Anfangs Widersprüche genug fand, hat sich, wenigstens an den Orten, wo zweckmäßig damit umgegangen wird, so beliebt gemacht, daß man sie nicht mehr glaubt entbehren zu können. Letzterer, über welchen im Anfange genug gespottet ward, ist jetzt, an den wenigen Orten, wo man ihn, ohngeachtet aller Widersprüche der Unteraufseher und Arbeiter, dennoch eingeführt hat, so nationalisirt, daß er als ein ganz unentbehrlicher Theil unter den übrigen Ackerwerkzeugen aufgenommen ist. Es würde also nur darauf ankommen, daß nur erst eine wohldenkende Herrschaft mit ihren Gutsleuten einen solchen Verein träfe, bey welchen sie sich überzeugten, daß sie mehr gewonnen als verlohren hätten, so würden

sie mit der Zeit diese Dreschmaschine ebenfalls lieb gewinnen. Dies würde sich dann bald von einer Gegend zur andern verbreiten, und unsre Leute selbst würden die sichersten Lobredner der Maschine werden und ihre Empfehlungen würden mehr Eindruck machen als die vernünftigsten Vorstellungen von Seiten der Herrschaft.

F. C. L. Karsten.

Ueber Wege-Verbesserung in Mecklenburg.

Von einem Mecklenburgischen Landmann.

Die Klagen über schlechte Wege in Mecklenburg sind wahrscheinlich so alt als das Land selbst. Man sucht sie gewöhnlich mit der Antwort zu beseitigen: daß es uns an Materialien zur Verbesserung unserer Wege fehle. Aber dies ist nur höchstens zum Theil wahr. Können wir auch keine vollkommenen Kunststraßen bauen, entweder weil es uns an hinlänglichen Materialien oder an Geld dazu fehlt, so kann doch ganz unstreitig viel mehr geleistet werden als zur Verbesserung unsrer Wege bisher geschehen ist, und wer zu diesem so augenscheinlich nützlichen Zweck mit Vorschlägen hervor tritt, deren Ausführbarkeit nicht zu schwer oder zu kostspielig ist, der wird, wenn auch nicht

auf den Dank doch wenigstens auf die Nachsicht des Mecklenburgischen Publikums rechnen dürfen, selbst wenn seine Ideen nur vorzüglich einen gewissen Theil des Landes, der aber für das Ganze sehr wichtig ist, berücksichtigen sollten.

Es ist vergebens auf eine gründliche Verbesserung der Wege in Mecklenburg zu hoffen, so lange dieser Gegenstand nicht eine Landes-Angelegenheit wird. Als solche wird der Wege-Bau oder die Verbesserung der Landstraßen auch in allen Ländern, welche sich durch öffentliche Anstalten und Einrichtungen für das allgemeine Beste auszeichnen, betrieben. Und sollte dieser Gegenstand nicht auch für Mecklenburg Wichtigkeit genug haben, um hier ebenfalls von Landeswegen betrieben zu werden?

Ich dächte die, fast möchte ich sagen, grausamen Erfahrungen des letzten Winters, müßten uns ganz besonders dazu auffordern. Wenn der Schade genau berechnet werden könnte, der während dieses Winters durch krepirte und unbrauchbar gewordene Pferde; durch Beschädigung an Wagen- und Sielengeschirr; durch Tage langen Aufenthalt, selbst auf kleinen Reisen, — der für jeden Reisenden, besonders aber für Frachtfuhrleute und für den Landmann, der mit mehreren Kornwagen zur Stadt fahren muß durch Zeitverlust und baare Auslagen, so kostbar wird: — so würde gewiß eine sehr bedeutende Summe als Facit

sich ergeben. Die tyrannische Behandlung der erschöpften Pferde, die auf grundlosen Wegen schwer beladene Wagen fortschleppen sollen, und es dennoch nicht können, muß außerdem das Gefühl des Mitleids aller derjenigen lebhaft in Anspruch nehmen, die Zeugen davon sind. Endlich dürfen auch wohl ohne Zweifel, die großen Unannehmlichkeiten und die persönliche Gefahr für jeden Reisenden mit in Anschlag gebracht werden, die bey so äußerst schlechten Wegen unvermeidlich sind.

Doch nicht der letztverflossene Winter allein, sondern schon alle frühern fordern dringend zu einer Verbesserung unserer Wege auf, die zuweilen, selbst im Sommer wenn anhaltender Regen fällt, an vielen Stellen fast unfahrbar werden. Da die Erfahrung hiervon allgemein ist, so würde es unnöthig seyn, hierüber noch etwas Weiteres erwähnen zu wollen. Aber die Wichtigkeit guter Wege für den innern Verkehr eines Landes wie Mecklenburg in Anregung zu bringen, ist keinesweges überflüssig; und sollten wir nicht auch auf die fremden Reisenden Rücksicht nehmen müssen, deren so viele unser Land in Geschäften zu allen Jahrszeiten und noch mehrere vielleicht zum Vergnügen während des Sommers besuchen? Wie diese von unsern Wegen, — sogar im Sommer wo unsere großen in den Wegen liegenden Steine, unsere vernachlässigten Dämme, unsere Löcher und schlechte Brücken ihre

Wagen beschädigen oder wohl gar zerbrechen, — über solchen Mangel einer öffentlichen nothwendigen Polizeyanstalt urtheilen, das hat gewiß jedem Vaterlandsfreunde, der ihren Spott und ihre bitteren Klagen darüber anhören mußte, ohne darauf etwas erwiedern zu können, schon oft wehe gethan. Gewiß ist auch schon längst bey manchen der lebhafte Wunsch erwacht, daß doch diese Klagen, welche manchen Fremden abschrecken nach Mecklenburg zu kommen, nnd welche uns selbst so vielen Schaden bringen, die, da sie zu unserm Nachtheil so weit verbreitet sind, doch endlich für immer beseitigt werden möchten.

Soll dieses aber geschehen, sollen wir uns aller der Vortheile zu erfreuen haben, die uns gute Landstraßen in so vieler Hinsicht für ein Land, das Handlung und großen Ackerbau betreibt, entspringen, so muß, wie bereits gesagt worden, die Verbesserung der Wege bey uns eine Landes-Angelegenheit werden. Daß Gutsbesitzer, Pächter und Bauern, selbst wenn sie durch Wege-Arbeiten hart belastet würden, — was doch höchst ungerecht wäre! — hier nicht einzig und allein das Erforderliche leisten können, fällt in die Augen, und scheint keines weiteren Beweises zu bedürfen.

Die drey Hauptplätze für Mecklenburgs Handel und Verkehr sind bekanntlich Rostock, Wismar und Boitzenburg. Ich will hier nur vorzüglich auf die beyden ersteren Plätze, oder vielmehr auf die

Landstraßen, welche dahin führen, Rücksicht nehmen, und man wird zugestehen müssen, daß ein großer Theil des Landes dabey interessirt ist. Nach Rostock kommt eine bedeutende jährliche Kornzufuhr, selbst aus der Teterowschen und Malchinschen Gegend, und vielen andern gleich weit entfernten Orten. Auch hat diese Stadt einen sehr beträchtlichen Ausfuhrhandel fremder Waaren Landwärts, weßhalb es zweckmäßig seyn dürfte, wenn einmahl würklich zu einer Verbesserung der Wege in Mecklenburg geschritten wird, mit der Straße von Rostock nach Güstrow den Anfang zu machen. Erstlich führt diese von Rostock nach einer nicht unbedeutenden Stadt; zweytens ist hier auch eine Poststraße nach Schwerin; und endlich wird diese Straße zu dem Verkehr von und nach Rostock am bedeutendsten benutzt, und würde dieserhalb sowohl, als auch wegen der sehr schlechten Beschaffenheit der Wege in den Herbst- und Wintermonaten den Vorzug bey einer reellen Verbesserung der Wege verdienen. Wie wäre diese aber hier zu bewürken?

Ein Fond zur Bestreitung der Kosten ist natürlich das erste Erforderniß, so wie die möglichste Sparsamkeit bey Verwendung desselben. Man könnte hierzu eine jährliche mäßige Anlage auf Domanial- und Ritterschaftliche Höfe in einem gewissen um Rostock anzunehmenden Bezirk in Vorschlag bringen, so wie

ein billiges Wegegeld für alle in Rostock und Güstrow mit Reisenden, Korn, Holz, Torf, Butter und alle übrigen Waaren ankommende so wie von dort abgehende Wege erlegt werden müßte. Daß hieraus eine jährliche bedeutende Einnahme erwachsen würde, leidet wohl keinen Zweifel. So weit nun, als diese jährlichen Aufkünfte reichten, würde auch mit der Verbesserung des Weges vorgeschritten werden können, wenn man es etwa nicht zweckmäßiger fände vorerst einige Jahre an einem Fond zu sammlen.

Wir haben ein vortreffliches Material zur Wege-Verbesserung welches der sogenannte heilige Damm bey Doberan hergeben könnte. Wer sich davon überzeugen will, darf nur den Weg von Doberan nach dem Seebade in Augenschein nehmen. Gerade dieses Material, die kleinen Kiesel-Steine, in England Gravel genannt, ist es, dessen man sich in mehreren Gegenden dieses Landes zur Verbesserung der Landstraßen bedient, und wie vorzüglich gut diese sind, das hat unser Publikum noch ganz kürzlich durch die interessanten Berichte des Herrn Doctor Gerke über England und dessen Landwirthschaft in diesen Annalen, erfahren. Vielleicht ist der Vorrath der kleinen Kiesel am Doberaner Strande unerschöpflich. Wäre also erst ein glücklicher Anfang gemacht, so könnten allmählig alle Hauptstraßen, welche von Rostock und Wismar führen, bis auf

eine Entfernung von 3 bis 4 Meilen von beyden Städten mit diesem treflichen Material dauerhaft verbessert werden, und wie groß würde der Vortheil daran für einen höchst bedeutenden Theil Mecklenburgs seyn!

Wie aber soll das Material an Ort und Stelle mit dem geringsten Kostenaufwand transportirt werden? Bis Rostock und Wismar würde es in angemessenen Fahrzeugen zu Wasser geschehen können, welche freylich für den Transport bezahlt werden müßten; aber dies würde auch die Haupt-Auslage seyn, denn von dort aus könnte es gesetzlich gemacht werden, daß alle von beyden Städten abgehende ledige Korn- Holz- Torf- und Frachtwagen, welche die zu verbessernde Straße befahren, halbe oder zwey drittel Ladung, also auf 4 Pferde etwa 10 bis 12 Centner Gewicht an Kiesel-Steinen laden und selbige an denjenigen Stellen, welche ein dazu bestellter Wege-Inspector anzuweisen hätte, abladen müßten. Bey der großen Anzahl Wagen die das ganze lange Jahr hindurch hiezu verpflichtet wären, könnte ein bedeutender Transport gemacht werden, und würde dieser noch nicht hinreichend seyn, so könnten ohne große Beschwerde die in dem Rostocker- und Wismarschen Bezirk liegenden Höfe und Dörfer, durch ihre Gespanne, zu passenden Zeiten, zu Hülfe genommen werden. Unsere Gespanne haben Jahre lang viele

tausend Kriegsfuhren zu allen Jahrszeiten thun müssen, die uns nicht allein gar keinen Nutzen, sondern ganz offenbaren Nachtheil brachten. Sollten sie nicht zu einem Zweck, der so allgemein, so auffallend und so bleibend nützlich ist, gebraucht werden dürfen? Es versteht sich, daß dieses nur in Folge eines öffentlichen Reglements geschehen könnte, welches deßfalls zu erlassen seyn würde.

Sind die Kieselsteine erst da wo sie den Weg verbessern sollen, so bleibt nur noch sehr wenig zu thun übrig. Sie werden auf die Mitte des Weges gebracht und so auseinander geschaufelt, daß der Weg, welcher vorher möglichst geebnet werden muß, in der Mitte eine Erhöhung bekömmt, um so das Ablaufen des Wassers nach den Seiten-Gräben zu befördern. Will man alsdenn noch einige Erde darüber schütten, so schadet dieses auch nicht, vielmehr möchte dies noch nützlicher seyn, weil unsere Wagen nicht die sehr breiten Felgen der Englischen Lastwagen und Karren haben, die den bloß ausgebreitet liegenden Kiesel sofort in den Boden drücken, daß gar keine weitere Arbeit dabey nöthig ist.

Sollte man gegen diese Verbesserung der Wege einwenden, daß man damit nur sehr langsam vorschreiten würde, so wird man doch nicht leugnen können, daß, gesetzt den Fall auch, daß nur jährlich kleine Fortschritte dabey gemacht werden sollten, dennoch

mit der Zeit etwas bedeutendes geleistet werden kann, und daß das solches dergestalt geleistete dann auch bleibend ist. Es giebt Stellen auf unsern Landstraßen, die nur wenig Nachhülfe bedürfen, um selbst in der schlimmsten Jahrszeit in einem leidlich fahrbaren Zustand zu bleiben. Andere hingegen erfordern viel mehr Material und viel mehr Arbeit, und diese müßten vorzüglich berücksichtigt werden. Vernünftige Wege-Inspectoren und die nöthigen Arbeiter wären also unerläßliche Bedingungen. Jene werden auch, wenn sie sich mit dem jedesmaligen Locale gehörig bekannt machen, oft, entweder an Ort und Stelle oder in nicht großer Entfernung, Sand, Rasen-Erde oder Steine finden, die sie mit Nutzen zu ihrem Zweck verwenden können, wenigstens um den Weg zu ebnen und Löcher auszufüllen, die man so häufig auf unsern Wegen antrifft. Würden bey einer jedesmaligen Beackerung unserer Felder alle Steine, die alsdenn zum Vorschein kommen, sorgfältig gesammlet, so würde, besonders in manchen Gegenden, eine sehr bedeutende Quantität zur Verbesserung der Wege zusammen gebracht werden können. Diese brauchen zur Ausfüllung großer Löcher oder Vertiefungen gar nicht klein zu seyn, wenn man nur die Vorsicht braucht, die größeren unterlegen zu lassen und das Ganze mit Erde zu bedecken. Auf diese Art lassen sich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß,

Stellen, welche bey nassem Wetter grundlos werden, so bleibend verbessern, daß man nachher in der schlimmsten Jahrszeit, als führe man auf einem Damm, über sie weg fährt.

Es sind hier nur Grundlinien gezeichnet. Abänderungen, Modificationen, nähere Bestimmungen wohin auch die gehören würde, welchen Antheil die Städte zu nehmen hätten, in deren Nähe Wegeverbesserungen vorgenommen werden, bleiben das Werk hoher öffentlicher Behörden, so bald unser Mecklenburg so glücklich seyn wird, daß diese höchsten Behörden diesen wichtigen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig halten. Wenn die hier darüber geäußerten Gedanken auch nur das bewürken sollten, daß patriotisch gesinnte Männer ihre Ansichten über gründliche Verbesserung unserer Wege darlegten und sich dahin vereinigten, einen Plan auszuarbeiten und zur Reife zu bringen der unsern höchsten und hohen Behörden als ausführbar und nützlich vorgelegt werden könnte, so würde der Zweck schon in einem hohen Grade erreicht seyn, der diesem Aufsatze zum Grunde liegt. Darüber wird man sich, denke ich, leicht vereinigen, daß es der Mühe werth wäre, wenigstens einen Versuch zu machen, mit welchem Erfolg die hier geäußerten Ideen zum Vortheil des Landes realisirt werden könnten. Unser Mecklenburgisches Publikum welches eben keinen regen Sinn für Verbesserungen

hat und dem etwas von dem public spirit der Engländer allerdings zu wünschen wäre, (der auch, beyläufig sey es gesagt, bey den freywilligen Beyträgen zu dem öffentlichen Denkmal, welches dem Helden Blücher, unserm Landsmann, in Rostock gesetzt werden soll, ohnerachtet der kräftigen Aufforderung des löbl. Engern Ausschusses in einem ziemlich hohen Grade vermißt worden ist) wird vielleicht anfänglich gleichgültig bey Vorschlägen zur gründlichen Verbesserung unserer Wege bleiben, oder sich wohl gar zum Theil dagegen als eine lästige und kostbare Maaßregel äußern. Wer aber das Ausland kennt, wer fremde Länder bereiset und sich von dem auffallenden Vortheil guter Landstraßen für Handlung, Gewerbe und Ackerbau durch den Augenschein überzeugt hat; wer überdem die Bequemlichkeit kennt, welche gute Wege dem Reisenden gewähren, der wird sich durch die Gleichgültigkeit seiner weniger erfahrnen Landsleute nicht abschrecken lassen, aus allen Kräften zur gründlichen Verbesserung der Wege in Mecklenburg, soweit sie ausführbar ist, mitzuwirken, und er wird nach glücklich vollendeter Maaßregel gewiß die Freude haben zu sehen, daß man derselben allgemeinen Beyfall zollt.

Daß übrigens nicht jedem Mecklenburger der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen Wegeverbesserung treffe, versteht sich von selbst, und würdige Männer haben uns auch in diesen Annalen bereits das Gegen-

theil bewiesen. Der Herr Garten-Inspector Schmidt in Ludwigslust und der Herr Forst-Inspector Becker in Röversbagen haben ihre Klagen in denselben über unsere schlechten Wege laut werden lassen, und Letzterer hat versprochen über die Anlegung besserer Wege sich noch weitläuftiger auszulassen. Ein Versprechen dessen baldige Erfüllung gewiß sehr wünschenswerth seyn würde. Ich verweise inzwischen, um Wiederholungen zu vermeiden, auf dasjenige was Herr Inspector Becker, als jetzt schon unumgänglich erforderlich für unsere Wegeverbesserung im 26sten Stück des 2ten Jahrgangs der neuen Annalen verlangt, und worin gewiß jeder mit ihm vollkommen einverstanden ist. Hierzu reichen wenigstens unsere jetzigen, freylich höchst unvollkommene und mangelhafte Einrichtungen, zur Nothdurft hin, wenn sie nemlich gehörig und mit Nachdruck angewandt werden, und den gröbsten Mängeln unserer Wege würde alsdann doch vorläufig abgeholfen seyn, bis uns ein guter Genius Mecklenburgs einmal zu besseren führet. Nur eine Bemerkung erlaube ich mir: Herr Becker will nicht daß man die vom Acker gesammelten Steine in die Wege werfe; dieses kann aber, wenn die Steine nicht zu groß sind und bedeutende Löcher, tiefe Traden oder Vertiefungen in den Wegen damit ausgefüllt und hernach mit etwas Erde bedeckt werden, wie bereits früher erwähnt, mit

Vortheil geschehen; aber freylich dann nicht, wenn die Steine ohne weiteres unordentlich auf dem Wege hingeworfen werden, an Stellen wo sie gar nicht passen. Nächstdem würde noch die Forderung unerläßlich seyn, daß allenthalben wo Wasserläufe sind, selbst dann wenn sie während des Sommers austrocknen, Brücken angelegt würden, die noch an vielen Orten fehlen. Jeder Reisende der das Gefahrvolle solcher Wasserläufe im Winter nach langem Froste kennt, wo sich zu beyden Seiten hohes Eis anhäuft, während der Lauf des Wassers eine große Vertiefung in der Mitte macht, weiß, daß hier manche Axe zerbrochen wird, und Menschen sowohl als Vieh dabey nicht selten Aufenthalt und Schaden leiden. Endlich ist es, bis dahin, daß unsere Landstraßen einmal durch regelmäßige Anpflanzungen von Bäumen verschönert werden, durchaus nöthig, daß man sie einstweilen, wenigstens dürftig, mit Bäumen, da wo diese gänzlich fehlen, ausstatte, damit Wanderer und Reisende bey finstern Nächten und beym Schnee im Winter nicht ihren Weg verlieren. Den fremden Reisenden würde es auch zur großen Bequemlichkeit gereichen, wenn unsere Wege mit Wegweisern versehen wären, wie man selbige allenthalben im Preußischen, da wo sich die Wege theilen, antrifft.

B—n im April 1817.

J. J. M.

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Vier und zwanzigstes Stück.

Den 12ten Juny 1817.

Eine merkwürdige Natur-Erscheinung.

Wie vielen Einfluß die Witterung auf das Gedeihen aller Früchte der Erde hat, das wußten schon unsere ältsten Vorfahren, daher entstand schon bey den römischen Schriftstellern das Sprichwort, dessen treffende Wahrheit jeder Landwirth anerkennt: annus fructificat, non terra. Das will so viel sagen: wenn der Landmann auch den möglichsten Fleiß auf die Kultur seines Bodens verwendet, und die Witterung ist ungünstig, so sind Kunst und Mühe umsonst. Die letzten nassen Jahre haben diese Erfahrung bestätigt, denn ob wir gleich im allgemeinen genommen mit dem Segen, den die Vorsehung uns beschieden hat, zufrieden seyn können, da wir nicht nur keinen Mangel, sondern sogar immer noch Ueberfluß hatten, um andern Gegenden, die schmerzlicher heimgesucht waren, mittheilen zu

können, so würde doch bey günstigerer Witterung der Segen ungleich größer gewesen seyn.

Auch darin waren wir glücklicher, daß verheerende Naturerscheinungen, als: Hagelschlag, Ueberschwemmungen, Wolkenbrüche, worüber in vielen andern Gegenden eine so laute Klage geführt ward, uns nicht heimgesucht haben, wenigstens, wenn auch ein ungewöhnliches Ungewitter der Art einmal zum Ausbruch kam, so blieb es doch nur partiell und die Folgen davon waren erträglich. Je seltner aber bey uns Naturerscheinungen der Art sind, die an dem Ort, wo sie hin treffen, eine totale Verheerung zur Folge haben, desto merkwürdiger sind sie und sie verdienen so gut die Aufmerksamkeit des Oekonomen, als des Naturforschers.

Von der Art war eine Erscheinung, die sich im letztverflossenen Sommer auf dem Eikhöfer Felde in der Gegend zwischen Bützow und Sternberg ereignete, die es also wohl verdient, daß das Andenken daran aufbewahrt wird. Vielen wird es noch erinnerlich seyn, daß der Frühling des Jahres 1816 sich ganz vorzüglich durch rauhe Witterung, durch Kälte und Nachtfröste auszeichnete. Endlich trat am 21sten July eine so warme Witterung ein, als wir in dem Jahre noch nicht gehabt hatten. Gegen 3 Uhr Nachmittags begann diese schwüle, drückende Gewitterluft sich in Gewitterstürme von Südwesten

her, aufzulösen, bis sich gegen 5 Uhr ein schwarz dunkles Gewittergewölk über Eikhoff zusammen zog. Es erfolgte nun ein furchtbares Donnerwetter, mit fast unaufhörlichen Blitzen und Hagel begleitet, wobey der Regen, buchstäblich genommen, in Strömen vom Himmel herab floß. Die allerältesten Menschen dieser Gegend wußten sich nicht zu erinnern, jemals ein so furchtbares Ungewitter erlebt zu haben, und vielleicht ist diese Gegend in Jahrhunderten nicht von einer so grausenden Naturerscheinung heimgesucht worden. Es war noch keine halbe Stunde verflossen, als schon das ganze Eikhöfer Feld fast aller Orten in Seen und Strömen verwandelt war. Das Prasseln und Kollern großer Steine, welche das von den Anhöhen und Bergen herab stürzende Wasser gewaltsam mit sich fortriß, war fürchterlich. Die gewaltsam und mit fürchterlichem Brausen fortströmenden Wasserfluthen stürzten Zäune und Steinmauern herum und rissen, mit schrecklicher Gewalt, mannsdicke Weiden sammt den Wurzeln aus der Erde. An vielen Stellen ward das Erdreich von dem furchtbar herabströmenden Wasser so tief ausgehölt, das Erdklüfte, tiefer als die Höhe eines gewöhnlichen Hauses entstanden. Das aus diesen Erdrissen und Spalten heraus gewühlte Erdreich ward über die ganze benachbarte Gegend verbreitet, wodurch auf diesem Felde eine so allgemeine Versandung entstanden ist, daß der so versandete Acker

auf viele Jahre gänzlich unbrauchbar geworden, und die grausenden Erdklüfte werden gewiß noch spaten Nachkommen diese Verwüstung erinnerlich machen.

Anbau der Krappwurzel. (Rubia tinctorum.)

(Vom Herrn Landesökonomie-Rath Vollbrügge auf kleinen Niendorff.)

Das 23ste Stück des zweyten Jahrgangs der Mecklenburgischen Annalen enthält unter der Rubrik Anfragen und Wünsche, viele interessante und merkwürdige Aufgaben, deren Beantwortung ich mit Vergnügen entgegen sehe. Gerne werde ich an meinem Theile mein Scherflein dazu beytragen, um über die mannigfaltigen hier aufgestellten Gegenstände, so weit sie im Bereich meiner Kenntuisse liegen, meine Erfahrungen mitzutheilen. Ich mache zuerst den Anfang mit der Krapp, da ich mit dem Anbau dieses Gewächses ziemlich bekannt geworden bin.

Die Anfrage lautet: Sollte der Krapp wohl in Mecklenburg acclimatisirt werden können? Hat Jemand damit Versuche gemacht?

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1795, als ich mit dem Krappbau anfing. Die Veranlassung

dazu gab mein verewigter Freund der Amtmann Schumacher zu Schwerin, dem wir das für die Landwirthschaft wirklich klassische Werk: das gerechte Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau verdanken. Ein Mann, der sowohl in Theorie als Praxis ein tüchtiger Landwirth war, und den selbst der Staatsrath Thaer den Vater der Landwirthschaft nennet. Dieser versorgte mich mit den ersten Krappkeimen, und belehrte mich über die Handgriffe der Anpflanzung. Ich machte mich mit allem Eifer darüber her, um so mehr da unsre Allerhöchste Landesregierung, aufmerksam auf alle Gegenstände, welche die Kultur des Ackerbaues, so wie auch alle nützliche Gewerbe sammt dem Handel befördern, mithin auch das Glück des ganzen Landes erhöhen können, den Krappbau in Mecklenburg eingeführt wünschte, und sogar eine Prämie von 50 Rthlrn. für denjenigen ausgelobt hatte, der zuerst 100 Pfund trocknen Krapp in einem Jahre, gebauet haben würde. Die ersten Versuche wollten mir nicht gelingen; ich ermüdete aber nicht, sondern setzte den Anbau vergrößert fort. Ich ward auf eine für mich sehr ehrenvolle Art aufs neue dazu ermuntert, da unsre Allerhöchste Landesregierung, höchstwelcher mein Eifer zur Beförderung des Krappbaues wahrscheinlich durch den Amtmann Schumacher bekannt geworden, aus höchst eigenem Antriebe die Gnade hatte, mich eines Be-

lobungs-Schreibens wegen dieser meiner Versuche darüber zu würdigen.

Unglücklicherweise hatten wir einige sehr weiche Winter hinter einander, und nun konnten die Mäuse, welche uns in großer Menge plagten, indem sie, wie ich leider durch Erfahrung belehrt ward, sehr große Liebhaber vom Krapp sind, recht ihr Wesen zwischen den langen Krappwurzeln treiben. Sie legten allenthalben, wo trockne Stellen waren, wo sie diese leckere Nahrung so bequem zur Hand hatten, ihre Nester an und zernagten die schönen langen Wurzeln. Ich erndtete daher nur kurze Stücke von den Krappwurzeln, welche, da sie mehrentheils angefressen waren, nicht die Stärke und Glätte hatten erhalten können, als wenn sie ungestört ihren Wachsthum vollendet hätten. Dies zeigte der Augenschein an denjenigen Pflanzen, welche von den zerstörenden Zähnen der Mäuse verschont geblieben. So konnte ich es also nicht dahin bringen, in einem Jahre soviel trocknen Krapp zu bauen, daß ich an der Prämie Anspruch machen durfte.

Da nach der Versicherung meines Freundes Schumacher meine Anlagen in dieser Art, die größten in Mecklenburg waren, so kam mir auch kein anderer zuvor, und ich habe nie gehört, daß eine Prämie ausgezahlt worden. Sie würde mir aber gewiß zu Theil geworden seyn, — denn ich schritt unermüdet

mit dem Krappbau fort, — wenn ich denselben, nachdem ich von mehreren Jahren, einen ansehnlichen Vorrath getrocknet in Tonnen liegen hatte, nun auch hätte zu Gelde machen können. Ich bot ihn den Färbern und Kaufleuten überall an, aber niemand wollte ihn mir abnehmen; man sagte: er könne nur gemahlen von ihnen genutzt werden; wenn ich also das Mahlen des Krapps beschaffet hätte, wollte man mir denselben sehr gerne abkaufen. Ich fragte nun bey mehreren Müllern deshalb an, konnte aber, ohngeachtet vieler Bemühungen Niemand finden, der meine Krappwurzeln mahlen wollte. Die Müller behaupteten, daß die Mühle dadurch Schaden litte, sie verunreinige, und die nachmals nöthige Reinigung derselben, viele Beschwerde verursache.

Da lag denn nun mein mühsam und kostbar errungener Vorrath von Krapp ungenutzt, ohne auch nur Einen Schilling Ersatz, für meine deßhalb aufgewandten Kosten zu erhalten. Ich hätte das schöne Gartenland, das ich dazu hergegeben hatte, unendlich vortheilhafter mit Anpflanzung von weißen Steckbohnen benutzen können, die damals oft mit 6 und 7 Rthlr. pr. Scheffel bezahlt wurden, weil wegen der vielen jungen Tannenkämpe, welche ich angelegt, mir die Bohnenstangen nicht fehlten.

Die Dorfweiber in meinem Gute standen sich allein gut dabey. Viele derselben verfertigen sich ihre Klei-

dungsstücke aus leinen und wollenem Garn selbst. Sie wählen dazu gern die rothe Farbe, die sie vorzüglich lieben; die rothen Streifen werden dann mit Streifen von andern Farben verbunden. Diesen schenkte ich so lange Krapp, als mein Vorrath ausreichte, den sie vortreflich zu ihren Färbereyen zu nutzen wußten, und die alten unter ihnen, bedauern noch jetzt, daß ich keinen Krapp mehr baue.

Bey mir mußte aber natürlich die Lust ersterben, den Krappbau fortzusetzen; ich konnte das schöne Land, das ich bisher dazu hergegeben hatte, weit besser nutzen.

Wären schon damals die eisernen Handmühlen, welche in der Königlichen Eisengießerey zu Berlin verfertigt werden, wovon ich jetzt eine zum Schroot und Malzmahlen besitze, zu haben gewesen, so würde ich mir dieselbe sogleich angeschafft haben, um die Krappwurzeln auf dieser Mühle zu mahlen. Dies müßte ganz vortreflich gegangen seyn, ohne Nachtheil der Mühle, und ich würde dann meinen producirten Krapp sehr gut sowohl bey den Färbern, als Kaufleuten abgesetzt, also wirklichen und sehr vortheilhaften Ertrag aus dem dazu hergegebenen Acker erhalten haben. Wahrscheinlich hätte ich dann den Krappbau immer mehr vergrößert, soweit es die andre Wirthschaftsführung nach richtigen Grundsätzen der Landwirthschaft erlaubt hätte, und ich wäre der glückliche Vorgänger

gewesen, einen neuen Handelszweig zum lucrativen Vortheil Mecklenburgs herbey zu führen. So zerschlagen sich oft die besten Wünsche und die thätigsten Vorsätze an Nebenzufällen.

Nun, in meinen älternden Tagen, aufs neue mit dem Krappbau anzufangen, erlauben mir anderweitige Geschäfte nicht. Die Aufträge im landwirthschaftlichen Fache, welcher die allerhöchste Cammer mich allergnädigst würdiget, erfordern, mit Ausnahme der Erndtewochen und der Wintermonate, fast stets meine Abwesenheit von Hause. Ich arbeite in diesen mir allergnädigst anvertrauten Geschäften so leidenschaftlich und con amore, daß ich mich diesem, mit meinen Neigungen so einstimmigem Geschäfte nicht ganz widmen sollte. Ich kann also keinen meiner Leute in den nöthigen Handgriffen die beym Krappbau erforderlich sind, unterrichten, um denselben auch ohne meine Aufsicht nutzbar treiben zu können. Dazu würde, wenigstens in den ersten Jahren, meine stete Gegenwart erforderlich seyn, welches, der angeführten Ursache wegen, in meinen übrigen Verhältnissen, nun nicht mehr thunlich ist.

Ich rathe aber andern Wirthen, welche ihrer eigenen Wirthschaft ganz obliegen, und obliegen können, aus voller Ueberzeugung eines ansehnlichen daraus zu gewinnenden Vortheils, bey irgend paßlicher Witterung dazu, den Krappbau zu versuchen. Es acclima-

tisirt sich derselbe, so weit ich Erfahrung darin gemacht, wirklich in Mecklenburg. Er bedarf zwar zweyjähriger Arbeit, um einmal zu erndten, aber der Ertrag ersetzet auch diese Arbeit um so mehr, je weniger Bemühung und Kosten dazu erfordert werden, wenn alle Pflanzen erst angewachsen sind. Er kann erfrieren, er kann von den Mäusen ruinirt werden; gegen ersteres aber kann man ihn durch eine leichte Mistbedeckung bey eintretendem scharfen und trocknen Frost sichern; doch muß diese sogleich wieder entfernt werden, wenn anhaltendes Thauwetter eintritt, damit die Pflanzen nicht faulen, und die Mäuse desto bereitwilliger ihre Nester darunter anlegen. Was aber die Mäuse anlangt, so giebt es Gottlob! nicht immer eine so große Menge, wie es leider der Fall war, als ich Krapp bauete. Miß-Erndten, bleiben aber auch bey andern Früchten und Pflanzen, die wir anbauen, nicht immer aus. Kein Stand ist der widrigen Schicksale in jeder Rücksicht so unterworfen, wie der des Landmannes. Die gnädige Leitung der Vorsehung giebt uns aber auch wieder Segen und freudige Aussichten, wenn dieser oder jener Verlust uns betrübt oder gar niederschlagen will. Unsre Pflicht ist es nur, allen Fleiß anzuwenden, in unserm Beruf nicht zu ermüden, noch weniger zu verzagen, sondern im Schweiße unsers Angesichts unser Brod zu erwerben.

Noch wird es nicht überflüssig seyn, hier eine

allgemeine Uebersicht hinzu zu fügen: welchen Ertrag man von einer angegebenen Fläche sich versprechen kann. Zugleich will ich eine Anweisung mittheilen, auf welche Art, und in welchem Wechsel man den Krapp am vortheilhaftesten nutzen könnte.

Gedeihet derselbe, so kann man von einer Quadratruthe 50 Pfund grüne oder 10 Pfund trockne Wurzeln erndten. Hiernach wird man nach gewöhnlichen Mittelpreisen von 50 Quadratruthen in zwey Jahren, so lange nemlich der Krapp Zeit gebraucht, um völlig auszuwachsen, 50 Thaler Einnahme erwarten können.

Der Boden zum Krapp muß fett, nicht ganz sandig, auch nicht weißlehmig, sondern guter Mittelboden seyn. Ein Boden, auf welchen man bey guter Kultur Sellerie und anderes Wurzelwerk mit gutem Erfolge bauen kann, ist eigenthümlicher Krappboden.

Von solchem Lande hatte ich 200 Quadratruthen in vier Abtheilungen, jede von 50 Quadratruthen abgemessen, die ich auf nachstehende Art benutzte:

1) In der ersten Abtheilung wurden die Krapp-Keime gepflanzt, und ich nahm davon, wenn die Witterung irgend günstig war, und das Wachsen der Krapp-Blätter beförderte, einen Schnitt zum grün futtern.

2) Im 2ten Jahre wurde das Krappkraut zweymal gemähet.

3) Im 3ten wurden Kartoffeln gepflanzt, nachdem

die Krappwurzeln ausgehoben worden, und im Herbste Weitzen darnach gesäet, welcher dann

4) im vierten Jahre den Ertrag gab.

So wechselten alle 4 Abtheilungen regelmäßig. Ob aber der Krapp in dieser Roullance immer gedeihe, und sich nicht ausbaue wie der Klee, darüber habe ich keine Erfahrungen gemacht. Ein lange fortgesetzter Anbau müßte dies erst lehren, und würde dann bestimmen, ob man mehrere Abtheilungen machen, und eine größere Fläche dazu hergeben müßte, damit der Krapp seltener auf derselben Fläche seine Stelle wieder erhielte. Man verlöre hiebey nichts, weil das Land abwechselnd zugleich andere Früchte producirt, daher mögte das so genannte Fruchtwechsel-System bey dem Krappbau am vortheilhaftesten anzuwenden seyn.

Zur Anpflanzung des Krapps bereitet man den Acker im Herbste zuvor gehörig vor, düngt ihn doppelt so stark, als zur Braache gedüngt wird, macht ihn von Wurzeln und Unkraut rein, und tritt lauter schmale Beeten, von zwey Ellen breit ab.

Im Frühjahre wird das aufschlagende Unkraut mit der Harke rein weggezogen. Zu Ende Aprils müssen die Keime zum Verpflanzen zur Hand seyn. Man hat sie entweder von andern Orten erhalten, oder man bricht sie von den alten Krapp-Pflanzen ab, die mit den Wurzeln nun ausgehoben werden.

Man ziehet mit einer Harke queer über jedes Beet

Rillen neben einander, in der Tiefe von 4 Zoll, und etwa ¾ Fuß weit von einander. Diese Rillen werden voll Wasser gegossen, so, daß sie durchaus naß sind. Ist es regnichtes Wetter, und der Acker an sich feucht genug, so bedarf es des Wassergießens nicht.

Die Keime werden neben einander etwa in der Weite von 3 Finger breit schräge und so eingelegt, daß sie die Köpfe um ein weniges aus der Erde behalten, wenn sie nachmals mit der Erde zugedeckt worden.

Sind die Ausschüsse so weit gewachsen, daß sie die Länge einer Spanne haben, so ziehet man mit der Harke die Erde zwischen den Pflanzen auf, legt die grünen Schüsse vorwärts in die Erde, und bedeckt sie wieder, daß die Spitzen nur heraus stehen.

In dem ersten Jahre müssen die Beete von Unkraut rein gehalten werden, im andern Jahre aber hält der Aufschlag des Krapps von selbst das Unkraut zurück.

Wenn das Kraut hoch gewachsen ist, wird es abgemähet, und grün den Kühen zum Futter gereicht. Zum trocknen Futter taugt es nicht. Nach dem grünen Futter milchen die Kühe gut.

Im Herbst des ersten Jahrs sticht man die Steige zwischen den Beeten aus, schaufelt sie nach und bedeckt die Beete damit. Dies ist für den Winter Düngung und Verwahrung der Pflanzen.

Im zweyten Jahre kann das Kraut zwey bis dreymal gemähet werden, je nachdem die Witterung dazu förderlich war.

Will man die Pflanzen schnell vermehren, so können die grünen Ausschüsse abgeschnitten, und wieder eingelegt werden, sie wachsen wie die Keime; nur späte im Jahre werden die Wurzeln nicht so stark von solchen grünen Schnittlingen, daß sie im Winter bestehen.

Wenn die Pflanzen 2 Jahr alt sind, werden sie am Ende Aprils aufgegraben. Die Wurzeln gehen bis zu einer Elle tief in die Erde hinein. Man bricht nun die Keime ab, um sie wieder einzulegen, wäscht die Wurzeln, legt sie auf einen trocknen Boden, und wenn sie ganz trocken sind, werden sie in Tonnen gepackt und verkauft.

Möge diese kleine Abhandlung über den Krappbau den Wünschen des Herrn Anfragers genügen, und eine Veranlassung werden, mit diesem wichtigen Handelsartikel, der auch in Mecklenburg bey unsern aufkeimenden Tuchfabriken seinen guten Absatz finden würde, Versuche anzustellen, und dieselben zum pecuniären Vortheil des Landmanns, so wie zum Nutzen unsers lieben Vaterlandes ausfallen.

Das Bedürfniß der Krappfarbe ist, wenn die Wurzeln gemahlen sind, bey unsern nicht ganz unwichtigen Färbereyen, zu groß, als daß man befürch-

ten dürfe, es würde mit dem Krappbau eben so ausfallen, wie es mir mit dem Anbau der Wollkratzer gieng.

Diese Pflanze, Dipsacus fullonum, L. Karden-Diestel, Weberkarten, Tuchmacher-Diestel wird in Sachsen und in England häufig gebauet, die darauf wachsenden Diestelköpfe sind den Wollmanufacturen unentbehrlich, und die Mecklenburgischen Wollarbeiter zogen sie bisher aus diesen Ländern. Mit den Frachtkosten aus so großer Ferne kam ihnen dieser Artikel hoch zu stehen. Ich fand die Pflanzen in einem Garten zu Ludwigslust, bey dem Advocaten und Bürgermeister Ahrens damals zu Neustadt, jetzt zu Wittenburg auf einigen kleinen Gartenbeeten mit Sorgfalt gepflanzt, und erstaunte über den hohen Ertrag, welchen man, wie ich belehrt wurde, aus einer so kleinen Fläche gezogen hatte. Nie habe ich es unterlassen können, auf alles, was zum eigenen pecuniären Vortheil gereichen, und zugleich unserm Vaterlande Nutzen bringen kann, meine Aufmerksamkeit zu richten; ich erbat mir also etwas von dem Saamen, den ich auch in reichlicher Menge erhielt, und säumte nicht mit der Anpflanzung sogleich zu beginnen. Ich freuete mich, einen neuen Artikel gefunden zu haben, welchen wir bald nicht mehr vom Auslande ziehen zu dürfen, gewiß seyn konnten; ja ich konnte hoffen, wenn mehrere sich dar-

auf legen würden, wie bey der Sicherheit und Leichtigkeit des Anbaues desselben, so wie bey dem vortheilhaften Erwerb daraus, sich erwarten ließ, so würden wir bald dahin kommen, andre Länder damit zu versorgen. Einen großen Gewinn konnte dieser Artikel zwar für Mecklenburg nicht geben, weil man an den Orten, wo man dieser Kratzen bedurfte, auch selbst welche bauete. Aber ganz ohne Gewinn war nach meiner Ueberzeugung diese Production doch nicht; das von uns bisher dafür ausgegebene Geld blieb doch im Lande, und unsere Wollarbeitern würden diesen Artikel wohlfeiler, und ohne Mühe erhalten können.

Meine Anpflanzung gerieth vortreflich, und ich war mit dem Ertrage sehr zufrieden. Aber es änderte sich schnell, man bedurfte nur kleiner Flecken Gartenlandes, um bald selbst seinen Bedarf anzuziehen. Man fand, an den Köpfen, die zum Verkauf ausgeboten wurden, allerley zu tadeln; man wollte nur ein Spottgeld dafür geben, ja! es dauerte nicht lange, da wollte man gar keine mehr haben, weil jeder, der sie nöthig hatte, selbst eine hinreichende Menge davon baute. Ich aber hatte nun die Menge davon in Haufen auf meinem Boden liegen; sie beengten mir den Raum, und ohne Aussicht, sie auswärts abzusetzen, transportirte ich sie endlich alle in die Dunggrube, und ließ den Anbau nach.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Annalen
der
Mecklenburgischen
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Fünf und zwanzigstes Stück.
Den 19ten Juny 1817.

Anbau der Krappwurzel. (Rubia tinctorum.)

(Beschluß.)

Das war nun allerdings eine falsche Speculation, doch verlor niemand dabey, als diejenigen, welche zuerst den Anbau unternahmen. Wir hatten indessen doch nicht ganz ohne Nutzen gewürkt, da wir die Veranlassung gegeben hatten, daß unsere Wollarbeiter ihren Bedarf nun selbst anzogen, also das bisher dafür ausgegebene Geld im Lande blieb. War dies nun zwar nicht von so gar großer Bedeutung, da wir in Mecklenburg noch immer nur wenige Wollarbeiter haben, so war es doch immer etwas.

Mißlungene Versuche dieser Art, sollten indessen nie den patriotisch denkenden Landwirth abschrecken, ähnliche zu unternehmen. Es kann vielleicht dennoch einmal glücken, wenn man über dasjenige, was man anderwärts neues angewandt siehet, höret, oder lieset, gründlich nachdenket, und

dasjenige davon versucht, was man den Ortsverhältnissen und dem Klima hieselbst wahrscheinlich angemessen findet. Freylich muß dies anfangs immer nur im Kleinen geschehen; die ersten, mit Aufmerksamkeit und Ueberlegung angestellten Versuche werden es bald lehren, wie weit man gehen darf, und dann bleibt der Verlust doch nur immer geringe, wenn man auf diese Winke merket. Alle unsre nützlichen Erfindungen haben zuerst im Kleinen begonnen, und gingen nur dann ins Große, wenn Zeit und Umstände dazu günstig waren, und durch unermüdet fortgesetzte Versuche den Nutzen in der Erfahrung bestätigten.

Nachschrift des Redacteurs.

Eigene Erfahrungen sind, vorzüglich in der Landwirthschaft, unendlich mehr werth, als die ausführlichsten Anweisungen in Schriften. Herr Vollbrügge hat sich also, durch die hier mitgetheilte Erfahrung abermal ein großes Verdienst um unser ökonomisches Publikum erworben. Uebrigens ist es noch die Frage: ob es der Mühe lohnen würde, den Anbau der Krappwurzeln bey uns sehr ins Große zu treiben. So viel, um unsre inländischen Fabriken damit zu versorgen, das wäre allerdings sehr zweckmäßig, aber diese möchten

dann auch wohl bald hinreichend befriedigt seyn. Um dem Krapp, als allgemein gesuchter Kaufmannswaare auch im Auslande Absatz zu verschaffen, dazu würde schon eine sorgfältigere Bereitung als die hier erzählte, erfordert werden. Die Müller hatten gar nicht Unrecht, daß sie sich weigerten, die Wurzeln auf ihren Kornmühlen zu mahlen; denn da die Wurzeln durch die bloße Lufttrocknung auf Böden noch lange nicht genug ausgedörrt werden, so würde das Mahlen schlecht von statten gegangen seyn. Sie müssen vielmehr, nachdem sie hinreichend lufttrocken geworden, nun erst auf eigenen Darren gedörrt werden. Dies Geschäft erfordert die höchste Aufmerksamkeit, denn werden die Wurzeln nicht genug ausgedörrt, so schimmeln sie nachmals und geben also eine ganz untaugliche Waare; werden sie dagegen zu stark gedörrt, oder verbrannt, so geht die Schönheit der Farbe verlohren. Ueberdies ist es bekannt, daß der Krapp, wenn er als gesuchte Kaufmannswaare gelten soll, gehörig sortirt werden muß, und nach diesem Sortiment erhalten die Fässer, in welchen er, nachdem er gemahlen worden, fest eingestampft wird, ihre bestimmten Zeichen, nach welchen sich der Käufer zu seinem Bedarf die bessere oder geringere Sorte auswählt. Auch giebt jede Gegend, die Krapp im Großen bauet, ihrer Waare ihr eigenes Zeichen, wodurch z. B. die schlesische von der niederländischen u. s. f. unterschieden

wird, denn eben nach diesen verschiedenen Gegenden sind auch die Preise verschieden. Bis jetzt behauptet, wie ich meine, die niederländische den Vorzug, die mit 40 und wohl mehr Thaler pr. Centner bezahlt wird, da man die schlesische und andre in der Regel nur mit 25 bis 30 Thaler zu bezahlen pflegt. So müßte sich also, wenn wir unsrer Waare auf ausländischen Märkten Eingang verschaffen wollten, unsre Firma, die wir derselben geben würden, erst Zutrauen verschaffen. Wir müßten also Krappdarren und Krappmühlen anlegen; — zu letztern könnten freylich die eisernen Handschrootmühlen, die man aus Berlin, noch besser aus England erhält, vor der Hand genügen. — Es müßten daher, um unsern Krapp als ein schon erprobtes und gern gesuchtes Fabrikat auf ausländischen Märkten den Kurs zu verschaffen, den andre Krapparten nun schon haben, mehr Vorbereitungen dazu gemacht werden. Dies soll indessen nicht gegen den Krappbau gesagt seyn, vielmehr wäre es sehr wünschenswerth, wenn einer oder der andre unsrer thätigen Landwirthe mit Ernst darauf spekulirte. Ich wollte nur bloß auf die Erfordernisse aufmerksam machen, die hier beobachtet werden müssen.

Das Kraut der Krappwurzel giebt ein vortreffliches, die Milch ungemein vermehrendes Futter. Aber man behauptet: daß sie den Kühen die Milch, und allen

Thieren, die damit gefuttert werden, sogar die Knochen roth färbt. Es ist Schade, daß Herr Vollbrügge nicht auch hierüber seine Bemerkungen mitgetheilt hat. Da bekanntlich die Krappe auch zu den offizinellen Pflanzen gehört, so darf man nicht fürchten, daß diese Fütterung einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Thiere haben möchte.

Nachtrag zu dem im 23sten Stück befindlichen Aufsatz: Ueber Wegeverbesserung in Mecklenburg, von einem Mecklenburgischen Landmann.

Nachdem vorstehendes geschrieben war, kömmt mir noch eine Verordnung des Prinzen Regenten von England zu Gesichte, welche auf seinen Befehl von der Königlichen Regierung zu Hannover im Betreff des Wege-Bau's erlassen worden ist. Da fast jede Zeile derselben vollkommene Anwendung auf Mecklenburg findet, so wird die folgende wörtliche Abschrift davon hier nicht überflüssig seyn, sondern im Gegentheil Manches sehr bekräftigen, was bereits erwähnt ist. Sie lautet wie folget:

Georg, Prinz Regent ꝛc.

Da Unsere Absicht dahin gerichtet ist, daß die in den unglücklichen Jahren der feindlichen Besetzung des

Landes gar sehr in Verfall gerathenen Landstraßen des Königreichs durch Anwendung der dazu zweckmäßigen Mittel möglichst bald in einen solchen Stand gesetzt werden sollen, daß Handel und Gewerbe, welche für das Wohl Unserer getreuen Unterthanen von höchster Wichtigkeit sind, dadurch erleichtert und befördert werden: so haben Wir vorlängst Unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Maaßregeln gerichtet seyn lassen, welche die dringend nothwendige und nicht ferner zu verschiebende Ausführung der obigen Absichten erfordert. Wir haben dem zufolge eine General-Weg-Bau-Commission zur Direction des Weg-Baues im ganzen Umfange des Königreichs in den Personen Unsers Ingenieur-Obrist-Lieutenants Prott und Unsers Wegbau-Intendanten Eichhorn allhier in der Art niedergesetzt, daß vom erstern insbesondere die Leitung des technischen Theils von letzterm aber die administrativen Geschäfte der Wegbau-Anstalt forthin werden besorgt werden. Wenn nun gleich der Erreichung Unsers oben bemerkten Zwecks in einem oder andern Landes-Distrikt mehrere oder mindere Schwierigkeiten entgegen stehen mögen; so werden diese doch, wenn die hiesigen Lande nicht gegen andere in Ansehung der Beschaffenheit der Wege zurück stehen sollen, auf ein oder andere Art beseitigt werden müssen, und hiezu wird, wie zu dem ganzen Geschäft, von den einzelnen Behörden des Königreichs, deren Mitwür-

kung die General = Wegbau = Commission deßhalb in Anspruch zu nehmen haben wird, nachdrücklich und diensteifrig beyzutragen seyn. Wir vertrauen daher, daß dieselben insgesammt die General = Weg = Bau= Commission in allen geeigneten Fällen mit pflichtmäßiger Dienstthätigkeit und patriotischem Gemeinsinn in dem ihr anvertrauten, für Land und Leute höchst nützlichen Geschäft auf jede erforderliche Weise gern unterstützen, dazu beharrlichst mitwürken, und diese Veranlassung eifrigst benutzen werden, um, Unsern landesväterlichen Absichten gemäß, möglichst bald eine gemeinnützige Verbesserung in Ausführung zu bringen, auf deren Fortschritte Wir ein beharrliches Augenmerk richten, und bey welcher Wir jeden ausgezeichneten Diensteifer mit besonderm Wohlgefallen bemerken werden.

Hannover den 26sten April 1817.

Die Wichtigkeit ist sehr bemerkenswerth, mit welcher in dieser Verordnung der Wegbau behandelt wird, so wie der Nachdruck, den die Regierung darauf legt, und zwar deßhalb:

„weil Handel und Gewerbe, welche „für das Wohl der Unterthanen „von höchster Wichtigkeit sind, da= „durch erleichtert und befördert „werden, und er also ein für Land „und Leute höchstnützliches Geschäft ist."

Daher die Regierung die Ausführung Ihrer Absicht als dringend nothwendig ansieht, alle mehreren oder minderen Schwierigkeiten, die sich zeigen möchten, zu beseitigen befiehlt, und alle Landesbehörden und Unterthanen nachdrücklichst auffordert, die General-Wegbau-Commission auf jede erforderliche Weise gern zu unterstützen und beharrlichst mit ihr dahin zu wirken, daß die gemeinnützige Verbesserung der Wege zur Ausführung komme, wobey die hohe Regierung jeden ausgezeichneten Dienst-Eifer mit besonderm Wohlgefallen bemerken wird.

Kann man nun wohl an der großen Wirksamkeit dieser hohen Landesverordnung zweifeln, und lassen sich davon nicht die herrlichsten Resultate erwarten, da gerade von Oben herab der mächtige Impuls kommt? Würde bey uns, wenn gleich in einem niederen Grade, die nemliche Ursache nicht die nemliche Wirkung haben? Noch einmal sey es gesagt: wenn wir auch keine Kunststraßen im ganzen Mecklenburg bauen können, so können wir doch viel zur Verbesserung unserer Wege thun, wenn wir es ernstlich anfangen und beharrlich durchsetzen wollen. Hat das ganze hannöversche Land gute Wege, und hat sie Mecklenburg auch, so würde (um hier nur noch einen wichtigen Punkt zu bewähren) ein bedeutender Transito-Handel mit Nordischen Produkten nach dem innern Deutschland eine der guten Folgen für Mecklenburg davon seyn;

ein gewiß für Rostock und Wismar nichtunwichtiger Gegenstand, und wie viele Vortheile für Handel und Gewerbe, auch wohl für unser so beliebtes und viel besuchtes Doberan (welches auf einer benachbarten reizenden Insel bald eine nicht unbedeutende Nebenbuhlerin bekommen wird) also für das ganze Land, würden nicht ohnfehlbar noch daraus entspringen.

J. J. M.

Bewährtes Mittel, gegen das sogenannte rothe Wasser beym Rindvieh.

Das nachstehende Mittel, das sehr leicht, ohne viel Umstände und an allen Orten zu haben ist, ward mir von einer würdigen Hausfrau empfohlen, die es nach ihrer Versicherung schon seit vielen Jahren mit dem besten Erfolg angewendet hatte.

Man nimmt Bilsenkraut, Tollkraut, (Hyosciamus niger) das man fast allenthalben findet; kocht eine Handvoll dieses Krauts mit einem Pott Bier so lange, bis es etwa zur Hälfte eingekocht ist. Dies gießt man dem kranken Thiere lauwarm in den Rachen. Allenfalls kann man diese Quantität in zwey Portionen theilen, und nach Empfang der ersten Gabe die zweyte nach Verlauf von einigen Stunden geben.

Bekanntlich entsteht diese Krankheit, die am meisten im Frühjahr, wenn das Vieh zuerst auf die Weide kommt, manches Thier wegrafft, vorzüglich vom Genuß scharfer Kräuter. Insonderheit wird da, wo Holzweide ist, das Vieh am mehrsten damit geplagt. Man will besonders dem Eichenlaube die Schuld geben, das von den Thieren, so lange die Weide noch knapp ist, aus Hunger mit verschluckt wird. Ich kenne einen Ort, wo fast in jedem Frühjahr aus Mangel an Futter das Vieh, so bald nur sich etwas Grünes blicken ließ, ins Holz getrieben ward. Der Erfolg war in jedem Jahre gleich. Das Vieh ward vom rothen Wasser befallen und einige Häupter krepirten beständig. Der Predigerfrau dieses Orts, — es war ein Bauerdorf, — die ebenfalls schon manche schöne Kuh auf diese Art eingebüßt hatte, ward gerathen: den Winter hindurch trocknes Eichenlaub sammeln zu lassen und dies bis gegen das Frühjahr aufzubewahren. Von diesem Eichenlaube sollte sie, einige Wochen vorher, ehe das Vieh zur Weide getrieben würde, anfangs etwas weniges und nach und nach in verstärkten Gaben dem Vieh unter das gewöhnliche Futter mengen lassen; die Thiere würden sich auf diese Art an den Genuß desselben gewöhnen und gegen diese Krankheit völlig gesichert seyn. Diesen Rath hat sie nun schon seit mehreren Jahren befolgt, und so lange sie sich dieses Mittels bedient hat, ist keine Spur von dieser Krankheit unter ihren Kühen bemerklich gewesen. K.

Inhalt.

1. Stück.

1. Bericht über die zu Bellin aufgestellte schwedische Dreschmaschine.
2. Nachschrift des Redakteurs.

2. Stück.

1. Beschluß dieser Nachschrift.
2. Beantwortung über die Lungenseuche beym Rindvieh und bey andern Hausthieren, nebst der Beschreibung eines in Liefland unter dem Namen Deggut bekannten Gegenmittels. (Vom Herrn von Laiming in Liefland.)

3. Stück.

1. Beschluß dieses Aufsatzes über die Lungenseuche.
2. Beantwortung der, S. 783 des dritten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfenen Frage: über die bessere Benutzung des Braachmistes.

4. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Schema zu einem Kontrakte, um dem Holländer die Milch nach Kannenzahl zu verpachten.

5. Stück.

1. Auszug eines Schreibens, des Herrn Postraths Franck in Malchin an den Professor Karsten zu Rostock, über verschiedene Landwirthschaftliche Gegenstände.
2. Nachschrift des Redakteurs.
3. Beantwortung der, im 29sten Stück des dritten Jahrgangs dieser Annalen geschehenen Anfrage: Ist es wahr, daß Gerste, die auf gemergeltem Boden gewachsen ist, schwächeres Bier giebt?

6. Stück.

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die, S. 689 u. f. des zweyten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landesökonomierath Vollbrügge auf kleinen Niendorff mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand. (Vom Herrn Schröder zu Carbow.)

7. Stück.

Fortsetzung dieser Abhandlung.

8. Stück.

1. Beschluß.
2. Meine Ansichten über Dreschmaschinen.

9. Stück.

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland, besonders in Rücksicht der Gartenkunde und Oekonomie. (Vom Herrn Garteninspektor Schmidt zu Ludewigslust.)

10. Stück.

Fortsetzung dieser Bemerkungen.

11. Stück.

1. Beschluß derselben.
2. Ueber die Warnemünder Dünen-Bepflanzung; veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz des Herrn Garteninspektors Schmidt.

12. Stück.

1. Beschluß des vorstehenden Aufsatzes: über die Warnemünder Dünen-Bepflanzung.
2. Anderweitige Beantwortung der, S. 783 des dritten Jahrgangs dieser neuen Annalen mitgetheilten Anfrage: die vortheilhaftere Benutzung des Braachmistes betreffend.

13. Stück.

Das Mecklenburgische Rittergold; oder wie kann der Mecklenburgische Gutsbesitzer von einem Theil seiner Schulden Zinsen ziehen und dieselben nach und nach amortisiren, ohne daß einer seiner Kreditoren verliert, und so, daß der allgemeine Indult sich nach und nach von selbst hebt. (Vom Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark.)

14. Stück.

1. Ueber ein in Mecklenburg einzuführendes ritterschaftliches Papier-Geld, nach dem Vorschlag des Herrn Doktor Gerke auf Frauenmark.
2. Ueber das, die Ackererde befruchtende Wesen. (Princip.)

15. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593 u. f. des dritten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz. (Vom Herrn Oekonomierath Volldrügge auf kleinen Niendorff.)

16. Stück.

Fortsetzung.

17. Stück.

Weitere Fortsetzung über die Nützlichkeit des Mergels.

18. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Torf aus Graben = Erde zu bereiten.
3. Hat man in frühern Zeiten schon in Mecklenburg gemergelt?

19. Stück.

Auf welchem Wege gelangen wir zur allgemein gewünschten Volksverbesserung? 2c.

20. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Wechselwirthschaft ohne Stallfütterung. (Vom Herrn Schröder zu Carbow.)

21. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Nachtrag zu S. 172 des dritten Jahrgangs dieser Annalen: die Kartoffel = Fütterung betreffend. (Vom Herrn Hauptmann Stumpe zu Kronskamp.)
3. Anfrage: den Pflug mit beweglichem Streichbrett betreffend.

22. Stück.

Vorläufige Nachricht, die, von dem Mühlenbaumeister Herrn Suhm zu Bellin errichtete hölzerne Dreschmaschine betreffend; nebst einer allgemeinen Betrachtung, über den Nutzen oder Schaden der Dreschmaschine überhaupt.

23. Stück.

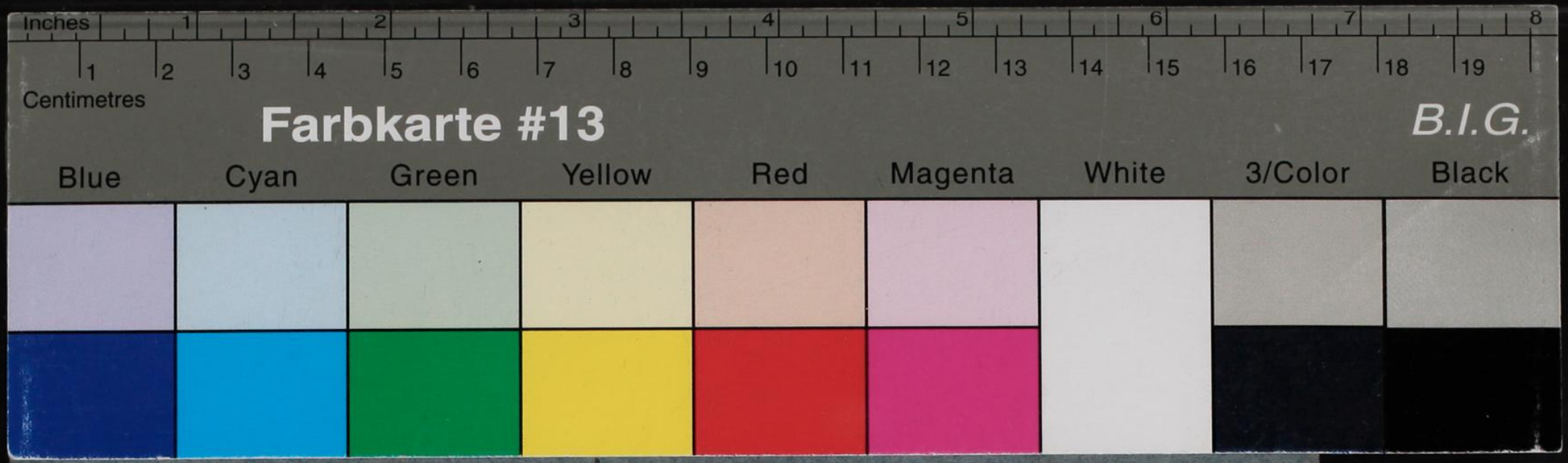
1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Ueber Wegeverbesserung in Mecklenburg. Von einem Mecklenburgischen Landmann.

24. Stück.

1. Eine merkwürdige Natur-Erscheinung.
2. Ueber den Krappbau. (Vom Herrn Landes-Oekonomierath Bollbrügge auf kl. Niendorff.)

25. Stück.

1. Beschluß der Abhandlung über den Krappbau.
2. Nachtrag zu dem im 23sten Stück befindlichen Aufsatz: Ueber Wegeverbesserung in Mecklenburg, von einem Mecklenburgischen Landmann.
3. Bewährtes Mittel, gegen das sogenannte rothe Wasser beym Rindvieh.
4. Inhalt.


Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
Centimetres
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black

1805

Thaer
1015

Univ.-Bibl.
Giessen

1817

TV Lafrs E Hait

L. II. 26.

Ueber die Einführung eines Kreditsystems in Mecklenburg und über die Bestimmung des Pfandwerths der Mecklenburgischen Landgüter.

Vorwort.

Das Bedürfniß eines für Mecklenburg passenden Kreditsystems hat man lange genug gefühlt. Die Bemühungen so vieler, dieses Gegenstandes kundiger Männer, um die mannigfaltigen, zum Theil sich kreuzenden Vorschläge, die von mehreren Seiten gemeinkündig gemacht wurden, gegen einander auszugleichen, sind ein Beweis, daß man sich von der Nothwendigkeit einer Anstalt überzeugt, wodurch unser Kredit gesichert werden kann. Die größte Schwierigkeit scheint zur Zeit wohl mit darin zu liegen: daß man über eine zuverläßige Bestimmung des Pfandwerths unsrer Landgüter noch wohl nicht so ganz einig ist. Können diese dem Gläubiger Sicherheit geben, und dem Publikum Vertrauen

abgewinnen, so ist der Grund gelegt; auf welchem dies Gebäude mit Sicherheit aufgeführt werden kann.

Der Herr Verfasser der nachstehenden Abhandlung hatte es sich schon seit mehreren Jahren, anderweitiger Absichten wegen, zum anhaltenden Geschäfte gemacht, den Ertrag eines Guts, mittelst allgemeiner Formeln in Zahlen-Verhältnissen zu bestimmen. Er fand überraschende Uebereinstimmung mit würklichen Erfahrungen. Dies veranlaßte ihn, seine Resultate auf die in Frage stehende Aufgabe, deren Auflösung jetzt so viele denkende Köpfe beschäftigt, anzuwenden.

Der Gang seiner Ideen ist auf die beyden Hauptgegenstände gerichtet:

Ein Kreditsystem ist für Mecklenburg nothwendig; um aber diese Anstalt nicht auf einen schwankenden Grund zu bauen, der über kurz oder über lang, einen gefährlichen Einsturz drohen möchte; muß der Pfandwerth unsrer Landgüter überzeugender, als es auf dem bisherigen Wege möglich war, ausgemittelt werden.

Der unterrichtete Leser wird diese mit seltenem Scharfblick und genauer Local-Kenntniß entworfene Abhandlung nicht unbefriedigt bey Seite legen. Um so mehr ist es zu wünschen, daß die Prüfung Sachkundiger Vaterlandsfreunde ihr die allgemeine Aufmerksamkeit erwecken möge, worauf sie, als ein Wort zu

seiner Zeit geredet, Ansprüche zu machen, das volle Recht hat.

Der Redacteur.

Uebersicht der hier abgehandelten Materien.

Erster Abschnitt.

Nothwendigkeit eines Kreditsystems für Mecklenburg.

§. 1.

Die letzten Zeitereignisse machten einen Indult für Mecklenburg nothwendig.

§. 2.

Schädliche Folgen des Indults.

§. 3.

Mittel, wodurch in Zukunft diesen Uebeln vorgebeugt werden muß.

§. 4.

Einführung unablöslicher Rente.

§ 5.

Gerichtliche Eintragung der Renten und Verminderung der Unkosten beym Verkauf eines Guts.

§ 6.

Möglichkeit ein Kreditsystem für Mecklenburg in Ausführung zu bringen.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Ausmittelung des Pfandwerths der Güter.

§. 7.

Fehlerhafte Veranschlagungsmethode nach Körnern.

§. 8.

Führt ein genau specificirter Anschlag zur richtigen Schätznng des Pfandwerths?

§. 9.

Nähere Prüfung der gewöhnlichen Veranschlagungsmethoden.

§. 10.

Bedingungen, die bey der Werthschätzung eines Gutes festgesetzt werden müßten. Sind sie erreichbar? Sind sie nothwendig?

§. 11.

Weitere Auseinandersetzung dieser Fragen.

§. 12.

Schlußfolge.

§. 13.

Die Wohlthat eines Kreditvereins ist schon durch das Pommersche Kreditsystem bestätigt, das indessen für Mecklenburg nur unter Beschränkungen zum Muster dienen kann.

§. 14.

Wie könnte die Befolgung des im Mecklenburgischen Landesvergleich vorgeschriebenen Bonitirungs-Reglements eine möglichst genaue Annäherung zum richtigen Resultat geben?

A. Zur Bestimmung des Ackerlandes.

§. 15.

Erläuterung des Vorstehenden und nöthige Bemerkungen.

§. 16.

Berechnungen, die zur nähern Bestimmung des Pfandwerths auf diese Zahlenverhältnisse gegründet werden können.

§. 17.

Nöthige Rücksichten, die hiebey nicht aus der Acht gelassen werden müssen.

§. 18.

B. Bestimmung der Wiesen.

§. 19.

C. Bestimmung der Weide; und zwar

a. in so fern sie nicht mit Holz bewachsen.

§. 20.

b. Oder mit Holz bewachsen ist.

§. 21.

D. Entfernung vom Absatzort.

§. 22.

E. Bauer-Ländereyen.

§. 23.

F. Gewässer.

§. 24.

Zusammenstellung aller hier gefundenen Zahlenverhältnisse.

§. 25.

Anwendung dieser Rechnungssätze auf einige Güter, die in den Jahren 1811 bis 1813, also in der Periode, als die Güter am niedrigsten waren, verkauft sind.

§. 26.

Uebersicht der Gegenstände, deren Werth und Ertrag in dieser Taxe nicht enthalten ist, und die man hinzufügen müßte, wenn man nach dieser Taxe den Kaufwerth bestimmen wollte.

§. 27.

Bestimmung des Mittel-Ertrags eines Guts zu dessen Pfandwerth.

Erster Abschnitt.

Ueber die Einführung des Kreditsystems in Mecklenburg.

§. 1.

Die letzten Zeitereignisse machten einen Indult für Mecklenburg nothwendig.

Wenn durch Krieg oder andre Unglücksfälle, Verarmung des Landes und Geldmangel allgemein werden: so ist meiner Meinung nach, für Verhältnisse, wie sie in Mecklenburg statt finden, die Nothwendigkeit des Indults in folgenden Ursachen begründet:

1. In der frühern Einmischung der Regierung in den Zinsfuß, und der gesetzlichen Bestimmung, daß die

Kapitalisten nicht mehr als 5 pCt. Zinsen nehmen dürfen.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dieses Gesetz gerecht und staatswirthschaftlich richtig ist: genug die fast allgemeine Einführung desselben in allen Ländern zeigt, daß man es für sehr nothwendig hielt; und wenn auch die Kapitalisten hiezu ihre Einwilligung nicht gaben, so war doch ihre Stimme nicht mächtig genug, um entgegen wirken zu können, und die Beschränkung des Zinsfußes erhielt allgemeine Gesetzeskraft.

Die Ungerechtigkeit, die in dieser Beschränkung gegen den Kapitalisten liegen mag, ist fast ausgelöscht durch die lange Gewohnheit, und durch die von Generation auf Generation vererbte Ansicht, daß das Geld durch Anleihen nicht höher als zu 5 pCt. zu benutzen sey. Denn nur bey der ersten Einführung dieses Gesetzes konnte es Unglück über einzelne Familien bringen, denen ein Theil ihres bisherigen Einkommens entrissen wurde. Alle folgende Geschlechter sind — da dieses Gesetz dauernd blieb — über den Stand ihres Vermögens und über den Grad von Aufwand, den ihre Einkünfte ihnen erlaubten, nicht getäuscht worden.

Dieses Gesetz hat nun, seitdem es Festigkeit und Dauer gewonnen hat, auf die Anwendung der Kapitalien, auf den Kaufpreis der Güter und fast auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, eine große Wirkung ausgeübt.

Die Güter erhielten hiedurch nur erst einen festen Nominalwerth, und wurden der Verschuldbarkeit fähig. So lange der Zinsfuß durch irgend einen Zufall noch auf das zwey und dreyfache steigen konnte, war jedes in ein Gut angeliehenes Kapital unsicher, weil der Nominalwerth des Guts durch das schrankenlose Steigen des Zinsfußes fast vernichtet werden kann.

Aus eben dem Grunde mußte jede Erbtheilung zwischen den Kindern eines Gutsbesitzers höchst ungleich werden. Der älteste Sohn der das Gut erhielt, durfte auf eine Sache von so schwankendem Werth nur unbedeutende Schulden übernehmen; er mußte also reich, seine Geschwister arm ausgestattet werden.

Nach der Festsetzung des Zinsfußes änderte sich dieses Verhältniß. Der Besitzer eines schuldenfreyen Guts berechnete nun den Kapitalwerth seines Guts darnach, daß der Zinsfuß nie über 5 pCt. steigen könne, und er durfte nun seinem Sohn, der das Gut erbte, Verbindlichkeiten auflegen, die eine gleiche und gerechte Theilung des Vermögens zwischen allen seinen Kindern möglich machten.

Gesetzt nun, das bisher vom Vater schuldenfrey besessene Gut erhalte der Sohn durch die Theilung mit seinen Geschwistern zu zwey Drittel des Werths verschuldet; die Geschwister, um baar Geld zu erhalten, verkaufen ihre Foderungen, die sie im Gute haben, an andre Kapitalisten, die an dem Wohl und Wehe des Gutsbesitzers gar kein Interesse haben. Jetzt steige

durch Krieg oder andre Unglücksfälle der Werth des Geldes. Der Kapitalist kann nun durch Anlegung von Fabriken, durch den Handel oder selbst durch Ankauf von Gütern sein Geld zu 7 pCt. benutzen. So wenig man es dem Landwirth zumuthen kann, bey theuern Kornpreisen sein Getreide zu Mittelpreisen zu verkaufen: so wenig darf man von den Kapitalisten fodern, daß er aus Schonung für Andre, seinen eignen Vortheil vergesse und von der für ihn eingetretenen glücklichen Conjunctur keinen Gebrauch machen soll. Er wird also, da es ihm gesetzlich nicht erlaubt ist, 7 pCt. Zinsen zu fodern, sein Kapital von dem Gutsbesitzer zurückfodern. Da die Ursache, warum er sein Geld zurückfodert, so gegründet ist, und da fast alle Kapitalisten in derselben Lage sind, ihr Geld höher nutzen zu können, so wird auch die Kündigung der in Gütern stehenden Kapitalien sich gleichzeitig fast auf das ganze Land erstrecken.

Der hier aufgestellte Gutsbesitzer mag nun den besten Willen haben seinen Gläubiger zu befriedigen, sein Bemühen, irgendwo Geld angeliehen zu erhalten, muß vergeblich seyn, da er den wahren Preis des Geldes nicht bezahlen kann.

Ueberzeugt von der Unmöglichkeit Geld zu 5 pCt. Zinsen zu erhalten, wendet er sich an die Regierung und verlangt, daß sie dem Gesetz, — welches den Gläubigern verbietet, mehr als 5 pCt. Zinsen zu nehmen — Kraft gebe. Er kann dieses mit Recht ver-

langen; denn er kann sagen: „jenes Gesetz allein „ist an meiner Verlegenheit Schuld, wäre dies „nicht gewesen, so hätte mein Vater das mögliche „Steigen des Zinsfußes berücksichtigend, den Werth „des Guts nicht so hoch geschätzt; er hätte es mir „weniger hoch verschuldet übergeben, und ich hätte „dann 7 pCt. Zinsen geben können, wofür ich allent„halben Geld genug erhalten kann."

Aber wie kann nun die Regierung diesem Gesetze Kraft geben, da es durchaus nicht in ihrer Macht steht, den Geldstoff des Landes so zu vermehren, daß das Geld nicht höher als zu 5 pCt. zu nutzen ist?

Es bleibt ihr, wenn sie nicht ihre Gesetze verspottet, und das Glück von vielen Familien, deren ganze Existenz im Vertrauen auf dieses Gesetz gebauet ist, zertrümmert sehen will, kein andres als das harte und höchst bedenkliche Mittel: die Schuldner von der Verbindlichkeit Kapitalien zu zahlen, zu dispensiren.

So lag schon in jenem ersten Gesetz der Indult als Keim enthalten, und es zeigt sich ein vielleicht allgemein als wohlthätig erkanntes Gesetz erst in seinen nothwendigen Folgen als verderblich.

2. In der unnatürlichen Einrichtung: „von einem „Gute, welches keine Kapitalien abwirft, sondern nur „jährliche Renten trägt und nicht Stückweise ver„kauft werden kann, doch Kapitalzahlungen zu ver„langen."

Wenn dem Kaufmann ein Kapital gekündigt wird, so braucht er nur einen Theil seines Waarenlagers zu verkaufen, um seinen Gläubiger zu befriedigen. Er kann, wenn er will, seine Waare jeden Augenblick in baar Geld umsetzen. Aber der reiche Landbesitzer, dessen Gut nur zu ein Zehntel verschuldet ist, kann selbst dieses Zehntel, wenn es ihm gekündigt wird, nicht aus den Gutseinkünften bezahlen. Er wird versuchen müssen, von einem andern Kapitalisten Geld zu leihen, um dem Ersten zu bezahlen. Wenn er nun aber trotz der großen Sicherheit, die er geben kann, und bey der Anbietung von Provision, kein so großes Kapital erhalten kann, — wie dies in den Zeiten der Noth vielfach der Fall war: — so ist er gezwungen, einen Special-Indult nachzusuchen, welcher ihm, wenn er die Unmöglichkeit Geld angeliehen zu erhalten erweist, nicht wohl verweigert werden kann, indem es für das Wohl des ganzen Staats zu nachtheilig wirken würde, wenn bey so sehr überwiegendem Vermögen der Concurs eröffnet werden sollte.

Wer mehr verspricht, als er gewiß halten kann, dessen Versicherung verdienet keinen Glauben. Ein Gut trägt jährliche Renten; aber es ist nicht möglich, in einem Jahre ganze Kapitalien davon zu ziehen. Wenn ein Gutsbesitzer verspricht, jährliche Renten zu bezahlen, so kann und muß er dieses Versprechen halten; wenn er sich aber verbindlich macht, Kapitalien

zu bezahlen, so hängt die Erfüllung seines Versprechens von dem Zufall ab, ob er von einem andern Kapitalisten Geld geliehen erhalten kann.

3. In den großen Unkosten, die mit dem Verkauf eines Guts im Concurs verbunden sind.

Wenn man die Summe aller Erfahrungen der letzt verflossenen 10 Jahre sammlen könnte, so würde sich wahrscheinlich das Resultat ergeben: daß von der Eröffnung des Concurses bis zum Verkauf des Guts im Durchschnitt zwey Jahre verfließen, und daß das Gut in diesen beyden Jahren für die Gläubiger — aus mannichfaltigen Ursachen — keine Einkünfte giebt; sondern höchstens die Administrations- und andre mit dem Concurse verbundenen Kosten trägt.

Beym Verkauf eines jeden Lehnguts müssen Laudemialgelder, Consensgebühren, Belehnungsgebühren und der Stempelbogen bezahlt werden. Diese betragen zusammen $3\frac{1}{4}$ pCt. vom Kaufpreise, welche bey einem in Concurs verkauften Gute noch um ein halb pCt. vermehrt werden, also zusammen $3\frac{3}{4}$ pCt. ausmachen. Rechnet man hiezu nun noch die Contractsgebühren und andre unausweichliche Ausgaben: so werden diese Unkosten mindestens 5 pCt. vom Kaufpreise betragen.

Es ist in Mecklenburg nicht ungewöhnlich, daß die Kaufliebhaber vor dem Termin mit einander unterhandeln, und indem Einer durch Auszahlung namhaf-

ter Summen die Andern vom Ueberbiethen zurückhält, wird das Gut auf dem Termin weit unter seinem wahren Werth verkauft. Dem Käufer kostet nun das Gut vielleicht so viel als es werth ist; aber ein beträchtlicher Theil der Kaufsumme gelangt nicht an die Kreditoren oder Verkäufer des Guts.

Wenn auch manche Güter verkauft sind, wo eine solche Unterhandlung gar nicht statt fand, so ist in andern Fällen das an die Kaufliebhaber bezahlte Abfindungsquantum desto bedeutender gewesen, und hat mehr als ein Zehntel der Kaufsumme betragen. Aber grade diese Ungleichheit tödtet den Kredit der Güter, deren Kaufpreis nun nicht mehr mit dem Werth derselben in Verhältniß steht, sondern dem Zufall überlassen ist.

Wenn man den Kredit der Güter wieder herstellen will, welches nur dadurch geschehen kann, daß man den Kapitalisten vollkommne Sicherheit für ihr angeliehenes Geld giebt: so muß dieses Unterhandeln durch ernste und strenge in Ausübung gebrachte Gesetze gehindert werden. Das mindeste wäre wohl, daß der Käufer des Guts das ganze Abfindungsquantum, was er an die Kaufliebhaber gegeben hat, noch einmahl an die Kreditoren, als Verkäufer des Guts, bezahlen müßte.

Aus den drey angeführten Ursachen ist also der Uebergang eines Guts zu einem andern Besitzer mit

etwa 20 pCt. Kosten verbunden, und wenn ein Gut von 5000 Thaler Ertrag zu 100000 Thaler verkauft wird, so erhalten die Kreditoren von ihren Foderungen nur ungefähr 80000 Thaler.

In geldarmen Zeiten ist aber der Kapitalverlust der Gläubiger noch weit bedeutender, weil das Gesetz, welches den Zinsfuß beschränkt, beym Verkauf des Guts alle Kraft verliert, indem der Käufer den Werth des Guts nicht nach dem künstlichen erzwungenen Zinsfuß, sondern nach dem wahren Preis des Geldes, berechnet und bezahlt.

Gesetzt ein bis 100000 Thlr. verschuldetes Gut von 5000 Thlr. Ertrag werde zu einer Zeit, wo das Geld zu 7 pCt. zu benutzen ist, im Concurs verkauft, so wird der Kapitalverlust der Gläubiger folgender seyn:

Ein Einkommen von 5000 Thlr. hat zu 7 pCt. Zinsen berechnet einen Kapitalwerth von $71444\frac{2}{7}$ Thaler, wofür ich nur die runde Summe von 71000 Thaler annehmen will, und der Käufer wird mit Einschluß aller Unkosten diesen Preis für das Gut bezahlen. Die Unkosten haben wir oben zu 5 pCt. Laudemialgelder u. s. w. und zu 5 pCt. Abfindungsgelder angenommen; dies macht von 71000 Thaler ein minus von 7000 Thaler und die Gläubiger erhalten von dem Kaufgelde nur 64000 Thaler. Die Gläubiger haben aber seit zwey Jahren die Revenüen des

Guts entbehrt und keine Zinsen erhalten, wodurch ihre Foderungen bis auf 110000 Thaler angewachsen sind. Sie verlieren also beym Verkauf 46000 Thaler auf ein Gut, welches bey dem gesetzmäßigen Zinsfuß von 5 pCt. den vollen Werth aller darauf haftenden Schulden hatte.

Auf diese Weise sind in Mecklenburg ungeheure Summen verloren gegangen, und eine große Menge wohlhabender Familien in die bitterste Armuth gestürzt worden, und dies würde unstreitig in noch größerm Maaße statt gehabt haben, wenn kein Indult gewesen wäre.

Es ist klar, daß in einem solchen Fall das Interesse der ältern Kreditoren, mit dem der Jüngern im graden Widerstreit ist. Jene wünschen des lästigen Zwangs überhoben und ihr Geld zum wirklichen Marktpreis benutzen zu können; diese verlieren dann aber ihr ganzes Kapital, wovon sie bis jetzt die Einkünfte und ihren Unterhalt hatten.

Es ist also das höchste Interesse der Letztern, daß das Gut, so lange noch Zinsen bezahlt werden, nicht in Concurs gerathe, welches aber nur durch die Einführung des Indults geschehen kann. Sie werden also, wenn sie ihr wahres Intresse kennen, hierum nachsuchen und die Regierung wird ihnen dieses, trotz dem entgegengesetzten Interesse der ältern Gläubiger, nicht versagen; denn die jüngern Gläubiger sind nur

durch das den Zinsfuß beschränkende Gesetz bewogen worden, so hoch auf dies Gut anzuleihen, und dieses Gesetz kann nur durch den Indult in Kraft erhalten werden.

§. 2.

Schädliche Folgen des Indults.

Wir haben im vorigen §. gesehen, daß der Indult nothwendig ist, um größeres Unglück zu verhüten; aber es folgt daraus nicht, daß er wohlthätig wirke, er bleibt vielmehr ein Uebel und zwar ein sehr großes Uebel.

Sobald er eingeführt ist, verschwindet das baare Geld, es findet kein Glauben, kein Vertrauen mehr statt, der rechtlichste Mann kann sein Wort nicht mehr halten, weil ihm selbst nicht Wort gehalten wird, der vermögende talentvolle junge Mann geht für den Staat verloren, weil er für alle seine Papiere nicht das zu seinem Geschäfte nothwendige Geld erhalten kann, und verdirbt in der ihm unnatürlichen Unthätigkeit.

Die Nachtheile des Indults werden in diesem Augenblick zu lebhaft empfunden und sind zu lebendig in der Erinnerung, als daß es nöthig seyn sollte, hier mehr darüber zu sagen.

Es ist keineswegs ein Unglück daß der Kapitalist in den Zeiten der Noth für seine Papiere nicht den vollen Betrag in baar Geld ausbezahlt erhalten kann;

denn wenn er für 100 Thaler Papier nur 80 Thaler baar Geld erhält, so kann er mit diesen 80 Thalern eben so viel kaufen, als in den blühenden Zeiten, wo er sein Geld auslieh, mit 100 Thalern, und es ist für den Staat nicht wünschenswerth, daß ein Stand durch die Noth des Landes bereichert werde, und sich dessen freue. Aber das ist ein sehr großes Unglück, daß diese Papiere für gar keinen Preis in baar Geld umzusetzen sind, und daß der Besitzer derselben nun gleichsam seines Eigenthums beraubt und zur Unthätigkeit und Nutzlosigkeit verdammt ist.

Die Ursache der Unverkäuflichkeit einer solchen Obligation liegt aber darin, daß in der Regel über die Sicherheit derselben eine völlige Ungewißheit herrscht. Indem sie nicht gerichtlich eingetragen ist, weiß man so wenig wie viele andre Forderungen ihr vorgehn, als man den Werth des zur Hypothek gesetzten Guts aus irgend einer glaubwürdigen Taxe kennt.

§. 3.

Mittel, wodurch in Zukunft allen diesen Uebeln vorgebeugt werden muß.

Die Mittel, den Indult für die Zukunft ganz zu vermeiden, oder ihn doch wenigstens seltner und unschädlicher zu machen, ergeben sich größtentheils schon aus der Hinwegräumung der Ursachen, die den Indult bisher nothwendig machten. Sie würden sich, nach

meiner Meinung auf diese vier Gegenstände zurück führen lassen:

1. Die Einführung von unablöslichen Rentenzahlungen statt der bisherigen Kapitalfoderungen, wenigstens für die zur ersten Hypothek stehenden Kapitalien.

2. Die gerichtliche Eintragung der Renten.

3. Eine glaubwürdige gerichtliche Taxe des der Rente zur Hypothek dienenden Guts.

4. Verminderung der Unkosten beym Verkauf eines Guts.

§. 4.

Einführung unablöslicher Renten.

Wir wollen nun die Vortheile, die die Einführung der Rentenzahlung statt der Kapitalzahlung hat, einzeln durchgehn:

1. Es wird dadurch die Verwickelung, die durch den Unterschied zwischen dem wirklichen und dem gesetzmäßigen Zinsfuß entsteht, und die immer den Indult zur Folge hat, ganz gehoben.

2. Indem der Gutsbesitzer nur das verspricht, was er halten kann, hört die schädliche Täuschung, der sich der Capitalist durch das nutzlose Versprechen der Rückzahlung hingab, auf, und keine Regierung wird den Gutsbesitzer, der die Rente nicht richtig zahlt, schützen.

3. Es wird dadurch das der Wohlfahrt des Ganzen so höchst schädliche Schwanken der Güterpreise sehr vermindert.

Im Jahr 1805 wurden die Güter zu 3 bis 4 pCt. Ertrag vom Capitale gekauft oder der Kaufpreis betrug ungefähr das Dreyßigfache des Gutsertrags. Ein Gut von 5000 Thaler Einkünfte wurde also zu 150000 Thaler gekauft.

Nach der Invasion der Franzosen fiel der Ertrag dieses Guts, durch niedere Kornpreise und größere Abgaben auf 4000 Thaler herunter, und der wirkliche Zinsfuß stieg auf 6 bis 7 pCt. Ein Thaler Einkünfte hatte nur einen Kapitalwerth von 15 Thlr. und der Kaufpreis dieses Guts konnte jetzt nur 4000 × 15 = 60000 Thaler seyn.

In manchen Fällen ist das Schwanken noch bedeutender gewesen, indem viele Güter unter ein Drittel ihres vorigen Kaufpreises verkauft sind.

Wenn nun auch der Käufer jenes Guts ein eignes Vermögen von 75000 Thlr. gehabt hatte: so überstiegen seine Schulden nun doch den Kaufwerth des Guts. Der Concurs konnte, so bald er durch nicht pünktlich bezahlte Zinsen des Indults verlustig war, nicht vermieden werden. Er verlor dann sein ganzes beträchtliches Vermögen und die Kapitalisten büßten außerdem noch einen beträchtlichen Theil ihrer Forderungen ein.

Dieser Fall konnte und ist oft ohne alles Verschulden des Gutsbesitzers, bloß durch das unglückliche Schwanken des Nominalpreises der Güter eingetreten.

Wir wollen nun sehen, wie der Nominalpreis dieses Guts sich geändert hätte, wenn im Jahr 1805 eine unablösliche Schuld von 50000 Thalern zu 5 pCt. also eine Rente von 2500 Thaler auf dem Gute gehaftet hätte.

a. Kaufpreis im Jahr 1805.

Der Käufer übernahm die unablösliche Schuld von — — 50,000 Thlr.

Die Zinsen dieser Schuld betrugen 2500 Thaler, von dem 5000 Thaler-Ertrag blieben also noch 2500 Thaler übrig und diese hatten nach dem damaligen Zinsfuß einen Kapitalwerth von 2500 × 30 = — — — 75000 —

Er würde also das Gut bezahlt haben mit 125000 Thlr.

Wenn er nun, wie wir angenommen haben, 75000 Thaler eigenes Vermögen besaß, so behielt er keine andre Schulden als die unablösliche Rente.

b. Kaufpreis nach der Invasion.

Die unablösliche Schuld beträgt — 50,000 Thlr.

Die Einkünfte des Guts sind von 5000 auf 4000 Thaler gesunken, die Bezahlung der Rente nimmt hievon 2500 Thaler hinweg, von den Gutseinkünften bleiben also noch 1500 Thaler übrig, und diese haben bey dem

Zinsfuß von $6\frac{2}{3}$ pCt. einen Kapitalwerth von 1500 × 15 = 22,500 Thlr.

Das Gut würde bezahlt seyn mit — 72,500 Thlr.

Das Gut hätte also gegen den Preis von 1805 an Werth verloren — 52,500 Thlr.

Wenn keine unablösliche Schuld auf dem Gute haftet, beträgt die Werthsverminderung — — — 90,000 Thlr.

Durch die unablösliche Schuld wäre also dem Staate ein Kapital von 37500 Thalern gerettet, der Gutsbesitzer, anstatt sein ganzes Vermögen zu verlieren, behielte ein Einkommen von 1500 Thlrn. und kein Kapitalist hätte bey diesem Gute das mindeste verloren.

Es ist hieraus wohl klar genug, daß wenn vor der Invasion eine solche Einrichtung getroffen wäre, eine zahllose Menge Kapitalien gerettet und die mehrsten jetzt verarmten Familien ihren Wohlstand behalten hätten. Und wem wäre dann wohl eine solche Einrichtung nachtheilig gewesen?

4. Durch die Rentenzahlung wird der Wohlstand, sowohl der Kapitalisten, als der Gutsbesitzer, weniger veränderlich, und der rasche unverdiente Glückswechsel, der fast immer nur zur Verschwendung führt, wird dadurch gehemmt.

Der Kapitalist der im Jahr 1790 auf ein Gut von 2000 Thalern Einkünfte ein Kapital von 20,000 Tha-

lern angeliehen hatte, und hiefür 1000 Zinsen erhielt, konnte anständig und auf gleichem Fuße mit dem Gutsbesitzer leben. Zehn Jahr später konnte er für sein Geld, wenn er es unbezweifelt sicher unterbringen wollte, nur $3\frac{1}{2}$ pCt. erhalten, und seine Einkünfte waren bis auf 700 Thaler vermindert. Was seine Lage aber noch mehr verschlimmerte war, daß jetzt die Kornpreise — die hier gewöhnlich in umgekehrtem Verhältniß zu dem Zinsfuß stehen — und mit diesen die meisten Lebensbedürfnisse fast auf den doppelten Preis gestiegen waren. Er konnte mit seinen Zinsen nicht mehr die Hälfte der gewohnten Lebensbedürfnisse erkaufen.

Die Revenüen des Gutsbesitzers waren nun gleichzeitig theils durch die hohen Kornpreise, theils durch die minder zu bezahlenden Zinsen, mehr als verdoppelt.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß ein ohne eignes Verdienst und ohne Mühe erworbenes Einkommen zur Verschwendung reizt. Was der Städter mühsam und nothgedrungen ersparte, das ward auf dem Lande doppelt vergeudet.

Als nun die Verhältnisse sich änderten, der Zinsfuß stieg, die Kornpreise fielen, da wanderte der Luxus nach den Städten.

Die ungeheuern Summen, die Mecklenburg bey den theuren Kornpreisen vom Auslande einnahm, sind auf diese Weise alle wieder verschwunden, und haben

keine Spur von wirklichem Reichthum und innerer Kraft hinterlassen.

Wenn die Einkünfte eines Guts bey einem mittlern Verhältniß zwischen dem Gutsbesitzer und dem Kapitalisten gleich getheilt sind: so gerathen diese Einkünfte bey glücklichen Conjuncturen fast ganz in die Hände des Eigenthümers, gehen aber in ungünstigen Zeiten ganz und gar zu den Kapitalisten über.

Die Rentenzahlung kann zwar das Verhältniß zwischen Kapitalisten und Grundbesitzer nicht ganz unverändert erhalten; aber sie verhindert doch, daß dem Einen seine Einkünfte ganz und gar entzogen, und dem Andern unverdienterweise zugelegt werden.

5. Die Furcht vor Kapitalkündigungen erhält den Gutsbesitzer in beständiger Unruhe, verhindert ihn das aus dem Ertrage des Guts erübrigte Geld zur Verbesserung des Guts anzuwenden, und verleitet ihn bey wirklichen Kapitalkündigungen — wenn kein Indult statt findet — seinen Gläubiger durch Verminderung des Betriebskapitals und des Inventarii zu befriedigen.

Die Einführung der Rentenzahlung würde dies ganz heben. Es scheint zwar als wenn dieser Vortheil bloß den Gutsbesitzern zu Gute käme; aber der Staat und der Kapitalist sind hiebey in der That eben so sehr interessirt. Durch nichts wird das Einkommen des ganzen Landes so sehr vermindert, als wenn viele

Güter wegen Mangel an Betriebskapital schlecht bewirthschaftet werden, und dadurch aufhören einen reinen Ertrag zu geben. Der hiedurch entstehende Verlust trifft aber zuletzt immer die Kapitalisten, die ihr Geld in dies Gut angeliehen haben, und es wäre eine sehr wohlthätige und gerechte Verfügung, wenn den Gutsbesitzern, die nicht mehr das erforderliche Betriebskapital besitzen, die Administration des Guts augenblicklich genommen würde.

Folgende Betrachtung mag, da sie über den Unterschied zwischen Kapital und Einkommen einiges Licht giebt, hier einen Platz finden:

Im Jahr 1805, vor der Invasion der Franzosen, war der Verkaufspreis einer Hufe im Durchschnitt ungefähr 20,000 Thaler. Das gesammte Mecklenburg enthält inclusive der Domainen und der Stadtgüter ungefähr 8000 Hufen. Der Kapitalwerth des Grundes und Bodens von Mecklenburg betrug also damals 160 Millionen Thaler.

Im Jahr 1814 und 15, als das Land vom Joche der Franzosen gänzlich befreyt, und in Hinsicht der freyen Schiffahrt, der Verfassung und der äußern Verhältnisse, ganz wieder in seine vorige Lage versetzt war, wurde die Hufe im Durchschnitt mit ungefähr 8000 Thaler bezahlt.

Der Kapitalwerth des Grundes und Bodens von Mecklenburg betrug also im Jahr 1815 — 64 Mill. Thlr.

Dies Land hat also durch die Invasion der Franzosen, außer den Contributionen, Lieferungen und Einquartirungskosten, einen Verlust von 96 Millionen Thaler erlitten. — Schade daß diese Summe sich nicht zur Reclamation in Paris eignet! —

Da nun Bevölkerung und Wohlstand immer mit dem wirklichen Kapital der Nation in Verhältniß stehen, und da es unmöglich ist, daß ein ganzes Volk von der Hälfte dessen, was es bisher zu seiner Existenz bedurfte, leben kann: so sollte man glauben, daß ein Land, welches drey Fünftel seines Kapitalwerths verloren hat, entvölkert seyn und zum Theil wüst liegen müsse.

Man findet hier aber keine verlassene Dörfer, kein wüst liegendes Land, keine Abnahme der Bevölkerung und keine Räuberbanden, — die sich immer finden, wenn das Land seine Bewohner nicht mehr ernähren kann.

Es muß sich hier jedem die Frage aufdrängen, wie zwey sich so sehr widersprechende Erscheinungen neben einander bestehen können.

Dieser Widerspruch verschwindet, wenn man erwägt, daß nur das Einkommen, und nicht die willkührliche Bezeichnung wie viel ein solches Einkommen werth ist, über den Wohlstand eines Volks entscheidet. Wenn früher ein Einkommen von 3½ Th. einen Kapitalwerth von 100 Thalern hatte, und man jetzt für

$3\frac{1}{2}$ Thaler Einkünfte nur 50 Thaler Geld erhalten kann: so hat nach den gewöhnlichen Begriffen der Besitzer eines solchen Einkommens sein halbes Vermögen verloren; aber er kann sich noch eben so viel Genußmittel dafür verschaffen, und ist also in der That nun nicht ärmer geworden.

Wer ein schuldenfreyes Eigenthum besitzt, dem mag es ganz gleich seyn, wie hoch man sein Einkommen zu Kapital anschlägt. Wer aber auf sein Einkommen Schulden gemacht hat, und den Gläubiger nicht durch Renten sondern durch Kapitalzahlung zu befriedigen versprochen hat, muß nothwendig mehr oder minder von seinem Vermögen verlieren; statt der 1000 Thaler, die zur Zeit der Anleihe einem Einkommen von 35 Thaler gleich waren, muß er jetzt 70 Thaler Einkünfte hingeben, um sich 1000 Thaler zu erkaufen.

Die unausbleibliche Folge hievon ist ein ungeheurer Geldmangel.

§. 5.

Gerichtliche Eintragung der Renten und Verminderung der Unkosten beym Verkauf eines Guts.

Ein Staat, in welchem die bloße Veränderung des Zinsfußes, entweder dem Kapitalisten oder dem Grundeigenthümer, den größten Theil seines Einkommens raubt und es dem Andern zuwendet, den einen Stand dadurch zur Verschwendung reizt, den andern Stand

aber in Muthlosigkeit und Verzweiflung stürzt, kann unmöglich zu einem dauernden Wohlstand gelangen. Wir haben gesehn, daß die Einführung der Rentenzahlung dieses Uebel in solche Gränzen beschränkt, daß es nicht mehr gefährlich bleibt. Wir wenden uns jetzt zu der Untersuchung, wie das zweyte Hauptübel in dem Mecklenburgschen Kreditwesen — die Unverkäuflichkeit der Obligationen während des Indults, — ebenfalls durch eine zweckmäßige Einrichtung der Rentenzahlung gehoben werden kann.

Eine Rente, deren fortdauernde regelmäßige Zahlung nicht außer allem Zweifel ist, ist dem unsicher stehenden, einem ewigen Indult unterworfenen Kapitale gleich, und kann nie verkäuflich seyn.

Bey der Einführung der Rentenzahlung ist es deshalb eine unerläßliche und heilige Verpflichtung, daß die Rente durch eine überwiegende Hypothek gedeckt sey, deren Einkünfte auch unter den allerungünstigsten Zufällen, die darauf haftende Rente noch bedeutend übersteige. Es ist aber noch nicht genug, daß diese Sicherheit wirklich da ist, sondern sie muß so in die Augen fallend seyn, daß das ganze Publikum von der Unmöglichkeit, daß eine solche Rente je verloren gehen könne, überzeugt wird. Unter dieser Bedingung, aber auch nur unter dieser Bedingung, wird die Rente, trotz der Ungewohnheit, bald einen Kapitalwerth und Curs erhalten,

Die Meinung des Publikums — sie mag nun gegründet oder ungegründet seyn — muß hiebey aber auf das allerstrengste geschont und berücksichtigt werden.

Es ist nun aber möglich und selbst wahrscheinlich, daß die auf verschiedene Güter eingetragenen Renten einen verschiedenen Curs erhalten werden, wodurch der Umsatz der Papiere sehr erschwert wäre; auch würde die auf ein einzelnes Gut haftende Rente im Auslande nicht zu verkaufen seyn.

Diese beyden Mängel werden gehoben, wenn alle Gutsbesitzer sich gegenseitig für die auf ihre Güter haftende Renten verbürgen, und somit das ganze Land eine gemeinsame Hypothek für die Rente wird.

Also ein Kredit-Verein, dem ähnlich, der in den Preußischen Staaten schon lange besteht, ist das Mittel, die Uebel wodurch Mecklenburgs Wohlstand immer zerrüttet wird, gründlich zu heilen.

Ein von dem Kredit-Verein ausgestellte Rentenversprechung, oder ein so genannter Pfandbrief, hat nun, wie die Natur der Sache ergiebt und die Pommerschen Pfandbriefe dies beweisen, auch in den bedrängtesten Zeiten einen Kaufwerth, und indem ein solcher Pfandbrief zum Kaufen und Handeln eben so gut wie das baare Geld zu gebrauchen ist, wird durch diese Pfandbriefe das Geld bis zu einem gewissen Grad ganz entbehrlich gemacht.

Wer jetzt in Mecklenburg ein Gut kaufen oder pachten oder einen bedeutenden Handel anfangen will, muß sich schon mehrere Jahre vorher durch Ansammelung und Aufhäufung von baarem Gelde dazu vorbereiten. Die Pfandbriefe würden diese Geldmagazine entbehrlich und mobil machen, und ich bin überzeugt, daß eine plötzliche und allgemeine Einführung des Kreditsystems — vorausgesetzt, daß es das Vertrauen des Volks schon erworben hätte — den jetzigen Geldmangel schnell in Geldüberfluß verwandeln, und daß man den jetzt in Mecklenburg befindlichen Geldstock zu groß für den innern Verkehr finden würde.

Dies sind die Glanzseiten des Kreditsystems, wir müssen jetzt aber auch die Schattenseite desselben näher betrachten.

Dies ist die Entstehung einer neuen, bisher ganz fremden Ausgabe, nämlich die fortwährenden Kosten, die die Administration des Kreditwesens erfodert.

Jedes Ding hat seinen Preis, auch die Wohlthat der Pfandbriefe kann zu theuer erkauft werden.

Wenn, wie in Pommern, $\frac{1}{6}$ pCt. zu den Administrationskosten bezahlt, und hievon noch ein Theil erübrigt und zur Vergrößerung des Fonds der Gesellschaft verwandt wird: so ist diese Ausgabe zu ertragen, und reicht nicht an die Vortheile, die die Einrichtung gewährt.

Wenn aber die Administrationskosten bis zu

einem halben pCt. vom angeliehenen Kapital steigen: so halte ich, bey aller Vorliebe für das Kreditsystem, die dadurch errungenen Vortheile für zu hoch erkauft. Auch kann es dem Staate nicht gleichgültig seyn, und es muß auf den Wohlstand des ganzen Volks eine nachtheilige Wirkung haben, wenn mindestens ein Zwangigstel aller Einkünfte von Grund und Boden, welches bisher zur Belebung der Industrie diente, nur ganz unproductiv verwandt wird.

Indem ich gerne einräume, daß ich aus meinem Standpunkt, die Schwierigkeiten und Verwickelungen, die mit der Administration eines so vielseitigen Geschäfts verknüpft sind, nicht ganz übersehen kann, so wage ich auch hierüber kein entscheidendes Urtheil; aber es wird mir erlaubt seyn, meine Ansichten über die Vereinfachung der Administration erfahrnen Geschäftsmännern zur Prüfung vorzulegen.

Die Erfahrung aller Zeiten hat es bewiesen, daß jedes einer Kommüne gehörige Vermögen nicht so gut verwaltet wird, und nicht so vielen Ertrag bringt, als wenn dies Vermögen in den Händen der Privatleute ist.

Es wäre also zu wünschen, daß der Kreditverein keines bedeutenden, der ganzen Gesellschaft gemeinschaftlich gehörenden Fonds — der nur durch Verminderung des Privatvermögens gebildet werden kann — bedürfe.

Wozu bedarf denn aber auch die Direction des Kreditvereins oder die Landschaft, die hier als Mittelsperson zwischen Gläubiger und Schuldner eintritt, eines bedeutenden eigenthümlichen Vermögens? Etwa um rückständige Zinsen zu bezahlen? Hiezu bedürfte es nur eines kleinen baaren Kapitals, denn die Zinsen müssen mit unerbittlicher Strenge eingetrieben werden, indem jede Nachsicht gegen den Einzelnen zum Verderben für das Ganze wird.

Oder soll dieser Fond dazu dienen, den Verlust zu decken, der entstehen könnte, wenn durch die unrichtige Taxation eines Guts, dies Gut nicht den Werth der darauf ertheilten Pfandbriefe hätte? Dieser Fall darf eigentlich gar nicht eintreten, wenn der Verein seinen Kredit behaupten will, und käme er unglücklicherweise einmal vor, wäre es dann nicht noch besser, diesen Verlust durch einen gemeinsamen Beytrag zu decken, als im Voraus ein Vermögen dazu zu sammeln?

Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden daß ich voraussetze, der Kreditverein nehme keine Kündigungen an und befasse sich nicht mit Kapitalzahlungen. Wo dies der Fall ist, da bedarf es freylich eines sehr großen Fonds. Aber ich frage, was kann ein Kreditverein, der Kapitalzahlung verspricht, leisten? Alle Vortheile die mit der Rentenzahlung verbunden sind, gehen für ihn verloren. Beym Steigen des Zinsfußes

werden ihm die Kapitalien gekündigt. So groß sein Fond seyn mag, er muß erschöpft werden, und wenn dies geschehen ist, so bleibt für ihn kein andres Rettungsmittel als der Indult. Das in seinen Erwartungen getäuschte Publikum, dem man das gegebene Versprechen nicht halten kann, muß nun mißtrauisch gegen diese Papiere werden, und da die Pfandbriefe, grade wegen des Versprechens der Kapitalzahlung, in den glücklichen Zeiten keinen andern Curs als ihren Nennwerth haben konnten, dieser Curs sich also erst in der unglücklichen Zeit und bey gänzlicher Ungewohnheit des Volks, Renten zu kaufen, bilden muß: so werden diese Pfandbriefe nur schwer und zu niedern Preisen in baar Geld umzusetzen seyn.

Auch muß nothwendig das Personale einer Direction, die sich mit so ungeheuern Geldgeschäften befaßt, so zahlreich seyn, und aus so angesehnen reich besoldeten Männern bestehen, daß dadurch die Administrationskosten bis zum Uebermaaß gesteigert werden.

Ist es denn auch wirklich unbedingt nothwendig, daß, so wie im Preußischen, die Zinsen von dem Schuldner an die Landschaft, und von der Landschaft an die Pfandbrief-Inhaber gesandt werden? Warum können nicht, so wie bisher, die Zinsen von dem Schuldner direct an den Gläubiger bezahlt werden? In dem eigentlichen Wesen des Kreditverein's liegt,

wie es mir erscheint, diese Nothwendigkeit gar nicht.

Die gegründeteste Besorgniß bey der directen Zinszahlung ist die: daß die Gutsbesitzer in der Einsendung der Zinsen nachlässig seyn werden, und dadurch die Zuverlässigkeit, die allein dem Verein Kredit und Werth geben kann, selbst zerstöhren werden.

Diese Besorgniß läßt sich nur dann heben, wenn die Gutsbesitzer in diesem Verein von der Nothwendigkeit der prompten Zinszahlung so sehr überzeugt sind, daß sie sich selbst freywillig die strengsten Verpflichtungen und sogar Strafen auflegen, die hinreichend sind, jede Vernachlässigigung höchst unvortheilhaft zu machen.

Ein Gesetz, welches bestimmte, daß derjenige, der die Zinsen nicht zur rechten Zeit entrichtet hat, sie nun dafür doppelt bezahlen müsse, und daß der eine Theil dieser Strafgelder der Landschaft, der andre Theil dem nicht zur rechten Zeit befriedigten Gläubiger zufiele, würde das Uebel gründlich heilen, in sofern es aus Nachlässigkeit entsteht.

Selbst eine zu große Verschuldung des Gutsbesitzers kann und darf die prompte Zahlung der landschaftlichen Zinsen nicht hindern, wenn der Pfandwerth des Guts richtig bestimmt ist; denn da die Zinsen der Pfandbriefe nicht die ganze Revenüe des Guts, sondern nur einen Theil derselben hinwegnehmen: so wird

auch bey einer zurückgeschlagenen Erndte, der Ertrag des Guts hinreichen, diese Zinsen zu decken, wenn auch die Zinsen der Kapitalschulden, die der Gutsbesitzer sonst noch haben mag, in einem solchen Jahre nicht bezahlt werden können. Damit aber der Gutsbesitzer nicht versucht werde, dies Verhältniß umzukehren, muß die Nichtbezahlung der landschaftlichen Zinsen für ihn von größerm Nachtheil seyn.

Die Landwirthschaft ist aber Unglücksfällen unterworfen, die nicht bloß den reinen Ertrag sondern selbst das rohe Product des Bodens vernichten können, z. B. Brand, Hagelschlag ꝛc. In einem solchen Falle ist der Gutsbesitzer nicht eher im Stande, die Zinsen zu bezahlen, als bis die Entschädigungsgelder eingegangen sind. Das Directorium müßte denn die Zinsen einstweilen vorschießen, und der Gutsbesitzer vergütete späterhin die Verzugszinsen und die Kosten der Anschaffung des Geldes.

Ich muß hiebey bemerken, daß die Masse von Unglücksfällen, die ein Gut treffen können, den Kapitalwerth des Guts fast erreichen, und daß also ein Gut, welches die Gefahr aller dieser Unglücksfälle selbst trägt, fast gar keinen Pfandwerth hat. Es ist also eine nothwendige Bedingung, daß ein Gut nicht anders in den Kreditverein aufgenommen werden kann, als wenn es durch den Eintritt in die Gebäude- und Mobilien-Brandkasse und in die Hagelschlagent-

schädigungsgesellschaft, seinen dauernden Kapitalwerth gesichert hat.

Zu noch größerer Sicherheit des Gläubigers, müßte das Directorium verpflichtet seyn, auf die bloße Anzeige daß er seine Zinsen nicht erhalten hätte, ihm diese auszuzahlen; zu welchem Zweck ein kleines baares Kapital immer bereit liegen müßte.

Wenn Schuldner und Gläubiger nahe zusammen, aber entfernt vom Sitz des Directoriums oder der Landschaft wohnen, so ist die directe Zinszahlung für beyde viel bequemer.

Der entfernte oder auswärtige Gläubiger muß, wenn die Zinszahlung durch die Landschaft geschieht, in der Kreisstadt einen Bevollmächtigten haben, der die Zinsen erhebt und sie an ihn absendet. Dies scheint mir ein großer Nachtheil für die Gläubiger, und dem Umlauf der Pfandbriefe im Auslande hinderlich zu seyn. Bey der directen Zinszahlung müßte der Schuldner die Verpflichtung haben, in der ihm nächsten Stadt oder in der Kreisstadt, die Zinsen an seinen Gläubiger auf die Post zu geben, wodurch der Gläubiger bis auf die Bezahlung des Porto's jeder Mühe überhoben würde.

Die Pfandbriefe dürfen dann aber nicht auf den Inhaber, sondern sie müssen auf den Anleiher lauten, und können dann nur durch Cession zu einem andern Besitzer übergehen. Meines Bedünkens kann dies

die Verkäuflichkeit der Pfandbriefe nicht hindern; wohl aber den Gläubiger sichern, daß mit dem zufälligen Verlust seines Papiers, nicht auch sein Kapital verloren geht.

Durch die längere Verbindung ist zwischen Gläubiger und Schuldner oft eine gewisse Anhänglichkeit, wenigstens Bekanntschaft entstanden, und beyde würden ungern ihre Geschäfte mit andern ihnen ganz fremden Personen betreiben. Auch kann der Schuldner seinem Gläubiger durch Zahlung der Zinsen an einem andern Ort oder an eine dritte Person, gefällig seyn, womit die Landschaft sich natürlich gar nicht befassen könnte.

Wenn die directe Zinszahlung beybehalten wird, so hat das Directorium eigentlich gar keine regelmäßigen Geschäfte. Es müßte nur immer bereit seyn, um dann, wenn eine Stockung in dem Gange der Maschine entstände, thätig einzugreifen und die Ordnung wieder herzustellen.

Daß aber bey dieser Einrichtung die Administrationskosten bis zur Unmerklichkeit schwinden müssen, ist einleuchtend.

Die erste Aufnahme in den Kreditverein ist nothwendig mit Kosten verbunden, da die Werthsbestimmung des Guts, die Errichtung eines Hypothekenbuchs und die Ausfertigung der Pfandbriefe nicht ohne Kosten geschehen können; aber jeder Gutsbesitzer wird sich diese Ausgabe gern gefallen lassen,

da sie nun einmal statt findet, und er sie in dem vermehrten Werth seines Guts reichlich ersetzt erhält.

§. 6.

Möglichkeit, für Mecklenburg ein Kreditsystem in Ausführung zu bringen.

Es entsteht nun die Frage, wie ohne Fond und bey der gänzlichen Ungewohntheit der Mecklenburgischen Kapitalisten, unablösliche Foderungen zu besitzen oder zu kaufen, die Einführung eines solchen Kreditsystems möglich sey.

Der Geist des Publikums, und der durch den Indult hervorgebrachte Widerwille gegen Anleihen, die nicht zurückgezahlt werden, lassen allerdings große Schwierigkeiten erwarten, und machen eine schnelle Verbreitung des Kreditvereins unmöglich.

Wäre man in Mecklenburg gewohnt, den Reichthum eines Mannes nach Einkünften und nicht nach Kapitalien anzugeben und zu berechnen, wie dies in so vielen andern Ländern gebräuchlich ist: so wäre alles sehr erleichtert.

Jetzt aber wird bey sehr vielen Ununterrichteten der Abscheu gegen eine Art Anleihe, bey der man sein Geld nie wieder zu sehn bekömmt, sich laut genug aussprechen. Dieser Widerwille muß sich aber dann allmählich verlieren, wenn sie sehen, daß diese Papiere einen bestimmten Kaufwerth haben und man dafür zu jeder Zeit baar Geld erhalten kann, und besonders

günstig wird es auf die allgemeine Stimmung wirken, wenn man sieht, daß 100 Thaler dieser Papiere mehr als 100 Thaler baar Geld gelten.

Es ist also alles gewonnen, wenn die Pfandbriefe nur erst einen Curs haben.

Wie nun aber ein erster Anfang gemacht und Pfandbriefe creirt werden können, wenn auch vorläufig gar kein Kapitalist sein Geld zu einer solchen Anleihe hergeben wollte, das stelle ich mir auf folgende Weise vor:

Zwey Gutsbesitzer, wovon der Eine das Gut A, der andere das Gut B, ganz schuldenfrey besitzt, treten dem Verein zuerst bey.

Beyde verschulden jetzt ihre Güter auf die Art, daß der Besitzer des Guts A sich erklärt, er habe von dem Besitzer des Guts B — 25000 Thaler angeliehen erhalten, wogegen Letzterer wieder erklärt — daß er dem Erstern durch erhaltene Anleihe 25000 Thaler schuldig geworden sey. Statt der sonst gebräuchlichen Obligationen erhält nun der Besitzer von A für seine Foderung 25000 Thaler in dem Gute B radicirter Pfandbriefe; der Besitzer von B erhält dagegen 25000 Thaler in das Gut A eingetragener Pfandbriefe creirt.

Die Papiere zweyer anerkannt reicher Männer werden vielleicht auch im Lande selbst einen Käufer finden; ist dies aber nicht der Fall, so müssen diese

Pfandbriefe an einem Orte, wo man den Werth von unverlierbaren Renten zu würdigen weiß, z. B. in Berlin verkauft werden.

Das für diese 50000 Thaler Pfandbriefe erhaltene baare Geld wird nun angewandt, um die Schulden von vier Gutsbesitzern, die jeder nicht mehr als 12000 Thaler schuldig sind, zu tilgen.

Auf die Güter dieser vier Herren werden nun Pfandbriefe eingetragen, und zwar nicht bloß bis zum Belauf der abgetragenen Kapitalien, sondern bis zum vollen Pfandwerth ihrer Güter. Unter Pfandwerth verstehe ich: den Theil des Gutswerths, der auch bey den ungünstigsten Konjuncturen noch übrig bleibt, und der als unverlierbar, mit Pfandbriefen belastet werden kann.

Gesetzt der Pfandwerth jedes dieser vier Güter beträgt ebenfalls 25000 Thaler, so können abermals 100000 Thaler Pfandbriefe creirt werden, und die Summe aller ausgegebenen Pfandbriefe beträgt nun schon 150000 Thlr.

Diese Summe scheint zu dem Zweck, den Pfandbriefen einen Curs zu geben, vorläufig hinlänglich zu seyn. Aus zwey Ursachen muß sich aber dieser Curs in einem oder einigen Jahren bilden; denn: erstens hat der Verkauf der 50000 Thaler Pfandbriefe ihnen im Auslande schon einen Curs gegeben, und zweytens

muß das Abschreckende, was die Idee einer unablösli-chen Schuld zuerst beym Publikum hat, durch die genauere Bekanntschaft mit der ganzen Einrichtung, durch die diesem Gegenstande gewidmete Aufmerksamkeit, und durch die daraus entstandenen klareren Ansichten, sich allmählig verlieren.

Vielleicht müssen aber die Pfandbriefe zuerst zu einem Preise verkauft werden, der ihrem wahren Werth nicht gleich ist; dann ist der Augenblick gekommen, wo die Landschaft einige Aufopferungen — die von allen Gütern, die jetzt schon im Verein sind, und die ihm demnächst noch beytreten, gemeinschaftlich getragen werden müssen — nicht scheuen darf.

Haben nun die Pfandbriefe einen Curs erhalten, so kann jeder Gutsbesitzer, der nicht mehr schuldig ist, als der Pfandwerth seines Guts beträgt, mit seinen Gläubigern in freyen Handel darüber treten, wie viel Pfandbriefe er ihnen für ihre Forderungen geben soll. Gelingt ihm diese Unterhandlung nicht, so kann die Landschaft die auf dieses Gut zu ertheilenden Pfandbriefe verkaufen, und damit die Gläubiger befriedigen.

So kann sich der Kreditverein nur langsam verbreiten; aber seine Ausbreitung wird mit jedem Jahre in geometrischer Progression zunehmen.

Es bedarf noch einer besondern Prüfung, ob eine rasche und allgemeine Einführung des Kreditsystems — wenn sie auch möglich wäre — wünschenswerth seyn würde.

Man darf wohl annehmen, daß die größere Hälfte der Gutsbesitzer mehr Schulden hat, als der Pfandwerth ihrer Güter beträgt. Dem ungeachtet kann diese Klasse von Gutsbesitzern aus sehr vermögenden und völlig sichern Männern bestehen, und ihr allgemeiner Sturz würde für den Staat und für den Kapitalisten gleich verderblich seyn.

Gesetzt, man gäbe den Pfandbriefen eine solche Einrichtung, daß sie außer der größern Sicherheit auch noch andre, dem ganzen Publikum einleuchtende, Vorzüge vor den gewöhnlichen Kapitalfoderungen hätten: so würde das Verlangen der Kapitalisten, Pfandbriefe zu besitzen, sie bewegen, ihre in den Gütern stehenden Kapitalien, nach aufgehobenem Indult, zu kündigen, und so würden eine große Menge Gutsbesitzer, durch die Einführung des Kreditsystems, in die größte Verlegenheit gerathen.

In dieser Hinsicht scheint es am vortheilhaftesten für das Ganze zu seyn, daß die Meinung des Publikums über den Vorzug der Pfandbriefe, oder den gewöhnlichen Kapitalfoderungen, noch eine Zeitlang getheilt bleibe, und daß das Begehr nach Pfandbriefen nur in dem Maaße zunehme, als mehrere Gutsbesitzer in die Lage kommen, in den Verein treten zu können.

Die Gutsbesitzer, deren höhere Verschuldung als der Pfandwerth ihrer Güter beträgt, ihnen nicht erlaubt, jetzt in den Verein zu treten, können doch zum Theil in

einigen Jahren dahin gelangen: der Eine dadurch, daß er mit dem Ueberschuß seiner Einkünfte Schulden abträgt; der Andre, indem er Kapitalien, die er selbst noch zu fodern hat, einzieht, und damit eigene Schulden tilgt; ein Dritter endlich dadurch, daß er den einen oder andern seiner Gläubiger durch ein freundschaftliches Uebereinkommen bewegt, seine Foderungen erst nach den Pfandbriefen eintragen zu lassen.

Es können also bey der vorgeschlagenen Einrichtung vorläufig nur die Güter, die nicht über den Pfandwerth verschuldet sind, an dem Kreditverein Theil nehmen, und dies wird in einer andern Hinsicht zur Begründung des Kredits dieses Vereins von großem Nutzen seyn. Das Publikum wird nämlich die vorgefaßte Meinung, daß wer ein Hypothekenbuch errichtet und sein Gut taxiren läßt, geldbedürftig und in mißlichen Umständen sey, auch zuerst auf diejenigen, die in den Kreditverein treten, übertragen; wenn das Publikum aber sieht, daß nur reiche und sehr wohlhabende Gutsbesitzer in den Verein kommen können, so wird seine Meinung bald eine für den Verein sehr günstige Wendung nehmen.

Erst später wenn der Kredit im allgemeinen mehr hergestellt ist, und wenn die Kapitalisten, durch längere Erfahrung belehrt, sich werden überzeugt haben, daß die nach den Pfandbriefen eingetragenen Kapitalien auch noch volle Sicherheit haben, wird es den Guts-

besitzern deren Güter über den Pfandwerth verschuldet sind, vortheilhaft und möglich seyn, dem Verein beyzutreten.

Jetzt braucht nur ein Stamm gebildet zu werden, an den sich die andern allmählich anschließen können; aber dies muß bald geschehen, ehe die wahrscheinlich wiederkehrenden bessern Zeiten den Gutsbesitzer sorglos, den Kapitalisten leichtgläubig machen, und das Interesse für den Verein schwächen.

Es giebt noch einen Grund, der den Kapitalisten abhalten kann, sein Geld zum Ankauf von Pfandbriefen zu verwenden, und der gehoben werden muß, wenn man die Einführung des Kreditsystems ernstlich will.

Dies ist die Furcht vor der Abgabe, die in neuern Zeiten auf die Einnahme von Zinsen gelegt ist. Da jetzt sehr wenige Kapitalien gerichtlich eingetragen sind, und da der Schuldner seine Gläubiger nicht anzugeben wagt: so kann der Kapitalist, wenn er will, sich dieser Abgabe mehr oder minder ganz entziehen; die Oeffentlichkeit der Pfandbriefe würde dies aber unmöglich machen.

Eine Abgabe, die weit mehr auf der Gewissenhaftigkeit des Besteuerten, als auf den wirklichen Einkünfte desselben, ruht, ist an sich schon verderblich.

Die Pfandbriefe geben durch die Leichtigkeit, womit die Abgaben von ihnen erhoben werden können, und

durch ihre Unablöslichkeit ein eben so gutes Object zur Besteurung, als der Grund und Boden. Die Furcht daß dies, früh oder spät, einst benutzt werden möchte, kann auch den Kapitalisten, der die jetzigen Abgaben von den Zinsen gewissenhaft entrichtet, von dem Ankauf der Pfandbriefe zurückschrecken.

Eine feyerliche Garantie: „daß die Zinsen von „den Pfandbriefen nie und unter keinem Vorwand, „zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Staats, mit „einer Abgabe belegt werden dürfen," scheint mir deshalb unumgänglich nothwendig.

Bloß im Kriege und bey einer feindlichen Occupation des Landes würde diese Garantie eine Ausnahme statt finden lassen müssen; denn da der Feind seine Foderungen bis zur Erschöpfung der Kräfte aller Unterthanen steigern kann: so können diese Foderungen unmöglich von einem Theil der Unterthanen befriedigt werden.

Man würde also vorläufig die Zinsen von den Pfandbriefen von der Abgabe befreyen, späterhin diese Befreyung auch auf die Zinsen andrer Kapitalien erstrecken müssen, theils um den Pfandbriefen keinen zu großen Vorzug vor den andern Kapitalfoderungen zu geben, und hauptsächlich, um eine Abgabe die so nachtheilig auf die Moralität wirkt, ganz zu vernichten.

Das Deficit, was hiedurch in der Staatseinnahme

kommen würde, müßte durch eine successive Erhöhung der Hufensteuer gedeckt werden, und da der Ertrag dieser Abgabe wahrscheinlich immer sehr geringfügig gewesen ist: so möchte die Erhöhung der Hufensteuer von 4⅓ bis auf 5 Thaler dazu hinreichend seyn.

Wem die gänzliche Befreyung einer Klasse von Unterthanen und die dadurch stärker werdende Belastung einer andern Klasse ungerecht erscheint, der mag bedenken, daß beym freyen Umlauf der Kapitalien, also nach aufgehobenem Indult, die Auflagen auf Zinsen zuletzt doch immer von demjenigen bezahlt wird, der des Kapitals bedarf, und daß der Staat um den dauernden Wohlstand des Landes zu begründen, eine leichte Belästigung einzelner Unterthanen nicht berücksichtigen darf.

Bey der vorgeschlagenen Einrichtung wird der Pfandbrief von 100 Thalern, der 5 Thaler Zinsen trägt, einen um ein Viertel höhern Kaufwerth haben, als der Pfandbrief von 100 Thalern, der nur 4 pCt. Zinsen giebt. Es scheint hier noch beym ersten Anblick gleichgültig zu seyn, ob man Pfandbriefe von 4 oder von 5 pCt. einführe.

Die genauere Betrachtung ergiebt aber, daß die Pfandbriefe die 5 pCt. Zinsen tragen, die Einführung des Kreditsystems ungemein erleichtern, wie folgendes Beyspiel zeigen mag.

Gesetzt der Pfandbrief von 100 Thlr. der 4 pCt. Zinsen trägt, habe einen Kaufwerth von 90 Thlr. baar Geld erhalten: so muß der Pfandbrief von eben dem Nennwerth, der aber 5 pCt. Zinsen trägt, einen Werth von 112½ Thlr. baar Geld haben.

Wenn nun ein Gutsbesitzer, dessen Gut grade bis zum Pfandwerth von 20,000 Thlr. verschuldet ist, in den Kreditverein treten will: so kann die Landschaft die auf sein Gut zu ertheilenden 20000 Thaler Pfandbriefe à 4 pCt. Zinsen nur zu 18000 Thlr. verkaufen, und er muß also noch 2000 Thlr. baar Geld besitzen, um seine Schulden tilgen und in den Verein aufgenommen werden zu können. Sind aber die Pfandbriefe zu 5 pCt. ausgestellt: so können die 20000 Thlr. Pfandbriefe zu 22500 Thlr. verkauft werden, und der Gutsbesitzer behält nun nach Abtrag aller seiner Schulden noch 2500 Thlr. übrig.

Nach diesen Erörterungen wende ich mich jetzt zu der Untersuchung: wie der Pfandwerth der Güter auszumitteln ist.

Zweyter Abschnitt.

Ueber die Ausmittelung des Pfandwerths der Güter.

§. 7.

Fehlerhafte Veranschlagungsmethode nach Körnern.

Um den Werth eines Guts durch einen Anschlag zu finden, bediente man sich bis auf die neueste Zeit

der Methode, daß man von dem gesammten Kornertrag des Feldes, die Aussaat zwey bis dreyfach, oder auch die Hälfte der Erndte, abzog — wodurch alle Korn- und Geldausgaben gedeckt seyn sollten, — das übrig bleibende Korn zum Geldwerth berechnete, diesem die Einnahme aus dem Vieh hinzufügte, und die dann hervorgehende Summe als den reinen Ertrag des Guts ansah.

Die Widersinnigkeit eines solchen Anschlags ist zu groß, als daß es der Mühe werth seyn könnte, seine Nichtigkeit ausführlich zu zeigen. Es wird hier genügend seyn, die einfache Thatsache, — die aus der Kornrechnung jedes Guts hervorgeht, — anzuführen: daß nur die vorzüglichsten Güter die Hälfte ihrer Kornproduction zu Markt bringen können, und daß die andere Hälfte der Erndte, zur Saat, zum Futter für das Zugvieh, zum Bedarf für die Haushaltung, zu Drescherlohn und Deputat für die mit Korn bezahlten Arbeiter, und zu mehreren andern Ausgaben verwendet werden muß, mithin auf dem Gute selbst consumirt wird. Auf den Gütern, die schlechten Boden haben, reicht aber die Consumtion nahe an den Betrag der ganzen Erndte, und diese Güter können nur ein Ein Viertel oder Ein Achtel ihrer Production zu Markt bringen.

In einem solchen Anschlag wird also mindestens die ganze Geldausgabe, die die Betreibung der Wirth-

schaft erfodert, mit Stillschweigen übergangen und gar nicht in Abzug gebracht.

Um den ungeheuern Geldertrag, der sich auf diese Weise herausrechnen läßt, wieder etwas zu mäßigen, setzte man die Kornpreise so niedrig an, daß, wenn sie wirklich statt gefunden hätten, Güter von mittelmäßigen Boden gar nicht hätten angebauet werden können; und wenn dies noch nicht genug half, wurde der Kornertrag weit unter der Wirklichkeit angenommen.

Man suchte also eine Lüge durch die andre wieder gut zu machen; aber indem für beyde gar kein Maaß statt fand, war der herauszurechnende Ertrag ganz unabhängig von dem Werth des Guts, und lag ganz in der Willkühr der Taratoren.

Wenn dennoch einige Güter nach diesem Anschlag richtig taxirt sind, so lag es darin, daß die sachverständigen und unpartheyischen Taratoren den Werth des Guts nach einem allgemeinen Ueberblick bestimmten, und nun den sehr biegsamen Anschlag so lange änderten, bis er die Summe brachte, die sie haben wollten.

In den neuern Zeiten ist es den Taratoren vorgeschrieben; im Anschlag die Korn- und Geldausgaben speciell aufzuführen, diese vom rohen Ertrag abzuziehen, und darnach den Reinertrag des Guts zu bestimmen. Hiedurch ist nun ein großer Schritt zur Verbesserung des Taxationswesens geschehen.

In einem solchen Ertragsanschlag steht die Richtigkeit des Resultats genau im Verhältniß mit der Richtigkeit aller einzelnen Ansätze; anstatt daß bey der alten Form, die Kornpreise und der Kornertrag unrichtig angesetzt werden mußten, wenn das Resultat des Anschlags — der Reinertrag — richtig werden sollte.

Die Taratoren sind aber auch hiebey den Fesseln der öffentlichen Meinung unterworfen.

Das Publikum, an die alte Form gewöhnt, will nun einmal im Anschlag nicht die wahren Mittelpreise, sondern unnatürlich niedrige Kornpreise angesetzt sehen. Die Verkäufer des Guts, besonders die Kreditoren eines in Concurs zu verkaufenden Guts, haben, da das Gut zu zwey Drittel der Taxe verkauft werden kann, ein gegründetes Interesse zu wünschen, daß die Taxe höher sey, als der Werth des Guts beträgt.

Um beyden Anfoderungen zu genügen, muß der Taxator die Kornpreise niedrig annehmen, dagegen aber alle Ausgaben bis zur Unnatürlichkeit gering ansetzen.

Ich habe einen Anschlag gesehen, der aus der freyen Ueberzeugung unterrichterer Männer hervorgegangen, die Kornpreise nach einem dreyßigjährigen Durchschnitt und die Ausgaben nach der Wahrheit angab; und dieser Anschlag wurde bitter getadelt, weil — die

Preise zu hoch angenommen, der herausgerechnete Ertrag zu niedrig sey!

Kann aber ein Anschlag, indem man die Wahrheit nicht duldet, Glauben verdienen, und kann das Geschäft des Bonitirens, gute Taratoren bilden, wenn die Erforschung der Wahrheit nicht der höchste Zweck ist?

§. 8.

Führt ein genau specificirter Anschlag zur richtigen Schätzung des Pfandwerths?

Es entsteht nun die Frage, ob die aufgestellten Anschlagsgrundsätze, und die Kenntnisse unserer Bonitörs, hinreichen, den Pfandwerth der Güter mit solcher Genauigkeit und Wahrheit darzustellen, daß dadurch der große Zweck des Kreditvereins, das unbedingte Vertrauen Aller zu gewinnen, erreicht werde?

Der erfahrne practische Landwirth weiß durch eine langjährige Erfahrung, welchen Geldertrag sein Gut gegeben hat, und indem er den bekannten Ertrag seines Guts zum Maaßstab nimmt, wird er den Werth anderer Güter mit ziemlicher Genauigkeit darnach schätzen können. Auch kann er den Werth der ihm nahe liegenden Güter, nach der Pacht, die sie seit längerer Zeit gegeben haben, und nach dem Gewinn, den der Pächter davon gehabt hat, ziemlich genau taxiren.

Die Meinung, die sich auf diese Weise unter den vorzüglichsten Landwirthen bildet, bestimmt in der Regel den Kauf- und Pachtpreis der Güter. Denn

wenn auch durch Unkundige bedeutende Abweichungen geschehen: so wird der Preis im allgemeinen sich doch immer diesem Punkt, als dem eigentlichen Ruhepunkt nähern.

Der Kaufpreis eines Guts steht aber im genauen Verhältniß mit seinem Pfandwerth, und eine noch schärfere Werthsbestimmung, als die Kauf- oder Pachtsumme, die eine Gesellschaft der vorzüglichsten Landwirthe für das Gut giebt, oder geben würde, scheint eben so unnöthig als unmöglich.

Um nun den Pfandwerth eines Guts zu erfahren, scheint es nichts weiter zu bedürfen, als sich an diese oberste Instanz, die eben so wohl die Meinung des Publikums, als den Preis der Güter bestimmt, zu wenden, und ihre Entscheidung zu vernehmen. In der That wird eine Gesellschaft dieser Männer, wenn sie keine Feder in die Hand nehmen, den Gutswerth bloß durch einen allgemeinen Ueberblick bestimmen, diese Foderung in einem vorzüglichen Grade erfüllen können — wenn sie nur ihre wahre Ueberzeugung aussprechen wollen.

Man hat aber bis jetzt noch kein Mittel gefunden, wodurch man das Interesse des Taxators, mit dem Interesse an der Wahrheit der Taxe so genau verbinden kann, als wenn der Taxator das Gut selbst kaufen oder pachten will; und weil man fürchtet, er werde, durch andre Rücksichten geleitet, seine wahre Ueber-

zeugung nicht aussprechen, hat man, so viel ich weiß, eine solche Werthsbestimmung ohne Anschlag nirgends angenommen und eingeführt.

Man verlangt deshalb allgemein von dem Taxator einen Anschlag, welcher die Gründe enthält nach welchen der Reinertrag bestimmt ist, und der zugleich den Leser in den Stand setzt, sowohl über die richtige Einsicht als über die Wahrhaftigkeit des Taxators, ein Urtheil zu fällen.

Indem man sich nun aber nicht mehr mit dem bloßen Ueberblick des Taxators begnügt, sondern eine genaue Darlegung des rohen Ertrags und der Ausgaben in allen Zweigen verlangt, so ist der bloß practische Landwirth nicht mehr im Stande, eine richtige Taxe zu liefern; der Anschlag selbst wird ihn verwirren und ihn in seiner vorgefaßten Meinung über den Werth des Guts irre machen.

Die Kenntniß, wie groß der Rohertrag im Durchschnitt mehrerer Jahre gewesen ist? wie viel die Ausgaben für die einzelnen Zweige der Wirthschaft betragen haben? wie viel die Unterhaltung der arbeitenden Kräfte kostet? welches Maaß von Arbeit diese im Durchschnitt vollbringen, wie groß die Bestellungskosten jedes einzelnen Schlages sind, und in welchem Verhältnisse diese Kosten beym größern oder geringern Kornertrag zu oder abnehmen? — diese Kenntniß kann nur aus einer lange und sorgfältig geführten Rechnung

hervorgehen. Aber diese Rechnungsführung erfodert, wenn sie wahre und genaue Resultate liefern soll, eine solche Aufmerksamkeit und einen solchen Zeitaufwand, daß sie leicht der guten Führung der praktischen Wirthschaft nachtheilig, und dadurch für den Landwirth selbst unvortheilhaft wird.

Erfahrungen, die sich im Gedächtniß nicht aufbewahren lassen, gehen für den, der keine Rechnung führt, verloren, und lassen keine klaren Ansichten in ihm zurück.

Es ist auffallend, wie irrig im allgemeinen die Ansichten über die Ertragsfähigkeit des Bodens sind, und wie selbst der Kornertrag ihres schon lange selbst bewirthschafteten Guts, für viele Landwirthe ein Geheimniß ist. Da der rohe Ertrag so leicht aufzuzeichnen ist, für den Landwirth selbst so viel Interesse hat, und hierüber wirklich fast auf allen Gütern Rechnungen geführt werden: so ist dies schwer zu erklären. Es scheint mir zum Theil darin zu liegen, daß man das in Garben verfutterte Korn, das Aechters und Drescherlohn gar nicht in Rechnung bringt, und auf manchen Gütern, zum Besten des Viehes nicht rein ausdreschen läßt, wodurch denn die genaue Uebersicht des Totalertrags unmöglich wird; hauptsächlich liegt es aber darin, daß man den Ertrag von mehreren Jahren nicht zusammenstellt, und sich also keine klare Ansicht vom Durchschnittsertrag verschafft.

Welches nun aber auch die Ursache seyn mag, die Angabe ist begründet; und man wird sich am besten von der Wahrheit derselben überzeugen können, wenn man von dem Kornertrag, den ein Gut nach der allgemeinen Meinung giebt, die Ausgabe, die die Bewirthschaftung des Guts nothwendig erfodert, abzieht, und den Ueberschuß, der alsdann bleibt, mit der Pacht, die das Gut giebt und würklich geben kann, vergleicht: man wird dann in der Regel finden, daß die Pacht bedeutend höher, häufig doppelt so hoch ist.

Man traut nicht leicht dem schönsten Boden einen höhern Ertrag als das 6te Korn zu, und man giebt ohne Bedenken eine Pacht dafür, die nur beym Durchschnittsertrag vom 7ten oder 8ten Korn gegeben werden kann.

Es geht hieraus wohl hervor, daß es sehr gewagt seyn würde, den Pfandwerth der Güter durch einen Ertragsanschlag ausmitteln zu wollen; denn wenn man auch einige Taratoren findet, die alle zu diesem Geschäfte nothwendigen Kenntnisse besitzen, so werden diese doch vergeblich gegen die allgemeine Meinung kämpfen und ihre bessere Ueberzeugung nicht in Ausübung bringen können.

Ein kleiner Irrthum in der Annahme des Körnerertrags, bringt einen großen Irrthum in dem Reinertrag hervor; wenn z. B. der Boden von 6 Körner Ertrag zu 5 Körner geschätzt wird, so macht dies im

Reinertrag, wenn alle Ausgaben richtig berechnet werden, einen Unterschied von mehr als 50 pCt.

§. 9.

Nähere Prüfung der gewöhnlichen Veranschlagungs-Methoden.

Wir müssen jetzt einen Blick auf die Form des nun eingeführten Ertragsanschlags werfen und sehen, ob er die Foderungen, die man an den Anschlag machen darf, erfüllen kann.

Bey der Bestimmung des Kornertrags hat man die Aussaat als Einheit angenommen, indem man sagt: „der Acker giebt die Aussaat 4, 5 oder 6mal wieder." In Dingen die keiner mathematisch genauen Bestimmung fähig sind, sondern nur eine Schätzung zulassen, ist man gar zu geneigt immer ganze Zahlen anzunehmen und die Brüche wegzulassen. Bey einer so großen Einheit ist aber die Weglassung der Brüche von sehr großer Wirkung auf die Richtigkeit des Resultats.

Der Kornpreis soll so angenommen werden, wie er seit 30 Jahren im Durchschnitt gewesen ist; es ist aber nicht officiell bekannt gemacht, wie viel der dreyßigjährige Durchschnittspreis für jede Kornart beträgt. Dem Taxator fehlen zur Bestimmung dieser Frage die Data, und so bleibt die Annahme der Kornpreise ganz der Willkühr der Taxatoren überlassen.

Der Zustand der Gebäude, der Mangel an Holz, die Entfernung vom Absatzort und mehrere andre Um-

stände, die auf den Werth des Guts einen eben so großen Einfluß haben, als der Grund und Boden selbst, werden in diesem Anschlag wenig berücksichtigt. Die Form des Anschlags erlaubt diese Berücksichtigung wohl; aber es fehlt an Vorschriften, die es bestimmen, wie diese verschiedenen Umstände den Kapitalwerth des Guts ändern.

Der Tagelohn, die Zahl des zu haltenden Zugviehes, das Futter, was diese bedürfen, und die andern Kosten, die die Unterhaitung der arbeitenden Kräfte verursacht, werden in diesem Anschlag willkührlich angenommen, ohne die Gründe für diese Annahme anzuführen, und ohne nachzuweisen, daß diese Kosten mit der Quantität Arbeit, die die Bestellung des Feldes erfodert, in einem richtigen Verhältniß stehen.

Diese Annahmen sind in der Regel sehr falsch, und können es nicht anders seyn, wenn ihnen nicht die specielle Berechnung der Arbeit, die das Feld nach seiner Größe und nach seinem Ertrage erfodert, zum Grunde gelegt wird.

Ein Anschlag, wie unter diesen Verhältnissen geliefert werden kann, wird immer die Stimme des Publikums als Richter über sich anerkennen müssen; verfehlt aber dadurch seine eigentliche Bestimmung ganz.'

§. 10.

Bedingungen, die bey der Werthschätzung eines Gutes festgesetzt werden müßten. — Sind sie erreichbar? — Sind sie nothwendig?

So leicht es ist, die Mängel dieses Anschlags einzusehen, so schwer ist es doch, ihn durch einen bessern und zweckmäßigern zu ersetzen.

Die Wissenschaft selbst hat eine Menge Fragen, deren Beantwortung zur vollendeten Darstellung der Bonitirungsgrundsätze nothwendig ist, entweder gar nicht oder noch nur höchst unvollkommen gelöst.

In welchem Verhältnisse muß auf einem gegebenen Boden und bey gewöhnlicher Mecklenburgischer Koppelwirthschaft der Acker, der Korn trägt, zu dem, der Dreesch liegt, stehen, wenn das Gut genau in demselben Zustand von Fruchtbarkeit, worin es jetzt ist, bleiben soll? und wie ändert sich dieses Verhältniß, wenn der Zuschuß von Heu, oder die physische Beschaffenheit des Bodens sich ändert?

Ein Gut, welches bey mittelmäßigem Boden und geringem Heugewinn aus 6 Schlägen drey Saaten nimmt, wird von Jahr zu Jahr schlechter, und ist einem auf Leibrenten gegebenen Kapital ähnlich, welches durch die großen Revenüen, die es giebt, am Ende aufhört, Kapital zu seyn. Ein Gut mit großem Heugewinn und in 7 Schlägen mit drey Saaten bewirthschaftet, vermehrt seinen Werth jährlich, und kann wie

ein Kapital, wovon nur ein Theil der Zinsen erhoben der andre Theil dem Kapitale zugefügt wird, angesehn werden. Wollte man hier die Revenüen als Maaßstab des Kapitalwerths annehmen: so würde man eine veränderliche Größe als beständig ansehen, und ein höchst falsches Resultat erhalten.

Welches ist der würkliche Nutzungswerth von einem Fuder Heu, für ein gegebenes Lokal? und wie ändert sich dieser Werth, wenn das Verhältniß des Heugewinn's zur Ackerfläche sich ändert, oder wenn der Boden und seine Ertragsfähigkeit anders ist?

Wie viel ist der Acker, der 400 Ruthen vom Hofe entfernt ist, weniger werth, als der nahe am Hofe liegende Acker, wenn beyde von gleicher Ertragsfähigkeit sind?

Diese und eine Menge anderer Fragen müssen gelöset werden, wenn eine vollkommne Taxation möglich seyn soll. Reicht aber die Summe alles Wissens nicht hin, die Fragen so zu beantworten, daß sie für das praktische Leben brauchbar werden: so wird auch wohl jede Bemühung, jetzt eine Anschlagsmethode und eine Instruction für die Bonitörs zu erfinden, wodurch alle Schwierigkeiten gehoben werden, vergeblich seyn.

Aber wozu, wird man fragen, bedarf es hier einer so vollendet wissenschaftlichen Genauigkeit, da die Güter doch nicht bis zu ihrem vollen Werth verschuldet werden sollen, und ein Irrthum des Bonitörs durch

den Ueberschuß der Gutseinkünfte schon unschädlich gemacht wird?

Dies würde richtig seyn, wenn man versichert seyn könnte, daß der Irrthum gewisse Gränzen nicht überschritte. Wie sehr aber eine unrichtige Instruction den Zweck verfehlt, davon ist unser jetzige Hufenstand ein redendes Beyspiel. Das Geschäft des Bonitirens ist an sich schon so schwierig, daß die Ausmittelung des Gutswerths auch dann noch mangelhaft genug seyn wird, wenn die Instruction und der Bonitör untadelhaft sind. Wenn der erfahrne Landwirth, der seinen Acker in jedem Zustand gesehn hat, und genau weiß, welche Früchte er früher getragen hat, doch noch in jedem Jahre zweifelhaft ist, wie weit er mit der Weitzensaat gehen kann: so soll dagegen der Bonitör, der den Acker nur in einem Zustande sieht, sein Verhalten bey nasser und bey trockner Witterung nicht beobachten kann, den Untergrund des Bodens nicht kennt, der die frühere Behandlung des Ackers und die Saaten die er getragen, nicht gesehn hat, dieser soll nun auf der Stelle ein entscheidendes Urtheil über den Werth des Ackers fällen. Vereinigen sich nun mit diesen unvermeidlichen Mängeln des Bonitirens noch die Irrthümer, die durch mangelhafte Kenntnisse des Bonitörs und durch eine fehlerhafte Instruction entstehen, so wird dadurch die Taxe so unrichtig werden, daß man sie nicht als

Norm für den Pfandwerth des Guts annehmen kann.

§. 11.

Weitere Auseinandersetzung dieser Fragen.

Bey einer jetzt vorzunehmenden Taration der Mecklenburgischen Güter würden die Taratoren durch die Einführung des Mergelns und durch die Verbreitung der feinen Schäfereyen in nicht geringe Verlegenheit gesetzt werden.

Wenn sie auf gemergeltem Acker, der sonst keine Gerste trug, an der Gränze des Guts jetzt Lagerweitzen finden, sollen sie nun diesen Acker nach seiner jetzigen Production beurtheilen und ihn mit dem ursprünglichen Weitzenboden in eine Klasse setzen, oder sollen sie auf die durch den Mergel hervorgebrachte Fruchtbarkeit gar keine Rücksicht nehmen? Beydes wäre falsch, aber wie ist hier eine Bestimmung zu treffen? Auf allen Fall würden die jetzt schon abgemergelten Güter höher taxirt werden, als die, die noch nicht gemergelt sind. Da die letzteren aber, im Fall sie Mergel haben, in einigen Jahren nachfolgen werden: so wird der Vorzug der erstern bald wieder aufgehoben seyn. Eine Taxe aber die den jetzigen Unterschied zwischen beyden Arten von Gütern als dauernd ansähe, würde nach kurzer Zeit ganz unrichtig seyn. Güter, die gar keinen Mergel haben, müßten nothwendig viel niedriger taxirt werden. Das Aufsuchen

des Mergels ist aber ein viel zu schwieriges und langwieriges Geschäft, als daß der gänzliche Mangel des Mergels vom Bonitör schon als entschieden angenommen werden könnte.

Der dem Boden durch den Mergel gegebene Reichthum ist aber keinesweges als unzertrennlich vom Boden, und als immer fortdauernd anzusehen. Es ist zwar höchst wahrscheinlich, daß man durch eine sehr schonende Wirthschaft den Humusgehalt des Ackers so vermehren kann, daß, wenn die Kraft des Mergels erloschen ist, die Fruchtbarkeit des Ackers dennoch nicht abnimmt; aber es ist noch gewisser, daß man durch stärkern Kornbau dem Acker alles wieder nehmen kann, was er durch den Mergel an Fruchtbarkeit gewonnen hatte. Ob Mecklenburgs Landwirthe im allgemeinen mehr geneigt seyn werden, das Kapital, was sie zur Verbesserung verwenden, im Acker zu fundiren und mit mäßigen Zinsen vorlieb zu nehmen, oder ob sie dieses Kapital dem Acker nur auf Leibrenten anleihen wollen? davon wird es abhangen, ob der Kapitalwerth der Güter in Mecklenburg durch das Mergeln eine dauernde Erhöhung erhalten wird oder nicht.

Die kommende Zeit nur kann uns hierüber belehren, und es würde jetzt sehr gewagt seyn, wenn man den Pfandwerth der gemergelten Güter, nach ihrem jetzigen erhöhten Ertrag — dessen Fortdauer ganz von

der Willkühr des Besitzers abhängt — bestimmen wollte.

Nach 20 oder 30 Jahren werden die jetzt gemergelten Güter in Hinsicht ihres Ertrages wieder in einem beharrenden, dem raschen Wechsel und der Willkühr nicht so sehr unterworfenen Zustand seyn; und erst dann wird sich vollständig übersehen lassen, wie das Mergeln auf den Kapitalwerth der verschiedenen Güter gewirkt hat. Auch wird es sich dann von selbst zeigen, welche Güter keinen Mergel haben.

Die feinen Schäfereyen haben in den letzten Jahren einen ausgezeichneten Ertrag gegeben, und die Güter, auf welchen sich diese Schäfereyen finden, haben dadurch einen viel größern Reinertrag als die übrigen Güter geliefert. Soll nun der Kapitalwerth dieser Güter im Verhältniß ihres höhern Reinertrags auch höher angenommen werden?

Die Schäferey ist nicht am Orte gebunden; der Eigenthümer derselben kann sie von einem Gute nach dem andern bringen. Die Heerde selbst kann durch Krankheiten vernichtet werden, und der Verlust ist nicht zu ersetzen, weil die feinen Schafe noch so selten sind. So lange aber nicht jeder Landwirth sich in den Besitz einer feinen Heerde setzen kann, so lange ist auch der höhere Ertrag einer solchen Heerde, nicht als Bodenrente, sondern als die Zinsen des in der Heerde steckenden Kapitals zu betrachten.

Die Schwierigkeit sich feine Heerden zu verschaffen nimmt mit jedem Jahr ab, und wahrscheinlich wird man in nicht sehr vielen Jahren, fast auf allen Gütern in Mecklenburg, feine Schafe, oder wenigstens Schafe von mittlerer Güte finden.

Es ist möglich, daß der Preis der feinen Wolle dann nicht mehr so hoch ist als jetzt. Die Nutzung der feinen Schäfereyen wird dann also auch niedriger seyn, aber gewiß bedeutend höher bleiben als die frühere Nutzung der groben Schäfereyen. Dieser Ueberschuß ist dann als Bodenrente zu betrachten, und erhöht den dauernden Werth der Güter; die Größe dieser künftigen Werthsvermehrung kann aber jetzt noch nicht bestimmt und in Zahlen ausgesprochen werden.

Es giebt aber noch einen andern nicht minder wichtigen Grund, der von einer neuen Taxation zurückhalten muß, nämlich das Mißtrauen des Publikums.

Gesetzt auch, daß wir, gleichsam durch ein Wunder, Taxen erhielten, die alle, auch die strengsten Foderungen erfüllten, wie ist das Publikum davon zu überzeugen, daß diese Taxen wirklich so richtig sind?

Das Publikum, weit entfernt competenter Richter zu seyn, wird die richtige, wie die unrichtige Taxe anfangs mit gleichem Mißtrauen betrachten; das Urtheil kann sich nur allmählig bestimmen, und wird

erst dann zum Glauben übergehen, wenn man sieht, daß der Preis der verkauften oder verpachteten Güter, mit den von diesen Gütern gelieferten Taxen, immer in Verhältniß steht. Die Bildung dieses Urtheils setzt die Existenz des Kreditvereins voraus, dieser kann aber nicht anders eingeführt werden, als wenn er die Stimme des Publikums schon gewonnen hat.

Eher wird der Kapitalist zu befriedigen seyn, der nur bloß zu beurtheilen braucht, ob die ganze Masse der verpfändeten Güter eine sichere Hypothek giebt, und dem die einzelnen Unrichtigkeiten nichts angehen; viel schwerer aber der einzelne Gutsbesitzer, der für jeden begangenen Fehler mit seinem ganzen Vermögen haften soll. Wenn man sich im Privatleben schon mit Recht scheuet, nur mit einem Theil seines Vermögens sich für einen andern zu verbürgen: so wäre es unverzeihlicher Leichtsinn eine Bürgschaft, die das ganze Vermögen und die ganze bürgerliche Existenz bedingt, zu übernehmen, wenn man nicht die unbezweizweifelte Gewißheit hat, daß keine Gefahr dabey ist.

Wie soll nun aber der Gutsbesitzer sich von der Richtigkeit der Taxen im allgemeinen überzeugen?

Soll der bey Demmin wohnende Gutsbesitzer nach Boizenburg reisen, und die Taxen der dort bonitirten Güter revidiren? dies ist nicht möglich! und so wird sich das Urtheil der einzelnen Gutsbesitzer fast eben so langsam bestimmen, als das Urtheil

des größern Publikums, und nur nach einer langen Prüfung werden die vorsichtiger dem Verein beytreten.

§. 12.

Schlußfolge.

Aus den bisher vorgetragenen Gründen ergiebt sich meiner Meinung nach: daß die Ausmittelung des Pfandwerths der Güter durch eine neue Taxation, keine Basis für den Kreditverein geben kann; und daß, wenn der Pfandwerth nicht auf eine oder die andre Weise darzustellen ist, man lieber die ganze Idee fahren lassen muß, ohne einen, wahrscheinlich fehlschlagenden Versuch zu machen, der den Kredit des Landes noch mehr erschüttern würde.

§. 13.

Die Wohlthat eines Kreditvereins ist schon durch das Pommersche System bestätigt, das indessen für Mecklenburg nur unter Beschränkungen zum Muster dienen kann.

Der Kreditverein in Pommern hat die große Probe, auf die er durch die Invasion der Franzosen gestellt wurde, glänzend bestanden, und das Publikum lohnt diesen so hart geprüften und so fest bewährt gefundenen Verein jetzt mit einem gränzenlosen Vertrauen. Es ist eine vielleicht einzige Erscheinung, daß ein Pfandbrief von 100 Thalern, der nur 4 pCt. Zinsen trägt, mit 104 Thaler baar Geld bezahlt wird, während der

Privatmann bey völliger Sicherheit gegen 5 pCt. Zinsen kein Geld erhalten kann.

Diese Thatsache beweiset mehr, als alle Worte es können, das Bedürfniß und die hohe Nützlichkeit eines solchen Vereins.

Der vollendete Erfolg des Pommerschen Vereins kann leicht zu der Meinung führen: man dürfe die Einrichtung desselben nur in allen Stücken nachahmen, um in Mecklenburg denselben Erfolg zu haben. Man täusche sich hierin aber nicht, dieselben Einrichtungen können dieselben Wirkungen nur dann hervorbringen, wenn auch die Umstände sich gleich sind; diese sind aber in Pommern und Mecklenburg in folgenden zwey Punkten sehr wesentlich von einander verschieden:

Erstens. In Pommern gab der König zur ersten Gründung des Vereins einen sehr bedeutenden Fond her, wodurch ohne Theilnahme der Kapitalisten die ersten Pfandbriefe creirt werden konnten. Die Landschaft oder das Directorium trat hiedurch als reiche Mittelsperson zwischen Gläubiger und Schuldner ein. Die Bürgschaft, die der Gutsbesitzer zu leisten hatte, war gefahrlos für ihn, weil die Landschaft reich genug war, jeden Verlust, der durch unrichtige Taxation oder durch andre Zufälle enstand, selbst zu tragen.

Zweytens. Die Schätzung der Güter war in Pommern nie so willkührlich geschehen, der Anschlag

nie so gemißbraucht worden. Deshalb fand der Kreditverein Vertrauen beym Publikum, anstatt daß er in Mecklenburg überall mit dem Mißtrauen desselben zu kämpfen haben wird. Die Gütertaxen bey der ersten Einführung des Kreditsystems in Pommern sind unstreitig von der Vollkommenheit weit entfernt; so wurde zum Beyspiel ein Gut in Pommern, welches für 118000 Thaler gekauft war, gleich darauf von der Landschaft zu 180000 Thaler taxirt, und 120000 Thaler Pfandbriefe darauf ertheilt; aber das große eigenthümliche Vermögen der Landschaft und das Vertrauen des Publikums machten einzelne Mißgriffe unschädlich.

In Mecklenburg würde aber ein einzelner Fall von dieser Art das ganze Gebäude erschüttern; darum müssen die Taxen genauer seyn, und die Willkühr ganz entfernt werden, wenn hier der Kreditverein bestehen soll.

§. 14.

Wie könnte die Befolgung des im Mecklenburgischen Landesvergleich vorgeschriebenen Bonitirungs-Reglements eine möglichst genaue Annäherung zum richtigen Resultat geben? und zwar:

A. Zur Bestimmung des Ackers.

Die vor ungefähr 50 Jahren vorgenommene Bonitirung aller ritterschaftlichen Güter in Mecklenburg, ist für einen jetzt zu errichtenden Kreditverein ein un-

schätzbares Geschenk, wenn aus dieser Bonitirung der jetzige Werth der Güter mit einiger Genauigkeit dargestellt werden kann. Wird der Pfandwerth der Güter aus den Datis, die diese ältere Taxe giebt, bestimmt: so ist dadurch jede Willkühr ausgeschlossen und das Mißtrauen des Publikums, welches die neuen Taxen, aus Furcht, daß persönliches Interesse und Partheylichkeit dabey mitgewirkt hätten, Jahrelang begleiten würde, kann hier gar nicht entstehen.

Außerdem hat diese Bonitirung manche eigenthümliche Vorzüge vor allen spätern Taxationsformen; denn

1. Es sind alle Theile eines Guts einzeln geschätzt, jede kleine Wiese, jedes Stück Acker, welches in seiner Beschaffenheit mit dem umliegenden Acker nicht übereinstimmte, ist für sich bonitirt. Wie viel genauer aber der Werth des Ganzen aus der Schätzung der einzelnen Theile hervor geht, als aus einer Taxe, in der man die verschiedenartigsten Gegenstände zusammenwirft, ist einleuchtend.

2. Indem man 75 Q. R. des besten oder 300 Q. R. des schlechtesten Ackers auf einen Scheffel rechnete, erhielt der Bonitör eine Scale von 225 Grade. Er konnte nun die leiseste Abstuffung des Ackers in ganzen Zahlen angeben, und da er durch die Entwerfung eines Anschlags nicht gehemmt und verwirrt wurde, konnte er seine ganze Aufmerksamkeit auf diese einfache Bezeichnung wenden.

3. Die Bonitirung selbst geschah, unter der Aufsicht zweyer Directoren, von sechs Taxatoren, wovon immer zwey und zwey zusammentraten und so drey Abtheilungen oder Schürzen bildeten. Der Vorschrift nach, mußte nun jede Schürze das Feld für sich allein bonitiren, und ohne vorhergehende Besprechung mit den andern, ihre Annahmen zu Protocoll geben. Durch diese weise Einrichtung controllirten sich die Taxatoren unter einander selbst; die Unwissenheit oder Nachlässigkeit eines Taxators, mußte sich durch seine abweichenden Angaben bald zeigen. Da nun schon aus dieser Rücksicht die Uebereinstimmung mit den übrigen, für jeden einzelnen Taxator angenehm und wünschenswerth seyn mußte, und da diese Uebereinstimmung nur dann möglich war, wenn sich alle der Wahrheit möglichst näherten: so mußte das Ehrgefühl für jeden Taxator selbst eine Triebfeder werden, sein Geschäft mit größter Genauigkeit und Sorgfalt zu betreiben.

Die Bonitirung geschah um zu bestimmen, in welchem Verhältniß die Güter zu den Landessteuern beytragen sollten.

Die Abgaben waren damals so geringe, — ungefähr 15 Thaler per Huse, — Daß der Wunsch sich ihnen zu entziehen, schwerlich so heftig rege werden konnte, um einen bestimmenden Einfluß auf die Bonitörs auszuüben. Auch trat diesem Wunsch das In-

teresse, durch einen bedeutenden Hufenstand seinem Gut mehr Ansehn und einem größern Kreditwerth zu verschaffen, wieder direct entgegen.

Man kann also wohl annehmen, daß die Bonitörs frey von äußern Einwirkungen, im allgemeinen ihre würkliche Ueberzeugung ausgesprochen haben, und da nun die vorgeschriebene Form die Bonitörs in der freyen Ausübung ihrer Kenntnisse gar nicht hemmte, so hätte man von dem Zusammentreffen so günstiger Umstände ein ausgezeichnetes Resultat erwarten dürfen.

Diese Erwartung ist aber, in sofern als der Hufenstand Maaßstab des Werths eines Guts seyn soll, sehr getäuscht worden. Die Erfahrung lehrt, daß zu allen Zeiten die Hufe guten Bodens viel theuerer bezahlt ist, als die Hufe Sandboden.

Als in den Jahren 1811 — 13 die Güterpreise am niedrigsten waren, wurde das Gut G. mit 12000 Thlr. per Hufe, das Gut R aber nur mit 3500 Thlr. per Hufe bezahlt. Die öffentliche Meinung erkannte also in dem Werth zweyer Hufen, das Verhältniß von 12 zu $3\frac{1}{2}$ oder von $3\frac{1}{2}$ zu 1, an.

Das Gut G. enthält aber nicht lauter Boden von der ersten Güte, das Gut R. besteht nicht aus bloßem Sand, sondern hat noch einen bedeutenden Theil guten Boden. Es muß also noch ein viel größerer Unterschied in dem Werth der Hufen statt finden können,

als der Kaufpreis dieser Güter ergiebt. Gäbe es ein Gut, welches unvermischt mit anderm Acker, bloß solchen Boden enthielte, der zu 300 Q. R. auf 1 Sch. bonitirt ist: so würde es sich zeigen, daß ein solches Gut gar keinen Kaufpreis hat, und eine Hufe dieses Bodens ganz ohne Werth sey.

Die Bonitirung hat also ihren eigentlichen Zweck den Werth der Güter zu bestimmen im höchsten Grade verfehlt, und man wird dadurch gar zu leicht geneigt, sie als ganz unbrauchbar anzusehn.

Man muß aber, ehe man dieses Urtheil fällt, genau unterscheiden, ob die Schuld an den Grundsätzen des Bonitirungsreglements, oder an regellosen willkührlichen Annahmen der Bonitörs liegt.

Wenn man mit dem Bonitirungsregister in der Hand, ein Gut besieht, so wird man nach meiner Wahrnehmung immer finden, daß die Beschaffenheit des Ackers mit der Zahl der Quadratruthen, die für diesen Acker auf einen Scheffel gerechnet sind, in einem gewissen Verhältniß steht; ja man wird sich, nachdem man diese Vergleichung für einige Ackerstücke gemacht hat, nun aus dem Bonitirungsregister allein, eine fast genaue Ansicht von dem Acker des ganzen Guts bilden können. Also liegt die Schuld nicht an den Bonitörs.

Wenn der Boden aller Güter chemisch untersucht wäre, und man nun den Acker nach seinem verschiedenen Thongehalt klassificirt hätte: so würde der reine

Ertrag des Bodens ebenfalls nicht mit dem Thongehalt im graden Verhältniß stehen, der Schluß, daß ein Acker von 40 pCt. Thon den vierfachen Werth des Ackers von 10 pCt. Thon hatte, könnte eben so falsch seyn, als wenn man dem zu 75 Q. Ruthen bonitirten Acker den vierfachen Werth des zu 300 Q. Ruthen bonitirten Bodens beymißt; aber man würde diese Klassifikation deshalb nicht als unnütz verwerfen, sondern zu bestimmen versuchen, in welchem Verhältniß der reine Ertrag mit dem Thongehalt wachse oder abnehme.

Die ältere Bonitirung liefert eine Scale, wo der Uebergang vom besten zum schlechtesten Boden durch 225 Grade bezeichnet ist. In dieser Bonitirung ist aber nicht bloß auf den Thongehalt Rücksicht genommen, sondern der Humusgehalt des Bodens, die Entfernung des Ackers vom Hofe und eine Menge anderer wesentlicher Umstände sind in dieser Gradbestimmung mit berücksichtigt.

Es scheint also wohl eine ernstliche Untersuchung zu verdienen, ob es nicht möglich ist heraus zu bringen, welche Eigenschaft des Ackers durch diese Grade eigentlich bezeichnet wird, und welcher reine Ertrag des Bodens mit jedem solchen Grad verbunden ist.

Da das Bonitirungsreglement hierüber keine Auskunft giebt: so kann diese Aufgabe nur durch eine vielfache Vergleichung und Beobachtung, wie

sich der Ertrag des Ackers zu dem Grad, womit er im Bonitirungsprotokoll bezeichnet ist, verhält, gelöset werden.

Zu meiner Belehrung versuchte ich den Entwurf einer Tabelle, in welcher ich den Reinertrag des Ackers der zu 80, 90, 100 Q. Ruthen u. s. w. bonitirt war, nach den Erfahrungen und Beobachtungen, die ich über den Werth dieser verschiedenen Bodenarten gemacht hatte, ansetzte. Die Tabelle ergab eine fast ganz regelmäßige Ordnung zwischen der zunehmenden Quadratruthenzahl auf 1 Scheffel, und dem abnehmenden Reinertrag des Bodens. Dies machte mich aufmerksam, und als ich nun die Rechnungen, die ich über das Verhältniß des rohen zum reinen Ertrage besaß, hiemit verglich, fand ich zwischen beyden eine überraschende Uebereinstimmung. Ich fand nämlich, daß, wenn ich die Quadratruthenzahl auf 1 Scheffel, als Maaß des rohen Ertrags annahm, ich für diesen rohen Ertrag fast eben den Reinertag erhielt, den ich für den Boden von diesem Grad, nach einer allgemeinen Beobachtung, in der Tabelle angesetzt hatte. Es würde also hiernach der rohe Ertrag des Bodens aus dem Bonitirungsregister zu ersehen seyn, wenn man z. B. aus der Erfahrung gefunden hätte, daß der zu 100 Q. Ruthen bonitirte Acker 60 Scheffel giebt, so würde der zu 150 Q. R. bonitirte Acker von der 1½mal so großen Fläche denselben rohen Ertrag, auf gleicher

Fläche aber nur $\frac{1}{100} \times 6$, also 4 Scheffel Ertrag geben. Dieser Satz kann anfangs nur Hypothese seyn; ich habe ihn aber bey vielseitiger längerer Prüfung so vielfach zutreffend gefunden, daß ich dies nicht mehr für ein Spiel des Zufalls halten kann.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß man beym Entwurf des Bonitirungsreglements selbst von dem Grundsatz ausgieng: den rohen Ertrag als Norm des Werths anzunehmen, und dabey voraussetzte, der Acker von minderer Güte sey so viel leichter zu beackern, und bedürfe so viel weniger Saamen als der bessere Boden, daß die Erzeugung desselben Products auf beyden Bodenarten doch eine gleiche Quantität Arbeit und Kosten verursache; und daß nur aus dieser unrichtigen Voraussetzung die Bonitirung ihren Zweck so sehr verfehlt habe.

Diesen Satz als wahr angenommen, bedarf es nur noch der Darstellung des Verhältnisses zwischen rohem und reinen Ertrag, um den Hufenstand auf seine ursprüngliche Bestimmung: Maaßstab des Gutswerths zu seyn, zurückzuführen.

Die Darstellung dieses Verhältnisses ist aber mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. Die Sätze, worauf diese Berechnung gestützt werden muß, dürfen nur auf der Basis der reinen Erfahrung beruhen, wenn sie nicht lauter schiefe Resultate liefern sollen. Die Kosten der arbeitenden Kräfte müssen genau aus-

gemittelt werden; die Quantität Arbeit, die von ihnen geleistet wird, die Arbeit, die ein Feld von gegebener Größe bey wachsendem oder fallenden Kornertrag erfodert, muß bekannt seyn; dann müssen die allgemeinen Kulturkosten, die sich nicht auf die einzelnen Zweige der Wirthschaft repartiren lassen, als Administrationskosten, Baukosten u. s. w. genau berechnet werden; und endlich muß diese Berechnung, angewandt auf die specielle Darlegung des Reinertrags jedes einzelnen Zweiges der Wirthschaft, sich durch die Uebereinstimmung mit dem wirklichen Totalertrag bewahrheiten, ehe sie zur Begründung allgemeiner Sätze gebraucht werden kann.

Die zu einer solchen Berechnung nothwendigen Data, waren mir durch eine fünfjährige, zu einem andern wissenschaftlichen Zweck genau und speciell geführte Rechnung, größtentheils gegeben; aber die Größe der Arbeit und die Ungewißheit, ob sie, trotz alles Strebens der Wahrheit, sich der Beachtung in dem Grade würde zueignen können, um bey der Einführung des Kreditsystems nützlich zu werden, hielten mich lange Zeit davon zurück, bis die allmählig in mir wachsende Ueberzeugung, daß eine solche Darstellung nicht bloß zu einem momentanen Zweck, nützlich seyn könne, sondern vielleicht einen dauernden Nutzen haben würde, mich endlich zur Ausführung und Ausarbeitung bewegte.

Die Mittheilung der Erfahrungen und der Gründe, worauf diese Darstellung gestützt ist, und aus welchen sie hervorgegangen ist, würde ein eigenes Werk erfodern, und ich kann hier deshalb nur die Endresultate, welche diese Untersuchung gegeben hat, mittheilen.

§. 15.

Erläuterung des Vorstehenden und nöthige Bemerkungen.

100,000 Q. Ruthen Ackerland geben in der 7 Felder Koppelwirthschaft beym Kornertrage von

7½	Rostocker	Scheffel	Rocken	auf		
	60 Q.	Ruthen	einen	reinen		
	Geldertrag	von	—	—	1211	Thlr.
7	—	—	—	—	1037	—
6½	—	—	—	—	863	—
6	—	—	—	—	689	—
5½	—	—	—	—	515	—
5	—	—	—	—	341	—
4½	—	—	—	—	167	—
4⅓	—	—	—	—	0	—

Auf Weitzenboden

7½ Scheffel Weitzen auf 60 Q. Ruthen 1501 —

Es wird nöthig seyn, nachstehende Erläuterungen und Bemerkungen beyzufügen:

1. In dem angegebenen Kornertrag ist die ganze Production des Bodens begriffen, also auch das Drescherlohn, das Aechters, das im ungedroschenen oder halbausgedroschenen Garben verfutterte Korn u. s. w.

2. Der angegebene Geldertrag ist ganz reiner Ertrag des Ackerlandes allein, und die Nutzung der Wiesen, des Holzgrundes, der Gärten u. s. w. ist hierin nicht mit begriffen. Jedoch sind die zum Betrieb der Wirthschaft nothwendigen Gebäude als schon vorhanden und mit dem Ackerland verbunden angesehn; weßhalb denn die Zinsen des Kapitals, welches in den Gebäuden steckt, dem Ackerlande nicht zur Last gesetzt, und vom Ertrage desselben nicht abgezogen sind.

3. Die Gebäude sind von mittlerer Güte und im baulichen Stande sich befindend angenommen. Die jährlichen Reparaturkosten, und die Abnutzung der Gebäude oder die Kosten, welche in einer langen Reihe von Jahren durch neue Bauten verursacht werden, sind auf einen jährlichen Durchschnitt gebracht, in Ausgabe gestellt und vom Ertrage des Guts abgezogen.

4. Die Landesanlagen und die Abgaben an den Staat sind so angenommen, wie sie jetzt sind, wenn man die Lasten davon trennt, die als Folge des Kriegs nur noch einige Jahre fortdauern können. Die ungewöhnlichen Abgaben oder die Kriegskosten habe ich als eine jährliche Ausgabe, gleichsam als einen Beytrag, der einer diese Gefahr übernehmenden Assekuranzgesellschaft bezahlt werden müßte, angerechnet; den Beytrag selbst aber dadurch bestimmt, daß ich die durch die Französische Invasion auf eine Hufe gekommenen Kriegskostne, als alle 50 Jahre einmal wiederkehrend angesehen, und

darnach für ein Jahr den funfzigsten Theil dieser Kosten berechnet habe.

5. Für die Gefahr, welche dem Gute durch Feuerschaden und Hagelschlag drohet, habe ich die Beyträge zu den Assekuranzgesellschaften, nach dem Durchschnitt der letzten Jahre, als eine jährliche Ausgabe in Rechnung gebracht.

6. Um den Ertrag des Ackerlandes von dem der Wiesen zu trennen, ist es nothwendig, für das Ackerland eine solche Eintheilung oder Schlagordnung anzunehmen, daß es ohne Beyhülfe des Dungs, den die Wiesen geben, sich in demselben Grad von Fruchtbarkeit und Ertrag, worin es jetzt ist, erhalten kann. Nach vielfachen Beobachtungen glaube ich annehmen zu können, daß dies für den Rockenboden erster Klasse der Fall ist, wenn in 7 Schlägen 3 Saaten, Rocken, Gerste, Hafer genommen werden, der Acker dann drey Jahre zur Weide liegt und im 7ten Jahre reine Braache gehalten wird. Boden von minderer Güte wird aber die drey Saaten nicht tragen können, ohne erschöpft zu werden. Um hier den Ertrag des Guts für einen sich gleich bleibenden Zustand zu berechnen, müßte man annehmen, daß ein Theil des dritten Schlags statt mit Hafer besäet zu werden, schon zur Weide niedergelegt würde; und dieser Theil würde immer größer, je schlechter der Boden wird.

Ich habe hierauf bey der Entwerfung der obigen

Tabelle Rücksicht genommen; da aber bis jetzt alle Data, die zur scharfen Bestimmung eines solchen Verhältnisses nothwendig sind, fehlen: so hat dies nicht mit der Genauigkeit, wie ich es wünschte, geschehen können.

7. Die Kornpreise, die jener Berechnung zum Grunde liegen, sind übereinstimmend mit den Preisen, wofür das Korn auf dem erwähnten Gut in den 5 Jahren von Johannis 1810 bis 1815 wirklich verkauft ist. Der Durchschnittspreis des gesammten in diesen 5 Jahren verkauften Korns ist für einen auf Rocken reducirten Scheffel Korn $46\frac{7}{10}$ ßl. NZw. Bey der Reduction auf Rocken ist gerechnet:

1 Scheffel Weitzen	gleich	$1\frac{1}{3}$	Scheffel	Rocken.
1 — — Gerste	—	$\frac{3}{4}$	—	—
1 gestrichene Scheffel Hafer		$\frac{1}{2}$	—	—
1 Scheffel Erbsen		1	—	—

Nach einem Auszug, aus den ältern Rechnungen dieses Guts, ist in den 10 Jahren von Johannis 1799 bis 1809 der Durchschnittspreis alles verkauften Korns für einen auf Rocken reducirten Scheffel 1 Thlr. $17\frac{1}{2}$ ßl. gewesen.

Ich habe den Preis der letzten 5 Jahre in dieser Rechnung angenommen, nicht weil ich glaube, daß der Durchschnitt so weniger Jahre eine Norm für die Zukunft abgeben kann; sondern weil es mir scheint, daß, wenn wir ein authentisches Verzeichniß der

Rostocker Kornpreise seit dem Jahre 1780 besäßen, dieses ein, von dem obigen, wenig abweichendes Resultat geben würde.

8. Die Berechnung des Ertrags des Ackerlandes gilt für Güter, welche 4 Meilen von den Haupt-Handelsstädten Mecklenburgs entfernt sind. Mit einer größern Entfernung nimmt der Werth des Getreides auf dem Gute selbst ab, und mit dem Werth des Getreides fällt der Reinertrag des Ackers.

9. Es ist ferner angenommen, daß das nöthige Brennholz auf dem Gute selbst ist. Dem Ackerlande, oder vielmehr den arbeitenden Kräften, deren Kosten vom Ackerlande wieder getragen werden müssen, ist zwar das Brennholz zum wirklichen Verkaufspreis angerechnet, aber nicht das Fuhrlohn für das Holz, wenn es außerhalb des Guts geholt werden muß, wodurch es bey einiger Entfernung leicht doppelt so theuer wird.

10. Die Zinsen des Inventariums und des Betriebskapitals, so wie die Abnutzung des erstern, sind auf die verschiedenen Zweige der Wirthschaft, wofür es gehalten wird, repartirt, und dadurch für den Ackerbau schon in Ausgabe gesetzt; der angegebene Reinertrag gehört also dem Ackerlande allein an.

11. Die Administrationskosten sind zuerst darnach berechnet, was die Administration durch einen Inspector und eine Wirthschafterin kosten würde.

Da aber eine solche Bewirthschaftung — wo das Gehalt des Administrators von seiner mehrern oder mindern Thätigkeit und Einsicht unabhängig ist, und damit nicht wächst oder fällt — den hier vorausgesetzten Zweck, den möglichen reinen Ertrag aus dem Gute herauszubringen, in der Regel nur dann erreichen wird, wenn noch eine Oberaufsicht statt findet: so habe ich die auf jene Art berechneten Administrationskosten für diese Oberaufsicht, mit ungefähr 50 pCt. erhöht, welche bey eigener Bewirthschaftung dem Gutseigenthümer, bey der Verpachtung dem Pachter zufallen; und ich glaube daß der landübliche Gewinn, den der Pächter im allgemeinen hat, hiemit ziemlich übereinstimmen wird.

12. Die Abgaben an den Prediger sind hier inclusive der Reparaturkosten der Pfarrgebäude und der für sie zu leistenden Fuhren 18 Thaler pro Hufe berechnet. Da dies aber nicht überall mit der Hufenzahl in Verhältniß steht, so muß in abweichenden Fällen, hiefür eine Abrechnung oder Zurechnung statt finden.

§. 16.

Berechnungen, die zur nähern Bestimmung des Pfandwerths auf diese Zahlenverhältnisse gegründet werden könnten.

Um nun zu erfahren, welcher Kornertrag im allgemeinen, mit jedem bonitirten Grad des Ackers verbunden ist, bedarf es der Zusammenstellung und Ver-

gleichung wirklicher Durchschnittserträge mit dem bonitirten Grad des Bodens, der jenen Ertrag gegeben hat.

Unter den vor mir liegenden Datis scheint mir der ältere Kornertrag des Guts, — welcher den obigen Berechnungen zur Basis dient, — am brauchbarsten, weil nach meiner Ansicht, die damaligen Verhältnisse des Guts, in den Punkten worauf es hier ankömmt, von den allgemeinen und gewöhnlichen Verhältnissen der mehrsten Güter, nicht abweichend waren.

Der zehnjährige Durchschnittsertrag dieses Guts war auf 60 Q. Ruthen in Rostocker Scheffel, vom Weitzen $7\frac{9}{100}$, vom Rocken $5\frac{7}{100}$ Scheffel.

Der Acker, wo der Weitzen gebauet ist, enthält nach der Bonitirung im Durchschnitt $80\frac{1}{2}$ Q. Ruthen auf 1 Scheffel. Der Rockenacker ist im Durchschnitt zu $108\frac{3}{4}$ Q. Ruthen bonitirt.

In den nächstfolgenden 7 Jahren ist der Durchschnittsertrag dieses Guts gewesen: vom Weitzen $8\frac{60}{100}$ Scheffel, vom Rocken $7\frac{18}{100}$ Rostocker Scheffel auf 60 Q. Ruthen.

Der höhere Ertrag der letzten 7 Jahre ist eine Folge des Mergelns und anderer Verbesserungen, er ist also als Wirkung der Kultur anzusehen und kann bey der Bestimmung des Pfandwerths der Güter nicht eher in Betracht kommen, als bis eine solche Kultur allgemein und dauernd über das ganze Land verbreitet ist.

Jener ältere Ertrag gehört aber dem Boden in sei-

ner ursprünglichen Beschaffenheit an, und kann für unsern Zweck als Basis dienen.

Der Boden zu $108\frac{3}{4}$ Q. Ruthen bonitirt gäbe $5\frac{71}{100}$ Scheffel Rocken, auf 60 Q. Ruthen. Da nun nach unserer Annahme die bonitirte Quadratruthenzahl das Maaß des rohen Ertrags ist, und zwar so, daß ein bonitirter Scheffel, er enthalte so viele Quadrat-Ruthen, als er wolle, immer denselben rohen Kornertrag giebt: so läßt sich aus diesem einzelnen Erfahrungssatz, der Kornertrag des Ackers von jedem bonitirten Grad finden. 1 Scheffel des zu 100 Q. Ruthen bonitirten Ackers giebt z. B. eben so viel Ertrag als 1 Schfl. Acker von $108\frac{3}{4}$ Q. R. Der Ertrag des letztern ist auf 60 Q. R. $5\frac{71}{100}$ Scheffel Rocken, dies macht auf $108\frac{3}{4}$ Q. Ruthen — $10\frac{35}{100}$ Scheffel; also wäre der Ertrag jedes bonitirten Scheffels $10\frac{35}{100}$ Scheffel Rocken, und der zu 100 Q. R. bonitirte Acker würde auf 60 Q. Ruthen einen Ertrag geben von $\frac{60}{100} \times 10\frac{35}{100}$ gleich $6\frac{21}{100}$ Scheffel Rocken. Dies läßt sich auch durch einen einfachen Satz finden, indem man die Quadratruthenzahl des Ackers, wofür der Ertrag bekannt ist, mit der Scheffelzahl des Ertrags multiplicirt, und nun durch die bonitirte Quadratruthenzahl des Ackers, wofür der Ertrag gesucht wird, dividirt z. B. $\frac{108\frac{3}{4} \times 5\frac{71}{100}}{100}$ giebt ebenfalls $6\frac{21}{100}$ Schfl.

Der Weitzen gab auf Boden zu $80\frac{1}{2}$ Q. Ruthen

bonitirt, $7\frac{9}{100}$ Scheffel Ertrag; der Acker zu 75 Q. R. bonitirt, wird also geben $80\frac{1}{2} \times 7\frac{9}{100} = 7,61$ Scheffel auf 60 Q. R. 75

Die Rücksicht auf diese Erfahrungen, verbunden mit der Summe der Beobachtungen, die ich über andre Güter habe machen können, bestimmen mich nun als allgemeine Sätze anzunehmen:

1. daß Acker zu 75 Q. Ruthen bonitirt im allgemeinen auf 60 Q. Ruthen $7\frac{1}{2}$ Scheffel Weitzen giebt.
2. Daß der zu 100 Q. Ruthen bonitirte Acker auf 60 Q Ruthen 6 Scheffel Rocken trägt.

Der Geldertrag von 100000 Quadrat-Ruthen Weitzenboden à $7\frac{1}{2}$ Scheffel auf 60 Q. Ruthen ist oben angegeben zu 1501 Thaler.

Der Geldertrag des Rockenbodens
à $7\frac{1}{2}$ Scheffel zu — — 1211 Thlr.

Mit 1 Scheffel Rocken auf 60 Q. R.
steigt der Geldertrag um 348 Thaler,
mit $\frac{5}{6}$ Schfl. also um 290 Thaler.

$7\frac{1}{2} \times \frac{5}{6}$ Schfl. $= 8\frac{1}{3}$ Scheffel geben
1211 × 290 Thaler = 1501 Thlr.

Also ist hiernach der Rockenboden von $8\frac{1}{3}$ Scheffel Rocken-Ertrag dem Weitzenboden von $7\frac{1}{2}$ Scheffel Weitzenertrag gleich. Nach dem Gesetz, daß der Ertrag im umgekehrten Verhältniß mit der bonitirten Quadratruthenzahl steht, kömmt dem Acker, zu 75 Q. Ruthen bonitirt, ebenfalls ein Ertrag von $8\frac{1}{3}$ Scheffel

Rocken zu; denn $\frac{100 \times 6\frac{1}{4}}{75}$ Schfl. $= \frac{625}{75} = 8\frac{1}{3}$ Scheffel.

Es folgt hieraus, daß wir in dieser Berechnung den Weitzenboden vom Rockenboden nicht ferner trennen dürfen, und daß der Werth, der dem Weitzenboden nach seinem bonitirten Grad zukömmt, durch dieselbe Formel wie beym Rockenboden sich berechnen läßt.

Es scheint mir, daß man im allgemeinen annehmen könne, der Weitzenboden umfasse den Acker, der von 75 bis 83 Quadratruthen bonitirt ist. Der Rockenboden von der ersten Klasse, zu 83 Q. R. bonitirt, liefert von gleicher Fläche wohl noch eine so große Erndte an Stroh und Masse des Korns als der Acker zu 75 Q. R. bonitirt; aber der Vorzug des letztern besteht darin, daß er eine edlere Frucht trägt, die bey gleicher Masse einen um ein Drittel größern Werth hat. Die Fähigkeit des Bodens, diese edlere Frucht mit Sicherheit und von der besten Güte zu erzeugen, ist in dem Acker zu 75 Q. Ruthen am höchsten, nimmt von da stufenweise bis zum Acker von 83 Q. R. ab, und wenn dieser auch noch Weitzen trägt, so liefert er doch eine so viel geringere Masse als der Rocken, daß es vortheilhafter wird, den Acker mit dieser letztern Frucht zu besäen. Nur in dieser größern Fähigkeit, mit Sicherheit Weitzen zu erzeugen, liegt der Grund, warum man den Acker bis zu 75 Q R. herunter eine

fortschreitende Werthsvermehrung beylegen kann, denn für die meisten andern Früchte ist der Acker zu 80 Q. Ruthen bonitirt, mehr geeignet.

Der Mergel verändert die angegebene Gränze zwischen Weitzen- und Rockenboden gänzlich, worauf aber hier nicht Rücksicht genommen werden kann.

Man hat auch den Lehmboden in die Klasse des besten Bodens gesetzt und ihn zu 75 bis 80 Q. R. bonitirt. Der Lehm trägt zwar Weitzen; aber die Erndten davon sind so gering und die Beackerung so schwierig, daß der Werth desselben wohl noch unter dem Werth des Mittelbodens zu setzen ist, und nur bey einer ausgezeichnet hohen Dungkraft verdient der Lehm den ihm angewiesenen Rang. Da die Bonitirungsregister durchaus nicht anzeigen, welcher Acker aus Lehm bestehe oder nicht: so ist die Trennung desselben von dem besten Boden, nicht möglich. Bey der Werthschätzung des Bodens auf die Grundlage der ältern Bonitirung können hieraus Ungleichheiten entstehen; aber ich zweifele doch sehr, daß diese Ungleichheiten so bedeutend werden können, um für den auszumittelnden Pfandwerth irgend gefährlich zu werden; denn: erstens, findet sich der Lehm fast nie in ganzen Strecken, sondern fast immer nur auf den Hügelspitzen, und die dazwischen liegenden Thäler bestehen gewöhnlich aus so vorzüglichem Boden, daß sie wohl einen Theil schlechten Boden mit übertragen können; zweytens haben die Bonitörs die Kraft und Tragbarkeit des

Ackers mit berücksichtiget und häufig den Boden der seinem Thongehalt nach zum Weitzenboden gehört, zu einem niedern Grad bonitirt, die einzelnen und zerstreueten Lehmhügel aber gewöhnlich gar nicht ausgezeichnet, sondern sie mit dem anliegenden Acker gleich hoch angesetzt.

Um nun den Ertragswerth einer Hufe von jedem bonitirten Grade z. B. für 90 Quadratruthen auf 1 Schfl. zu finden, verfährt man auf folgende Weise:

1. Der Kornertrag, den dieser Acker auf 60 Q. Ruthen giebt, geht aus dem Verhältniß worin er zu dem Acker von 100 Q. R. steht hervor.

60 Q. R. : 100 Q. R. = $6\frac{1}{4}$ Schfl. : $10\frac{2}{60}$ Schfl.

90 Q. R. : 60 Q. R. = $10\frac{2}{60}$ Schfl. : $6\frac{1}{18}$ Schfl.

also 90 Q. R. : 100 Q. R. = $6\frac{1}{4}$ Schfl. : $6\frac{1}{18}$ Schfl.

oder $\frac{100 \times 6\frac{1}{4}}{90} = \frac{625}{90} = 6\frac{1}{18}$ Schfl.

2. Der Geldertrag des Ackers von 7 Schfl. Kornertrag ist für 100000 Q. R. nach obiger Tabelle 1037 Thaler. Mit einem Scheffel Kornertrag fällt der Geldertrag regelmäßig um 348 Thaler. Für $\frac{1}{18}$ Schfl. Kornertrag beträgt die Aenderung des Geldertrags also $\frac{348}{18} = 19\frac{1}{3}$ Thaler und für Acker von $6\frac{1}{18}$ Schfl. Ertrag = 7 Schfl. — $\frac{1}{18}$ Schfl. ist der Reinertrag 1037 — $19\frac{1}{3}$ Thaler = $1017\frac{2}{3}$ Thaler.

3. Eine Hufe enthält 600 Schfl.; für den Schfl. zu 90 Q. R. beträgt der Flächenraum der Hufe 54000 Q.

Ruthen. 100000 Q. Ruthen dieses Ackers geben einen Reinertrag von $10 \times 7\frac{2}{3}$ Thaler. 54000 Q. R. also $\frac{54 \times 1017\frac{2}{3}}{100} = 549\frac{54}{100}$ Thaler, wofür ich in der Tabelle die ganze 550 ZahlThlr. annehme. Für einen Scheffel giebt dies $\frac{550}{600} = \frac{11}{12}$ Thaler oder in Decimalzahlen ausgedrückt 0,917 Thaler. *)

Aus dieser Berechnung ergiebt sich nun folgende Tabelle:

---

*) Um die hier aufgestellten Berechnungen auch mit den Preußischen Maaßen in Vergleichung bringen zu können, werden die nachstehenden Bemerkungen: das Verhältniß des Mecklenburgischen Getreide- und Flächen-Maaßes gegen das Preußische betreffend, hier nicht überflüssig seyn:

Ein Magdeburger Morgen hält 118 Mecklenburgische Quadratruthen; (oder wenn man sehr scharf rechnen wollte: 117,775 Q. R.)

Ein Berliner Scheffel ist gleich $\frac{7}{5}$ Rostocker Scheffel.

Der Ertrag eines Rostocker Scheffels auf 60 Q. Ruthen beträgt demnach auf einen Morgen:

$\frac{118}{60}$ Rostocker Scheffel,

oder $\frac{118 \times 5}{60 \times 7} = \frac{590}{420}$ Berliner Scheffel,

welches fast ganz genau $1\frac{2}{5}$ Scheffel ausmacht.

	Kornertrag auf 60 Q. R. in Rost. Schfl.	Geldertrag auf 100000 Q. R. Thlr.	Größe der Hufe. Q. R.	Geldertrag einer Hufe. Thlr	Geldertrag eines bonitirten Scheffels. Thlr.
Acker bonitirt					
zu 75 Q. R	$8\frac{1}{3}$	1501	45000	676	1,127
80 Q. R.	$7\frac{6}{8}\frac{5}{0}$	1320	48000	634	1,057
90 Q. R	$6\frac{8}{9}\frac{5}{0}$	1018	54000	550	0,917
100 Q. R.	$6\frac{2}{1}\frac{5}{0}$	776	60000	466	0,777
110 Q. R.	$5\frac{7}{1}\frac{5}{1}\frac{5}{0}$	578	66000	382	0,637
120 Q. R.	$5\frac{2}{1}\frac{5}{2}\frac{5}{0}$	413	72000	298	0,497
130 Q. R	$4\frac{1}{1}\frac{0}{3}\frac{5}{0}$	274	78000	214	0,357
140 Q. R	$4\frac{6}{1}\frac{5}{4}\frac{5}{0}$	155	84000	130	0,217
150 Q. R	5	51	90000	46	0,077
155 Q. R.	$4\frac{5}{1}\frac{5}{5}\frac{5}{5}$	4	93000	4	0,007
$155\frac{1}{2}$ Q. R.	$4\frac{3}{1}\frac{5}{5}\frac{5}{5}\frac{1}{2}$	0	93300	0	0
Mit 10 Q. R. auf den bonitirten Scheffel ändert sich . .				84	0,140
Mit 1 Q. R.				8,4	0,014

Da der Reinertrag einer Hufe und eines bonitirten Scheffels mit jeder Quadratruthe auf den Scheffel regelmäßig abnimmt, so läßt sich durch bloßes Abziehen und mit leichter Mühe die Tabelle für alle Grade eines bonitirten Scheffels vollständig machen.

§. 17.

Nöthige Rücksichten, die hiebey nicht außer Acht gelassen werden müssen.

Es wird den mehrsten auffallend seyn, daß hier der reine Ertrag schon bey einer Erndte von 4 Schfl. Rocken auf 60 Q. R. verschwindet, da es doch nach den gewöhnlichen Annahmen sehr viele Güter giebt, die nur 4 Körner tragen, und doch immer einen Pacht- und Kaufwerth gehabt haben. Ich muß hier deßhalb noch einmal wiederhohlen, daß die gewöhnliche Angabe der gebaueten Körner nur das wirklich auf den Kornboden gebrachte Reinkorn umfaßt, und daß also ein Ertrag von 4 Körnern in diesem Sinne schon eine Production von ungefähr 5 Körnern voraussetzt. Um die vielen Erklärungen zu vermeiden, wäre es mir lieb gewesen, wenn ich hier den gewohnten Sprachgebrauch hätte folgen und dem Kornertrag in diesen Sinn hätte angeben können; da aber der eine viel Hinterkorn abnimmt und nicht in Rechnung bringt, der andre wenig, da auf dem einen Gute viel ungedroschenes oder halb ausgedroschenes Korn verfuttert wird, auf dem andern vielleicht gar nichts: so ist hiebey überall gar keine Bestimmtheit möglich, und Angaben dieser Art sind mit der Richtigkeit und Genauigkeit einer Rechnung unverträglich.

Aber auch hievon abgesehn, ist man im allgemeinen gar zu sehr geneigt, auch dem schlechtesten Boden noch

einen Werth beyzumessen, und da dieser Punkt für die Errichtung des Kreditvereins von so großer Wichtigkeit ist: so scheint es mir nöthig, hierüber noch einiges zu sagen.

Man kann den Werth des schlechten Sandbodens aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachten, je nachdem ein Gut bloß solchen Sandacker hat, oder auch neben dem Sand noch guten Acker enthält.

Wenn man in frühern Zeiten eine von Holz entblößte sandige Fläche aufbrach und sie der weiten Entfernung wegen mit Gebäuden versah, also ein eigenes Gut daraus errichtete: so konnte das darauf verwandte Kapital vielleicht reichliche Zinsen geben, und dadurch nach Verlauf mehrerer Jahre das Kapital selbst wieder bezahlt werden, indem der Acker durch den seit Jahrhunderten aufgehäuften Humus zuerst reichliche Erndten gab. Nachdem nun aber dieser Humus dem Acker entzogen war, und der Boden wieder in seiner ursprünglichen Unfruchtbarkeit hervortrat, hörte er auf, die Kosten des Anbaues zu bezahlen.

Nicht des Bodens wegen, sondern wegen des Humus, den der Boden enthielt, waren die Gebäude errichtet. Nachdem dieser consumirt war, hatten die Gebäude ihren Zweck erfüllt; man hätte sie jetzt abbrechen sollen, so wie man eine Glashütte abbricht, wenn sie das Holz rund um sich herum verzehrt hat.

Aber zur Plage für die Nachkommen sind sie größ-

tentheils stehen geblieben. Wären sie im Besitz einer Familie geblieben, so hätte sie ihrer natürlichen Bestimmung nicht lange entgehen können; aber Güter dieser Art wandern von Hand zu Hand, und indem jeder neue Besitzer frische Kräfte mitbringt, retten sie ihre Existenz und zehren fortdauernd am Nationaleinkommen.

Für Güter von etwas bessern Boden, die vor 100 Jahren eine wirkliche Rente gaben, haben sich im Lauf der Zeiten die Verhältnisse so nachtheilig geändert, daß auch ihr Reinertrag zweifelhaft wird. Damals hatte das Holz keinen Werth; die Unterhaltung der Gebäude kostete bloß Arbeitslohn, jetzt macht das Material den Hauptbestandtheil vom Werth der Gebäude aus. Ist nun ein solches Gut durch einen seiner Besitzer des eigenen Holzes beraubt worden, so kann der Ankauf des Holzes allein den sonstigen Reinertrag des Guts vernichten; hat aber das Gut selbst das nöthige Holz, so würde der Verkauf des Holzes, was in der Wirthschaft gebraucht wird, einen eben so großen Ertrag geben, als jetzt das ganze Gut; und das Ackerland hat dann doch, durch den gestiegenen Holzpreis seinen Werth verloren.

Ehemals waren die Abgaben so geringe, daß sie kaum in Betracht kamen, jetzt nehmen sie einen großen Theil der Gutseinnahme hinweg.

Der Bedarf an Brennholz und Bauholz richtet

sich nach der Zahl der Tagelöhnerfamilien und der Größe der Gebäude; und beyde stehen in Verhältniß mit der Größe der Erndte oder dem rohen Ertrag.

Die Abgaben werden von den Hufen erhoben, und der Hufenstand eines Guts ist nach seinem rohen Ertrag bestimmt.

Erhöhung der Abgaben und des Holzpreises vergrößern also die Ausgaben des Guts nach dem Maaß seines rohen Ertrags. Die im Lauf der Zeit stattgefundene Erhöhung der Getreidepreise, wirkt nur auf den Theil der Erndte, der zu Markt gebracht und verkauft werden kann, welcher auf Güter von dieser Art nur ungefähr den vierten Theil der ganzen Production ausmacht. Die Getreidepreise hätten also in einem viel stärkern Verhältniß wachsen müssen, als Holzpreise und Abgaben, um solche Güter schadlos zu halten. Da dies aber nicht geschehen ist, so sinkt ihr Werth in Verhältniß gegen die bessern Güter, die die halbe Erndte zu Markt bringen können, immer tiefer herab, und der Boden der ehemals eine Rente gab, bezahlt unter den jetzigen Verhältnissen die Kosten seines Anbaues nicht mehr.

Bey Gütern, die zum Theil aus gutem Acker zum Theil aus Sand bestehen, muß man den Werth den der Sandboden für den Bewirthschafter des Guts, er sey Eigenthümer oder Pächter hat, genau von dem Kauf- oder Pfandwerth dieses Bodens unterscheiden, und

nicht von jenem auf diesen schließen. Der Bewirthschafter muß jedem Boden, dessen Ertrag die auf ihn zu verwendenden Arbeitskosten übersteigt, als nutzbar ansehn und ihn anbauen. Den Ueberschuß des Ertrags über die Arbeitskosten kann er in gewissem Betracht als Reinertrag ansehen, und den Werth des Bodens darnach schätzen. Von diesem Ueberschuß müssen nun aber die Administrationskosten, die Baukosten und die Abgaben an den Staat bezahlt werden, und die Summe die dann noch bleibt, begründet einen Kaufwerth; bleibt aber nichts übrig, so hat der Boden weder Kauf- noch Pfandwerth, so nützlich er auch dem Bewirthschafter seyn mag.

Ob nun der Sandboden in dieser Verbindung mit gutem Acker einen größern Werth hat, als wenn er für sich allein ist, hängt theils von Lokalumständen, und hauptsächlich von der Intelligenz des Wirthschafters ab. Da dieser Boden bey nassem Wetter, wann der gute Acker nicht bestellt werden darf, noch gepflügt und geegt werden kann; so braucht um seinentwillen verhältnißmäßig nicht so viel Zugvieh mehr gehalten zu werden, und die Bestellungskosten sind diesem Boden dann nicht so hoch anzurechnen. Dies ist aber nur dann der Fall, wenn der Sand in einer größern Fläche zusammenliegt und in einer zweckmäßigen Schlagordnung für sich allein bewirthschaftet wird. Liegt er aber stückweise mit dem guten Acker vermischt, so wird

sein Werth in der Regel negativ; denn: erstens, kann der am Hofe liegende Sandboden, den Nachtheil, daß er den guten Acker vom Hofe trennt und die Entfernung desselben vergrößert, durch seinen Ertrag nicht vergütigen; zweytens, wird die Bewirthschaftung eines solchen Guts eine sehr gefährliche Klippe für den Wirthschafter. Es ist eine fast allgemeine Tendenz, besonders der jüngern Landwirthe, diesem Boden alle Kraft zuzuwenden, um ihn mit dem andern in eine gleiche Kultur zu bringen, und so oft dieser Versuch schon vergeblich gemacht ist, so beginnt ihn doch fast jeder von neuem wieder. Indem man nun den Dung auf einen Boden verwendet, der durch seinen Strohertrag und durch die Weide während der Dreeschjahre, in dem ganzen Umlaufe nicht so viel Dung wieder erzeugen kann, als er empfangen hatte, nimmt die Quantität des erzeugten Dungs jährlich ab, und damit sinken auch die Erndten. Auf diese Weise sind oft Güter, die einen großen Theil guten Boden hatten, gänzlich bis zum Nullertrag heruntergesunken.

In den meisten Verhältnissen wird es unstreitig am zweckmäßigsten seyn, diesen Boden mit Tannen zu besaamen.

Ein mit großen Tannen bestandener Sandboden übertrifft den besten Weitzenboden an Werth; und es entsteht nun die Frage, wie dadurch der Pfandwerth und die Bodenrente dieses Ackers verändert werden.

Der Werth einer mit Tannen besäeten Fläche nimmt dadurch fortdauernd zu, daß man das jährliche Erzeugniß des Bodens, — den Holzzuwachs, — nicht hinweganimmt, sondern sich anhäufen läßt, und die große Erndte, die dann nach langer Zeit möglich wird, ist die Entschädigung für die Aufopferung der jährlichen Erndten.

Wenn man ein Kapital, was erst über 150 Jahre erhoben werden kann, kaufen will, so wird man dafür eine Summe bezahlen können, die mit Zinsen und Zinses Zinsen nach 150 Jahren ein eben so großes Kapital giebt, als das erkaufte. Auf diese Weise berechnet wird sich der Werth eines jungen Tannenzuschlags nur sehr geringe ergeben, und wenn man von diesem Werth nun noch die, des öftern Mißrathens wegen nicht unbedeutenden Kosten der ersten Besaamung abrechnet, so wird sich bey den jetzigen Holzpreisen noch oft ein negativer Werth des zu besaamenden Bodens ergeben. Aber der Preis des Holzes wird in Zukunft unstreitig bis dahin steigen, daß dieser Verlust mindestens gedeckt wird; denn dies ist der natürliche Preis des Holzes. Indessen wird man schwerlich auf ein solches Steigen der Holzpreise, daß dadurch der schlechte Acker eine bedeutende Bodenrente gäbe, rechnen können, weil wir in Mecklenburg des schlechten sonst nicht zu nutzenden Bodens so viel besitzen, daß zur Holzerzeugung kein guter Boden verwendet zu

werden braucht. Bloß an der Seeküste, wo die Leichtigkeit des Absatzes eine Nachfrage hervorbringen kann, die durch das Erzeugniß des schlechten Bodens allein nicht mehr befriedigt wird, kann hiedurch eine Bodenrente entstehen.

Für die einzelnen Güter wird es jetzt, um sich der unmäßigen Vertheurung des Holzes, die durch das Hohlen desselben aus der Ferne und durch die Laune des Verkäufers entstehen kann, zu entziehen, von entscheidender Wichtigkeit, den eignen Holzbedarf auf dem Gute selbst zu bauen; und dies wird selbst dann geschehen müssen, wenn auch gar kein schlechter Boden auf dem Gute vorhanden ist.

In diesem Falle würde also ein Gut, welches nur so viel schlechten Boden hat, als zur Production des Holzbedarfs erfoderlich ist, einen fast eben so großen Werth haben, als das Gut von lauter gutem Boden.

Wenn es früher eine sehr richtige und einträgliche Spekulation war, das Holz zu verkaufen und den Forstgrund in Ackerland zu verwandeln, so fodert jetzt, wo das Holz sich seinem natürlichen Preise nähert, das eigne Interesse jeden Gutsbesitzer auf, seinem Gute den Holzbedarf für die Zukunft zu sichern.

Wollte man nun bey der Errichtung des Kreditvereins den erhöhten Werth, den der Boden durch das darauf stehende Holz erhält, mit als Pfandwerth ansehen, so setzt dies eine stete Aufsicht des Directoriums

voraus, um zu verhindern daß der Holzbestand nicht vermindert würde. Diese Aufsicht würde aber eines Theils die Freyheit der Gutsbesitzer unangenehm und nachtheilig beschränken, und andern theils durch die Vermehrung der Geschäfte des Directoriums sehr kostbar werden. Es scheint mir der Würde des Kreditvereins und der Solidität seiner Basis weit angemessener, nur die Bodenrente als Maaßstab der Schätzung anzunehmen, und diese für den mit Holz bewachsenen Boden, darnach zu bestimmen: was er als Acker oder Wiese tragen würde.

Der außer dieser Bodenrente im Holz noch steckende Kapitalwerth bliebe dann, vom Pfandwerth nicht ergriffen, für den Privatkredit offen, und in der That ist für eine Hypothek von veränderlichem Werthe, die gewöhnliche, der Kündigung unterworfene Kapitalanleihe, ganz geeignet. Sobald der Gläubiger sieht daß der Werth der Hypothek sich vermindert, kündigt er sein Kapital, und ersetzt dadurch einigermaßen die Sicherheit, die ihm an der Unveränderlichkeit der Hypothek abgeht.

Es versteht sich, daß das Holz auf dem Gute, obgleich nicht im Pfandwerth begriffen, den Pfandbriefen doch mit zur Hypothek dienen muß, und daß der Kapitalist durch eine Privatanleihe sich kein Vorzugsrecht darauf erwerben könne, aber der Kapitalist wird, wenn er überzeugt ist, daß das Gut auch ohne den

Werth des überflüssigen Holzes in Anschlag zu bringen, schon jenen Pfandwerth hat, nun ohne Bedenken darauf anleihen können.

Der Zeitpunkt eines Kriegs ist zur Beobachtung des Pfandwerths der Güter am geeignetesten, weil der Geldertrag der Güter sich dann durch große Auflagen, durch niedere Kornpreise, oder aus beyden Ursachen zugleich, dem Minimum nähert. Die Abnahme des Reinertrags steht dann, aber bey guten und schlechten Gütern, nicht in Verhältniß mit dem frühern Mittelertrage. Die Hufe des schlechten Bodens verliert dann von ihrem gewöhnlichen Ertrage beynahe so viel als die Hufe des guten Bodens, und wenn diese bis auf die Hälfte des Mittelertrags herunter gesunken ist, steht jene schon auf dem Nullertrag. Diese Rücksicht allein muß die Aufnahme der schlechten Güter in den Kreditverein, schon sehr bedenklich machen.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß wenn nach jener Tabelle der zu 155½ Quadratruthen bonitirte Acker keinen Werth mehr hat, dies nicht unter allen und jeden Verhältnissen zutreffend seyn kann. Wenn die Bonitörs den Acker nicht seiner sandigen Beschaffenheit wegen, sondern wegen seiner geringen Dungkraft so niedrig taxirten; oder wenn die Bonitirung bey sehr trocknem Wetter geschah, und der Acker dadurch etwas schlechter erschien als er wirklich war: so kann ein solcher Boden, besonders wenn er einen nicht

zu sehr durchlassenden Untergrund hat, und einige Mergelhügel enthält, zu einer beträchtlichen Kultur erhoben werden. Nur die allgemeinsten und gewöhnlichsten Verhältnisse konnten in jener Tabelle berücksichtiget werden, und wenn sie für diese richtig ist, so würde sie alles erreicht haben, was zu erreichen war.

Wenn nun auf der einen Seite die Ausschließung des Sandbodens Tadel erregen mag, so kann es auf der andern Seite mit mehr Recht getadelt werden, daß hier ein Maximum des Ertrags angenommen ist, welches in der Natur, wenigstens so nahe nicht ist, und durch erhöhete Kultur wirklich überschritten werden kann.

Ich habe im §. 6. die Gründe angegeben, warum ich glaube, daß die durch das Mergeln vermehrte Fruchtbarkeit des Ackers noch nicht als dauernd anzusehen sey, und auf die Bestimmung des Pfandwerths noch keinen Einfluß haben könne. Dieselben Gründe haben mich auch hier geleitet. Für eine gewöhnliche Kultur wird aber, wie ich glaube, der hier angenommene Ertrag von $7\frac{1}{2}$ Schfl. Weitzen auf den besten Boden, mit der Würklichkeit, sehr nahe übereinstimmen.

Es wird unstreitig einige Güter geben, die sich durch die Intelligenz ihrer Besitzer, nicht bloß zu der höhern Kultur erheben, sondern sich auch darin erhalten werden, und die Besitzer dieser Güter werden es viel-

leicht nicht vortheilhaft finden, dem Kreditverein beyzutreten, weil der nach dem alten Zustand des Guts ausgemittelte Ertrag, zu weit unter dem würklichen Ertrage des Guts steht.

Die Kraft des Bodens, bey der der Acker mehr als 7½ Scheffel Weitzen auf 60 Q. Ruthen im Durchschnitt giebt, verträgt sich nicht gut mit der Mecklenburgischen Koppelwirthschaft, wenigstens wird dann, wenn nicht fortdauernd Lagerkorn gebauet werden soll, eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, auf Beackerung, Stärke der Aussaat und vorzüglich auf die richtige Vertheilung des Düngers erfodert. Gelingt es nun auch dem jetzigen Besitzer des Guts, diese Schwierigkeiten durch eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Bestellung des Ackers, oder durch Abänderungen in der Wirthschaftsform, zu überwinden: so stürzt doch mit seinem Tode diese Wirthschaft, weil sie der landüblichen widerspricht, gar zu leicht wieder zusammen.

Der neue Besitzer oder Pächter findet die höhere Kraft des Bodens bloß nachtheilig, sucht sie durch mehrere Saaten wieder hinwegzunehmen, und es leidet keinen Zweifel, daß es ihm dadurch gelingen wird.

Jener erhöhte Kulturzustand ist deshalb nur momentan, so lange er nicht landüblich ist; er kann dem Besitzer des Guts einen größern persönlichen Kredit geben, aber er ist durch nichts, für die Dauer, worauf der Pfandwerth allein begründet werden darf, gesichert.

Dagegen strebt die Koppelwirthschaft der Verbesserung, wodurch der Boden vom niedern Grade zum Ertrag des Ackers vom höhern Grade gehoben wird, nicht entgegen. Unter günstigen Verhältnissen kann der zu 100 Q. Ruthen bonitirte Acker, vielleicht zum Ertrage des Ackers erster Klasse gebracht werden.

Wollte man diesen höhern Ertrag als dauernd annehmen, — was sich jetzt wohl nur von sehr wenigen Gütern durch längere Erfahrung erweisen ließe, — und wollte man nun die Taxprincipien so weit erhöhen, daß der jetzige Ertrag der verbesserten Güter richtig angegeben würde: so würden dadurch die Taxen für alle andre Güter von gewöhnlicher Kultur zu hoch werden. Der Nachtheil, der daraus entstehen kann, daß einige Güter zu niedrig taxirt werden, steht in gar keinem Verhältniß mit der Größe des Nachtheils, der aus zu hohen Taxen entspringen würde. Jenes kann unbequem für einzelne Gutsbesitzer seyn, dieses würde den ganzen Verein auflösen.

Mag der, einem Gute durch ungewöhnliche Kultur hinzugefügte größere Werth, eben so wie der im überflüssigen Holz steckende Werth, zur Sicherheit für die nach den Pfandbriefen einzutragenden Kapitalfoderungen dienen. Bey ihrer Veränderlichkeit können sie keine genügende Sicherheit für eine sich immer gleichbleibende unablösliche Schuld geben, wohl aber für ein der Kündigung unterworfenes Kapital.

§. 18.

B. Die Wiesen.

Der Ertrag und Werth der Wiesen wird aus der ältern Bonitirung nicht mit der Genauigkeit, wie beym Ackerlande hervorgehen können. Wenn man die Wiesen nicht zur Zeit der Heuerndte, sondern dann sieht, wenn sie kahl sind, so bieten sie weit weniger Merkmale dar, wovon man auf ihren Ertrag schließen kann, als das Ackerland. Die ältere Bonitirung so wie jede neue Schätzung, wird aus dieser Ursache, Spuren des Mangels und der Unrichtigkeit an sich tragen.

Manches, was uns jetzt als auffallender Fehler der Bonitörs erscheint, mag auch oft nur Folge des veränderten Zustandes der Wiesen seyn; denn eine geringe Aenderung im Feuchtigkeitszustand der Wiesen kann eine große Aenderung des Ertrags bewirken. Auf keinen Fall aber darf man die große Abweichung, die zwischen dem jetzigen wirklichen Heuertrag der Güter und der im Kataster angegebenen Fuderzahl statt findet, als Beweis einer fehlerhaften Bonitirung ansehen. Wo der Heuertrag jetzt bedeutend größer ist, da sind in der Regel große Strecken Bruchweide oder niedriger Weide, in Wiesen verwandelt; im umgekehrten Fall sind die ehemaligen Wiesen, in Ackerland, Weideland oder Bruchholz umgeschaffen. Die Summe der bonitirten Scheffel kann deswegen noch ziemlich mit dem jetzigen Ertrag dieser Fläche in

Verhältniß stehen, obgleich die Benutzungsart sich ganz verändert hat.

Die Gesichtspunkte, wornach der Werth des Heues bestimmt werden muß, sind weniger klar und erlauben keine solche Bestimmtheit als beym Ackerland. Der Werth eines Scheffels Rocken ist gleich groß, er mag auf diesem oder jenem Gute gebauet seyn. Der Futterwerth des Heues, so wie der Werth des Düngers, ändert sich mit dem Verhältnisse, worin der Heugewinn zur Ackerfläche steht, und mit der Qualität des Ackers, wodurch der Dung benutzt werden soll. Die Grundsätze, wornach der Futter- und Dungwerth des Heues zu bestimmen sind, liegen noch völlig im Dunkeln. Es würde deshalb jetzt noch vergeblich seyn, einen Maaßstab der Werthsbestimmung für alle verschiedene Verhältnisse aufsuchen und darstellen zu wollen.

Für ein gegebenes Lokal, wo der Heugewinn zur Ackerfläche in einem mittlern Verhältniß steht, ergab meine Berechnung den ganz reinen Ertragswerth für ein Hoffuder Heu zu 2 Thlr. 31 ßl. NZwdr. Der Werth des aus dem Heu erfolgenden Dungs, ist hierin mitbegriffen; die Werbungskosten des Heues so wie alle auf den Antheil der Wiesen fallende allgemeine Kulturkosten, als Abgaben, Baukosten, Administrationskosten u. s. w. sind abgerechnet, so daß der angegebene Ertragswerth als Norm des Kauf- oder Pfandwerths für dieses Lokal dienen könnte.

Da es unmöglich ist, den verschiedenen Werth des Heues für jedes einzelne Gut zu bestimmen, so darf unser Bestreben hier nur darauf gerichtet seyn, den mittlern Werth, wie er aus dem Durchschnitt aller Güter hervorgehen würde, zu suchen.

Da der Standpunkt, aus welchem obige Werthsberechnung gemacht ist, mit dem mittlern Verhältniß ziemlich übereinstimmen wird, so muß ich in Ermangelung mehrerer Erfahrungen diese hier zur Basis nehmen:

Nach dem Bonitirungsreglement ist die Taxation der Wiesen in der Art geschehen, daß man in den besten Wiesengründen von 100 Q. R. ein Bauerfuder Heu gerechnet, bey minder guten Wiesen mehrere Quadratruthen und bey den schlechtesten 300 Q. Ruthen auf ein Bauerfuder angenommen hat. Jedes Bauerfuder Heu ist, ohne Rücksicht auf die Größe der Fläche wovon es geworben ist, gleich: zwey bonitirten Scheffeln Ackerland gerechnet.

Es ist hier also abermals der rohe Ertrag als Maaßstab des Werths angenommen. Die Werbungskosten des Heues werden für ein Fuder immer größer, je größer die Fläche ist, von der es geworben wird, um nun den reinen Ertrag der Wiesen von verschiedener Güte zu bestimmen, muß erst ausgemittelt werden: wie für eine gleiche Masse Heu, die Werbungskosten bey zunehmender Fläche wachsen.

Nach Beobachtungen im allgemeinen, nehme ich an, daß ein Arbeiter in einem Tage 200 Q. Ruthen der besten, oder 300 Q. Ruthen der schlechtesten Wiesen mäht, und daß die Arbeit des Heuens in eben diesem Verhältniß steht.

200 Q. R. der besten Wiesen sind bonitirt zu 2 Fuder Heu; 300 Q. R. der schlechtesten zu 1 Fuder.

Die Arbeit des Mähens und Heuens würde also auf den schlechtesten Wiesen pro Fuder doppelt so viel kosten, als auf den besten Wiesen.

Nimmt man an, daß für die Wiesen mittlerer Güte die Werbungskosten mit der Fläche regelmäßig wachsen, bis sie zu dem Doppelten für die Wiesen von 300 Q. R. übergehen: so würde sich folgendes Verhältniß ergeben:

Für 1 Fuder Heu auf 100 Q. R. betragen die Werbungskosten,	—	—	1
Für 1 Fuder auf 125 Q. R.	—	—	$1\frac{1}{8}$
150	—	—	$1\frac{1}{4}$
175	—	—	$1\frac{3}{8}$
200	—	—	$1\frac{1}{2}$
225	—	—	$1\frac{5}{8}$
250	—	—	$1\frac{3}{4}$
275	—	—	$1\frac{7}{8}$
300	—	—	2

Allgemein ausgedrückt wären die Werbungskosten für 1 Fuder Heu auf $100 + x$ Quadrat-Ruthen gleich

$1 + \frac{x}{200}$; dies machte z. B. für 130 Q. Ruthen:

$1 + \frac{30}{200} = 1\frac{3}{20}$; für $x = 1$ oder für Wiesen zu

101 Q. R. betragen die Kosten $1 + \frac{1}{200}$.

Mit jeder Quadrat-Ruthe, womit die Fläche wächst, nehmen sie also um $\frac{1}{200}$ zu, wornach sich die Tabelle für jede Zahl leicht ausfüllen läßt.

Die Werbungskosten für 1 Hoffuder Heu betragen auf dem zum Standpunkt genommenen Gute 1 Thaler $\frac{1}{2}$ ßl. Hievon betragen die Kosten des Einfahrens, welche in der Regel nicht mit der Größe der Wiesen, sondern bloß mit der Quantität Heu in Verhältniß stehen $18\frac{1}{2}$ ßl.; die Kosten des Mähens und des Heuens, welche mit der Fläche sich ändern, sind also 1 Thlr. $\frac{1}{2}$ ßl. — $18\frac{1}{2}$ ßl. = 30 ßl.

Der Theil der Administrationskosten und der andern allgemeinen Kulturkosten, welcher mit der Quantität Arbeit wächset und damit in Verhältniß steht, beträgt 24 pCt. der Arbeitskosten; dies macht für 30 ßl. noch 7, 2 ßl. zusammen also $37\frac{2}{10}$ ßl.

Die Wiesen dieses Guts sind im Durchschnitt zu 133 Q. Ruthen auf 1 Bauerfuder Heu bonitirt.

Rechnet man ein Bauerfuder gleich $\frac{3}{4}$ Hoffuder so betragen auf diesem Gute für ein Bauerfuder Heu:

1. Die Werbungskosten $37\frac{2}{10}$ ßl. × $\frac{3}{4}$ gleich 28 ßl.

2. Der reine Ertragswerth 2 Th. 31 ßl. × $\frac{3}{4}$ = 1 Th. 47 ßl.

3. Der Ertragswerth und die Kosten des Mähens und Heuens zusammen 2 Thlr. 27 ßl.

Wenn die Kosten des Mähens und Heuens auf Wiesen zu 133 Q. Ruthen bonitirt pro Fuder 28 ßl. betragen, so macht dies für die Wiesen zu 100 R. Q. bonitirt $24\frac{8}{33}$ ßl. oder mit Weglassung des Bruchs 23 ßl.; denn $1 + \frac{33}{100} = 28$ ßl.

oder $233 = 5600$

giebt für $1 = 24\frac{8}{33}$ ßl.

Hieraus entsteht nun folgende Tabelle:

Wiesen bonitirt zu	Werth ein. Fuders, wenn die Kosten d. Mäh, und Heuens auch nicht abgerechnet sind.	Die Kosten des Mähens und Heuens betragen für 1 Bauerfuder Heu.	Bleibt reiner Ertragswerth für ein Bauerfuder Heu.
100 Q. R.	2 Thlr. 27 ßl.	— 24 ßl	2 Th. 3 ßl.
120 — —	2 — 27 —	— $26\frac{4}{10}$	2 — $\frac{6}{10}$
133 — —	2 — 27 —	— 28	1 — 47
140 — —	2 — 27 —	— $28\frac{8}{10}$	1 — $46\frac{2}{10}$
150 — —	2 — 27 —	— 30	1 — 45
160 — —	2 — 27 —	— $31\frac{2}{10}$	1 — $43\frac{8}{10}$
180 — —	2 — 27 —	— $33\frac{6}{10}$	1 — $41\frac{4}{10}$
200 — —	2 — 27 —	— 36	1 — 39
220 — —	2 — 27 —	— $38\frac{4}{10}$	1 — $36\frac{6}{10}$
240 — —	2 — 27 —	— $40\frac{8}{10}$	1 — $34\frac{2}{10}$
260 — —	2 — 27 —	— $43\frac{2}{10}$	1 — $31\frac{8}{10}$
280 — —	2 — 27 —	— $45\frac{6}{10}$	1 — $29\frac{4}{10}$
300 — —	2 — 27 —	1 Th. —	1 — 27
Mit 1 Q. R. ändert sich	—	—	$1\frac{2}{100}$ ßl.

100000 Q. Ruthen der besten Wiesen zu 100 Q. R. bonitirt geben 1000 Fuder à 2 Thlr. 3 ßl. reinen Ertrag = $2062\frac{1}{2}$ Thlr.

100000 Q. R. des besten Ackers zu 75 Q. R. bonitirt geben reinen Ertrag — 1501 Thlr.

Der Werth dieser Wiesen steht also zum Werth dieses Ackers im Verhältniß von 137 zu 100.

100000 Q. R. Wiesen zu 300 Q. R. bonitirt, geben $333\frac{1}{3}$ Fuder à 1 Thlr. 27 ßl. — 521 Thlr., welches

dem Werth des Ackers von 5½ Schfl. Ertrag auf 60 Q. Ruthen ungefähr gleich kömmt.

Dieses Verhältniß scheint mir, mit der allgemeinen Meinung, wie sich diese bey Pachtungen ausspricht, in Uebereinstimmung, wenigstens nicht in Widerspruch zu seyn; welches für die Richtigkeit dieser, aus ganz andern Quellen entsprungenen Rechnung, von großer Bedeutung wäre.

Die Qualität des Heues scheint mit der Quantität, die die Wiesen geben, in keinem Verhältniß zu stehen; denn es finden sich unergiebige Wiesen, die feines nahrhaftes Heu liefern; ergiebige Wiesen, die grobes hartes Heu geben, und in andern Wiesen ist dies wieder umgekehrt.

Es ist hier deshalb auf die Güte des Heues keine Rücksicht genommen, sondern es ist immer Heu von mittlerer Güte vorausgesetzt.

Die Verbesserung, welche viele Wiesen in neuern Zeiten durch Berieselung erhalten haben, könnte, da Lage der Wiese und Quantität des zur Berieselung der Wiesen gebrauchten Wassers sich wahrscheinlich nicht ändern, als dauernd angesehen werden, und einen höhern Pfandwerth begründen, wenn die Kenntnisse, welche die Berieselung erfodert, unter den Landwirthen so allgemein wären, daß die Veränderung des Landwirths, der einmal begonnenen Verbesserung nicht mehr gefährden könnte. In dem gegenwärtigen

Augenblick scheint mir dies noch nicht der Fall zu seyn.

Es muß nothwendig auffallen, daß man in der Instruction den Bonitörs vorschrieb, in den besten Wiesengründen den Ertrag von 100 Quadrat-Ruthen nicht höher als zu 1 Fuder Heu anzunehmen, da wir doch unbezweifelt einige Wiesen haben, die in zwey Schnitten 2 Bauerfuder Heu von 100 Q. R. geben. Dies, verbunden mit dem Umstand, daß die Instruction der zweyschürigen Wiesen gar nicht erwähnt, und sie gar nicht von den einschürigen trennt, macht es höchst wahrscheinlich, daß man bloß die Vormatt zum Maaßstab des Ertrags nahm, den Nachwuchs des Grases aber, als mit dem ersten Schnitt genau in Verhältniß stehend ansah, und nun den Werth des Heues so hoch annahm, daß der Werth des Nachwuchses schon mit darin begriffen war.

In diesem Sinne ist auch die obige Rechnung, welche den reinen Werth eines Hoffuders Heu zu 2 Thlr. 31 ßl. bestimmte, entworfen, indem der Werth der Nachweide mit dem Heuwerth verbunden ist.

Die Nutzung des Nachwuchses ist aber auf Wiesen von verschiedener Güte nicht gleich. Auf den Wiesen von minderer Güte kann das nach dem ersten Schnitt gewachsene Gras nur durch Beweidung mit Vieh genutzt werden; auf den bessern Wiesen erreicht das Gras die Höhe, um noch eine Heuerndte zu liefern.

Die Wiesen bedürfen unstreitig, eben so wohl als das Ackerland, einen jährlichen Ersatz für die gelieferten Erndten, wenn sie sich in derselben Fruchtbarkeit erhalten sollen. Die einschürigen Wiesen erhalten diesen Ersatz zum Theil durch den während der Beweidung darauf fallenden Dung.

Verwandelt man nun eine solche Wiese in eine zweyschürige, so ist der anfangs dadurch erfolgende größere Heugewinn nicht als jährlicher Ertrag anzusehen, sondern er entsteht durch Verminderung des Grundkapitals, und nach mehreren Jahren wird man in zwey Schnitten, also mit doppelter Arbeit nur so viel Heu erhalten als früher in einem Schnitt. Dieser Fall ist weit häufiger als man gewöhnlich glaubt.

Es giebt aber auch Wiesen, die durch natürliche oder künstliche Berieselung mit schlammhaltigem Wasser so viel Ersatz erhalten, daß sie jährlich, ohne erschöpft zu werden, zwey Heuerndten geben können. Wenn nun auch die Nachmatt lange nicht den Werth der Vormatt hat, indem das Heu gewöhnlich von minderer Güte ist, die Arbeit des Heuens der oft ungünstigen Witterung wegen, gewöhnlich größer ist, und besonders dadurch kostbar und nachtheilig wird, daß sie leicht eine Versäumniß in der Bestellung der Wintersaat bewirkt: so werden diese Wiesen doch schon dadurch, daß sie jährlich eine größere Dungmasse für

den Acker liefern, einen großen Vorzug vor den einschürigen Wiesen haben.

Für die Wiesen von dieser Art würde eine besondre Werthsbestimmung statt finden müssen, wenn die Bonitirungsregister Anzeigen enthielten, woran man sie erkennen könnte. Nach meiner Beobachtung läßt sich aber aus dem Grade, wozu die Wiesen bonitirt sind, nicht mit Bestimmtheit schließen, ob sie einschürig oder zweyschürig sind. Eine auf diese Gradbestimmung gegründete Rechnung würde dann für manche Güter den Werth der Wiesen viel höher angeben, als er in der Wirklichkeit ist. Da dies aber für unsern Zweck weit nachtheiliger ist, als wenn in einzelnen Fällen der Werth durch die Taxe nicht völlig erreicht wird, so dürfen wir hier auch auf die einzelnen vorzüglichen Wiesen keine weitere Rücksicht nehmen.

Die Wiesen haben in Mecklenburg noch einen andern sehr bedeutenden Werth erhalten, der von ihrer eigentlichen Nutzung unabhängig ist; indem sie gleichsam der Maaßstab geworden sind, an welchem man die Fruchtbarkeit und den Werth des Ackers, mit dem sie verbunden sind, erkennt. Diesen Einfluß haben die Wiesen dadurch gewonnen, daß man den Acker der Güter mit vielem oder mit wenigem Heu, fast auf gleiche Art bewirthschaftete, und auf beyden von dem Acker fast gleich viel Saaten nahm. Wenn nun das Gut mit wenigem Heu sich bey dieser Schlageinthei-

lung in gleicher Kultur erhielt, so mußte das andre Gut durch den jährlichen Zuschuß des aus dem Heu erfolgenden Dungs fortwährend an Ertrag und Fruchtbarkeit zunehmen, und auf diese Weise entstand ein Unterschied im Werth des Ackers, der in der physischen Beschaffenheit des Bodens gar nicht begründet war.

Die Ab- oder Zunahme der Fruchtbarkeit des Ackers hängt lediglich davon ab: ob die aussaugenden Kräfte, — Getreidesaaten, — größer oder geringer sind, als die ersetzenden Kräfte, — Dreesch und Düngung. — Dieses Verhältniß ist aber nicht an den Heugewinn gebunden, und da es wahrscheinlich ist, daß die Wissenschaft in Zukunft einen größern Einfluß auf den praktischen Ackerbau ausüben wird, so wird auch die bisherige Wirkung des Heues nicht dauernd seyn, und man darf dem Heu nur den Werth beylegen, der aus Futter- und Dungwerth hervorgeht, nicht aber jenen Werth mit anrechnen, den es nur durch die Monotonie der Wirthschaften erhalten hat.

Da wir hier aber den gegenwärtigen Zustand der Güter zu betrachten haben, so muß die Wirkung des Heues, die es bereits ausgeübt hat, und der Vorzug, den der Acker mit vielem Heu jetzt hat, allerdings genau bestimmt werden. Diese Bestimmung würde jetzt äußerst schwierig und vielleicht unmöglich seyn. Glücklicherweise hatte aber das Heu, zur Zeit wie die Bonitirung geschah, seinen Einfluß auf die Fruchtbar-

keit des Ackers schon ausgeübt, und da die Bonitörs den bonitirten Grad hauptsächlich nach der Kraft des Ackers bestimmt haben: so ist die Aufgabe durch die Bonitirung selbst schon gelößt.

§. 19.

C. Weide;

und zwar:

a. Weide, die nicht mit Holz bewachsen war.

Vor ungefähr 50 Jahren, als die Bonitirung geschah, lag ein großer Theil der Güter noch in Dreyfelderwirthschaft, wobey ein Theil des der Beackerung fähigen Höhebodens und ein Theil des Wiesengrundes als beständige Weide genutzt wurde.

Das Bonitirungsreglement schreibt vor, 100 Quadrat-Ruthen der besten Weide oder 500 Q. R. der schlechtesten Weide einem Scheffel Ackerland gleich zu schätzen.

Seit der allgemeinen Einführung der Koppelwirthschaft, sind nun die Weiden auf der Höhe, — wenn sie nicht von zu schlechter Qualität waren, — fast alle aufgebrochen und zu Ackerland gemacht; die Weiden in den Niederungen werden aber jetzt als Wiesen, oder zu Bruchholz und nur selten noch als Weide genutzt.

Bey der Schätzung der Weiden konnten die Bonitörs ihre Aufmerksamkeit nur auf die Stärke des Grasswuchses richten. Der Graswuchs ist aber als das

Product der physischen Beschaffenheit des Bodens und der Dungkraft des Bodens anzusehen, und kann eben so wohl als das Wachsthum des Getreides, Bestimmungsgrund für die Güte des Bodens seyn. Man kann also mit ziemlicher Sicherheit aus dem Graswuchs der alten Weiden, auf den Körnerertrag, den diese jetzt als Ackerland geben, schließen, vorausgesetzt; daß der Boden durch eine niedrige oder hohe Lage nicht ungewöhnlich günstig oder ungünstig für den Graswuchs war.

Man würde hiernach den zu 100 Quadrat-Ruthen bonitirten Weideboden einer gleichen Fläche des zu 75 Q. Ruthen bonitirten Ackers im Werth gleich setzen können, wenn nicht folgende wesentliche Verschiedenheiten, hierin eine Aenderung nöthig machten:

1. Der alte Weideboden hat schon deshalb einen geringern Werth als das Ackerland, weil er gewöhnlich den vom Hofe entlegendsten Theil des Guts einnimmt.

2. Man hat zur Weide gewöhnlich den Theil des Höhebodens genommen, der niedrig lag und stark mit Wiesen und Gräben durchschnitten war; oder den Theil des Guts der durch viele Steine der Beackerung Hindernisse in den Weg legte; und endlich hat man auch die minder fruchtbaren Hügel, wenn sie noch einigen Graswuchs hatten, als Weide benutzt.

Aus diesen Gründen wird man, wenn man sich

nicht der Gefahr einer zu hohen Schätzung aussetzen will, den im Bonitirungsreglement selbst enthaltenen Grundsatz beybehalten müssen, nach welchem die Weide nur $\frac{3}{4}$ des Werths vom Acker hat, der mit der Weide in gleicher Kraft ist.

Es sind nämlich 100 Quadrat-Ruthen der besten Weide, im Werth gleich 75 Quadratruthen des besten Ackers angenommen. Wenn man nun dieses Verhältniß beybehält, so ergiebt sich:

daß 1 Scheffel Weide zu 120 Q. R. bonitirt im Werth gleich ist einem Scheffel Acker zu 90 Q. Ruthen bonitirt.

1 Sch. Weide zu	140	QR.	— 1 Sch. Acker zu	105	QR.
	160	— —	—	120	—
	180	— —	—	135	—
	200	— —	—	150	—
	207	— —	—	$155\frac{1}{2}$	—

Hiedurch würde nun alle Weide, die zu mehr als 207 Q. R. bonitirt ist, ausgeschlossen. Dies scheint mir auch durchaus nothwendig zu seyn; denn eine Weide von so schlechter Beschaffenheit kann in der Regel nicht mit Vortheil in Ackerland verwandelt werden, und die geringe Nutzung, die sie als Weide giebt, wird durch die Abgaben, Administrationskosten u. s. w. völlig wieder konsumirt.

Die niedrige Weide muß meiner Meinung nach, obgleich sie nicht in Ackerland sondern in Wiesen ver-

wandelt ist, eben so wie die Weide auf der Höhe geschätzt werden, wenigstens wüßte ich keine Werthsbestimmung anzugeben, die im allgemeinen zutreffender wäre, und die Gefahr einer zu hohen Schätzung, in einzelnen Fällen, so gut vermeidet.

Es giebt einzelne vorzügliche Weiden, deren Boden aus einer Mischung von Acker- und Wiesenerde besteht, und die bloß durch Beweidung eine höhere Nutzung als das beste Ackerland geben können. Die Weiden von dieser Art sind aber zu selten, als daß sie bey einer Schätzung im allgemeinen, in Betracht kommen können.

Wenn man die Bonitirungsregister mit dem jetzigen Zustand der Güter vergleicht, so findet man, daß einzelne Niederungen die als Moorweide zu 300 bis 400 Quadratruthen auf 1 Scheffel bonitirt sind, durch die späterhin gezogenen Gräben entwässert und nun in gute Wiesen verwandelt sind. Da die Bonitirungsregister keine Anzeigen enthalten, woran man sie erkennen kann, so können sie hier auch nicht berücksichtigt werden. Aber diese Niederungen — die übrigens selten bedeutend sind — so wie alle Gegenstände, deren jetzige Nutzungen durch die Form unserer Taxe nicht erkannt werden können, und deßhalb ausgeschlossen bleiben, gewinnen ihren Einfluß und die ihnen zukommende Berücksichtigung dadurch wieder, daß sie den Pfandbriefen eine größere Sicherheit geben, als diese sonst haben würden.

§. 20.

b. Weide, mit Holz bewachsen.

In der Instruction heißt es:

„So sollen auch alle Wälder, Brüche und Dickun-
„gen, ohne einigen Unterschied mit zum hauswirth-
„lichen Anschlag kommen, doch daß dabey von den
„Taratoren, nur auf den Graswuchs, und auf die
„darin zu nutzende Weide, keinesweges aber auf die
„Beschaffenheit des Bodens, oder auf andre Abnutzun-
„gen, gerechnet werde. Daher sollen Wälder und
„Dickungen, nachdem sie mehr oder weniger Weide
„geben, bis an 500 Q. R. à Scheffel classificirt werden.
„Mehrere Quadratruthen als 500 sollen aber auch in
„den dickesten Zuschlägen, jungen Holzkämpen, Latten-
„Brüchen, und andere Dickungen, gesetzt auch daß zur
„Zeit der Taxation solche gar keine Weide geben könn-
„ten, auf einen Scheffel Einfall nicht gerechnet
„werden."

Man hat also damals, das Holz nicht bloß als eine Sache ohne Werth, sondern als einen, die freye Benutzung hindernden Gegenstand angesehen.

Da nun für unsern Zweck, die Rente die der Boden seiner natürlichen Beschaffenheit nach geben kann, bestimmt werden muß, und es einerley ist, ob man diese Rente durch den Holzanwachs, oder durch den Getreidebau zu gewinnen sucht: so verläßt uns hier

die Bonitirung ganz, und eine Revision oder neue Taration wird unvermeidlich.

Mit der neuen Taration eines Theils der Güter treten nun aber auch alle die Nachtheile wieder ein, die oben bey der neuen Taration ganzer Güter angeführt sind. Das Publikum wird die Richtigkeit der neuen Taxen erst prüfen und sich überzeugen wollen, ob keine Willkühr dabey statt gefunden hat, und hiedurch würde eine lange, vielleicht nicht zu ersetzende Zeit verloren gehen. Es scheint mir deßhalb durchaus nothwendig, ein Maximum festzusetzen, welches von der Taxe nicht überschritten werden kann.

Wie verschieden auch der Boden auf den einzelnen Gütern selbst seyn mag, so findet man doch beym Ueberblick einer ganzen Gegend, daß der Boden allgemeine characteristische Merkmale hat, wodurch er sich von dem Boden anderer Gegenden scharf unterscheidet. Man wird z. B. in einer im Ganzen sandigen Gegend nicht leicht ein einzelnes Gut finden, welches ganz aus Lehmboden besteht; in einer flachen Gegend kein einzelnes bergiges Feld.

Man kann hier nicht mit Gewißheit, — denn sonst bedürfte es keiner neuen Taxe, — aber mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß der zur Zeit der Bonitirung mit Holz bewachsene Boden, dem Acker desselben Guts proportional sey, und hierauf baue ich zur Bestimmung des Maximums folgende Vorschläge:

1. Der mit Holz bewachsene Höheboden, oder der als harte Holzweide bonitirte Boden, verhält sich im Werth gegen eine gleiche Fläche Ackerlands desselben Guts, wie 3 zu 4.

2. Die als Bruchweide bonitirten Niederungen haben bey gleicher Fläche, den halben Werth der als Wiesen bonitirten Niederungen.

Der Werth des Ackerlandes ergiebt sich, wenn man den ganzen Flächeninhalt des Ackers durch die Summe der Scheffelzahl, wozu es bonitirt ist, dividirt, und für den hieraus hervorgehenden Grad den Ertrag beberechnet, der in der Tabelle angegeben ist. Der Werth eines Scheffels multiplicirt mit der ganzen Scheffelzahl des Ackerlandes giebt den ganzen Ertrag des Ackers; dieser Ertrag dividirt durch den Flächeninhal des Ackers giebt den Ertrag für eine Quadratruthe. Bey dieser Berechnung darf aber der über 155½ Quadratruthen bonitirte Acker nicht ausgeschlossen werden.

Der Werth einer Quadratruthe Wiesen ergiebt sich durch eine ähnliche Berechnung.

In den mehrsten Fällen wird der jetzige Ertrag des ehemaligen Holzgrundes, gleichviel ob dieser jetzt als Acker, oder Wiese oder noch zum Holzanwuchs benutzt wird, das hier vorgeschlagene Maximum erreichen und übersteigen. In diesem Fall bedarf es keiner eigentlichen Taration, sondern nur einer allgemeinen Uebersicht von Seiten der Taratoren. Erreicht aber der

jetzige Ertrag das Maximum nicht, so wäre es zur Erleichterung der Taxation doch vielleicht zweckmäßig, dieses zum Grunde zu legen, und den Taxatoren bloß die Bestimmung zu überlassen, ob der Ertrag um $\frac{1}{10}$, $\frac{2}{10}$ u. s. w. geringer wäre als das angenommene Maximum ergiebt, wobey die Taxatoren, wenn sie im Geist dieses Vorschlags verfahren, in zweifelhaften Fällen immer den sichern, nicht den möglichen aber unsichern Werth, anzugeben hätten.

§. 21.

D. Entfernung des Guts vom Absatzort.

Die Entfernung vom Absatzort bestimmt die Kosten des Kornverfahrens, und mithin den Werth, den das Getreide auf dem Gute selbst hat. Meine fünfjährigen Rechnungen ergeben als Durchschnitt, daß die Kosten des Verfahrens für einen Scheffel Rocken pro Meile $1\frac{1}{10}$ ßl. betragen haben.

Der Durchschnittspreis des Rockens war $46\frac{7}{10}$ ßl.; bey der Entfernung von 4 Meilen wäre hiernach der Werth des Rockens auf dem Gute selbst $46\frac{7}{10} - 4\frac{4}{10}$ ßl. $= 42\frac{3}{10}$ ßl.; bey 8 Meilen Entfernung $46\frac{7}{10} - 8\frac{8}{10}$ $= 37\frac{9}{10}$ ßl.; für 12 Meilen Entfernung $46\frac{7}{10} - 13\frac{2}{10}$ $= 33\frac{5}{10}$ ßl.

Der Preis des Getreides bestimmt nicht bloß die Einnahme, sondern auch die Kosten der Arbeit, da diese größtentheils durch Korn bezahlt wird. Man

wird also, mit einigen Abweichungen, annehmen können, daß der Werth den das Getreide selbst hat, auch den Reinertrag desselben bestimmt.

Hätten wir nun für ganz Mecklenburg nur eine einzige Handelsstadt, wohin alles Korn gebracht werden müßte; so wäre es leicht, nach Maaßgabe der Entfernung von dieser Stadt den Werth jedes Guts anzugeben. Da wir aber mehrere Handelsstädte haben und der Preis des Korns nicht überall gleich ist, so würde eine solche Bestimmung sehr verwickelt werden. Sie wird aber dadurch, daß wir keine authentischen Listen von den Durchschnittspreisen in jeder Stadt besitzen, völlig unmöglich.

Die Städte Boizenburg, Dömitz, Rostock und Wismar geben in der Regel die höchsten Preise. In Fürstenberg, Anklam und Demmin sind die Kornpreise gewöhnlich 10 bis 12 pCt. niedriger als in den ersten Städten.

Auf einem Gute, welches ganz nahe an diesen Städten liegt, hat das Korn, obgleich die Verfahrungskosten ganz unbedeutend sind, doch keinen höhern Werth als auf den Gütern die 4 bis 5 Meilen von den ersten Handelsstädten liegen. Die nahe bey Demmin liegenden Güter fahren ihr Korn doch gewöhnlich nach Rostock, weil die höhern Preise die Transportkosten überwiegen.

Wollte man nun, weil die Werthsbestimmung für

die Lage jedes einzelnen Guts zu schwierig ist, die Entfernung vom Absatzort ganz unberücksichtigt lassen, und dieselbe Taxe für alle Güter des ganzen Landes anwenden: so müßte man den Werth des Korns auf Gütern an der Seeküste eben so niedrig annehmen, als dieser auf den Gütern ist, die ihr Korn 8 bis 10 Meilen durch grundlose Wege schleppen müssen, weil sonst die Taxe für die entfernten Güter zu hoch würde, welches auf allen Fall vermieden werden muß.

Um diese Ungleichheit einigermaaßen zu heben, scheint es mir am zweckmäßigsten, die sämmtlichen Güter in Mecklenburg, in Hinsicht der Lage zum Absatz, in zwey Klassen zu theilen. Zur ersten Klasse müßte man die Güter rechnen, welche nicht über 5½ Meilen von Boizenburg, Dömitz, Rostock oder Wismar entfernt sind, alle andre Güter aber in die zweyte Klasse setzen; für diese letztern nun zwar eben die Taxprincipien als für die Güter der ersten Klasse anwenden, zuletzt aber von dem Reinertrag, den die Taxe giebt, wieder 10 pCt. abziehen.

Dies hätte das, mit jeder Klasseneintheilung verbundene Uebel, daß zwey an der Scheidelinie nahe zusammenliegende Güter doch in verschiedene Klassen gesetzt werden müßten; aber die Ungleichheit, die hieraus entsteht, ist sehr viel geringer als die seyn würde,

wenn man Güter von einer und von zehn Meilen Entfernung in eine Klasse brächte.

Daß die von den Handelsstädten entferntern Gegenden andre Produkte bauen, deren Transport in Verhältniß ihres Werths weniger kostbar ist, mindert zwar das Nachtheilige ihrer Lage, hebt es aber nicht. Der Anbau solcher Produkte ist nur deßhalb das Eigenthum dieser Gegend, weil die nähern Gegenden ihr Land durch Kornbau höher nutzen können.

Wirthschaftszweige die allgemein vortheilhaft sind, können zwar zufällig in den entferntern Gegenden zuerst kultivirt werden; aber sie bilden keinen dauernden Vorzug, da sie mit eben dem Nutzen auch in den nähern Gegenden kultivirt werden können, und deshalb bald zu diesen übergehen. Dies wird zum Beyspiel mit den Spanischen Schäfereyen der Fall seyn.

Der Vorzug, den der südöstliche Theil Mecklenburgs dadurch hat, daß der Buttermarkt ihm näher ist, kann wenig in Betracht kommen, da ein Gut welches 100 Wagen mit Korn zur Stadt schickt, kaum sechs schwache Ladungen Butter zu verkaufen hat.

§. 22.

E. Bauerländereyen.

Die Bauergüter können, da sie noch größtentheils in Kommunion sind, und der Acker jedes Bauern in schmale Streifen getrennt liegt, den Ertrag nicht

geben, den dieser Acker als Hoffeld geben würde. Will man die Bauergüter in den Verein mit aufnehmen, so kann dies, meines Bedünkens, nicht anders ohne Gefahr geschehen, als wenn man ihnen nur den halben Pfandwerth der Hoffelder ertheilt.

Die Verwandelung eines Bauerfeldes in ein Hoffeld ist durch die gänzliche Abtretung eines Theils des Feldes an die Bauern, und durch die Erbauung ganz neuer Gebäude so kostbar, daß der Werth, der dem Gute dadurch hinzugefügt wird, durch die Kosten der Umwandelung, in der Regel, wieder verzehrt wird.

Die verkleinerten und ganz abgebaueten Bauern können dem Gute, zu dem sie gehören, gar keinen Pfandwerth hinzufügen, und der Acker, den sie im Besitz haben, wäre von der Taxation ganz auszuschließen; denn die geringe Erbpacht, die sie geben und nur geben können, ist kaum hinreichend, die Abgaben und die andern Lasten, die vom Gute getragen werden, zu vergüten.

Der Pfarracker, der vom Gute in Erbpacht genommen ist, kann dem Gut keinen größern Pfandwerth geben, da die Erbpacht schon den ganzen Reinertrag und häufig noch mehr hinwegnimmt. Er kömmt also bey der Taxation nicht in Betracht. Jedoch könnte auch da, wo die Bestimmung des Geldwerths der Erbpacht keine Schwierigkeit hat, diese vom Ertrage des ganzen Guts abgezogen werden,

§. 23.

F. Nutzung der Gewässer.

Bey der Bonitirung hat man 120 Thlr. Fischerpacht einer Hufe Land gleich gerechnet.

Um dies mit den jetzigen Verhältnissen in Uebereinstimmung zu bringen, müßte man durch die Sammlung einer Menge Data zu bestimmen suchen, in welchem Verhältniß die Fischerpacht seit jener Zeit gestiegen ist.

Von der Durchschnittspacht, die sich auf diese Weise für eine Wasser-Hufe ergäbe, wären alsdann 80 Thaler für Abgaben und Kriegskosten abzuziehen, und der dann bleibende Ueberschuß, als reiner Ertrag anzusehen.

§. 24.

Zusammenstellung aller hier gefundenen Zahlen-Verhältnisse.

1. Ackerland.	Reiner Ertrag einer Hufe.	Reiner Ertrag eines Scheffels.
	Thlr.	Thlr.
Acker zu 75 Q. R. bonitirt	676	1,127
80 — —	634	1,057
90 — —	550	0,917
100 — —	466	0,777
110 — —	382	0,637
120 — —	298	0,497
130 — —	214	0,357
140 — —	130	0,217
150 — —	46	0,077
155 — —	4	0,007
155½ — —	0	0
Mit einer Quadratruthe auf den bonitirten Scheffel ändert sich	8,4	0,014

2. Wiesen.	Reiner Ertrag einer Hufe.	eines Fuders Heu.
Wiesen bonitirt zu 100 Q. R.	Thlr.	Thlr.
auf 1 Fuder Heu — —	619	2,062
— zu 120 Q. R. auf 1 Fud. Heu	604	2,012
140 — — —	589	1,962
160 — — —	574	1,912
180 — — —	559	1,862
200 — — —	544	1,812
220 — — —	529	1,762
240 — — —	514	1,712
260 — — —	499	1,662
280 — — —	484	1,612
300 — — —	469	1,562
Mit 1 Q. R. ändert sich —	0,75	0,0025

3. Weide. a. Weide, die nicht mit Holz bewachsen war.	Ertrag einer Hufe.	eines Scheffels.
Weide bonitirt zu 100 Q. R.	676	1,127
110 — —	613	1,022
120 — —	550	0,917
130 — —	487	0,812
140 — —	424	0,707
150 — —	361	0,602
160 — —	298	0,497
170 — —	285	0 392
180 — —	172	0 287
190 — —	109	0,182
200 — —	46	0,077
207 — —	0	0
Mit einer Q. Ruthe ändert sich	6,3	0,0105

b. Weide die zur Zeit der Bonitirung mit Holz bewachsen war.	Maximum des Werths.
1000 Q R. harte Holzweide gleich desselben Guts.	750 Q R Acker.
1000 Q. R. Bruchweide gleich desselben Guts.	500 Q R. Wiesen.

4. Entfernung vom Absatzort.

Für die Güter, die mehr als 5½ geographische Meilen von den Städten Boizenburg, Dömitz, Rostock und Wismar entfernt sind, werden von dem Ertrag, den diese Taxe für sie ergiebt, 10 pCt. abgezogen.

§. 25.

Anwendung dieser Sätze auf einige Güter, die in den Jahren 1811 bis 13 also in der Periode, wie die Güterpreise am niedrigsten waren, verkauft sind.

1. Das Gut S.

enthält 249700 Q R. — 2267 Scheffel.

Hievon sind:

Acker unter 155½ Q. R. bonitirt — 141300 Q. R.
1386 Scheffel macht auf 1 Scheffel im Durchschnitt 102 Q. R.
1 Sch. à 102 Q. R. giebt Ertrag
0,749 Thlr. — 1386 Sch. also 1038,114 Thlr.

Acker über 155½ Q R. bonitirt —
6600 Q R. — 42 Sch. giebt keinen Ertrag.

Summe des Ackers — 147900 Q. R.
— 1428 Schfl. macht im Durchschnitt für 1 Scheffel 103½ Q. R.
Wiesen — 31600 Q. R. — 215 Fuder Heu, 1 Fuder von 147 Q. R. giebt Ertrag 1,945 Thaler macht für 215 Fuder — — 418,175 Thlr.
Gärten — 1900 Q. R. — 22 Scheffel macht 86 Q. R. auf 1 Schfl.
Der Ertrag eines Scheffels, eben so berechnet als beym Acker, ist 0,973 Thlr. macht für 22 Schfl. 21,406 —
Harte Weide, Brinkweide und niedrige Weide unter 207 Q. R. bonitirt — 21300 Q. R. — 159 Schfl. macht 1 Schfl. — 134 Q. R. à 0,770 Thlr. Ertrag.
159 Schfl. à 0,770 Thlr. — 122,430 —
Harte Weide, niedrige Weide und Moorweide über 207 Q. R. bonitirt 7200 Q. R. — 32 Scheffel, geben keinen Ertrag.
Harte Holzweide 32100 Q. R. — 191 Schfl.
147900 Q. R. Acker geben Ertrag 1038 Thlr.
macht für 1000 Q. R. — 7,02 Thlr.

1000 Q.R. Holzweide also 7,02 × ¾
= 5,265 Thlr. 32100 Q. R.
à 5,265 Thlr. — 169,006 Thlr.
Bruchweide 1300 Q. R. — 5 Schfl.
31600 Q. R. Wiesen geben Ertrag 418 Thlr.
macht für 1000 QR. — 13,23 Thlr.
1000 Q. R. Bruchweide also
13,23 × ½ = 6,615 Thlr.
1300 Q. R. à 6,615 Thlr. — 8,600 —
Wege, Hofstellen, Sölle und Gräben
6400 Q. R. geben keine Nutzung.

1777,731 —

Das Gut N.

enthält 642700 Q. R. — 6228 Scheffel inclusive des Pfarrackers.

Hofacker 351900 Q.R. — 4150 Schfl.
1 Scheffel 84,8 Q. R. giebt Ertrag Thaler.
0,990 Thlr. 4150 Schfl. à 0,990 Thlr. 4108,500
Priesteracker 27300 Q. R. — 357 Sch.
hat keinen Pfandwerth — —
Wiesen 48600 QR. — 338 Fuder Heu
1 Fuder auf 144 Q. R. giebt Ertrag
1,952 Thlr. 338 Fuder a 1,952 Th. — 659,776
Priesterwiesen 5200 Q. R. — 36 Fuder
Heu — — —

Gärten 34 Scheffel ungefähr a 80 QR.		Thaler.
geben Ertrag a 1,057 Thlr.	—	35,938
Harte Hölzung 108600 QR. — 422 Sch.		
351900 Q. R. Acker geben Ertrag		
4108 Thlr., macht für 1000 Q. R. —		
11,67 Thlr.		
1000 Q. R. Holzweide 11,67 × ¾		
gleich 8,75 Thlr. 108600 Q. R.		
a 8,75 Thlr.	— —	950,250
Weiche Hölzung 78000 QR. — 517 Sch.		
48600 Q. R. Wiesen geben 659 Thlr.		
Ertrag, macht auf 1000 Q. R.		
13,56 Thaler.		
1000 Q. R. Bruchweide also 13,56 × ½		
= 6,78 Thlr. 78000 QR. a 6,78 Th.		528,840
Hofstellen, Gärten, Wege, Wasser und		
Gräben 23100 Q. R. Der Ertrag der		
Gärten ist schon berechnet, das Uebrige		
giebt keine Nutzung.		
		6283,304
Das Gut liegt über 5½ Meilen von den		
Haupthandelsstädten entfernt, und es		
gehen dafür 10 pCt. ab	———	628,330
		bleibt 5656,974

Für den Antheil des Priesters an der Weide wird noch ein Abzug statt finden müssen, dessen Größe ich aber wegen Mangel an Data nicht bestimmt angeben kann.

Das Gut L.

enthält 135600 Q. R. — 1470 Scheffel.

Acker 89800 Q. R. — 1091 Schfl. Thlr.

1 Schfl. 82½ Q. R. giebt Ertrag 1,024

Thlr. 1091 Schfl. a 1,024 Thlr. — 1117,184

Ueber die Größe der Wiesen und der Weide fehlen mir die Notizen, und ich kann sie hier deshalb nicht genau angeben.

Die Wiesen sind bonitirt zu 150 Fuder Heu, ungefähr das Fuder 2 Thlr. — 300 —

Die als Weide bonitirte Fläche wird ungefähr 2000 Q. R. betragen.

89800 Q. R. Acker geben Ertrag 1117 Thlr., macht für 1000 Q. R. — 12,44 Thlr.

1000 Q. R. Weide würden Ertrag geben $1{,}244 \times \frac{3}{4} = 9{,}33$. 20000 Q. R. a 9,33 Thlr. — — 186.600

1603,784

§. 26.

Uebersicht der Gegenstände, deren Werth und Ertrag in der Taxe nicht enthalten ist, und die man hinzufügen müßte, wenn man nach dieser Taxe den Kaufwerth eines Guts bestimmen wollte.

a. Gegenstände, die in die Taxe nicht mit aufgenommen sind, weil

der jetzige Werth nicht als dauernd anzusehen ist.

1. Der höhere Werth, der einem Gute, durch eine ungewöhnliche, noch nicht landübliche Kultur, und durch das Mergeln gegeben ist.

2. Der Ertrag aus dem Holze, in so fern die jährliche reine Einnahme, — durch eigene Konsumtion, Zuwachs oder Verkauf, — die Bodenrente, oder den Ertrag, den der Holzgrund als Ackerland oder Wiese geben könnte, übersteigt.

3. Der Mehrwerth, den ein Gut durch neue Gebäude, gegen ein andres Gut von derselben Art, dessen Gebäude von mittlerm Alter und im baulichen Zustande sind, hat.

b. Gegenstände, deren ganzer Werth in der Taxe nicht enthalten ist, weil sich dieser aus dem Bonitirungsregister nicht erkennen läßt.

1. Ausgezeichnete Wiesen, insofern ihr Werth größer ist, als die Taxe für die Wiesen der ersten Klasse angiebt.

2. Vorzügliche Weiden, in so fern sie durch beständige Beweidung eine höhere Nutzung geben, als die Taxe — die eine Verwandlung in Acker oder Wiesen voraussetzt — angiebt.

3. Die Niederungen, die erst nach der Bonitirung, durch Entwässerung einen Werth erhalten haben.

Dagegen ist die Taxe auf die Voraussetzung gebauet, daß die Gebäude des Guts von mittlerm Alter und im baulichen Stande sind, und daß das für die Wirthschaft erfoderliche Brennholz auf dem Gute selbst vorhanden sey, weßhalb für das Holz der Wirthschaft, bloß der Kaufpreis, aber keine Anfahrungskosten berechnet sind.

Für Güter, wo diese Voraussetzungen nicht eintreffen, muß der Minderwerth, den sie dadurch erhalten, von dem Ertrage, den die Taxe ergiebt, in Abzug gebracht werden, und dies muß nicht bloß bey der Bestimmung des Kaufwerths, sondern auch bey der Berechnung des Pfandwerths geschehen.

Der Hufenstand giebt dadurch, daß er die Größe des rohen Ertrags bezeichnet, einen herrlichen Maaßstab für die Größe der Gebäude und des Bedarfs an Brennholz, ab.

Die Kosten der Errichtung neuer Gebäude richten sich natürlich nach der Bauart selbst, und nach den Holzpreisen der Gegend, und können nicht überall gleich hoch seyn.

Nehmen wir an, daß bey mittlern Holzpreisen, die Errichtung von ganz neuen gut gebaueten Gebäuden pro Hufe 5000 Thlr. kostet, und setzen wir die Dauer der Gebäude im Durchschnitt auf 150 Jahr: so beträgt die jährliche Abnutzung oder Werthsverminderung $\frac{5000}{150} = 33\frac{1}{3}$ Thlr. pro Hufe.

Theilen wir nun die Gebäude ihrem Alter nach in 3 Klassen: so ist der Werth der Gebäude

1ster Klasse von 10 bis 50 Jahr im Durchschnitt — 25 Jahr: 5000 Thlr. 25 — $33\frac{1}{3}$ = 5000 Thlr. — 833 = 4167 Thlr.

2ter Klasse von 50 bis 100 Jahr im Durchschnitt 75 Jahr: 5000 — 75 × $33\frac{1}{3}$ = 5000 — 2500 = 2500 Thlr.

3ter Klasse von 100 bis 150 Jahr im Durchschnitt 125 Jahr: 5000 — 125 × $33\frac{1}{3}$ = 5000 — 4167 = 833 Thlr.

Der Werth der Gebäude hängt ferner davon ab, in welchem Zustande sie unterhalten sind, und ob sie großer Reparaturkosten bedürfen, um sie in baulichen Stand zu setzen.

Dann muß es ferner noch berücksichtiget werden, ob die auf dem Gute befindlichen Gebäude für den gewöhnlichen Kulturzustand hinreichen, oder ob zur Erbauung der fehlenden Gebäude noch ein Kapital verwandt werden muß. Sind aber die Gebäude früherhin groß genug gewesen, und können sie nur deshalb das Korn nicht mehr fassen, weil die Erndten durch das Mergeln u. s. w. sich vergrößert haben: so kann dies nicht als ein Mangel in Anschlag kommen, indem der erhöhte Ertrag in der Taxe auch nicht in Anrechnung gekommen ist.

Um nun die Gefahr, die bey der Anwendung unserer

Taxe, auf Güter mit schlechten Gebäuden entstehen könnte, vorzubeugen, würde ich vorschlagen: daß auf allen Gütern, deren Gebäude dem Alter nach zur dritten Klasse gehören, oder nicht im baulichen Stande sind, oder für die Größe des Feldes nicht hinreichend sind, pro Hufe 1000 Thlr. Pfandbriefe weniger ertheilt werden, als sonst der Taxe nach geschehen wäre.

Hierbey Unterabtheilungen statt finden zu lassen, scheint mir eines Theils gefährlich, indem alle Baukosten gewöhnlich unverhältnißmäßig gering angeschlagen werden, und andern Theils auch unnöthig, da, wenn die Herstellung der Gebäude im baulichen Stande mit geringen Kosten möglich ist, dies von jedem Gutsbesitzer geschehen kann, ehe er in den Verein tritt.

Der gänzliche Mangel an Brennholz, erniedrigt meiner Meinung nach, den Pfandwerth eines Guts, und mit diesem die Summe der zu ertheilenden Pfandbriefe, auch um 1000 Thlr. pro Hufe.

Hierbey können aber ohne Gefahr, Unterabtheilungen zugelassen werden, und für ein Gut, welches z. B. $\frac{7}{10}$ seines Bedarfs an Brennholz selbst hat, kämen nur $\frac{3}{10} \times 1000 = 300$ Thlr. pro Hufe vom Pfandwerth in Abzug. Es versteht sich, daß dieser Abzug nur für den Theil des Hufenstandes, dem in der Berechnung ein Werth beygelegt ist, geschehen darf.

Wir haben bey der Berechnung des Ertrags von Grund und Boden alle Gegenstände, deren Werth nicht

dauernd war, sorgfältig ausgeschlossen, und es wäre sehr zu wünschen, daß wir auch hier nach diesem Grundsatz verfahren könnten, und zwey so veränderliche Objecte, als Brennholz und Gebäude sind, nicht in Betracht zu ziehen brauchten.

In der Berechnung über den Reinertrag einer Hufe, sind diese Gebäude als mit dem Grund und Boden verbunden angesehen, und für den Kapitalwerth der Gebäude sind keine Zinsen abgezogen. Der angegebene Reinertrag besteht also noch aus zwey verschiedenen Theilen, nämlich aus den Zinsen des Werths der Gebäude, und aus der eigentlichen Landrente. Bey dem Boden von niederm Grade deckt der Ertrag kaum die Zinsen der Gebäude, und die Landrente verschwindet dann ganz. Dieser Boden hat also nur dann, wenn er mit guten Gebäuden versehen ist, einen Pfandwerth; fehlen aber die Gebäude oder sind sie in einem unbrauchbaren Zustande, so kann der Boden selbst für den dem Gut ertheilten Pfandwerth keine Sicherheit darbieten.

Die Rücksicht auf den Zustand der Gebäude kann dann wegfallen, wenn man bloß die reine Landrente zum Maaßstab des Pfandwerths nimmt. Dann wird aber der über 130 Quadrat-Ruthen bonitirte Boden ausgeschlossen, und auch der Pfandwerth des bessern Bodens wird so sehr vermindert, daß die Einführung des Kreditsystems dann vielleicht gar nicht möglich, wenigstens für die mehrsten Gutsbesitzer ohne Nutzen

wäre. Es scheint deshalb zweckmäßiger, für die Gebäude wenn sie tauglich sind, einen Abzug statt finden zu lassen, als die Gebäude auch dann, wenn sie gut sind, allgemein vom Pfandwerth auszuschließen.

Die Erfahrung der letzten Zeit hat gezeigt, daß beym Verkauf mancher Güter, bloß die Gebäude bezahlt sind, Grund und Boden aber umsonst zugegeben wurden. Für jetzt wird also die Rücksicht auf die Beschaffenheit der Gebäude, nnd ein Abzug vom Pfandwerth für den mangelhaften Zustand derselben statt finden müssen; aber es ist möglich und selbst wahrscheinlich, daß nach 30 Jahren der reelle Werth und Ertrag des Bodens durch erhöhte Kultur so zugenommen hat, daß der Boden selbst, auch ohne Gebäude den Werth hat, den ihm unsere Taxe jetzt mit den Gebäuden ertheilt. In dieser langen Zeit ließe sich genügend beobachten, ob mit der Aufhebung der Rücksicht auf mangelhafte Gebäude und fehlendes Brennholz, noch Gefahr verbunden sey oder nicht, und dies müßte dann durch die Mehrheit der Stimmen der Gutsbesitzer entschieden werden. Da aber späterhin keine einseitigen Veränderungen ohne Einwilligung der Kapitalisten gemacht werden dürfen: so wäre es nothwendig, daß die Ritterschaft sich die Entscheidung über diesen Puukt vorbehielte.

Es ist übrigens zu bemerken, daß der Kapitalist nicht eigentlich gefährdet würde, wenn auch schon jetzt

diese Rücksichten wegfielen; denn für ein Gut mit schlechten Gebäuden findet sich ein andres mit neuen Gebäuden, für ein Gut ohne Holz ein andres welches Ueberfluß daran hat, und da für diese kein höherer Pfandwerth berechnet ist: so würde der Kapitalist in diesen Gütern die Hypothek finden, die die andern ihm nicht geben können. Um so mehr aber wird jeder einzelne Gutsbesitzer hierüber zu wachen haben.

Bey den Gütern die neue Gebäude und dabey Mangel an Brennholz haben, oder die schlechte Gebäude haben, dabey aber so viel Bauholz besitzen, daß die Gebäude davon neu aufgeführt werden können, wird der Mangel des einen Objects durch den Mehrwerth des andern kompensirt, und in diesen Fällen braucht dann kein Abzug statt zu finden.

§. 27.

Bestimmung des Mittelertrags eines Guts, zu dessen Pfandwerth.

Nachdem nun aus den vorhergehenden Untersuchungen der Reinertrag eines Guts sich bestimmen läßt, entsteht jetzt die Frage; in welchem Verhältnisse der mittlere Ertrag zum Pfandwerth des Guts steht, oder auf wie viel Thaler Ertrag ein Pfandbrief von 100 Th. à 5 pCt. Zinsen ertheilt werden kann.

Da die Einführung der Rentenzahlung oder der unablöslichen Schulden so wohlthätig für das Ganze wirkt, so muß man auf der einen Seite wünschen, daß

der Pfandwerth bis nahe an den Kaufwerth ausgedehnt werde. Andrerseits aber soll der Pfandwerth unerschütterlich und unverlierbar seyn. Er muß also so niedrig seyn, daß erstens: die Lasten eines Krieges, den Kaufpreis der Güter nicht bis zum Pfandwerth herunterbringen; zweytens: welche Beschränkungen die fremden Staaten auch auf den Getreidehandel legen, doch die Zinsen des Pfandwerths von den Gütern getragen werden können; und endlich drittens: daß bey der großen Ungleichheit die in der Gutseinnahme durch Mißwachs entstehen kann, doch die Zinsen von den Pfandbriefen in jedem Jahre bezahlt werden können.

Wenn man beyde Rücksichten möglichst mit einander vereinigen will, so wird man, meiner Meinung nach, für einen Pfandbrief von 100 Thlrn. a 5 pCt. Zinsen einen Gutsertrag von 8 Thlrn. zum Grunde legen müssen, und demnach einem Gute für jede 8 Thlr. Ertrag, die es nach unserer Taxe giebt, einen Pfandwerth von 100 Thlrn. ertheilen können.

Da nun unsere Taxe verschiedene Nutzungsgegenstände ausschließt und nicht mit ergreift, diese Gegenstände den Pfandbriefen aber doch mit zur Hypothek dienen: so kann man mit Sicherheit annehmen, daß dem auf diese Weise ausgemittelten Pfandwerth, im allgemeinen — aber nicht in jedem einzelnen Fall — ein Einkommen von 9 pCt. zur Hypothek dient.

Für das Gut S.

ergiebt unsere Taxe einen Ertrag von 1778 Thlrn. Der Pfandwerth dieses Guts ist also $^{17}\frac{78}{8}$ × 100 gleich 22225 Thlrn.

Dies Gut ist zur Zeit der niedrigsten Güterpreise für 32000 Thlr. verkauft.

Die Gebäude des Guts waren von mittlerm Alter, aber nicht gut unterhalten. Es bedurfte deshalb eines bedeutenden Kapitals, um sie in baulichen Stand zu setzen, und erst nachdem dies Kapital daran gewandt ist hat das Guts den Pfandwerth von 22225 Thlr. Für den Zustand des Guts wie es beym Ankauf war, würden hievon aber per Hufe 1000 Thlr. abgehen; dies macht für 2267 — 74 = 2193 Scheffel; 3655 Thlr., und der Pfandwerth bleibt dann 18670 Thlr.

Das Gut N.

Nach der Taxe ist der Ertrag — 5656 Thlr.

Dies giebt einen Pfandw. von $^{56}\frac{56}{8}$ × 100 = 70700 Th.

Die Gebäude waren nicht im baulichen Stande, der Ueberfluß an Holz wird aber diesen Mangel ungefähr wieder aufwiegen.

Das Gut ist verkauft im Jahr 1812 für 110000 Th. Gold oder ungefähr 103000 Thlr. N. 2/7.

Das Gut L.

Der Ertrag ist nach unserer Taxe — 1604 Thlr.

Dies giebt einen Pfandwerth v. $^{16}\frac{04}{8}$ × 100 = 20050 Th.

Die Gebäude waren aber nicht im baulichen Stande und nicht vollständig für das Gut.

Es gehen deshalb ab pro Hufe 1000 Thlr. macht für 2 Hufen 270 Schfl. — 2450 Thlr.

Das Gut hatte ungefähr die Hälfte seines Bedarfs an Brennholz, für die fehlende Hälfte gehen pro Hufe 500 Thlr. ab, macht — 1225

abgezogen — 3675

bleibt der Pfandwerth 16375 Thlr.

Dies Gut wurde im Jahr 1809 für 32000 Thlr. gekauft, zur Zeit der niedrigsten Güterpreise aber für 24000 Thlr. wieder verkauft.

Für diese 3 Güter beträgt also der nach unserer Taxe ausgemittelte Pfandwerth fast genau $\frac{2}{3}$ des niedrigsten Kaufpreises, welches mit der Hälfte des jetzigen Kaufpreises ungefähr übereinstimmen wird.

Nimmt man an daß damals zu 6 pCt. gekauft wurde, so ist zwischen dem Kaufpreis und dem Pfandwerth, der im allgemeinen durch 9 pCt. Ertrag gedeckt seyn wird, eine genaue Uebereinstimmung.

Ich habe diese Taxprincipien noch auf sechs andre Güter, die ich genau kenne, angewandt, und finde daß für zwey von diesen Gütern, deren Kulturstand sich sehr verändert hat, der wirkliche Ertrag bedeutend höher ist, als der, den die Taxe ergiebt; für die andern treffen beyde aber so genau zusammen, daß ich für sie keinen andern Werth anzugeben wüßte, als den, der aus der Taxe folgt.

Es ist unstreitig in diesem Augenblick ein hohes Bedürfniß für Mecklenburg, daß Taxationsgrundsätze dargestellt werden, die

1) in ihrer Anwendung keine große Kosten verursachen;
2) jede Willkühr ausschließen, und
3) den Pfandwerth nie so hoch angeben, daß dieser nicht durch den Werth des Guts völlig gesichert sey.

Da nun für den Kreis meiner Beobachtungen die hier vorgetragenen Grundsätze diese Foderungen er-

füllen: so fühlte ich eine innere Verpflichtung meine Ansichten der öffentlichen Prüfung zu übergeben und zu unterwerfen.

Für diese Prüfung wäre ein zweyfacher Standpunkt erfoderlich: einmal, um die Richtigkeit der Theorie selbst zu prüfen, müßte sie auf Güter angewandt werden, die nach der allgemeinen Meinung richtig bonitirt sind, die in der Kultur nicht bedeutend verändert sind, und die überhaupt von den gewöhnlichsten Verhältnissen nicht bedeutend abweichen; zweytens, um zu erfahren, ob die Anwendung dieser Theorie in keinem Fall den Pfandwerth eines Guts zu hoch angiebt, müßte man Güter wählen, die man für zu hoch bonitirt hält, die sehr schlechten Boden, große Strecken niedrige Weide, schlechte Gebäude u. s. w. haben, und überhaupt solche Güter wählen, die durch viele nachtheilige Umstände, nach Verhältniß ihres Hufenstandes den geringsten Werth haben.

Da der Pachtpreis weniger schwankend ist und mit dem reellen Werth des Guts mehr in Verhältniß steht, als der Kaufpreis, so wird man am besten thun, die mittlere Pachtsumme, die das Gut giebt oder geben kann, zum Grunde zu legen, hievon aber nicht bloß die gewöhnlichen jährlichen Abzüge, sondern auch alle die Ausgaben, die den Eigenthümer in einer Reihe von Jahren treffen, als Kriegskosten, Abnutzung der Gebäude u. s. w. abzurechnen.

Ueber das Hypothekenwesen in den Ritterschaftschaftlichen Gütern in Mecklenburg. *)

Es ist wohl keinem Zweifel weiter unterworfen, daß in den Ritterschaftlichen Gütern in Mecklenburg Hypothekenbücher werden errichtet werden; aber die meisten Stimmen scheinen dahin zu gehen, daß diese Güter taxirt werden sollen, um ihren Werth, d. h. den Werth der Hypothek zu bestimmen. Diese Maaßregel scheint mir so gefährlich, daß ich es nicht unterlassen kann, noch einmal die Gründe anzuführen, die von dieser Taxation abrathen sollten. Sie ist gefährlich für jeden einzelnen Gutsbesitzer.

Partheyisch kann meine Stimme nicht seyn, denn ich bin kein Gutsbesitzer, und werde es auch wohl nie

*) Dieser Aufsatz ward mir von der Güte des Herrn Amtmanns Michelsen mitgetheilt, als der vorstehende noch unter der Presse war. Ich lasse ihn unmittelbar folgen, damit der sachkundige Leser beyde desto bequemer mit einander vergleichen kann. Die Angelegenheit, die hier zur Sprache gebracht wird, ist wichtig genug, um auf jede Stimme zu achten.
A. d. R.

werden. Aber freylich kann ich irren und so bald bessere Belehrungen mich überzeugen, daß die Gründe, aus welchen ich von einer solchen Taxation abmahne, auf Irrthum beruhen, so habe ich kein Wort weiter zu sagen. Ich halte nämlich die Taxation der Güter für gefährlich und nachtheilig:

1. Weil ein Gut im Besitz eines schlechten Wirthes vielleicht nicht halb so viel werth ist, als wenn ein guter Wirth es unter Händen hat und cultivirt. Soll man nun bey der Taxe auf den guten oder auf den schlechten Wirth Rücksicht nehmen?

2. Weil hohe und niedrige Preise den Ertrag eines Gutes jährlich mehren und mindern. Da ein hoher Ertrag auch einen hohen Werth eines Gutes ausmacht, welchen Ertrag soll man denn bey der Taxe annehmen?

3. Das Mergeln hat bey vielen Gütern Wunder gethan und man muß also doch wohl die Taxe eines solchen Gutes erhöhen, das einen reichen Vorrath von Mergel hat, und wo die vortheilhaften Würkungen des Mergels schon sichtbar geworden. Soll man nun, wenn der Augenschein es lehrt, daß der Mergel auf eine vernünftige Art benutzt wird, und wenn die Folgen es lehren, daß diese Benutzung wohlthätig ist, bey der Guts-Taxe den Mergel berücksichtigen, oder soll gar keine Rücksicht darauf genommen werden?

4. Herr Dreves*) räth zu einer Ackerbearbeitung, wo durch Bedeckung der Boden mit der Hälfte der jetzigen Arbeit und Kosten schon so mürbe in seiner Krume gemacht werden soll, als wir ihn jetzt mit aller kostbaren Arbeit nicht machen können.

Noch hat niemand bewiesen, daß seine vorgeschlagene Bestellungsart unrichtig sey, so sehr auch daran mag gezweifelt werden können. Wäre sie richtig, so würden die Güter durch verminderte Bestellungskosten einen weit höhern Werth erhalten, als sie jetzt haben. Es würde also die Taxe zu niedrig seyn, die hierauf keine Rücksicht genommen hätte.

5. Auch diejenige Taxe würde zu niedrig seyn, die den Werth einer großen Menge Dreschkorn berücksichtigte, wenn nemlich der Nutzen der Dreschmaschinen sich bestätigte, und dadurch eine Menge Dreschkorn erspart würde.

6. Wenn durch veredelte Schafe der Ertrag eines Gutes sehr bedeutend erhöhet werden kann; oder wenn durch Tyroler-, Schweizer- und Holsteiner Kühe unsere jetzige Kuhrace zu verbessern, und milchreicher zu machen ist, wie will man denn jetzt durch eine Taxe die auf alles dies nicht Rücksicht nimmt und nehmen soll, den Werth eines Gutes bestimmen, dessen Ertrag so außerordentlich vermehrt werden kann?

*) M. s. Dreves: Mecklenburgs Ackerkultur. Rostock bey Stiller, 1816.

7. Der Werth unserer Landgüter wird zum Theil schon jetzt erhöhet und wird es wahrscheinlich in der Folge noch mehr, durch Anwendung des Exstirpators, durch Drillen, Walzen und durch die Benutzung sonstiger nützlicher Ackergeräthe. Was wollen die Taxanten auf diese Ersparungen und Verbesserungen, die doch wahrlich! zum Theil nicht in Schwindeleyen bestehen, zum Ansatz bringen? Sollen sie auf Gegenstände dieser Art gar keine Rücksicht nehmen?

Sollen alle solche Verbesserungen und Ersparungen nichts werth seyn: so würde darinn die Behauptung liegen, daß sie bloße Traumbilder, bloße Ausgeburten von Schwindelköpfen wären, und daß die Erfahrung eine freche Lügnerin sey.

8. Wenn wir unsern Armen Gelegenheit zum Verdienst geben (gewiß die beste Art der Armenversorgung) und durch Dresch- und Säemaschine, Kartoffelhacken, Häckselmaschinen, und dergleichen Werkzeuge, die schon erfunden sind, oder gewiß noch immer mehr werden erfunden werden, — noch mehrere Menschenhände ersparen: so erhalten wir Arbeiter genug, um unser Korn sorgfältig zu pflanzen statt zu säen. Wir haben dann mehr Ertrag und brauchen nicht den 10ten Theil unserer jetzigen breitwürfigen Aussaat. *)

*) Diese Behauptung wird freylich manchen zu gewagt scheinen, da wir wohl vor der Hand noch nicht dahin gelangen werden, unsre Getreidefelder Garten-

Ich und meine jetzigen Zeitgenossen erleben dies wahrscheinlich nicht; aber unsere Nachkommen werden gewiß dahin kommen, und eben so gewiß noch manche andere nützliche Erfindung machen. Können wir also wohl jetzt das Buch schließen? können wir die Acten für spruchreif halten und den Bescheid geben: die jetzige Taxe bestimmt den wahren Werth eines Gutes für immer und ewig? so hoch kann es, und niemals soll und muß es höher verschuldet werden?

Wie wollten doch wir kurzsichtigen Menschen vermessen genug seyn, mit unserer schwachen Einsicht so etwas für alle Zukunft bestimmen zu wollen!!!

So lange also Hofnung da ist, daß unsere Güter im Werthe steigen, seufzt der Gutsbesitzer unter dem Druck der Taxe die ihm das Urtel gesprochen hat, daß sein Gut immer und ewig nicht mehr werth seyn wird, wenn er auch den Ertrag verdoppeln oder verdreyfachen könnte.

Vielleicht könnte er diesen Ertrag unendlich ver-

---

mäßig bestellen zu können. Aber sollten unsre Bündner nicht darauf aufmerksam gemacht werden können? Die Unausführbarkeit davon sehe ich nicht ein. Vielleicht, wenn nur der Anfang gemacht wäre, möchte sich dies allmählig weiter verbreiten, um so mehr, da bey einem solchen Verpflanzungsgeschäft Kinder angestellt werden können. Wie könnten wir diese besser zur Industrie und Moralität gewöhnen, als durch Beschäftigungen dieser und ähnlicher Art? A. d. R.

mehren, wenn ihm jemand ein Betriebscapital dazu anleihen wollte. Aber niemand kann es ihm leihen, der ihm nicht bloß persönlichen Credit schenken will, weil der Werth für alle Ewigkeit bestimmt ist, und jeder Unbekannte glauben muß, daß es wirklich keinen höhern Werth hat. Selbst ein Kaufliebhaber muß mißtrauisch gegen den Ertrags-Anschlag eines wirthschaftskundigen Freundes werden, wenn er bedeutend höher geht, als er bey der officiellen Taxe zum Grunde gelegt ist.

Dies sind Verlegenheiten, worin der Besitzer gerathen kann, wenn sein Gut taxirt ist; aber auch das Corps der Gutsbesitzer, welche die Taxe etwa zu ⅔tel garantiren, kann ebenfalls nicht ganz außer Sorgen seyn.

Ich warne daher gegen alle Gütertaxen, die einem Kredit-System zur Grundlage dienen sollen, auch noch aus folgenden Gründen:

9. Jedem sind noch die letzten Jahre in frischem Andenken, als kalte Frühlinge, nasse Sommer, Krieg und außerordentliche Dienste und Abgaben, den Landmann Tag und Nacht mit Kummer und Sorgen erfüllten und wo manche redliche Familie ihren Untergang fand. Zwar könnte man wohl einwenden, daß in dieser besten Welt, — in welcher Gutes und Böses immer im harmonischen Einklange bleibt, wenn wir kurzsichtige Menschen dies auch nicht zu beurtheilen

vermögen, — Mancher zu einem bedeutenden und ansehnlichen Posten gelangte, der wohl einem würdigern hätte aufgespart werden sollen; auch Mancher, durch die Drangsale, die der übrigen Menschheit Thränen und Seufzer auspreßten, begünstigt und zum Schooßkinde des Glücks ausersehen, da desto reichlicher erndtete, wo andere den Verlust ihrer ganzen Habe, ihres Vermögens und ihrer Lebensruhe beweinten; ja! bey Manchem der Gallische Klugheitssinn sich so bewundernswürdig entwickelte, daß er von einem vormals unbedeutenden Wesen sich hoch empor schwang — obgleich, sage ich, die damaligen moralischen und politischen Zerrüttungen, als heilsame Reagentien, so manchen furchtbaren Niederschlag bewürkten: so wird doch dagegen ein großer Theil ohne Schuld unglücklich gewordener mit Schrecken an alle diese Unglücksperioden, und insonderheit an das Jahr 1811 zurück denken, als, bey der äußerst kargen Erndte, das wenige und überdies schlechte Getreide, was noch geerndtet ward, zu so niedrigen Preisen herab sank, — z. B. der Schfl. Rocken zu 15 bis 16 ßl. — daß der Landmann für den Transport seiner Produkte oft nicht einmal das Fuhrlohn bezahlt erhielt.

Sehr viele Güter waren damals umsonst zu theuer, denn sie brachten nicht die öffentlichen Abgaben und Bestellungskosten ein.

Wenn einmal ein solches Jahr wieder zurück kehrte,

was sollte wohl aus dem Kredit der Ritterschaft werden, wenn sie $\frac{2}{3}$tel der Taxe garantirt hätte und nun zahlen sollte? — Jeder Gutsbesitzer wäre dann in gleicher Verlegenheit, und es könnte hieraus der schlimme Fall entstehen, daß entweder keiner mehr übrig wäre, der für den andern zahlen könnte, oder der Zahlungsfähige würde auch noch durch die übrigen mit heruntergerissen und zu Grunde gerichtet.

10. Mit sorgenvollem Blick hat der nachdenkende Landmann schon lange nach den Freystaaten von Nordamerika hinüber geschauet.

Im südlichen Amerika sehen wir jetzt ebenfalls ein kräftiges Streben der Einwohner, Freystaaten zu bilden. Und wenn Handel und Gewerbe einmal frey werden sollten, *) so könnte die vermehrte Concurrenz gar leicht ein Fallen unserer Kornpreise bewürken.

Der blühende Kornhandel von Odessa beweiset nicht minder, wie Ackerbau und Gewerbe im südlichen Rußland sich mehren.

Sollte der Kornbau in Pohlen und an den Küsten von Afrika ebenfalls noch wichtiger werden, so ist sehr möglich, daß dies Alles ein Fallen unserer Kornpreise bewürkt; und wenn dann dem Landmanne

---

*) Das gebe Gott! — Längst war dies der sehnliche Wunsch der Menschheit: Handlungs- und Gewerbs-Freyheit durch die ganze Welt! A. d. R.

nicht andere Erwerbsquellen sich öfnen: so ist es wenigstens nicht unmöglich, daß die Gesammtheit der Gutsbesitzer, besonders diejenigen, die etwas zu verliehren haben, leicht ins Gedränge kommen können, wenn sie den Werth des taxirten Gutes, wenigstens zu $\frac{2}{3}$tel garantiren.

Aus allem diesem folgt nach meiner Ueberzeugung die Richtigkeit der Behauptung: daß eine Taxation der Ritterschaftlichen Güter, sowohl dem verschuldeten als dem unverschuldeten Besitzer leicht nachtheilig werden muß. Fallen die Güter im Preise, so sind es allein die Reichen, die den garantirten Werth bezahlen müssen, weil sie allein nur etwas zu bezahlen haben. Steigen aber die Güter im Preise, so leiden diejenigen Besitzer unendlich, die über $\frac{2}{3}$tel des taxirten Werths (der vielleicht nicht die Hälfte des würklichen Werthes ist) noch eine Anleihe nöthig haben, weil bey der vollkommensten Sicherheit ihnen niemand leihen zu können glaubt, und darum nicht leihen wird.

Beyde leiden beym Verkauf oder bey einer Verpachtung, weil jeder gleichsam unwillkührlich die Taxe ohngefähr für den richtigen Werth halten wird.

Und warum sollte eine Taxe der Ritterschaftlichen Güter so nothwendig seyn? Besteht doch das Hypothekenwesen in den Domainen ohne Taxe, und das Hypothekenwesen in den Städten seit mehr als 50 Jahren gleichfalls ohne Taxe. Doch — wie ge-

sagt — ich kann mich irren, und wenn ich mich irre, so wird es selbst denen, die nicht meiner Meinung sind, eine angenehme Beruhigung gewähren, daß sie die gegenseitigen Gründe widerlegen und wegräumen können.

Die Sache aber scheint mir wichtig genug, um nicht nur das Für — sondern auch das Wider zur Sprache zu bringen.

C. F. Michelsen.

Auszug eines Schreibens, von einem Ungenannten, an den Herausgeber dieser Annalen: die bessere Benutzung des Brachmistes betreffend.

Daß die, S. 39 dieses Jahrgangs dieser Annalen mitgetheilte Bemerkung: über die vortheilhaftere Verwendung des Brachmistes Aufmerksamkeit erregen würde, das war zu erwarten. Jede Sache, die noch nicht allgemein bekannt ist, erregt aber nicht bloß Aufmerksamkeit, sondern auch Bedenklichkeiten, und dann kann es natürlich auch nicht an Widersprüchen fehlen. Beym gewöhnlichen Disputiren ist es freylich selten der Fall, daß ein Gegner den andern überzeugt, denn in der

Regel bleibt jeder bey seiner Meinung. Indessen wenn auch keiner der Streitenden bekehrt wird, so nimmt häufig ein Dritter, der keiner der gegenseitigen Meinungen zugethan ist, das Seinige daraus, und in dieser Hinsicht sind solche Controversen nie ohne Nutzen, besonders wenn sie, mit gebührender Achtung des Gegners in einer solchen Sprache geführt werden, die in diesen Annalen beobachtet wird. Der Verfasser des nachstehenden Schreibens gehört zu der Klasse unsrer thätigsten, scharf beobachtenden und in ihrem Kreise allgemein geschätzten Wirthe, mithin konnten seine Einreden nicht unbeachtet bleiben, die um so mehr Dank verdienen, wenn mehrere erfahrne Wirthe daraus die Veranlassung nehmen wollen, ebenfalls ihre Bemerkungen mitzutheilen.

Dieser Gegenstand ist aber übrigens von der Wichtigkeit, daß er von allen möglichen Seiten gehörig geprüft werden muß. Mit einem bloßen theoretischen Räsonnement kann hier nichts ausgerichtet werden. Nur dann erst, wenn unsre denkenden Landwirthe, so wie der würdige Verfasser des oben angeführten Aufsatzes, ihre eignen Erfahrungen mittheilen, und bey diesen ihren Beobachtungen nicht bloß auf die Beschaffenheit des Düngers, sondern auch auf die Beschaffenheit des Bodens, auf die Bearbeitung desselben, u. s. f. Rücksicht nehmen, dann erst werden Resultate hervor gehen, aus welchen sich mit Sicherheit allgemein

anwendbare Grundsätze werden herleiten lassen. Diesen Weg wird der würdige Verfasser des nachstehenden Schreibens verfolgen und von unsern beobachtenden Wirthen ist es zu hoffen und zu erwarten, daß sie diesem musterhaften Beyspiele folgen werden.

Allen unsern Vaterlandsfreunden kann ich bey dieser Gelegenheit die Nachricht ertheilen, die ihnen gewiß willkommen und erfreulich seyn wird: daß unsre Landwirthschaft, die nunmehr in ihrer völligen Kraft zum Heil des Vaterlandes wieder thätig seyn kann, sich, unter andern nützlichen Beschäftigungen, auch dies zum Gegenstand ihres Würkens gemacht hat, problematisch scheinende Wahrheiten, die so tief in Agrikultur und Gewerbe eingreifen, durch fortgesetzte praktische Versuche zur Entscheidung zu bringen. Daß sie, nach überstandenen Drangsalen der verflossenen Jahre nunmehr wieder den Zweck ihres Daseyns im weitesten Umfange wird erfüllen können, das verdankt sie den edlen Vaterlandsfreunden, die mit bereitwilliger Theilnahme ihren Wünschen entgegen kamen, und durch deren rühmlichen Beytritt jetzt eine so allgemein günstige Stimmung erwacht ist, daß man es mit Zuversicht hoffen kann, dieser wieder erwachte, reine Vaterlandssinn, wird sich immer wohlthätiger über das Ganze verbreiten. Diesen Geist allgemeiner Vater-

landsliebe, und diesen immer reger werdenden Eifer für alles Nützliche und Gute erhalte uns die Vorsehung, so werden sich aus dem ehrwürdigen Stamm des vormals gepfropften Baumes, den Sturm und Ungewitter zwar eine Zeitlang entblättern, aber nicht verderben konnten, neue Blüthen entfalten, die lebenden und kommenden Geschlechtern zur labenden Frucht reifen müssen. Bald hoffe ich im Stande zu seyn, in den nächsten Blättern dieser Annalen dem Publikum alles vorlegen zu können.

Hier folgt nun der Auszug aus der oben genannten Zuschrift, und ich wünsche, daß er die Aufmerksamkeit rege machen möge, die er nach meiner Ueberzeugung verdient.

Karsten.

— — — Unter mehreren Gegenständen dieser Art, von welchen unsere Annalen so vieles, für unsern mecklenburgischen Landwirth Nützliches darbieten, ist mir insonderheit die für mich ganz neue Lehre auffallend gewesen, und hat meine Erwartung aufs höchste gespannt:

„daß es nicht vonnöthen sey, daß der Dung bis „zum Frühjahr auf seiner Stätte liegen bleibe, „und durch den Zusatz von Schnee und Winter„feuchtigkeiten diejenige Gahre erhalte, die bisher

„der mecklenburgische Landwirth für unumgänglich „nothwendig hielt; sondern daß es weit räthlicher „sey, den in 5 bis 6 Wochen aufgesparten Dung „ab und auf das Feld zu fahren."

Bestätiget sich dies noch ferner, so können wir fast noch einmal so dick unsern Acker mit diesem Dung bestreuen, und gewinnen an der Sommer-Arbeit, die sonst mit dem Mistfahren hingeht, die köstliche Zeit.

Nach meiner Erfahrung stehet diesem aber so manches entgegen, daß ich, so lange ich dieses nicht aus eigener Erfahrung widerlegt finde, diesem nicht unbedingt folgen werde. Eine Probe will ich diesen Winter machen und enthalte mich bis dahin jedes Urtheils.

Besonders habe ich bemerkbar gefunden, daß der im Frühjahr abgefahrne Dung dem hierauf gesäeten Saamen wenig, fast nichts nutzet. Deshalb halten wir es auch für Regel, allen Acker, der im Frühjahr mit Leinsaamen, Kartoffeln, Gerste u. s. w. besaamet werden muß, möglichst im Spätherbst zu düngen. Der Dung ist nun freylich auch lang, hat noch nicht die Gahre erhalten, aber auch deswegen muß er fast noch einmal so dick ausgestreuet werden.

Weiterhin wird man die Stellen immer bemerkbar finden im Winterschlag, wohin der zuletzt aus den Viehställen getragene Mist hingefahren ist. Der Dung der Kathenleute wird aber bey allen den Vorzug haben, obgleich er am spätesten abgefahren

und so kurz schon verfaulet ist, daß er schwarz aussiehet. Auch der Dung, der des Sommers in der Regel produciret wird, obgleich das Vieh eine so nahrhafte Weide hat, und von der Mitte des Monats May bis October auf einer Stelle lieget, wird das nicht leisten, was der im Juny-Monat abgefahrne speckigte Dünger erzeuget. Letzterer vermengt sich durch das zweymalige Haken und Eggen wahrscheinlich besser und würket deshalb auf die Production, statt daß der im Herbste abgefahrne Dünger gerne der Aufenthalt der Mäuse und Maulwürfe zu seyn pfleget.

Sollte die Erfahrung aber beweisen, daß der alte verjährte Glaube unnütz sey, welche Fortschritte werden wir dann nicht machen können? Ich würde dann meiner Braache, wenn es irgend möglich wäre, schon im Herbste zwey Furchen geben; im Frühjahr auf diesen Dung Gerste säen, dann Schotenfrüchte folgen lassen und mit Winterkorn die Rotation beschließen. Mich dünkt, auf diesem Wege würden wir uns allmählich dem Princip der höhern Landwirthschaft nähern können. Deßhalb bitte ich Sie, nehmen Sie doch ja alles in Ihre so geschätzten Annalen auf, was über diesen Gegenstand geschrieben wird, durch das Für- und Gegen-schreiben wird mancher aufgeweckt und man kömmt unvermerkt zu Resultaten. Vor dem Ablauf eines Jahres werde ich aber keinen Bericht abstatten können.

Bericht über einige, mit der dänischen und schwedischen Dreschmaschine am 11ten April 1817 zu Herzberg und Lenschow angestellte comparative Versuche, nebst einigen Bemerkungen über die Verschiedenheit des Baues beyder Maschinen.

Da mein verehrlicher Nachbar, der Königl. Preußische Herr Hofmarschall, Baron von Maltzahn, Erbherr der treflichen Güter Herzberg und Lenschow, einige Tage mit Urlaub auf diesen seinen Gütern zubrachte, so benutzte ich diese Gelegenheit, um unter seiner eigenen Direction mit seinem Ober-Inspector, dem Herrn Stövesandt einige comparative Versuche mit den obgenannten beyden Maschinen anzustellen. Der Herr Hofmarschall hat sich selbige mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe und Pünktlichkeit notirt, und in seinem Guts-Archiv deponirt.

Mit beyden Maschinen wurde bey jedem Versuche einerley Frucht gedroschen, d. h. die jedesmalige Frucht war aus demselben Schlage oder aus derselben Koppel, und hatte ein und dasselbe Schicksal beym Mähen, Erndten und Einscheuern gehabt. Sie hatte insgesammt sehr langes Stroh, woraus man sich denn auch die geringen Resultate im Ausdrusch bey beyden Maschinen erklären muß. Waizen wurde bey diesen

Versuchen gar nicht gedroschen. Weil derjenige, der noch übrig war, durch die außerordentlich nasse Witterung des Sommers 1816 so mürbes Stroh bekommen hatte, daß dasselbe auf der Maschine zu grobem Häksel zerschlagen wurde.

Die dänische, mit zwey Pferden bespannte Maschine hat bey einem gewöhnlichen Gange der Pferde folgenden Ausdrusch geliefert:

1. Von 20 Garben Rocken in 20 Minuten $2\frac{1}{2}$ Faß. Dieses beträgt in einem Arbeitstage von 11 Stunden 660 Garben oder $20\frac{5}{8}$ Scheffel Berliner Maaß oder — 5 solcher Scheffel zu 7 kleinen angenommen — $28\frac{7}{8}$ Scheffel Rostocker Maaß.

2. Von 20 Garben Gerste in $7\frac{1}{8}$ Minuten 2 Faß und $\frac{1}{2}$ Metze Berl. Maaß mithin in dem angenommenen Arbeitstage 1760 Garben oder $46\frac{3}{4}$ Scheffel Berliner Maaß oder $65\frac{9}{20}$ Scheffel Rostocker Maaß.

3. Von 20 Garben Hafer in 13 Minuten $4\frac{1}{2}$ Faß Berl. Maaß, mithin in einer Stunde $5\frac{5}{26}$ Scheffel, und in einem Tage $57\frac{3}{26}$ Scheffel Berl. M. oder $79\frac{25}{26}$ Rostocker Scheffel.

Angestauchte, oder wie der Tagelöhner sagt, angestukte Gerste und Hafer geben ärgeres Wirr-Stroh, als wenn sie auf der Maschine gedroschen sind. Zerschlagenes Stroh befand sich gar nicht darunter, auch keine abgerissene Aehren, wenigstens unter Gerste und Hafer nicht. Auch war das Stroh besser aus-

gedroschen, als ein guter Wirth das sub 2 und 3 insbesondere für das Rindvieh bestimmte Futter abzudreschen pflegt.

Die kleine Schwedische Dreschmaschine (denn: es giebt auch eine größere, die Herr Erdtmann in Wismar für 290 Rthlr. NZwdr. verkauft) welche in Lenschow in einer Abseite der Scheuer musterhaft aufgestellt ist, war gleichfalls mit zwey Pferden bespannt, und lieferte nachfolgende Resultate:

1. Sie gab in 19 Minuten aus 20 Garben Rocken $1\frac{3}{4}$ Faß Berl. M. beträgt auf den 11stündigen Arbeitstag 15 Sch. $\frac{15}{19}$ Faß Berl. M. oder $2\frac{2}{19}$ Faß Rostocker Maaß.

Das Rockenstroh war völlig rein ausgedroschen, und nirgends fand sich eine unausgedroschene, vom Stroh abgerissene oder zerknickte Aehre mit Körnern, wie bey der Dänischen Maschine. Jedoch fanden sich unter der ganzen Masse 2 bis 3 Aehren, die unberührt geblieben waren. Bey näherer Untersuchung fand sich, daß diese Aehren sich neben der Walze vorbeygeklemmt hatten, welches durch ein angebrachtes steifes Leder oder durch eine sonstige Vorrichtung leicht abgeändert werden kann.

2. Von 20 Garben Gerste in 11 Minuten 2 Faß Berliner M. macht in dem angenommenen Arbeitstage 30 Scheffel Berl. M. oder 42 Scheffel Rostocker M.

3. In 15 Minuten von 20 Garben Hafer 5 Faß

und 3 Metzen, mithin in einem Arbeitstage 63¼ Schfl. Berliner M. oder 88$\frac{11}{20}$ Sch. Rostocker Maaß.

Beydes war vollkommen rein abgedroschen, und reiner als es der gute Wirth abdreschen läßt. Auch war das Stroh weniger geknickt, als dieses bey gestauchter *) Gerste und dergleichen Hafer beym Dreschen mit Flegeln der Fall ist. Endlich

4. War mit der schwedischen Maschine Klee gedroschen. Man hatte das Klee-Heu zweymal durch die Maschine laufen lassen, wobey ein Pferd zum Zuge hingereicht hatte. Man schätzte, daß auf die Art so viel in einer Stunde ausgedroschen sey, als vier Menschen mit Flegeln in einem halben Tage ausdreschen können. In Kreien bey Herrn von Plato hat man dem Vernehmen nach gar in einem Tage mit der kleinen schwedischen Maschine neun Fuder Klee abgedroschen. Ich bin überzeugt, daß man mit einer geringen Vorrichtung, d. h. mittelst einer, die Trommel umfassenden, mit reibenähnlichem Eisenblech beschlagenen Kapsel den Klee so rein, als auf einer Graupen-Mühle ausmahlen kann.

---

*) Für Ausländer bemerke ich, daß bey uns Hafer und Gerste beym Anlegen auf der Scheuer, Behuf des Dreschens auf das Stoppel-Ende gestellt werden, — die Aehren in der Höhe — und daß beydes mit der Hand alsdann niedergedrückt wird, welches man stuken (stauchen) nennt. Daher nennt unser Drescher eine solche Lage, eine Stuhklage.

In Hinsicht des Personals, welches bey der Dreschmaschine angestellt wird, beziehe ich mich auf das, was unser Herr Graf von Osten-Sacken hierüber in diesem Jahrbuche gesagt hat. Ich habe daher nur noch Etwas über die Unterscheidungszeichen beyder Maschinen zu sagen. Beyde sind Nachbildungen der bekannten englischen oder vielmehr eigentlich schottischen Dreschmaschine, die man jetzt überall und in allen Formen in England hat. Die dänische gehet ungemein leicht, und ist gewiß sehr dauerhaft. Sie macht bey einem Umgange der Pferde 93 Rotationen der Trommel; die schwedische vollbringt in gleicher Zeit nur 56 Rotationen; die dänische Trommel ist drey Fuß lang, und hatte sonst vier, — jetzt acht Leisten, à vier Zoll hoch, die schwedische ist drey und einen halben Fuß lang und hat 12 Leisten à 1¾ Zoll hoch. Der Durchmesser der Trommel incl. der Leisten ist bey der schwedischen Trommel 37 Zoll, bey der dänischen ist er ungleich geringer, nemlich 29 Zoll incl. der Leisten. Der Umgang der Pferde ist bey beyden Maschinen ganz verschieden, und deshalb reibt die schwedische, nachdem gleich beym Eintritt durch die Fang-Walzen die Frucht ihre Schläge von den Queerleisten der Trommel bekommen hat, das noch sitzen gebliebene unter sich an 18 Absätzen aus, welche sie noch zu passiren hat. Die Dänische Maschine hingegen reibt die noch übrige Frucht über sich an einer

blechernen Reibe aus. Bey der schwedischen ist der Durchmesser der Fang-Walzen 8 Zoll — bey der dänischen etwas über die Hälfte.

Das wohlgeprüfte Urtheil über beyde Maschinen fällt dahin aus, daß die dänische, selbst in ihrem verbesserten Zustande, wo man die Zirkelharke (circular-rake) und die Sichte-Maschine (Winnowing machine) von ihr weggenommen hat, weil beyde die intendirten Absichten nicht erfüllten, und nachdem man die Trommel mit 4 anderweitigen Leisten versehen hat, dieselbe dennoch weit hinter der schwedischen zurückbleibt, weil ihre Trommel zu klein ist, und die darauf befindlichen Leisten zu hoch sind, weßhalb sie jede Aehre mit dünnem oder mürbem Halm bey ihrem Vortritte aus den Fangwalzen abreißt und unausgedroschen unter die Spreu wirft. Die Aehren, und insbesondere die Rocken-Aehren finden hinter den hohen Leisten der Walze zu viel Raum, und werden mithin abgerissen, ohne ausgedroschen zu seyn.

Das große Lob, welches der verewigte, jedem Landwirthe unvergeßliche Herzog von Holl-stein-Beck dieser seiner vaterländischen Maschine beygelegt hat, (sie wird zu Frederiks-Wärk bey Copenhagen verfertigt) und welches die Ursach ist, daß dieses übertheure Werkzeug, welches über 500 Rthlr. zu stehen kömmt, zu uns herüber gekommen ist, hat sich also eigentlich bloß auf die

frühern Maschinen dieser Art bezogen, nicht aber auf die später gebaueten, und von der Fabrik ungleich complicirter eingerichtete Art derselben, welche auf eine Empfehlung keinen Anspruch machen kann, sondern nur dem, der sie kauft, so wie dem, der sie im festen Vertrauen auf seinen glaubwürdigen Gewährsmann empfiehlt, gleichen Verdruß macht. Die schwedische Maschine hingegen wird ihren Ruhm schon behaupten, es sey denn, daß sie durch die ungleich wohlfeilere Maschine des Herrn Suhm in Bellin gleichfalls übertroffen würde, worüber nun das Publikum bald in diesen Blättern eine unpartheyische Belehrung erwarten darf.

H. Chr. Gerke, Dr.

Ueber Wege-Polizey.*)

Da in diesen Annalen schon öfter die Rede von der schlechten Beschaffenheit der Wege in Mecklenburg gewesen ist, so sey es mir gleichfalls erlaubt, meine geringe Meinung darüber vorzulegen.

I.

Gesetzliche Bestimmungen.

Das allgemeine Landesgesetz, welches in Hinsicht der Wegepolizey zum Grunde liegt, ist der §. 379. des Landesvergleichs, und darin heißt es:

„die Visitationes zur Besserung der öffentlichen „Landwege und Heerstraßen, sollen von Unsern „Fürstlichen Commissariis, mit Zuziehung der, „von Ritter- und Landschaft in jedem Amte, dazu „bestellten Deputirten, und des Eingesessenen eines „jeden Gutes, jedesmal geschehen, jedoch auf keine

*) Gott sey gelobt! daß diese Angelegenheit, die uns Mecklenburger im Auslande schon berüchtigt gemacht hat, endlich einmal öffentlich und dringend zur Sprache kommt. Möchten doch diese vereinigten Stimmen an den Orten ein günstiges Gehör finden, wo Aushülfe erwartet werden kann!

A. d. R.

„Feld-, Dorf-, Holz- und Kirchenwege erstrecket „werden."

Hieraus wollen manche den Schluß machen, daß niemand nöthig habe, die letztgedachten Wege überhaupt zu bessern. Werden sie nicht gebessert, so müssen sie am Ende unfahrbar werden, und wenn sie unfahrbar sind, so könnte man nach dem Felde, Holze, Dorfe und nach der Kirche nicht mehr kommen. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob ein vernünftiger Mensch glauben kann, daß Regent und Stände eines ganzen Landes, im Jahre 1755 so etwas haben festsetzen wollen; aber in der angeführten Stelle scheint es fast so.

Der Schluß mögte wohl schwerlich vor dem Richterstuhl der Logik bestehen, daß man das überall nicht zu thun nöthig hätte, was einer regelmäßigen Revision nicht unterworfen ist.

Vielmehr glaube ich, daß diejenigen, welche die Feld-, Holz-, Dorf- und Kirchwege passiren müssen, allerdings ein Klagerecht haben, die Fahrbarkeit dieser Wege zu verlangen.

In Gemäßheit der vorstehenden gesetzlichen Bestimmung ist in der Folge auch ein commissorium perpetuum an die Beamten gegeben, mit Zuziehung der Ritterschaftlichen Deputirten die Land- und Heerstraßen zu Frühjahrszeiten zu untersuchen; aber die

Beschaffenheit dieser Wege zeiget nur zu deutlich, wie wenig dadurch bewirkt wird.

2.

Was ist ein guter Weg?

Soll die Commission mit Grunde etwas moniren können, so wäre wohl vor allen Dingen die Bestimmung nothwendig; wie ein guter Weg beschaffen seyn müsse?

Hier ist billig ein Unterschied zwischen Land- und Heerstraßen und zwischen den übrigen Wegen zu machen, und in Hinsicht der ersteren, nemlich der Land- und Heerstraßen, glaube ich annehmen zu können.

a) daß sie vor allen Dingen zu finden seyn müssen. Deswegen scheint es mir nothwendig, daß bey jedem Abwege ein steinerner oder wenigstens ein hölzerner Wegweiser anzeige, von welcher Stadt zu welcher Stadt der Weg führe, z. B. von Bützow nach Neubuckow oder von Neubuckow nach Warin ꝛc.

3.

Fortsetzung.

Ferner scheint es mir nothwendig

b) daß der Weg offen, und nicht vielmehr jeden Augenblick mit einem Heck, Schlagbaum, Rickkoppel, oder gar mit einem Thore verschlossen sey.

Diesen Uebelstand findet man zur großen Belästigung der Reisenden sehr häufig, und sie werden dadurch nicht nur aufgehalten, sondern auch in der That in eine bedeutende Contribution gesetzt. Geht der Landweg durch ein Dorf, so ist gewöhnlich an beyden Enden ein Heck- oder ein Schlagbaum. Entweder strömen eine Menge Kinder herbey, die alle eine kleine Gabe haben wollen, um zu öfnen, und darum vielleicht erst den Augenblick den Schlagbaum vorher geschlossen haben; oder es ist niemand da, und dann tritt das expecta paulisper! an jedem Ende des Dorfes ein. Sind blos Damen im Wagen, welche die Zügel der Regierung nicht so gut bey den Pferden als im Hauswesen zu handhaben verstehen, so ängstigen sie sich überdies noch während der Abwesenheit des Fuhrmannes, und deßwegen wäre es einer offenen Landstraße weit angemessener, wenn sie entweder am Dorfe vorbey ginge, oder, wenn dies nicht thunlich seyn möchte, so sollten doch billig die Schlagbäume eines Dorfes, wenigstens am Tage, eben so gut offen seyn, als die Thore einer Stadt.

Geht der Weg gar über einen mit Thoren verschlossenen Hof oder durch eine Rickkoppel, wo man an jedem Ende die Ricke erst heraus nehmen, und dann wieder hineinlegen muß, und wo muthige Pferde und Füllen in der Koppel die Wagenpferde leicht scheu machen können: so ist der Reisende noch

mehr beläſtiget und der Nahme einer offenen Landſtraße noch weit unpaſſender.

Für das Oeſnen der Schlagbäume in den Dörfern kann der Reiſende gar leicht während des Tages eine Contribution von 12 bis 16 Schillingen zu bezahlen haben, denn von Doberau über Mönchweden nach Roſtock kommt man z. B. durch zwey ſolcher Dörfer mit zwey doppelten Schlagbäumen, wo die Hin- und Rückreiſe wenigſtens 8 Schillinge koſtet, wenn man auch das Baumſtehen der Knaben und das Knixen der Mädchen nicht honoriret.

4.

Fortſetzung.

Zu den Eigenſchaften einer guten Land- und Heerſtraße rechne ich noch ferner

c) daß an der Fahrbarkeit des Weges von der Reviſions-Commiſſion nichts getadelt werden könne.

Deßwegen rechnet man gewöhnlich für einen ſolchen Weg

1) eine Breite von 3 Ruthen oder 48 Fuß mit Einſchluß der beyden Seiten-Gräben.
2) Daß dieſe Seitengräben immer ſo weit geöfnet ſind, um das Waſſer ſtets ableiten zu können.
3) daß der Weg nach der Mitte zu etwas erhöhet ſey, damit das Waſſer allenthalben an beyden Seiten nach den Gräben abfließen müſſe.
4) daß er übrigens in ſich ſelbſt ſo wenig einen

Hohlweg bilde als in der Mitte große Erhöhungen habe, so wie z. B. der Wismarsche Steindamm; sondern daß man in seiner ganzen Breite von einer Seite zur andern fahren könne.

5) Daß in dem Wege keine Wasserlöcher auch keine unbedeckte Steine sind, die dem Rade, mithin dem ganzen Wagen, Stöße verursachen.

6) Daß die Oberfläche wenigstens einen Fuß tief, aus einer trockenen, das Regenwasser durchlassenden Erdlage bestehe. Am besten ist dies mit aufgefahrnem Kies oder mit Gnittsand, oft auch schon mit anderm gewöhnlichem Sande zu bewürken.

7) Daß sie im Winter stets frey von Schnee erhalten werden, und dies ist sehr leicht durch den, in diesen Blättern beschriebenen Schneepflug, zu bewerkstelligen. *)

5.

Sind die Wege in Mecklenburg zu tadeln.

Zu wünschen wäre es, daß die so eben beschriebenen Eigenschaften eines guten Weges gesetzlich vorgeschrieben würden, damit die Wege-Commission

---

*) Die Leser dieser Annalen werden sich der Beschreibung dieses höchstnützlichen Werkzeuges aus dem 29sten Stück, S. 454 des dritten Jahrganges dieser Annalen erinnern. A. d. R.

wüßte: was sie eigentlich zu moniren hätte?

Eben so wünschenswerth wäre dies für den Besitzer eines jeden Ortes, damit er sicher seyn könnte, seinen Landweg nicht ohne Ursache getadelt zu sehen.

Noch wünschenswerther wäre es für den Reisenden, weil er dann selbst beurtheilen könnte: ob er ein Klagerecht hätte oder nicht?

Vergleicht man diese Eigenschaften eines guten Weges mit den Wegen in Mecklenburg selbst, so wird jeder sie größtentheils so beschaffen finden, daß man daraus sehr faßlich und begreiflich lernen kann: wie ein guter Weg nicht beschaffen seyn muß. Sie sind zum größten Theile ein lebendiges Krebsbüchlein wie Salzmann für die Erziehung der Kinder geschrieben hat, um die Regeln anzugeben, wie man Kinder nicht erziehen soll. Die Seitengräben sind häufig nicht geöfnet, oder die Erde liegt unmittelbar am Ufer so, daß das Wasser aus dem Wege nicht in den Graben hineinfließen kann. An Abhängen läuft es daher in den Wagenleisen gleichsam wie in Kanälen herab und treibt diese zum Hohlwege aus, oder es bleibt auf den ebenen Stellen stehen, da es dann anfangs kleine Pfützen, und in kurzer Zeit unfahrbare Löcher verursacht. Der Weg wird bey dem kleinsten Regen tief und das Rad trift auf kleine und große Steine, wenn

sie auch nicht in der Oberfläche liegen. An den Seiten oder auch in der Mitte des Weges sind nicht selten so hohe Ufer und Anhöhen aufgethürmt, daß häufig, selbst bey einer sonst hinlänglichen Breite des Weges, doch nur ein einziges Wagengeleise vorhanden ist. Besteht die Oberfläche aus Lehm, so ist sie nach wenigen Regen fast unergründlich, und auf den Steindämmen muß man häufig das Zusammenbrechen des Wagens besorgen.

Ist Schnee gefallen, so mag der Reisende liegen, und der Landmann mit seiner Kornfuhr warten, bis ein anderer der nicht warten kann, mit großer Gefahr und nicht unbedeutenden Kosten, die Bahn gebrochen hat.

Aus dieser, wahrlich nicht übertriebenen Beschreibung geht es, nach meiner Ansicht, deutlich genug hervor, daß unsere Land- und Heerstraßen im allgemeinen nicht so sind, wie sie billig seyn müßten, und jeder Einwohner und Reisende wird hoffentlich ihre Verbesserung wünschen.

6.

Sind die Materialien zur Wegebesserung vorhanden.

S. 356 u. f. dieses Jahrganges dieser Annalen macht ein Ungenannter den Vorschlag: die kleinen Steine vom Heiligen Damm bey Doberan zu Kunststraßen zu verwenden. Freylich dürfte dies eine Besse-

rung auf ewig seyn; aber ich fürchte, daß diese Besserungsart sehr vielen Widerspruch finden wird, weil sie sehr kostbar ist, und weil kein Pferd, ohne vollständigen Eisenbeschlag auf den kleinen Steinen würde gehen können.*) Vielleicht genügt es auch schon

1. Bey Sandboden, wenn der Weg auf vorbeschriebene Art dossirt und diese Wölbung stets erhalten, auch des Endes jährlich 3 bis 4 Mal unerwartet nach-

---

*) Diese Einwürfe scheinen mir, im Verhältniß der Größe des Gegenstandes, nicht von Erheblichkeit. Wollen wir mit unsern Wegen eine radicale Kur vornehmen, — und das muß doch wohl endlich einmal geschehen, wenn nicht am Ende in den schlimmen Jahrszeiten aller Verkehr aufgeschoben werden soll, — so werden immer beträchtliche Kosten angewendet werden müssen. Nach dem Vorschlag des ungenannten Herrn Verfassers der angeführten Abhandlung kommt blos der Wasser-Transport von Doberan nach Rostock in Betrachtung, der würde, wenn man sich der Rostocker kleinen Leichterschiffe oder der so genannten Nachprahmer dazu bediente, so ungeheuer groß nicht seyn. Wenn wir nur unsre Wege tüchtig und bequem machen, so werden sie die Kosten leicht wieder einbringen, denn welcher Reisende wird nicht mit Freuden eine Kleinigkeit bezahlen, um sich dadurch gegen das Hals- und Beinbrechen, oder wenigstens doch gegen das Umwerfen und Zerbrechen des Wagens zu sichern. Und wie manches schöne Arbeitspferd ist nicht schon auf unsern miserabeln Wegen hingestürzt oder wenigstens für immer ruinirt. — Der Hufbeschlag kann hier gar nicht in Betrachtung kommen; daß die Füße und Hufe der Pferde angegriffen werden, das ist auf allen Kunststraßen der Fall.

A. d. R.

gesehen und an bornigten Stellen mit Gnittsand erhöhet wird.

2. Bey Mittelboden, wenn zuerst die Dossirung oder Wölbung geschieht, und der Weg dann einen Fuß hoch mit Gnittsand oder anderm Sande bedeckt, und jedes kleine Loch sofort wieder ausgefüllt wird.

Nur warne ich gegen alle Ausfüllung der Löcher mit Busch, weil er bald verfault, und das Loch dann ärger ist, als vorher.

Wacholderbusch allein ist dauerhaft, wenn er in Lehm zu liegen kömmt, *) im Sande hingegen, hält er sich auch nicht.

3. Bey Lehmboden, wenn die tiefen Löcher mit Steinen ausgefüllt werden, der ganze Weg dann gehörig gewölbt, und durchgängig nunmehr wenigstens einen Fuß hoch mit Sand bedeckt wird.

Die Wölbung muß aber schon geschehen seyn, ehe der Sand aufgebracht wird, weil sonst das Regenwasser, wenn es durch den Sand gedrungen ist, auf einen unebenen Lehmgrund kömmt, wo es nicht durchdringen und wegen der fehlenden Wölbung auch nicht ablaufen kann.

Es würde also in den Vertiefungen des Lehms stehen bleiben, und würde eben solche Löcher geben, als

*) Auch Erlen-Holz, besonders in nassen, sumpfigen Stellen. A. d. R.

wenn kein Sand aufgefahren wäre. Daher ist es auch natürlich, was die Erfahrung bestätigt, daß es vergebens ist, die Löcher und Vertiefungen in einem Lehmwege mit Sand ausfüllen zu wollen. Das Regenwasser dringt durch den Sand und erhält sich in der Vertiefung, ob es gleich auf der Oberfläche nicht sichtbar ist. Das Wagenrad drückt sich nunmehr in den erweichten Sand und drängt ihn allmählich aus der Vertiefung wieder heraus.

Ist aber die Wölbung vorher und die Bedeckung mit Sand nachher geschehen; so braucht nur sorgfältig darauf gesehen zu werden, daß diese Bedeckung erhalten wird, damit unter derselben keine Vertiefung im Lehm entstehen kann, weil sich sonst das vorbemerkte Uebel gleich wieder zeigen und dann schwer zu verbessern seyn würde.

4. In quellenreichen Gegenden, oder in den sogenannten Bornstellen, oder an Bergen, ist wohl kein anderes Mittel anwendbar, als nach geschehener Wölbung und aufgeräumten Seitengräben, (wodurch die Quellen ziemlich abgeleitet werden,) eine tüchtige Bedeckung von bloßem Gnittsand, oder einen Damm zu machen, der aber ebenfalls mit Gnittsand gut bedeckt seyn muß. Ist er dies, so kann er ewig halten. Ist er aber unbedeckt, so spült das herabfließende Wasser die Steine los, und dann ist es ärger, als wenn sie gar nicht da wären.

Der gewöhnliche Streusand ist auch nicht tauglich, weil das herabfließende Wasser ihn leicht wegspült. Die Hauptsache bleibt immer, daß vorher die Wölbung geschiehet, damit das, durch den Sand dringende Regenwasser in dem Lehm keine Vertiefungen findet, wo es stehen bleiben kann.

7.

Wer muß die Wege bessern.

Wären keine Landesgesetze vorhanden so glaube ich wohl, daß die Pflicht zur Wegebesserung, besonders wenn von Land- und Heerstraßen allein die Rede ist, eine allgemeine Staats-Last sey; sonst würden ja auch diejenigen, die nicht an der Heerstraße wohnen, zu dieser Pflicht überall nicht concurriren. *)

In Mecklenburg aber läßt sich dies doch wohl nicht behaupten, weil die oben angeführte Gesetzesstelle von Zuziehung der Eingesessenen eines jeden Gutes, durch welches die Land- und Heerstraßen führen, redet. An einen solchen Eingesessenen allein werden die Verordnungen auch immer nur erlassen, wenn die Wege-Besichtigungs-Commission Befehle zur Besserung auswürkt. **)

---

*) Wenn in der Folge Wegegeld bezahlt wird, das denn doch wohl in die Staatskasse fließen wird, so dünkt mich, beantwortet sich diese Frage von selbst. A. d. R.

**) Es ist aber auch bisher kein Wegegeld bezahlt worden. Soll dies in der Folge entrichtet werden, so

8.

Ist es möglich die Kosten der Wegebesserung aufzubringen?

Da die Gutsbesitzer einmal zur Wegebesserung verpflichtet sind, wenn die Heerstraßen durch ihr Gut laufen, so würde sie der Einwand nicht schützen, daß die Kosten zu bedeutend wären; aber sie können diesen Einwand auch schwerlich mit Recht vorbringen, denn

a) Gnittsand, gewöhnlicher Sand und Steine, sind die Materialien, deren sie bedürfen, und es giebt nicht leicht ein Gut, wo es an diesen Materialien fehlte.

Die Vorsehung hat es weise genug geordnet, daß man zwischen Lehm gewöhnlich Sandberge, und im Sande gewöhnlich Lehmberge findet. Sind sie auch nicht gerade da, wo sie für den Augenblick gebraucht werden sollen, so ist dies freilich ein Uebel, aber der Gutsbesitzer kann sich um so weniger darüber beklagen, weil

b) derjenige, der ein an der Landstraße liegendes Gut kauft, schon vorher weiß, daß die Last der Wegebesserung damit verbunden ist, und den Kaufpreis so einrichten muß, daß er die Kosten dieser Last in Abrechnung bringet.

---

fällt natürlich die Besserung und Erhaltung dem zur Last, der die Einkünfte hat.

A. d. R.

Es hat also keiner einen rechtlichen Grund über diese Last Klage zu führen; denn die Wegräumung des Schnees im Winter ist vollends nicht der Rede werth, weil die Anfertigung des obgedachten Schneepflugs nur 2 bis 3 Rthlr. kostet und mit demselben die längste Heerstraße stets offen und gut gebahnt, erhalten werden kann.*)

Aufsicht über die Wegebesserung.

In Hinsicht der Wegebesserungen würden gewiß die strengsten Gesetze vergebens seyn, wenn nicht jemand dazu bestellt würde, dessen eigentliches Geschäft es seyn muß, auf ihre Ausführung zu wachen.

Jetzt sind zwar die competirenden Beamten mit dieser Aufsicht beauftragt, aber

a) jeder Mensch betrachtet jede Sache aus seinem besondern Gesichtspunkte. Dem einen ist es Ernst, dem anderen nicht.**) Der eine will mit Busch, der andere mit Sand, der dritte mit Steinen bessern, und der vierte hält eine Besserung für ganz unmöglich. Jeder beruft sich auf den, der noch schlechtere Wege hat, und

---

*) Das Aufräumen der verschneiten Wege könnte wohl dem Besitzer, durch dessen Gebiet die Landstraße geht, zu Last fallen, aber nicht die Herstellung und Erhaltung der jetzigen Mordwege, NB. wenn die Reisenden Wegegeld bezahlen sollen. A. d. R.

**) Grade so, wie bey der projektirten Bepflanzung der Warnemünder Dünen.

so bleibt das Ganze sehr mangelhaft, wie Figura zeiget. Einheit in dem Verfahren kann auch hier nur etwas Gutes bewürken.*)

b) Die Beamten die in ihren gewohnten Geschäften fortgehen, sehen sich ungern durch ein Zwischengeschäft gestört, das sie zuweilen mit denjenigen ihrer Nachbaren in unangenehme Verhältnisse bringen muß, mit denen sie sonst in freundschaftlichem Verkehr lebten. Durch dies Mißverhältniß können Geschäfte leiden, an denen den Beamten als Beamten weit mehr gelegen ist, als an einem guten Wege, und darum sind und bleiben die Wege schlecht, wie Figura zeiget.

c) Bey einem Geschäfte, das jährlich nur einmal vorgenommen wird, bleibt der Beamte nicht in Uebung und es ist schon deswegen nicht zu erwarten, daß ein solches Geschäft mit Lust und Eifer betrieben wird.

d) Die Beamtengeschäfte sind von sehr verschiedener Art und für jeden Gegenstand normiren besondere Gesetze. Wer sich in seinem Berufe schon mit so verschiedenartigen Gesetzen bekannt machen muß, der geht wenigstens nicht mit Lust daran, auch diejenigen zu studiren, deren Ausführung nur einmal im Jahre vorkommen, manche Zeit und

*) Sehr wahr, und wohl zu beherzigen! A. d. R.

Mühe erfordert, und von allen Seiten erschwert wird.

c) Der öffentlichen Casse kostet jetzt die jährliche einmalige Revision ohngefähr 200 Rthlr. Eine viermalige die ich durchaus für nöthig halte, würde also 800 Rthlr. kosten; aber ich bin überzeugt, daß mit der Hälfte auch auszukommen ist, wenn ein einziger Commissarius ernannt wird.

Eine viermalige Bereisung aller Land- und Heerstraßen halte ich, wenigstens in den ersten Jahren und vielleicht für immer, ganz nothwendig *), um theils im Anfange den Behörden mit Rath und Instruction zur Hand zu seyn, theils auf die Ausführung zu wachen. Binnen Jahresfrist würden dann alle Landwege und Heerstraßen gewiß ein besseres Ansehen bekommen, und Tausende würden den Landeseinwohnern und Reisenden erspart, die jetzt bey den schlechten Wegen durch Wagen, Geschirr und Pferde verlohren gehen. Sehr viele Behörden sehen dies gewiß ein, und würden ihre Wege mit Vergnügen bessern, aber was hilft es dem Einzelnen, daß er auf seiner kurzen Strecke den schönsten Weg bereiten wollte; es muß ihm wohl die Lust vergehen, weil er, wenn er kaum von seinem Felde ist, schon befürchten muß, alles zu zerbrechen.

*) Und zwar unerwartet, ohne vorhergegangene Anmeldung in den öffentlichen Zeitungen!!! — A. d. R.

Wenn man bedenkt, wie manches schöne Pferd in schlechten Wegen verlohren geht, wie mancher Wagen zerbrochen, wie manches Geschirr zerrissen, wie manche Ladung verdorben wird, wie mancher Zank und blutige Schlägerey um schlechte Wege entsteht: so wären gute Wege sogar als eine große Ersparung zu betrachten.

Indessen bin ich auch überzeugt, daß dreyßig Wege-Commissarien, auch dreyßig verschiedene Meinungen, Ansichten und Neigungen haben, folglich nicht so nach einem Plane handeln können, als wenn einer, der sich ganz hineingedacht hat, und mit Eifer zu Werke geht, ihn zur Ausführung bringt. Die Segnungen aller Einwohner und Reisenden, die jemals einen Verlust durch schlechte Wege erlitten haben, kann dieser Eine sich und seinem ganzen Vaterlande erwerben, und den Bewohnern desselben Tausende ersparen.

10.

Was sind Land- und Heerstraßen.

Um aber auch nicht der Willkühr Raum zu geben, dürfte es sehr nothwendig seyn, den Begriff der Land- und Heerstraßen genau zu bestimmen.

Ganz zutreffende gesetzliche Bestimmungen haben wir darüber nicht und müssen uns daher theils mit der

Bedeutung, die in den Worten selbst liegt, theils mit dem Sprachgebrauche helfen.

Eine Heerstraße scheint zwar auf Krieg hinzudeuten, und einen Weg zu bezeichnen, worauf ein Kriegsheer marschiren kann. Weil aber Mecklenburg wohl nicht zu Angriffskriegen gegen fremde Mächte disponirt werden mögte, und eben so wenig die Absicht haben dürfte, fremden Truppen die Ein- und Durchmärsche leicht zu machen: so ist es wohl die Militairstraße nicht, die man unter einer Heerstraße zu verstehen hat.

Lieber mögte ich hehr statt heer verstehen, welches so viel als: offen und: zum freyen Gebrauch, oder auch: vor andern ausgezeichnet, bedeutet.

In diesem Sinne würde Heerstraße einen Weg bedeuten, der für jedermann zum freyen Gebrauch offen, und wegen seiner Güte vor andern ausgezeichnet ist.

Eine Landstraße würde dann ohngefähr das Nämliche seyn, nur sagt dieser Ausdruck noch bestimmter, daß ein Weg damit gemeint ist, der durch das Land gehet, dessen also Reisende samt Post- und Frachtwagen sich zu bedienen haben. Hier scheint also auf die angränzenden Handelsstädte, Lübeck, Hamburg, Berlin und Stralsund Rücksicht genommen zu seyn. Aus allen diesen scheint mir

der Begriff von Land- und Heerstraßen in Mecklenburg hervorzugehen, daß sie einen Weg bezeichnen

1. der durch Posten befahren wird,
2. der von den Städten Lübeck, Hamburg, Berlin und Stralsund nach einer dieser obengedachten Städte führet, und einen Theil des Landes berühret.
3. Der von jeder Stadt im Lande zu jeder Stadt im Lande führet. Für diese Bedeutung ist noch ein Grund mehr, nemlich die ausdrückliche Bestimmung des Gesetzes in dem obgedachten §. 379. des Landesvergleichs vorhanden.

Nach diesem Gesetze sollen die Feld-, Holz-, Dorf- und Kirchwege nicht zu den Land- und Heerstraßen gehören, und sind diesen vielmehr entgegen gesetzt, mithin sind Sprachgebrauch und Gesetz hier ganz mit einander in Uebereinstimmung, und was nicht Feld-, Holz-, Dorf- und Kirchweg ist, das ist Land- und Heerstraße.

10.

Wie wird es mit der Besserung der Nebenwege.

Da die gesetzliche Bestimmung im §. 379 des Landesvergleichs sich auf öffentliche Landwege und Heerstraßen beschränkt, so bleibt es zweifelhaft:

a) ob Feld-, Holz-, Dorf- und Kirchwege gar nicht gebessert werden sollen?

b) oder ob sie nur nicht zu revidiren sind?

c) oder ob diese Revision ohne Zuziehung des ritterschaftlichen Deputirten geschehen soll?

Da es mir für jetzt nur um die Land- und Heerstraßen zu thun ist, so sey es mir erlaubt, meine Meinung darüber zurück zu halten.

Sollte man ihre Besitzer nicht von aller Wegebesserungslast befreyet halten, so rathe ich, diese Wege eben so einzurichten und zu erhalten, wie ich oben in den §§. 2, 3 und 4 angegeben habe; nur daß eine Breite von 40 Fuß mit Einschluß der Seitengräben schon genüget.

Aus allem hier Gesagten ergiebt sich das Resultat:

1. Wenn öffentlich vorgeschrieben wird, daß ein Weg dann nur gut und untadelhaft sey;

a) wenn jeder Reisende ohne weiteres Umherfragen ihn finden kann;

b) wenn er nicht durch Hecken, Schlagbäume oder sonst, selbst nicht in Dörfern, verschlossen ist,

c) wenn er nach der Mitte zu erhöhet ist, daß das Wasser nicht stehen bleiben kann, sondern in die Seitengräben abfließen muß;

d) wenn die Seitengräben offen sind, um dieses Wasser abzuleiten;

e) wenn der Weg übrigens geebnet ist, daß er in

seiner ganzen Breite befahren werden kann, mithin nirgends Ufer noch einen Hohlweg hat;

f) wenn in dem Wege so wenig Wasserlöcher als solche Steine sind, wodurch dem Fuhrwerke Stöße verursacht werden können;

g) wenn entweder der Weg selbst aus solcher Erde besteht, die das Wasser durchläßt, oder, nach geschehener Wölbung, wenigstens einen Fuß hoch mit einer solchen Erdlage bedeckt ist;

h) wenn diese Erdlage an Bergen und auf Bornstellen aus Kies oder Gnittsand bestehet, oder wenn man dort einen Steindamm findet, der mit Kiessand tüchtig bedeckt ist

i) wenn im Winter bey Schnee stets offene Bahn gehalten wird;

k) wenn der Landweg wenigstens 3 Ruthen breit ist;

II. Wenn ein einziger Commissarius im Lande beauftragt ist, mit Zuziehung der ritterschaftlichen Deputirten und der Eingesessenen eines jeden Ortes, die Güte der Landwege und Heerstraßen nach diesen Regeln öfters unvermuthet zu untersuchen, und dafür verantwortlich gemacht wird:

so müssen die Klagen aufhören, die jetzt so häufig darüber geführt werden, daß der §. 379 des Landesvergleichs nicht befolgt wird, und daß die Wege in Mecklenburg so schlecht sind. C. F. Michelsen.

Nachschrift des Redacteurs.

Dieser, mit so vieler Umsicht und Sachkenntniß entworfenen Abhandlung wüßte ich nichts beyzufügen, als daß ich den Inhalt derselben, in Verbindung mit dem oben angeführten Aufsatz. S. 356 und 389 dieses Jahrganges allen den Behörden ans Herz lege, die in dieser Angelegenheit mit Nachdruck würken können. Da mir gerade in diesem Augenblick das May-Stück des deutschen Anzeigers von diesem Jahre in die Hände fällt, so ist es vielleicht nicht unpassend, die nachstehende Ankündigung zur weitern Bekanntmachung aus demselben zu entlehnen:

Anerbieten, zur Herstellung der Dammstraßen.

Ein uns empfohlner rechtlicher junger Mann will, wenn ihm ein jährliches Gehalt oder eine Anstellung zugesichert wird, ein Mittel bekannt machen, wodurch alte und neue Chausseen im größten Theile Deutschlands in den Stand gesetzt werden können, daß sie nach Verlauf einiger Jahre nicht nur ihre eigene Unterhaltungskosten tragen, sondern noch einen Ueberschuß von etlichen hundert Gulden, für die Stunde, jährlich abwerfen, ohne jedoch die Zölle zu erhöhen oder den Unterthanen dadurch eine neue Last zu machen. Fürsten und Regierungen machen wir darauf aufmerksam und bitten, sich mit uns darüber zu benehmen.

Jena den 21sten May 1817.

Die VersorgungsAnstalt zu Jena.

August Slevogt,
Vorsteher.

Schreiben des Doctor Gerke auf Frauenmark an den Professor Karsten über landwirthschaftliche und andere damit in Verbindung stehende Gegenstände.

Frauenmark am 15ten July 1817.

Da ich einige Excursionen in unserm herrlichen Mecklenburg z. B. über Sembsin am Müriz-See nach Schorssow und Bristow am Malchinschen See, unter andern auch nach Goldberg gemacht habe, so erlauben Sie mir, mein theuerster Gönner! daß ich Ihnen hierüber einige landwirthschaftliche Ansichten für unser Publikum mittheile.

Der Rocken stehet überall nach Mist sehr dünn, nach Mergel hingegen sehr üppig, und hat außerordentlich lange Aehren. Dabey ist die Befruchtung durch den Saamenstaub sehr vollkommen gewesen, so daß die Aehren keine Fehlstellen haben, wo die Körner fehlen. Der Rocken blühete nämlich grade im Anfange der großen Dürre, die wir vom 2ten bis 25sten Juny d. J. gehabt haben. Nun haben wir zwar in dieser Zeit viele und anhaltende Stürme gehabt, diese

haben aber dem Begattungs-Proceß des Rockens nichts geschadet, und ich glaube auch nicht, daß die wieder eingetretene Regenzeit dem jetzt blühenden Waizen sonderlich schaden wird, da es doch wenigstens Stunden und halbe Tage giebt, wo es nicht regnet. Unsere diesjährige Regen sind mehr Gewitter-Regen, wogegen die vorigjährigen, welche eine der Hauptursachen der großen Mißerndte im Rocken und der daher in vielen Ländern entstandenen Hungersnoth sind, mehr ein sogenannter Landregen waren, der keine oder doch nur sehr unbedeutende Intervallen hat. Der Waitzen scheint überall etwas kurz zu bleiben, und kleine Aehren zu bekommen, weil er im Juny die große Dürre bestanden hat, grade wie er aus den Lappen ging. Auch der Hafer wird aus dieser Ursache sehr kurz bleiben, weil seine Saftgefäße einmal verengt sind. Die Gerste, vorzüglich die spät gesäete, kann noch recht gut werden. Die Erbsen werden nicht lang selbst nicht über 4 Fuß auf Mergel. Aber ich beobachte doch noch nirgends ein Befallen derselben, weil die Witterung nicht schnell übergehend, sondern mehr gleichmäßig ist, mithin die Ursache des Zerspringens der kleinern Saftgefäße, und des Ausfliessens des Zuckerstoffs der Gewächse fehlt.

Man kann daher mit Recht behaupten, daß wir ohngeachtet des Dünnstehens des Rockens, und ohngeachtet eines beträchtlichen Rückschlags im Hafer, eine gesegs-

nete Erndte haben werden, und daß der Rocken pr. Scheffel kl. Maaß — sobald zugesäet ist — nicht über Einen Thaler kosten wird, und so die übrigen Früchte im Verhältniß. Sollten sich aber diese Gewitter-Regen wieder in einen LandRegen umwandlen, dann habe ich nichts gesagt.

Wie ist die Erde Gottes so schön! Wie malerisch ist die Gegend, wo unser Director, der Herr Graf Schlitz wohnt. Mit Recht heißt diese Gegend die kleine Schweiz. Ich mögte behaupten, daß es hier Gegenden giebt, denen die Natur an Reizen nichts versagt hat. Guter Lehmboden, Berge mit üppiger Waldung bekleidet, Thäler die paradiesisch da liegen, und unübersehbare Seen, die das Ganze zu einem Feen-Aufenthalte formen. Wie liegt Wollraths-Ruhe so überaus romantisch. Eine Allee führt auf eine ziemlich beträchtliche Anhöhe, auf welcher die Gutsgebäude und ein schönes Schloß stehen, welche mit einer Mauer von Granit befriedigt und von allen Seiten fächerförmig mit der Gutsländerey umgeben sind. So wie man bey den Gebäuden vorbey ist, übersieht man diese Schweizer Gegend in ihrer ganzen Pracht — links das schöne Burg-Schlitz mit seinem neuen Schlosse, in gerader Richtung vor sich Grubenhagen mit seiner Kirche. Der große Malchinsche See beschließt dieses Gemälde. Ich vermuthe, daß Burg-Schlitz noch romantischere

Aussichten gewährt, aber ich hatte keine Befugniß, dem Herrn Grafen meine Aufwartung zu machen.

Unter den übrigen Gütern dieser schönen Gegend hat mir vorzüglich Bristow, welches Herrn Schlözer gehört, aber mehr wegen seines schönen Weitzenbodens, als wegen seiner Lage gefallen. Wenn man in solche üppige Felder kömmt, so wird anfangs die Liebe zu der eigenen gar zu gierigen Sandscholle ein wenig lauer. Sie erwärmt sich aber wieder, wenn man denn doch siehet, daß sie den Fleiß auch reichlich lohnet, den man ihr widmet, und daß man am Ende doch jenen reichen Gütern nachkömmt.

Auf dem Wege nach Goldberg habe ich gleich hinter Mestlin ein Dorf gefunden, dessen Name mir entfallen ist, — welches in diesem Jahre eine solche Un-Summe von Wucherblumen (Chrysanthemum segetum) unter dem Flachse aufkommen läßt, daß es sich und seinen Nachbarn, und selbst dem fleißigen Sauerkohl, mit dieser Pestblume des Ackerbaues Besorgnisse machen kann. Der liebe Flachsbau, so nothwendig er ist, hat nur gar zu oft diese Folge, wenn man den zugekauften nicht genau untersucht. Es ist

*) Man hat auch Beyspiele, daß sie sich durch den Mist der Thiere verschleppt, (Berliner Beyträge IV. Bd. 3tes Stück. S. 142.) weßhalb man den Mist der Pferde solcher Güter, wo sie häufig ist, wenn sie bey uns einkehren, vergraben müßte.
A. d. Vers.

die Frage, ob die guten Landleute jenes Orts das Gefährliche der Sache in seinen Folgen kennen, und die Sache qualificirt sich daher zu einer polizeylichen Aufsicht.

Zylius privatisirt noch immer in Goldberg, und bereitet junge Leute zur Universität vor. Das ist auch vortreflich; aber wäre es nicht für die Wissenschaft ein Gewinn, wenn dieser Gelehrte sich ganz seinem Fache, — der Naturkunde, — widmete? Ist es rühmlicher in andern das Fundament zur wissenschaftlichen Ausbildung zu legen, oder auf seinem eigenen Fundamente der Natur neue Seiten abzugewinnen, und die Wissenschaft zu erweitern? —

Die Brunnen-Anstalt des ehemaligen Goldberger Apothekers Herrn Kychenthal — die auch meine Leser interessirt, — macht schnelle Fortschritte. Das Haus selbst wird zu Erholungszimmern eingerichtet, unten für Herren und oben für Damen. Der Tempel, wo sich die verschlossene Quelle befindet, ist anständig und bequem decorirt, und in einem Nebengebäude sind neue Badezimmer völlig fertig. Der Platz zur Promenade ist bis jetzt noch etwas beschränkt, wird aber mit der Zeit erweitert, und vor den Badezimmern befindet sich ein auf Säulen ruhender Gang, wo man bey Regenwetter promeniren kann. Auch ist über diesen Säulen ein solcher Gang zur Promenade angelegt. Die Einrichtung hat etwas sehr wohlthätiges

für das Publikum, denn es kann nun Mancher Hülfe gegen Gebrechen in seinem Vaterlande finden, der sonst in auswärtige Stahlbäder reisen mußte. Die chemischen Analysen berühmter Chemiker in Rostock, Weimar und Berlin garantiren die Heilkraft dieses Wassers. Nach der Analogie anderer Heil-Wasser, die mit diesem eine ähnliche Composition haben, wirkt es wohlthätig auf die Brust und stärket die Nerven. Der Herr Unternehmer verspricht sich von ihm auch eine diuretische und triptolitische Kraft, und mithin den Effect des Wildunger Wassers.

Dieser Gegenstand ist noch in anderer Hinsicht wichtig, denn: es ist höchst wahrscheinlich, daß wir in der Folge noch mehrerley Erze finden, weil sich dieses Wasser nicht bilden könnte, wenn es nicht über Erz-Lagen passirt wäre; wie sich denn in dem Goldberger See oder an dessen Ufern auch vieler Eisen-Sand befindet, der nun schon bey der Stein-Schleif-Mühle angewandt wird.

Wir wollen uns also der reizenden Aussicht freuen, daß unserm guten Vaterlande noch manche heilsame, bisher noch nicht geahndete Revolution in der Erhöhung und Erweiterung seiner Industrie und Gewerbe hervor gehen wird. Der immer mehr erwachende Sinn unsrer braven Landesleute, für alles was gut und nützlich ist, den der erweiterte Würkungskreis unsers ächt patriotischen Vereins so kräftig zu unter-

stützen bereit ist, eröffnet uns dazu die schönsten Hoffnungen. — Daß jeder Vaterlandsfreund an seinem Theile das Seinige dazu mit redlichem Herzen beytragen möge, das wollen wir nicht bloß wünschen, sondern es bleibe auch unser stetes gemeinschaftliches Bestreben. Data dextra empfangen Sie hierüber von meiner Seite die Zusicherung

Ihres Freundes
H. Chr. Gerke, Dr.

Vergleichender Versuch mit dem englischen Exstirpator und der Cookschen Drillmaschine, mit dem gewöhnlichen Haken. An Professor Karsten einberichtet vom Herrn Wilhelm Engel zu Frauenmark.

Am letzten Mittwoch, den 28sten May zogen wir mit unsern Werkzeugen aufs Feld, um, so wie dies bereits im vorigen Jahre hier in Frauenmark geschehen war, einen abermaligen vergleichenden Versuch darüber anzustellen: wie viel man mit dem Exstirpator im Vergleich mit dem gewöhnlichen Haken gewinnt. Auch wünschte ich mich über die Vortheile der Cookschen Säemaschine zu belehren, denn die Fellenbergische scheint uns Mecklenburgern leider! noch

immer ein versiegeltes Buch zu bleiben. Ob uns das zum Ruhm gereicht, daß diese sinnreiche, in ihrem Mechanismus so einfache Maschine, noch immer im Speicher eines Kaufmanns in schimpflicher Gefangenschaft schmachtet, vielleicht gar von uns ungenutzt, — so wie man es mit fremden Vagabunden macht, — wieder über die Gränze verwiesen wird? — darüber darf ich mir freylich kein Urtheil anmaßen! Ich an meinem Theil schätze mich glücklich, unter der Leitung des so thätigen als humanen Herrn Doctors Gerke die Gelegenheit gefunden zu haben, was ich bisher unter der Anführung meines würdigen Onkels Engel zu Sembsin an ökonomischen Kenntnissen einsammelte, zu Frauenmark nicht nur bestätigt zu sehen, sondern auch erweitern zu können. Ich theile Ihnen meine Beobachtungen, die Sie von mir verlangt haben, mit. Glauben Sie, daß sie in unsern schätzbaren Annalen eine Stelle verdienen, so ist dies nicht mein Verdienst, sondern diese Ehre gebührt blos dem Herrn Doctor Gerke.

Nachdem ich für die Cooksche Maschine zwey Kalenberger Morgen *) Ackerland abgemessen, und eben so viel auch einem Säemann, zugetheilt hatte, fingen beyde ihr Geschäft zu gleicher Zeit, Nachmittags

---

*) Ein Kalenberger Morgen hält 120 Q. Ruthen. A. d. R.

um 2 Uhr 15 Minuten an. Der Säemann war um 3 Uhr 10 Minuten mit seiner Aussaat fertig, und der Exstirpator hatte dies mit der Hand ausgesäete Getreide um 4 Uhr 10 Minuten untergebracht.

Die Maschine hingegen, die, wie gesagt, mit dem Säemann zugleich anfing, vollendete ihr Geschäft erst um 4 Uhr 42 Minuten.

Während ihrer Arbeit waren also verflossen — —	2 Stunden 27 Minut.
Der Säemann hatte nebst dem Exstirpator an Zeit gebraucht — — —	1 — — 20 — —
Die Maschine hatte also gegen den Säemann und Exstirpator verlohren — —	1 Stunden 7 Minut.

Dagegen aber waren mit der Maschine nur 8 Faß *) Gerste zur Aussaat verbraucht; der Säemann hingegen, der überdies sehr dünne gesäet hatte, verbrauchte auf einer genau eben so großen Fläche 12 Faß und 1 Metze, mithin noch über die Hälfte mehr, als die Maschine ausgestreut hatte. Es ward

*) Ein Faß ist ein Viertel eines Rostocker Scheffels der sich bekanntlich zum Berliner verhält wie 5 : 7.
A. d. R.

also durch diesen Versuch aufs neue bestätigt, daß das Verhältniß der Aussaat mit der Maschine zum breitwürfigen Handsäen, aufs mindeste wie 2:3 ist; oder: die Maschine erspart aufs mindeste gerechnet $\frac{1}{3}$ der Aussaat und noch ein Beträchtliches darüber.

Am folgenden Tage, nemlich am 29sten May, versuchte ich es, das Verhältniß der Geschwindigkeit des Erstirpators gegen unsern gewöhnlichen Haken auszumitteln. Zu dem Ende hatte ich zwey ganz gleichförmige Ackerstücke, jedes 12 Ruthen breit und 47 Ruthen lang abgemessen. Eins dieser Stücke ward dem Erstirpator, das andre hingegen sechs Häkern angewiesen. Als diese es merkten, daß es eine Wette gelten sollte, trieben sie ihre starken und gut genährten Ochsen so kräftig an, daß sie mit den Pferden fast einen gleich schnellen Schritt hielten. Die Arbeit begann präcise um 8 Uhr 30 Minuten und beyde Partheyen wurden zu gleicher Zeit, nemlich um 11 Uhr 10 Minuten fertig. Dies würde nicht geschehen seyn, wenn in den Häkern nicht das point d'honneur erwacht wäre, den Erstirpator in Mißkredit zu bringen, denn bey dem vorigjährigen Versuch war der Erstirpator mit eilf Haken zugleich fertig geworden. Man sieht indessen wohl, daß die Ochsen diese übermäßige Anstrengung, die ich diesmal den Leuten, um ihrer

eigenen Ueberzeugung willen, nachsah, auf längere Zeit nicht hätten aushalten können.

Frauenmark den 1. Jul. 1817.

W. Engel.*)

---

*) Herr W. Engel ist der Sohn des berühmten Kaufmanns Herrn Engel in Berlin, der hier in Mecklenburg sowohl, als in Vorpommern Landgüter besitzt. Herr W. Engel hatte sich eigentlich den Wissenschaften gewidmet und seine Schulstudien im grauen Kloster zu Berlin so weit rühmlich vollendet, daß er mit Ehren die academische Laufbahn betreten konnte, als in ihm die Vorliebe zur praktischen Landwirthschaft erwachte. Sein würdiger Onkel zu Sembsin, dem schon mancher junge Mann gründliche praktische Kenntnisse und sein Fortkommen verdankt, ward sein Lehrer. Diese treffliche Schule nutzte er zwey Jahre, als sein Herr Vater ihn nach Ablauf derselben wieder nach Berlin nahm, um hier noch den Unterricht unsrer, um unsre deutsche Agrikultur so hoch verdienten Männer, Thaer und Hermbstädt, so wie auch die dortige Thierarzeney-Schule zu nutzen. Nach vollbrachtem Lehrkursus ward er vom Herrn Doctor Gerke liebreich aufgenommen, um hier seine Ausbildung zu vollenden. Herr Engel bereitet sich nun dazu vor, nächstens eins seiner väterlichen Güter zu übernehmen und unser Vaterland hat sich zur Adquisition eines, zu diesem edelsten Gewerbe des Menschenlebens so zweckmäßig vorbereiteten jungen Mannes Glück zu wünschen, von dessen leidenschaftlicher Thätigkeit und richtigen Beobachtungsgabe sich für die weitere Verbreitung agrarischer Kenntnisse vieles hoffen läßt. A. d. R.

Eine neue Art von Pferdefutter.

Nach der Versicherung eines Reisenden futtern die Neapolitaner ihre Pferde, ausser mit Hafer und Heu, auch mit Zichorien, Queken, Salat, gelben Rüben und verschiedenen andern Gewächsen. Die Neapolitaner halten dafür, daß die Queken den Pferden Kraft geben, darum man solche Statt des Hafers ihnen gar häufig giebt; darauf Salat und vom Heu nur sehr wenig, weil man dieses letzte Futter für sehr hitzig hält. Die Queken werden den Pferden naß gegeben, nachdem sie zuvor gewaschen sind. Anfangs, bevor sich die Pferde daran gewöhnen, fressen sie die Queken nicht gerne; hernach aber wird es ein Lieblingsfutter für sie.

Von den gelben Rüben, als Pferdefutter gebraucht, wird das Kraut nicht abgeschnitten; denn man will behaupten, daß dieses eine blutreinigende Kraft habe, und die Pferde gesund erhalten soll. In Ansehung des Salats erinnert dieser Reisende: daß es kein Kopfsalat, sondern Stengelsalat, mit langen Blättern seyn müsse. Die Zichorien giebt man ihnen vom Monat May an, den Sommer hindurch.

Da in manchen Gegenden, wegen eintretender Ueberschwemmungen oder Dürre, oft Futtermangel entsteht: so scheint mir dieser kleine Beytrag zur Kenntniß solcher Gewächse, die zum Pferdefutter gebraucht werden können, für Landwirthe, nicht ganz unwichtig zu seyn. Ueberdieß pflegt man die Queken, als unnütz, gewöhnlich zu verbrennen, oder zur Verbesserung der Wege, (!!!) anzuwenden. Ich selbst habe den Versuch mit diesem Pferdefutter noch nicht gemacht, werde es aber nicht unterlassen. *)

Edw. Stern.

---

*) Daß die Queken, (Trit. repens) nicht ein sehr gutes und dabey gesundes Pferdefutter abgeben sollten, das leidet gar kein Bedenken. Ich habe mich ihrer viele Jahre hindurch mit großem Nutzen zur Fütterung des Milch-Rindviehes bedient. Ich ließ die Queken, wenn sie im Frühjahr aus der Wendfurche geschafft wurden, sehr sorgfältig zusammenharken und nach Hause fahren. Hier wurden sie einige Tage auf einen, den warmem Sonnenstrahlen ausgesetzten Platze so lange aufbewahrt, bis die daran klebende Erde sich durch Klopfen und Aufschütteln davon absondern ließ, und dann erst wurden sie auf den Futterboden geschafft und mit Stroh oder anderm Futter zu Heckerling geschnitten. Die Kühe verzehrten dies Futter mit großer Begierde, und melkten sehr gut darnach. Es ist also in der That unwirthschaftlich, dies sehr nutzbare Gewächs durch das Verbrennen, — das zu ihrer Vertilgung doch nichts beyträgt, — aus der Welt zu schaffen, oder gar es zur Wege-Verschlimmerung zu verwenden. A. d. R.

Benutzung des wilden Kastanienbaums.

In dem ersten Theil der Magie von Halle S. 317 findet man, über den Nutzen des wilden Kastanienbaums, manche recht hübsche Erfahrung gesammelt. Aber das Neuste über diesen Gegenstand fand ich in dem polytechnischen Magazin, finde aber in meinen Tagebüchern das Heftchen, woher ich Nachstehendes nehme, nicht genau angegeben. Hier heißt es ohngefähr:

Die Blätter des wilden Kastanienbaums dienen zur Streu, geben einen guten Dünger und grün verbrannt, eine vortrefliche Laugenasche. Die Frucht dient

1. Zum Viehfutter, wie auch in der angezogenen Stelle der Magie angeführt wird. Jedoch wird in dem polytechnischen Magazin eine andre Verfahrungsart, um den Kastanien ihre Bitterkeit zu benehmen, angegeben, die nicht so umständlich ist, und solche innerhalb 48 Stunden schon von ihrer Bitterkeit befreyet, da nach jener Methode hiezu wenigstens 10 Tage erfordert werden.

Man schälet nämlich die Kastanien, schneidet sie

in vier Klufte und legt sie 48 Stunden in Wasserlauge, die mit lebendigem Kalk geschärft ist, kocht sie dann zu einem Brey und giebt sie so dem Vieh.

2. Zur Seifenlauge. Um sie hierzu anzuwenden, trocknet man die Frucht, nimmt die rothe Schaale ab, zerreibt das Innere zu Pulver und rührt es mit hinlänglichem Wasser an.

3. Zu Pottasche. Aus 36 Pf. Kastanien erhält man über 12 Unzen ausgelaugte Asche, die 9 Unzen Pottasche geben. Sie ist sehr rein und hat Vorzüge vor der gewöhnlichen. Aus grüner Frucht würde man noch mehr erhalten.

4. Zu Mehl, Oehl und Leim.

Das Holz dieses Baums, ob es gleich nicht gut heitzt, giebt doch eine vortrefliche Asche zum Brühen der Wäsche. Zu Dachlatten gebraucht, um Schiefer drauf zu legen, bleiben die Nägel weit fester darin, als in anderm Holze. Ja nach 18 Jahren fand man auf einem solchen Dache keine einzige Schiefertafel fehlen, keine Latte wurmstichig, sondern alle so gut, als wären sie eben erst gelegt geworden.

In Versailles war ehemals ein Saal, im untern Stockwerke des Königl. Schlosses, der seit langer Zeit mit Kastanienholz beynahe durchaus getäfelt war. Ungeachtet der Feuchtigkeit aller untern Zimmer in jenem Schlosse hatten die großen Felder dieses Getäfels, im Jahr 1787, noch nicht die geringste

Veränderung erlitten, und befanden sich so gut und regelmäßig, als hätte man sie vor kurzem erst befestiget.

Man fand eine Kiste von Kastanienholz, welche mehrere Jahre unter der Erde gelegen hatte, ohne zu verderben. Sie hatte bloß einen schönen rothen Anstrich angenommen. *)

Edw. Stern.

---

*) Der hier angeführte Nutzen der wilden Kastanie hat sich auf vielfältige Art bestätigt. Sie ist eins der besten Heilmittel gegen das Faulfressen oder die Wassersucht bey den Schafen, wovon ich mehrere eigene Erfahrungen gehabt habe. Daß sie sich aber auch, fast so gut, als Schroot vom Getreide zum Mästen, beym Rindvieh und bey Schaafen anwenden lassen, darüber hat man ebenfalls schon sehr wohl gelungene Versuche angestellt. Auch diese Frucht wird also nicht so geschätzt, als sie es verdient, über deren mannigfaltigen Nutzen man sich ausführlicher aus Krünitz Encyclopädie belehren kann. Ueberhaupt verdient dieser nützliche Baum, da er mit dem schlechtesten Boden vorlieb nimmt, mehr Aufmerksamkeit, als man ihm bisher gönnt und an den Orten, wo man ihn in größerer Menge hat, könnten die Früchte desselben doch besser genutzt werden, als daß man sie auf der Erde liegend dem Verderben überläßt. A. d. R.

Wie reinigt man den befallnen Weitzen am sichersten?

Wer das Unglück hat, daß sein Weitzen befallen ist, muß darauf denken, die Körner von dem Brandstaub zu reinigen, da er sonst, rücksichtlich des Preises, beym Verkauf, auch noch großen Schaden leidet. Ich habe solchen Weitzen waschen lassen. Das ist aber nicht nur äußerst mühsam, sondern es geht auch, wenn nicht beständige Aufsicht dabey ist, besonders wenn man im fließenden Wasser ihn wäscht, so manches Körnchen dabey verlohren. Und endlich, eignet sich das Wetter nicht zum Trocknen des gewaschnen Korns, oder wird es nicht gehörig ofte umgeschaufelt, so verdirbt es; auf alle Fälle aber, findet der Kaufmann nur die

Spur der Wäsche: so tadelt er, und kann auch den Preis nicht dafür geben, den man für ungewaschnen Weitzen erhält, weil der erste so leicht verdirbt. Kurz man hat von dem Waschen des Weitzens nur Schaden und Umstände.

Vor einiger Zeit pries mir ein Mann nachstehendes Verfahren, zur Reinigung des befallenen Weitzens, als sehr nützlich, an.

Ist der Weitzen ausgedroschen und übergeworfen: so soll man ihn auf der Tenne liegen lassen und ihn vermischen mit Lehm, den man von einer alten Lehmwand genommen, die großen Stücke aber zuvor zerklopft hat. Dann trocknet man ihn, schaufelt ihn um, trocknet ihn wieder und zuletzt wirft man ihn, wie gewöhnlich über. Der Lehm soll den schwarzen Staub von den Körnern so wegnehmen, daß auch keine Spur davon übrig bleibt, und daß das schärfste Auge des Kaufmanns keinen Tadel daran findet.

Da, leider, hier und dort, der diesjährige Weitzen sehr befallen seyn soll: so dürfte sich wohl Gelegenheit finden, die hier vorgeschlagene Reinigungsmethode zu versuchen und sich von der Anwendbarkeit dieses Verfahrens zu überzeugen.

Edw. Stern.

Ein Mittel zur Vermehrung der Schaafwolle.

Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob dieses in Vorschlag gebrachte Mittel zur Vermehrung der Wolle, nicht vielleicht, was die Feinheit der Wolle betrifft, einen nachtheiligen Einfluß habe. Zukünftige Versuche werden dies alles darthun.

Wenn die Schaafe geschoren sind, so wasche man sie, über und über, mit Buttermilch. Die Buttermilch soll überhaupt die Eigenschaft haben den Haarwuchs, sowohl an Menschen als an Thieren zu befördern. Hat man aber diese nicht bey der Hand: so kann man auch andre Milch nehmen, sie mit vielem Salz und etwas Wasser vermischen und die so eben geschornen Schaafe damit einreiben. Zugleich sollen durch dieses Mittel die Schaafläuse, nebst ihrer Brut, vertilgt und die Räude oder Krätze geheilt werden.

Edw. Stern.

Der Mergel.

Ein Versuch zur Erweiterung der Naturkunde und landwirthschaftlichen Erfahrungslehre. Aus einer größern Abhandlung über diesen Gegenstand vorläufig mitgetheilt vom Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark.

„Lehre mich die Natur — d. h. die Elemente in „ihren Actionen und Reactionen — ergründen, so „werde ich sie mir dadurch, daß ich ihr gehorche, „völlig dienstbar machen, und sie selbst, wie ein „gezähmtes Roß am Zügel leiten."

Ein Fundamental-Satz der landwirthschaftl. Erfahrungslehre.

§. 1.

Definition.

Jede von der Natur hervorgebrachte Verbindung von Schal-Thieren (Conchilien) mit irgend einer Erdart in mildem, nicht kristallisirtem Zustande heißt Mergel. Die Verbindung des innern Körpers, oder der Fleischtheile der Schal-Thiere mit ihrer, durch ihre Transpiration entstandenen Schale beydes im verweseten Zustande — bildet eine Aeznaterie, die wir kohlen-

sauren Kalk uennen. Ist diese Aetzmaterie im Wasser befindlich, und frey von Schwefelsäure, so heißt sie Moorkalk. Ist sie kristallisirt, so heißt sie Kalkstein. Ist sie vor ihrer Kristallisation mit Schwefelsäure übersättigt, so heißt sie Gyps. Ist die Kristallisation durch Eisen-Schwefel hintertrieben, so heißt dieses oxydirter Gyps oder Dux. Kreide ist eben jene Aetzmaterie im ausgespülten und gedörreten Zustande. — Ja! alle Kalkgattungen, die Luftsauren, wie die Phosphorsauren, die Borarsauren, Flußsauren, und Vitriolsauren haben in Hinsicht ihres Kalkgehalts eine und dieselbe Entstehungs-Art mit dem Mergel gemein.

§. 2.

Arten des Mergels.

Schal-Thiere erzeugen sich im Wasser, welches nicht arm an Schlamm und Vegetabilien ist, und zwar am meisten dann, wenn es sich durch die Verdünstung und andere Natur-Ereignisse verringert und von der Höhe zurückziehet. Dieses Zurückziehen des Wassers bildete in seinen Fluthungen die Mergelschichte von 4 Zoll Dicke bis zur Höhe von 40 und mehreren Fußen; und secundaire Fluthungen, oder Verwehungen, oder Wachsthum der Erdtheile brachte den sterilen, größtentheils mit Oxyd versehenen Abraum darüber her.

Wurden bey der Anfluthung die Conchilien rein ausgewaschen — gleichsam abgespült, — so bildeten

sie sich in ihrer Verwesung zu thonigtem oder sandigem Kalk mit einem Kalkgehalte von 75 bis 90 pCt. oder zu Kalkmergel mit 50 bis 75 pCt. Kalkgehalt; das Uebrige an Thon, Sand und Humus oder Fleisch-Rückstand. Geschah die Anschwemmung in und zwischen glutinöser Erde, so entstand Thonmergel mit 50 bis 70 pCt. Thongehalt; das Uebrige aus Kalk und Humus. Mischte sich eben dieser Anströmung Sand bey, so wurde es Lehm-Mergel, und wurden endlich die Schal-Thiere mit Sande oder Granit herangeschwemmt, so entstand Sand- und Granit-Mergel mit 50 bis 70 pCt. Sand oder Granit, das Uebrige Thon, Humus und Kalk.

Die verschiedenen Farben des Mergels entstanden von den fremdartigen Theilen, die sich ihm während seiner Bildung zugesellten, z. B. vom Eisen-Schwefel, Kupfer, Grünspan ꝛc, und der Grad seiner Härte oder Weichheit entstand von der Art seiner Abdampfung, so wie von seinem Thon-Gehalte. So ist der seifenartige Stein-Mergel — aufgelöset — ein reicher kalkigter Thonmergel, und der braunrothe Schiefer-Mergel gehört in dieselbe Kathegorie.

Der Mergel findet sich von allen erdenkbaren Farben, aber alle diese Farben, selbst die ganz schwarze und die braunrothe gehen bey der Abdampfung in die grauweiße Farbe über, und je reicher der Mergel ist, desto eher wird er weiß, und desto blendender ist seine Weiße.

§. 3.

Nutzen dieser Lehre, und Untrüglichkeit derselben.

Diese Theorie ist von großem Werthe bey der Aufsuchung von Mergel-Gruben oder Schal-Thier-Schichten, wo hoher Abraum über ihnen befindlich ist — denn sonst findet sie jeder; — minder nicht bey der Beurtheilung der Art und Weise, wie Mergel wirkt, und wie man ihm mit vegetabilischem und animalischem Dung zu Hülfe kommen muß? Sie dient uns aber auch als Richtschnur bey allen Handgriffen die er verlangt — welche Mergelart jede Bodenart am liebsten nimmt? Wie dick oder dünn er jeder Erdart zugewandt seyn will? Ob es gut sey, ihn lange oben auf liegen zu lassen, ehe er untergebracht wird? Ob er zuvor gewalzt oder geegget werden müsse? Wie lange seine Dauer im Acker anzunehmen, und welches die Perioden seiner Wirksamkeit bey den verschiedenen Feldsystemen sind? Unter welchen Umständen er alle Fruchtbarkeit des Ackers zerstöhre u. s. w.?

Man hat zwar gesagt, ich könne die Aechtheit dieser Theorie schwerlich erweisen. Ich muß aber darauf erwiedern, daß, wenn das bewaffnete Auge tausend und mehr Conchilien von mehrern Arten in einigen Kubikzollen Thon und Lehm-Mergels durcheinander liegend erblickt, und Thon und Lehm zwischen ihnen, der mit dem Humus und mit dem Causticum geschwän-

gert ist, den ihre theilweise oder gänzliche Verwesung jenem Kleber mitgetheilt hat; wenn im seifenartigen Steinmergel noch die Abdrücke der Conchilien gefunden werden; wenn im Sand und Granit zwar alles zu einem weißen Puder verweset ist, welcher sich in die Lücken jedes Granits und Sandkorns eingesetzt hat, dann aber wieder die darin häufig gefundenen Versteinerungen uns in den Stand setzen, die Gattungen der gefundenen Schalthiere anzugeben: — so würde ich gegen meine volle Ueberzeugung handeln, wenn ich meine langjährigen Beobachtungen einem Zweifel opfern wollte, der nicht einmal mit Gründen unterstützt ist. Aber noch mehr:

Ich habe vor fünf Jahren eine Menge der gewöhnlichen eingehäusigten glatten und gewundenen Schalthiere mit reinem chemischen Thone — eine andere Portion mit Lehm, eine dritte mit schwarzer Modde, eine vierte mit eisenschwefelichter Wiesen-Erde durchknetet, und eine fünfte mit filtrirtem reinem Sande vermischt, und versichere, daß ich hierdurch die vorzüglichsten Mergelarten bekommen habe, die sich schon jetzt mit Säuren eben so verhalten, als der gewöhnliche Mergel, der vielleicht Millionen Jahre alt ist. Auch fangen die darin befindlichen Conchilien schon an dünnleibig zu werden, wie sie es im Mergel sind. — Mögten also die Naturforscher — die nützlichsten unter allen Denkern — uns nun auch sagen, wie sich

Eisen und Kupfer bildet, wie Gold, Platina und Silber, so würde dadurch unser Wissen bald fortrücken, und der wundervolle Mechanism der Natur würde uns immer entfalteter vorliegen.

§. 4.

Aufsuchung der Mergel-Flötze.

Die Mergel-Flötze sind über die ganze Erde nesterweise in wellenförmigen Schichten verbreitet. Aber vorzüglich an den Ufern der Weltmeere, Land-Seen, Flüsse und Bäche. Nicht auf hohen Gebirgen — weil hier Kristallisation und Versteinerung vor sich gegangen ist — sondern mehr an den Anhöhen des ebenen Feldes, und oft in Vertiefungen unter dem Vließ der Moor-Erde; mehr auch in Lehm- und Humus-, als in Sand-Gegenden, und am seltensten in völligen Ebenen, wenigstens stehet er hier sehr tief. — Wenn bey uns, in Hannover, Hessen und Böhmen der Mergel meistens aus einschaligen Schnecken mit und ohne Windungen bestehet, so bestehet er zum Theil an den Küsten der Barbarey aus der Polliceps — engl. the horn of plenty. — Im südlichen Amerika aus der Dattel- oder Leuchtmuschel — Pholas Dactylus; in den beyden Indien und auf Ceylon aus der Perlen-Muschel — Mya Margaritifera; an der Guineischen Küste aus dem Cardium costatum aus der gemeinen Auster — Ostrea edulis — an den Küsten des Nordwestlichen Europa und an den Ufern des

mittelländischen und Adriatischen Meers aus dem Conus locumtenens oder dem Vice-Admiral an den Ufern des rothen Meers aus der cypraea Tigris et moneta auf Utaheiti, und den Maldivischen Inseln; aus der Voluta Oliva — Mohrin, in Ostindien und America; aus dem murex antiquus oder nordischen Kinkhorn an den Küsten von Großbrittannien und aus der Turbo scalaris oder ächten Wendeltreppe an der südöstlichen Küste von Coromandel, u. s. w.

Es ist sehr leicht die Mergel-Flötze zu entdecken, sobald sie wenig Abraum haben. Dann wächst hier nichts, nicht einmal Bocksbart, — dann ist die Stelle beständig kahl, höchstens Distel (Serratula arvensis) und Wrief-Kraut oder Hauhechel, — Ononis spinosa. *) — Die Distel wächst aber auch überall wo Lehm stehet, und unter Lehm-Anhöhen, zumal wenn sie sich in Sandfeldern finden, lagert allemal Mergel-Flötz. Weit sicherer zeigt denn doch das Wrief-Kraut den Mergel und zwar den Sandmergel an, denn es

*) Auch Kannenkraut, Equisetum. Die Hauhechel soll vorzüglich auf kalkichten Boden deuten, so wie das Kannenkraut, (Düwik) auf thonichten. Ob diese Merkmale ganz untrüglich sind, ist doch wohl nicht zu behaupten. Auf den Warnemünder Dünen wächst die Hauhechel in großer Menge im klaren Flugsande, wo in der Tiefe von mehr als 15 Fuß gar keine andre Erdart zu finden ist. A. d. R.

dringt gegen 10 und mehrere Fuße in den Boden ein, und hat mich noch nie getäuscht. So finde ich auch den wilden gelben Hopfen-Klee überall, wo der Mergel nicht tief stehet.

Fehlen uns diese Merkmale, so müssen wir uns an unsere Lehre von den Fluthungen halten, die selten trügt, oder wir müssen das ganze Locale von 10 zu 10 Fuß abbohren.

Man forscht nach wie der Wasserpaß gehet? welches die Ufer der Fluthungen waren, und bohret dann — nicht in den Buchten, (doch kann man dies auch versuchen) sondern vorzüglich an den vorstehenden Anhöhen — englisch Ness — denn: hier setzten sich die Schalthiere an. Da wir aber in jedem Schlage von Bedeutung 6 bis 10 Mergel-Gruben bedürfen, um mit dem Fuhrwerk Schlag halten zu können — so müssen alle solche vorstehende Spitzen und Anhöhen gebohrt, und zugleich die großen Abzugsgräben der Schläge an den Seiten und in der Tiefe untersucht werden. Oft findet man hier schon die allemal bogen- oder wellenförmig gebildeten Mergel-Flötz-Lagen, und wo sie am wenigsten Abraum haben, da bohrt man in dieser Direction weiter nach. Die Arbeiter haben mithin ihr Glas mit Scheidewasser immer bey der Hand.

§. 5.

Ferneres erleichtertes Verfahren.

Hat man die Stelle gefunden, wo Mergel lagert, so fängt man an, einen Tag lang Abraum zu fahren, diesen aber läßt man gleich streuen. Bey zwey Aufladern gehört ein Streuer, und die Sache geschiehet am besten im Tagelohn. Man muß ohnehin selbst dabey seyn, wenn keine unnütze Arbeit geschehen soll. Man läßt deßhalb nie eine Grube ganz abräumen, sondern man muß sich sobald als möglich in die Erde arbeiten, um den Bogen oder die Wellen-Linie des Mergels zu beobachten, und hiernach muß man seine Direction nehmen. Auch ist es besser, das Mergel-Abfahrungs-Geschäft öfterer einen halben Tag zu unterbrechen, und Abraum in Tagelohn zu fahren — der aber, wie gesagt, gleich gestreuet werden muß — als unnütze Arbeit zu verrichten. Läßt man ohnehin 3 bis 4 Karren pr. Q. Ruthe auffahren, so schadets gar nichts, wenn einer beständig Abraum aufladet, und zwey Personen guten Mergel, so daß mithin der dritte Theil aller aufgefahrnen Masse Mergel ist. Es ist eine corrupte Idee, wenn manche Mergelisten den Abraum neben der Mergel-Grube aufhäufen, in der Meinung, hiermit demnächst die Grube wieder füllen zu wollen. Dieser Abraum giebt nemlich etwa 3 bis 400 Karren, und 6 bis 10,000 Karren Mergel hat die Grube hergegeben. Wo ist hier die Möglichkeit? Und

ohnehin muß man die Mergelgruben als die entdeckten Goldminen seines Guts den Nachkommen überliefern; freylich aber, wenn es seyn kann — mit einer genugsam belehrenden Instruction dabey. Der Effect des Mergels auf die Vegetation ist so ungeheuer, daß diese Stellen Ackerland, die man durch die Anlage der Gruben verlieret, gar nicht in Betracht kommen.

§. 6.

Das Losbrechen, Laden und Abfahren des Mergels.

Bey Sandmergel und bey mildem Lehm-Mergel sind dabey Gräber und Schauffeln hinreichend. Letzterer wird aber immer trockener und zäher, je tiefer man kömmt, und er muß dann so gut wie der Thonmergel mit Gewalt losgebrochen werden. Hierzu bedient man sich der eisernen Brechstangen und noch lieber der 2 Fuß langen Ankerhacke, welche jedoch kein Queer-Eisen haben muß, (welches von der Mitte der Hacke nach dem Stiel zu gehet, und da befestigt ist), indem dieses Eisen zu oft zerbricht. Sie muß vielmehr ein eisernes Blatt haben, welches am Hacken-Stiel fest ist, durch das Oehr der Hacke gehet, und am Ende einen starken Haken hat. Diese Hacke widerstehet lange der Gewalt.

Wo sich in den Mergel-Gruben im Untergrunde Sandmergel findet, wie häufig der Fall ist, da nehmen die Arbeiter die Sandschicht unter dem festen Mergel

weg, und dann fällt auf einmal eine große Menge Mergel — meistens ein halbes Tagewerk oder 100 und mehrere Karren herunter, und sind nun leicht einzuladen. Geübte Mergeler mögen das auch immer thun, weil sie die Merkmale des nahen Sturzes — das Bröckeln und Herabfallen einiger Mergel-Stücke, kennen. Aber unerfahrnen Arbeitern darf man diese Manipulation nicht erlauben, weil man die Pferde sammt den Menschen dabey aufs Spiel setzt.

In einigen Gegenden Mecklenburgs, insbesondere an der Ostsee, legt man die Gruben länglicht an, und hakt sie dann mit einem scharfen Haken ohne Spitze. *) Das losgehakte fährt man ab, und haket dann wieder, wozu man die Mergelpferde gebraucht. Bey mir ist die amphitheatralische Form der Gruben üblich, und die Anlage von 3 bis 4 Fuß breiten Bänken; und die Ausfahrt ist immer da, wo die Grube den meisten Abhang hat.

Da es unser Streben bleiben muß, unsern Tagelöhnern, alle den Geist tödtende und die Kräfte lähmende Arbeit abzunehmen, und sie selbst mehr im Felde bey dessen Politur und bey technischen Arbeiten anzustellen, so intendire ich eine Mergel-Lade-Maschine. Diese besteht in 3 Gräbern von Eisen, welche

*) Nemlich mit dem in Mecklenburg bekannten Ackerwerkzeuge, dem Haken. A. d. R.

von einer Stoß = Mechanik in den Mergel eingetrieben werden, sich dann vorwärts über die Karre bewegen und hier umwenden, mithin den Mergel abwerfen. Sie ist wie die gewöhnliche Grabmaschine, die schon existirt, nur ist hiebey die Stampfe stärker, welche die Gräber in den Mergel eintreibt.

§. 7.

Das Fuhrwerk, die Sielen und das Streuen.

Da man das ganze Jahr hindurch mergelt — die Erndtezeit etwa ausgenommen, — so ist die Frage nicht unwichtig: Wie sichert man die armen Karrenpferde gegen das Wundwerden und Drücken des Wider = Risses und Rückens? Ich antworte: durch Einführung der Karn = Sättel, die in ganz England im Gebrauch sind, und die aus einem gut gepolsterten Kissen bestehen, an welchem an beyden Seiten 2 Bretter befindlich sind, die durch einen Kimbaum verbunden sind, in dessen Falz eine Kette läuft, an welcher das Pferd trägt. 4 Stück meiner Karren = Gäule, die diese Sättel (von meinen eigenen Leuten gemacht —) haben, sind ungedrückt, während 4 andere, die das gewöhnliche Geschirre haben, fast unbrauchbar geworden sind. Damit wäre man also aufs Reine. Eine fast noch wichtigere Frage ist aber; welches Fuhrwerks bediene ich mich zum Abfahren des Flechten = Wagens, der zwey oder der einspännigen Karre? Ich ant=

worte: im Winter, und sobald die Hofgespanne Zeit übrig haben, muß man mit allen Wagen fahren. Die übrige Zeit des Jahrs aber muß man ununterbrochen mit Karren mergeln, und zwar so, daß gut Schlag dabey gehalten wird, d. h. daß die Auflader jedesmal fertig sind, wenn die leere Karre in die Grube zurückkehrt, und daß auch die Auflader nicht auf die leere Karre zu warten brauchen. Und hier hat die einspännige zweyräderige Karre große Vorzüge vor der Karre mit Vorder-Gestell. Letztere läßt sich nemlich nicht gut an die Bank zurückfahren, und wenn dieses auch gelernt wäre, so läßt sich doch nicht gut Schlag damit halten, vorzüglich auf weite Distanzen. Hat man z. B. 8 einspännige Karren, so kann man jederzeit in zwey Partien mergeln, oder aus zwey Gruben fahren, und ganz nach dem Bedürfnisse diese Karren zwischen den beyden Gruben theilen zu 2 und 6; zu 3 und 5; zu 4 und 4 und endlich 8, wo dann die eine Parthie einige Tage andere Arbeit bekömmt. Auf die Art fahre ich in 6 Sommertagen nie unter vier Tausend Karren, und jeder Auflader, deren es 3 in jeder Grube giebt, verdient hiebey bey dem Preise von 18 ßl. pr. 100 Karre — wöchentlich $2\frac{1}{3}$ Rthlr. NZwdr. Jetzt kömmt es nur noch auf die Lösung des Problems an, wie richte ich die Karre ein, so daß man des mühvollen Streuens mit der Schaufel überhoben seyn kann. Die große Karre mit einer Vorrichtung, (welche jeden

Winkel möglich macht, um den allmähligen Auswurf zu bewerkstelligen, löset jenes Problem nicht, da diese Maschinerie zu zerbrechlich ist. Bey der Humphrys'schen Karre mit unbeweglichem Trichter, die unten durch eine Blattwalze den Auswurf regulirt, befürchte ich ein leichtes Verstopfen bey nassem Wetter, mithin Zögerung in der Arbeit. Nun arbeite ich aber an einer Sturz-Karre, an welcher ganz hinten eine Blattwalze angebracht ist, welche beim Fortfahren der zurückgestürzten Karre durch lange eiserne Zinken, die in die Erde eingreifen, in Bewegung gesetzt wird, und auf die Weise jede Art des Mergels vollkommen gleichmäßig auf den Acker vertheilet, dabey auch dauerhaft, so wie auch im höchsten Grade einfach ist, und deren Mechanik bey jeder gewöhnlichen Sturz-Karre anwendbar seyn wird. Gelingt mir diese Idee, so ist die Zeit nicht fern, wo jeder Landmann seiner Scholle ohne große Kosten und ohne Zeitverlust ein neues Kleid anziehen kann.

Unter den Karren, die wir bis jetzt haben, ist aber bestimmt die vom Herrn Grafen von der Osten-Sacken verbesserte Sturz-Karre ohne Axe die beste, denn sie fördert fast das Doppelte der Masse zu Tage, und bedarf keines Theers, sondern von Zeit zu Zeit nur einiger Tropfen Oels, geht auch nach Ausweisung des Dynanometers ungleich leichter als die ge-

wöhnliche Stürz = Karre. *) Auch bey dieser läßt sich die Streumaschine anhängen. Bis dahin nun, daß diese Idee des Selbst = Streuens realisirt seyn muß, ist man gezwungen, das ganze arbeitende Personale, Weiber und Männer, — halb erwachsene Menschen sind dazu nicht brauchbar — mit Schaufeln anzustellen, und so im Tagelohne streuen zu lassen. Man muß mithin immer dabey stehen, weil sonst schlecht und wenig gearbeitet wird, oder man muß in Accord streuen lassen, wo man dann aber die Haufen wieder zählen und minder gute Arbeit gewärtigen muß. Dieser Arbeit folgt bey allen Thon= und Lehmmergelarten sobald ein mäßiger Grad der Abtrocknung erfolgt ist, die Walze — (bey Sandmergel ist dieses unnöthig) — nicht aber die Egge, weil durch das Eggen grade die feinsten Theile des Mergels — der zersetzte und in schwarzes Puder aufgelöste Fleischrückstand desselben und seine Aetzmaterie, — verfliegen. Auch muß sodann eben wegen dieses Verfliegens der feinsten Theile bey völliger Abtrocknung, und bey trockenem Wetter geeilt werden, daß er zum erstenmale, und zwar flach untergehakt **)

---

*) Die Beschreibung derselben, nebst der genauen Abbildung haben die Leser nächstens zu erwarten.
A. d. R.

**) Ausländer bitte ich in diesem Worte das a immer dehnbar oder 2 a zu lesen, weil es sonst zu Mißverständnissen Anlaß giebt. D. Verf.

wird. Hiermit muß man auch deshalb eilen, weil ein einfallender starker Regen den gestreueten Mergel in die Gründe und oft in beträchtlicher Menge ganz forttreibt, insbesondere wenn man den Dreesch gemergelt hat.

Die Theorie des langen Daliegens des gestreueten Mergels, um ihn sich mit dem kohlensauren Gas der Luft übersättigen zu lassen, ist mithin falsch, oder kann doch höchst verderblich werden, insbesondere wenn man auf dem glatten Dreesch gemergelt hat, und diese Nachtheile werden um so fühlbarer, jemehr das Land aus Berg und Thal bestehet, und je reicher der Mergel an humösen und caustischen Stoffen ist.

Nach diesem ersten Haken (oder Pflügen) muß — jedoch nur bey mäßig trockenem Wetter — geeget werden, denn nun muß die innige Vereinigung desselben mit der Ackerkrume bewirkt werden. Dann folgt die Queerfurche u. s. w.

§. 8.

Nochmaliger Hinblick auf die Substanz oder das eigentliche Wesen des Mergels.

Ich habe mir vorgenommen, einige 40 Mergelarten nochmals und zwar unter Beystand eines großen Chemikers in Goldberg der genauesten chemischen Prüfung zu unterwerfen. Dann werde ich meinen Lesern über die Urstoffe desselben mehr sagen,

Für jetzt aber erwähne ich hier nur nochmals der drey Hauptstoffe desselben, die den Landwirth interessiren, des Humus oder verweseten Fleisch-Rückstandes, der Aetzmaterie oder des Schalen-Rückstandes (Kalchs) und endlich des Glutens oder Klebers; Letzteren hauptsächlich nur bei Thon und Lehm-Mergel. Ich mußte dieses wiederholen, weil aus diesem Gesichtspuncte die Beantwortung nachstehender Fragen beurtheilt werden muß.

§. 9.

Erste Frage: wie wirkt der Mergel?

Der Mergel wirkt als ein seit vielen tausend Jahren zersetzter animalischer Rückstand, — als Humus — welcher durch den Wasserstoff den Gewächsen zugeführt wird, in dieselben wegen seiner Feinheit schnell übergehet, und wegen seiner Kraft so unglaublich auf die Vegetation wirkt. Er äußert sich zweytens durch seine Aetzmaterie, die die Säuren bindet, und mithin alle Partikeln des Thier- und Pflanzenreichs, die sich ihr nähern, zersetzt und in Verwesung bringt. Dieser Aetzstoff ziehet, wie die chemische Analyse beweiset, den Luftdünger, die Kohlen-Säure an sich, und geht mit ihr mittelst des Wasserstoffs *) eben

*) Man lese hierüber Dr. William Henrys Chemie von Trommsdorf. Erfurt bey Henning 1803. p. 60. nach. A. d. Verf.

so gut als der Fleischrückstand in die Pflanzen über. Oder ist etwa dieser Stoff minder fein als der eigentliche Humus? Ist er nicht einerley Ursprungs mit ihm vom Thiere abstammend? Werden die Saugefäße der Stauden in ihrer Attraction der verweseten Stoffe sofort die Auswahl beginnen, oder geschieht die Auswahl erst bey dem Fruchtknoten; in der Circulation, und bey der Verdauung, die hier Waizen, dort Rocken, hier eine Kirsche und dort einen Apfel hervorbringt?

Die Aetzmaterie, die alles zerlegt, und die Säuren bricht, ist es denn auch hauptsächlich, welche die außerordentliche Lockerheit des Ackers hervorbringt. Thon, Lehm und Sand werden durch sie porös, daher die Erscheinung, daß Haken und Pflug so sehr viel leichter gehen, wenn man mit ihnen aus dem nicht gemergelten in den gemergelten Boden kömmt.

Der dritte Stoff, der hier herrschend ist und wirkt, ist der Thon und Lehm im festen, und der Sand und Granit im porösen oder nicht zusammenhängenden Mergel. Thon und Lehm sind in dieser Mischung aber kaum noch kenntlich, weil sie mit dem Humus und dem Kalche durchzogen, und gleichsam gesättigt sind. Hiervon geben sie den Gewächsen ab, und haben noch außerdem als Gluten das Eigene, daß sie die in sich aufgenommene Feuchtigkeit lange in sich bewahren, und wenig durch Transpiration das

Meiste der Attraction der Gewächse abgeben. Dieser Gluten oder Kleber verbindet denn auch den Kies und Sand, wo er aufgefahren wird zu einer zusammenhängenden, aber wegen des Kalch-Inhalts leicht trennbaren Decke, (welchen Effect er auch auf Lehm- und Thon-Boden hat) und der Sand und Granitmergel macht eben so und noch viel mehr, den unbändigen Boden (schweren Lehm und Thon) ausnehmend milde, und leicht bestellbar. Dieses vorausgeschickt, wie es das Auge siehet, und die Hand fühlet, beantworte ich eine zweite Frage:

§. 10.

Wie lange wirkt der Mergel?

Kann ich mehrmals denselben Boden mergeln? Ist der Mergel ein Gift — ein Rasiermesser in der Hand eines Kindes?

Wenn die Frage: wie lange wirkt der Mergel? ohne Bestimmung der Art des Mergels, des Bodens, und der angenommenen Fruchtfolge beantwortet ist, wie man das oft findet, so verräth das einen hohen Grad von Einseitigkeit und Unbestimmtheit. Es kömmt Alles darauf an, wie dick man mergelte, von welcher Beschaffenheit Mergel und Boden waren, und welcher Fruchtfolge man sich nach der Operation bediente — wie bald man mit rothem Klee nachkam, dessen dritten Schnitt man unterackerte? Wie bald weisser Klee oder trecfoil zur Weide folgte?

und wann oder wie bald der Dünger-Wagen oder Hürdenstall der ersten Procedur zu Hülfe kam?

Auf leichtem Lehmboden, den ich 1789 mit reichem Steinmergel befuhr, und welcher im Dreyfelder-System ohne Klee bewirthschaftet, mithin alle drey Jahr in die reine Braache gedüngt wurde, war 1811, — das trockene Cometen-Jahr — also nach 22 Jahren die Wirkung des Mergels noch sichtbar, indem der darauf stehende Hafer sich vor den nebenliegenden nicht gemergelten Stücken durch seine Höhe, und durch seine dunkle Farbe auszeichnete. Im Lippeschen und Paderbornischen war man gleichfalls bey dem elenden Drey-Felder-Systeme in der dritten Rotation (roulance) noch sehr mit der Wirkung des Mergels zufrieden. Bey der siebenschlägigen Mecklenburgischen Wirthschaft stehet in diesem Jahre auf Sandboden, der vor 7 Jahren gemergelt und im vorigen Jahre gedüngt ist, der Waizen und Rocken so gut, als im frischen Mergel ohne Dünger, der unmittelbar dabey stehet. Also verliert der Mergel nicht sobald seine Kraft, aber mit der Zeit gehet doch der kräftige Effect verlohren, den er äußert. Dieser Verlust erfolgt immer um so mehr, je mehr der Geiz des Wirths dem Lande wiederholte Aerndten von Cerealien — Halmfrüchten — abzwingt, ohne mit Diadelphisten — Pflanzen mit Schmetterlings-Blumen, — dazwischen zu kommen, oder ohne mit Klee zur Weide oder

zu Heu, oder mit Hofdünger und Pferch dem Lande schnell zu Hülfe zu eilen. Dann: zuerst wird der Humus des Mergels absorbirt — von den Pflanzen verzehret — dann entweicht auch nach und nach der Kalchstoff. Er zersetzt und zerfrißt alles was sich von todten Insecten und Pflanzen ihm nähert, bildet beydes zu Pflanzen-Gewächsstoff (Humus) um, und gehet mit diesem Humus in die Pflanzen über. Was aber vom Mergel ewig dauert das ist vom Lehmmergel der Kleber, womit er dem Sandboden Zusammenhang und Wasserhaltigkeit giebt, und beym Sand- und Granit-Mergel sein Daseyn, welches im Lehm- und Thonboden äußerst ersprießlich ist, indem er sich zwischen die Lehm- und Thon-Theile drängt, beydes mithin poröser und für die Einsaugung des Wasserstoffs empfänglicher macht. An ein Verspühlen — Verwaschen dieser Theile in den festen Untergrund der Krume glaube ich nicht, wie ich denn den Mergel von der Seite betrachtet, in der Ackerkrume, die damit befahren war, immer wolkenförmig gefunden habe, ohne daß diese Wolken in den Untergrund eingedrungen wären. Dieses sind also die dauernden Bestandtheile des Mergels, jene — Kalch, Humus — die übergehenden, consumablen Partikeln desselben.

§. 11.

Fortsetzung.

Nach meiner wenigen Erfahrung — denn eine acht und zwanzigjährige Erfahrung, und selbst die Erfahrung eines Menschenalters gewährt noch keinen apodiktischen Beweis — mögte ich behaupten

„daß — Lehmmergel zu vier Karren pr. Quadrat-
„ruthe aufgefahren — auf mildem Lehm, und
„lehmigen Sandboden, im abgetrockneten Zu-
„stande, wie ihn das Ackerland verlangt, in Hin-
„sicht seiner nachhaltigen Kraft sich verhält, wie
„folgt“

1. Beym traurigen Dreyfelder-Wesen — Waizen oder Rocken, Gerste oder Hafer, reine oder besommerte Braache gedüngt. — Hier muß der Effect des Mergels 7 bis 8 Rotationen sichtbar bleiben, jedoch so, daß er bey jeder Rotation etwas nachläßt.

2. Bey der siebenschlägigen Mecklenburgischen Wirthschaft muß, unter obigen Voraussetzungen, die Wirkung des Mergels sich allererst nach und nach in sechs Rotationen verlieren, denn: ohngeachtet hier auch drey Halmfrüchte genommen werden, so wird doch der mit Klee angesäete Boden in den drey Weidejahren sehr wieder gestärkt und im siebenten Jahre durch die reine Braache, mithin durch die Rasenfäulung und Düngung mächtig wieder aufgeholfen. Nimmt man aber Rocken, Erbsen, Hafer, oder Wai-

zen, Erbsen, Gerste, so muß seine Wirkung noch 2 bis 3 Rotationen länger mithin 56 bis 63 Jahre sichtbar bleiben.

3. Bey jedem richtigen Wechsel-Systeme, wo nie Halmfrüchte — Cerealien — auf einander folgen, wo man recht bald durch behackte, stark gedüngte, Brachfrüchte den Acker bereichert und reinigt, und wo man ihm durch den Bau des rothen Klee's eine kräftige vegetabilische Düngung giebt, muß seine Wirkung 90 bis 100 Jahre dauern.

Da sich jedoch die ganz üppige Vegetation, die das Auge so sehr durch ihr dunkles Grün ergötzt, nach und nach verliert, wie mich die Erfahrung gelehrt hat — indem der Humus und Aetzstoff mit der Zeit ganz entweichen und das Residuum an Gluten, wegen jener Entweichung zuletzt seine auflockernde Kraft auch verliert, mithin dieser letztere bloß seine wasserhaltende Kraft behält, und deßhalb bloß im Sandboden als ewig nützlich angesehen werden kann, so bin ich überzeugt, daß man bey einer Mecklenburgischen Schlag-Wirthschaft, welcher Art sie auch sey, nach zwey Rotationen wiederum aufs Neue mergeln dürfe, weil dadurch der reiche Humus, und Aetzstoff herbeygeschafft wird, welcher lebendiger wirkt als Dr. Hunters Oeldünger in London, und als die Poudrette — präparirte gepülverte mensch-

liche Excremente — in Paris.*) Aber eben so fest bin ich auch überzeugt, daß wer immer Cerealien nach dem Mergel nimmt ohne Kleebau und ohne Viehdünger, daß dieser frevelnde Geizhals endlich den letzten Tropfen Gewächsstoff absorbirt, und mithin den Acker im eigentlichen Sinne des Worts ausmergelt oder entkräftet, so daß er nun selbst mit aufgefahrenem Dünger nichts mehr bauet — warum? weil aller Gewächsstoff fort ist, und der Viehdünger diesen Mangel nicht völlig ersetzen kann, indem er selbst nicht sofort Gewächsstoff ist; und die entnervte Ackerkrume erst von allen Seiten durchdringen muß. Beyspiele solcher Entnervungen sind mir aus der Gegend von Lüchow und Uelzen im Hannöverischen bekannt, und sie werden bey uns auch zum Vorschein kommen, wie denn offenbar der Fall zu Lutteran mit dem Forst-Acker hieher gehört. Und in diesem Betracht ist also der Mergel wirklich ein Gift, oder ein gefährliches Messer in der Hand eines Kindes. Ausmergeln kann man sich aber durch nichts, als durch zu viele Cerealien-Aerndten, und — um mich deutlicher auszudrücken — oft sind schon drey solcher nacheinander folgender Aerndten hinreichend.

*) Der Engländer düngt viel und kräftig, aber jedesmal mit seinem bekannten kalchigten Compost. Ich mergele oft zum zweytenmale gleich nach der vegetabilischen Düngung. A. d. Verf.

wenn der Mergel stark ätzend war, und der Acker durch drey und viermaliges Pflügen und Eggen seine völlige Gahrheit bekam. Oft ist es erst die vierte Cerealien-Erndte, die den Acker völlig ruinirte. Ueberall aber, wo ich bey meinen Reisen auf wirklich ganz entnervtes oder ganz ausgemergeltes Land gestoßen bin, da waren denn doch allemal Krume und Untergrund an sich über alle Maaße arm und voller Eisen- oder Braunroth-Oxyd. Der Boden mogte aus Lehm oder Sand bestehen, so war nirgends einmal ein Zwiebel- oder Queken-Gras darin zu finden. — Oft ist auch ein sehr dünnes Mergeln ohne hinzugekommene Viehdünger, nebst jenen wiederholten Erndten die Ursach einer solchen völligen Acker-Entkräftung oder Ausmergelung. Und dieses führet mich denn zu der Untersuchung einer dritten Frage:

§. 12.

Wie dick oder dünn darf man mergeln, und wie dick kann man mergeln.

Der innere Gehalt des Mergels und der Zustand des zu mergelnden Landes, endlich aber auch das landwirthschaftliche Können oder Nicht-Können bestimmen die Zahl der aufzufahrenden Karren oder Fuder, wovon ich erstere zu 10, letzteres zu 40 Cubik-Fußen anzunehmen berechtigt bin. Die Absicht des Wirths, ob er bloß gute Erndten haben, oder ob er

zugleich seinen unbändigen Lehmboden milde d. h. zu jeder Zeit pflugbar machen und zu Rübenboden umbilden will, oder ob er seinen Sand und Granitboden, der nur Rocken und kaum rauhen Hafer trägt; dessen Narbe nur aus Bocksbart — aira canescens — besteht, und bey 95 Procent Sand nur ½ Procent verbrennbare Erde oder eigentlichen Humus in dem abschwemmbaren Rückstande enthält — ob er, sag' ich, diese verzweiflungsvolle Bodenart in Waizen, Gerst- und rothen Kleeboden umschaffen will, *) oder ob er zufrieden ist, daß er hinführo guten Rocken, weißen Klee bauen kann. Im ersten Falle sind von gutem Thon- und Lehmmergel Vier Karren auf die 16füßige

---

*) Wenn etwa das Publikum dieses für eine schriftstellerische Rodomontade halten sollte, so bitte ich dasselbe, jetzt zwey Last Waizen auf solchem Boden bey mir in Augenschein zu nehmen, der ohngeachtet der diesjährigen excessiven Hitze und Dürre, die vom 2ten bis 25sten Juny dauerte, ohne allen Viehdünger das 8te Korn verspricht, und vielleicht das 10te gewährt. Auch sich aus meinem KornRegister zu überzeugen, daß 6 Drömt Aussaat-Gerste, zum großen Theile mit dem Exstirpator bestellt, im vorigen Jahre auf eben solchem Boden 71 Drömt, schreibe Ein und siebenzig Drömt und 9einhalb Scheffel Ausdrusch lieferte, aber NB. nach 4 Karren Lehmmergel pr. Q. Ruthe, dann aber ohne Viehdünger. Aber freylich hatte ich mich denn auch durch Horizontal-Furchen, die durch einige Abzugsfurchen durchschnitten waren, auf trockene und nasse Witterung vorbereitet.

A. d. Verf.

Quadrat-Ruthe nothwendig, eben so viel vom Sandmergel — von eigentlichem Kalchmergel eine Karre weniger. So stark muß man mergeln um Freude an seiner Arbeit zu erleben, und so stark kann man — ohnbeschadet des übrigen Räderwerks der Oekonomie — mergeln. Ich nehme die Fälle aus, wo der Boden schon an sich sehr reich ist, z. B. der reiche schwarze Lehmboden, und insbesondere der mit Eisen und Braunroth-Oxyd gebundene Moorboden. Hier muß man von vier Karren Mergel Lagerkorn erwarten. Aber kann man denn nicht erst Futtergewächse (Kartoffeln, Rüben, Weissenkohl u. s. w.) nehmen. Kann man den Boden nicht mit Rübsen, Raps ꝛc. zuvor bändigen, ehe man Halmfrüchte nimmt?

Man kann, soviel auch manche Landwirthe darüber schreyen — in der That nicht zu dick mergeln, wenigstens darf man deßhalb nicht ängstlich seyn. Zum Belege mag folgendes dienen, was als Thatsache nie trügerisch seyn kann.

Ich ließ aus meinem Tempelbergs- in den Weidensoll-Schlag über einen Lehmhügel weg mergeln, weil diese Grube gerade konvenirte. Indessen fielen die Karren bey feuchtem Wetter zuletzt zwey Fuß ein. Da nun der Tempelberg Waizen trug und ohnehin schon eine 16 Fuß breite Spur gemacht war, so ließ ich den Weg auf jede Q. Ruthe mit 30 Karren Sandmergel befahren, der 25 Procent Aetz-

stoff hatte. Hier lag also der Mergel Fuß hoch und darüber. Im Jahr darauf waren hier Erbsen, die auf dieser Stelle 11 bis 14 Fuß lang waren, aber spät reif wurden. Es war ein nasses Jahr. Im Jahr darauf war hier Gerste mit Klee. Diese war auch viel länger, hatte ungleich längere Aehren, und wurde auch später reif, lagerte sich jedoch bey dem nassen Wetter, — und vielleicht etwas mehr als die übrige. Indessen wurde sie doch zuletzt reif. Der Klee im folgenden Jahre stand auch etwas jedoch nicht viel üppiger als der nicht so behandelte. Ja! sagen die Gegner, wir geben das zu, aber du hattest auch nasse Jahre, laß Trockniß einfallen, und dir wird bey 4 Karren — denn es wird keinem einfallen, daß ich 30 Karren pr. Q. Ruthe empfehlen wolle — Alles verbrennen. Hier opponire ich aber das jetzige Jahr 1817. Ich habe neun Drömt 8 Scheffel Gerste, größtentheils mit dem Erstirpator bestellt auf leichtem mit 4 Karren gemergelten Lande.

Landwirthe von Authorität z. B. Herr Pensionair Engel zu Sembsin wunderten sich sehr, daß die Gerstaussaat ja durchaus auf keinem Gerstboden geschehn sey. Ich verschloß indessen den Boden, so wie alle Gerste 1 Zoll hoch war, durch die Walze *) gegen

*) Ich bediene mich hiezu der Bockwalze, auf welcher der Fuhrmann sitzt, weil nun in Trott gewalzt wird, welches leichter geht, und kräftiger wirkt.
A. d. Verf.

die Ausdünstung — wie das jeder Bauer in Niederhessen thut — drückte dadurch die Wurzeln der Gerste fest, was sie liebt, und aptirte den völlig gepülverten Boden zur Einsaugung des Kohlensauren Gases. Meine Gerste blieb in der dreywöchentlichen Dürre, die mit einer Hitze verbunden war, die die Wärme des Bluts übertraf, blau; hat nirgends, selbst auf Weh-Sandhügeln, Schein-Stellen, und hat sich, — es ist der kleine Scheffel auf 80 Q. Ruthen ausgesäet — dennoch so bestaudet, und steht so dicht da, daß es scheint, als wenn sie übersäet (zu dicht gesäet) wäre. Der viele Mergel erhielt also die Gerste, und reichte ihr den in sich verschlossenen Wasserstoff dar, während Hafer, Flachs und Tabak auf nicht gemergeltem Lande Stellenweise ganz verbrannte, welches Verbrennen ich nie, selbst 1811 nicht, erlebt habe. Mein Waizen auf Flugsande mit 4 Karren gemergelt und nicht gedüngt, hat ebenfalls nirgends eine Schein-Stelle sondern steht gleichsam schwarz da, und hat sich außerordentlich bestaudet. — Herr von Plato in Kreien hat Versuchs halber 3 Karren Mergel neben einander hinfahren und nicht streuen lassen. Auf dieser Stelle hat derselbe immer das üppigste Korn aller Art gehabt.

Also meine Herren, sey'n Sie nur dreist. Vier Karren kann man lasten. Nicht das Dickmergeln ist es, was Sie einer Gefahr ausgesetzt, sondern das

Dünn-Mergeln, der unmäßige Bau der Cerealien und ihre Zögerung in baldiger Anwendung des vegetabilischen und animalischen Düngers nach dem Mergeln. Geschiehet dieses nur, so braucht man auch nicht in demselben Jahre, wo man mergelt, noch Viehdünger darüber herzufahren, (diesen erwartet man ja erst vom Mergel) oder den Hürdeschlag anzuwenden. Der Waizen wächst doch auf dem Sandboden, und Gerste nicht minder. — Rocken übertrifft immer den gedüngten. Nur muß man nicht erwarten, daß Waizen und Rocken sich vor Pfingsten bestauden und prahlerisch dastehen soll. Verlangt man das, so muß man den Mergel durch Viehdünger unterstützen. Der Mergel wirkt erst im Frühjahre wenn der Boden völlig durchwärmt ist. Hierdurch ist denn eine vierte Frage:

§. 13.

Muß man Viehdünger und Mergel zugleich aufbringen?

schon vorläufig beantwortet. Sie bedarf aber noch einer Erörterung. Allerdings kann man das und man thut wohl daran, aber unter zehn Wirthen mögte es denn doch wohl kaum einer können, zumal wenn man gut düngen will, denn in Mecklenburg mögten wohl wenige seyn, die bey der 7schlägigen Wirthschaft unter vierzig Tausend Quadrat-Ruthen Braache haben. — Viele haben auf einem Gute — was der Ausländer kaum glaubt — das Doppelte und Drey-

sache. Der zehente wird also kaum im Stande seyn, über den Mergel noch Mist herzufahren, und dieser auch dann nur, wenn er viel Wiesenheu, viel Stroh und einen completen Viehbestand hat, mithin an sich schon — um mecklenburgisch zu reden — gut zu Wege ist. Man thut also wohl den einen Theil der Braache mit Mist ernsthaft d. h. 6 Fuder pr. 120 Q. Ruthen zu düngen, und das Ueberbleibende der Braache eben so ernsthaft d. h. mit 4 Karren à 10 Kubikfuß pr. Q. Ruthe zu bemergeln. Durch das Mergeln will man ja grade erst dahin kommen, und kommt auch warlich! dahin, daß man mehr Stroh, — mehr Futterkräuter — insbesondere Klee, — mehr Futtergewächse — das heißt, alle Kohl-, Rüben- und Knollen-Früchte, endlich aber auch mehr Körner, mithin jeden Falls mehr thierische Nahrung, und folglich mehr Mist bekömmt. Man darf also mit der simultanen Düngung so ängstlich nicht seyn. Bloß auf Weh-Sande würde ich es thun, wenn ich diesen mit Waizen zu besäen Willens bin, weil dann der Waizen im Winter und bis Pfingsten hin, wo der Mergel erst seine Kraft äußert, — bessere Gelegenheit hat, sich früher zu bestauden, mithin dem Einflusse eines nachtheiligen Winters, und Frühjahrs kraftvoller zu widerstehen. Wenn dann nur im Jahre nach der Winterung Erbsen und nach den Erbsen Hafer oder Gerste mit Weide-Klee folgt, so kann

der Mecklenburger immerhin die Mistdüngung bis zur nächsten Brache unterlassen. Der Wechselwirth gelangt freylich eher zu dieser Düngung, weil dieser nun Mäheklee nimmt, von diesem im ersten Jahre den dritten und bey ungünstiger Witterung den zweyten Schnitt unterpflügt — vom Haken kann hier gar die Rede nicht seyn — und einjährig Waizen nimmt, mithin dem Acker eine kräftige vegetabilische Düngung, und gleich im Jahre darauf eine Mistdüngung Behufs seiner Braachfrüchte giebt u. s. w. — Ich stehe dafür, daß die Früchte unsers Mecklenburgischen Wirths sehr gut stehen, wenn sie auch von den Früchten des Wechselwirths übertroffen werden. Und dies führet mich denn:

§ 14.

Zur Beantwortung einer fünften Frage:

Wie wirkt der Mergel physisch? oder wie ist seine Kraftäußerung auf die Vegetation bey den verschiedenartigen Witterungen?

Nachdem ich nebst einigen Folgerungen §. 9. gezeigt habe, wie der Mergel chemisch wirkt, ist es ein Leichtes hier zu sagen, wie seine physische Kraftäußerung ist. Denn: hier ist bloß vom Erfolge die Rede, der als Thatsache nicht trügerisch, so wenig er in Hinsicht seiner Ursach täuschend ist.

Der Mergel giebt allen Cerealien ein dunkelblaues breites Blatt, einen starken Halm, und eine lange Aehre. Er ist die Ursach einer 10, 15 und mehrfältigen Bestaudung, weshalb die Aussaat der Frucht dünner geschehen muß, als beym Mistdünger. Man darf auf Sandboden, wenn man etwas viele Trespe nicht scheuet, mit vollem Verlaß Waizen säen, wo im Dünger vorhin der Rocken aus Schmielenhalmen und Knip = Aehren bestand. Die Diadelphisten — Erbsen, Bohnen, Wicken — die auf sogenanntem rauhen Haferlande vorhin gar nicht, auch im Mistdünger nicht wuchsen, erreichen, was die Erbsen betrifft, bey einer nur sonst nicht ganz ungedeihlichen Witterung die Höhe von 10, 12 und 14 Fuß, während auf demselben Lande die Erbsen, die keinen Mergel bekommen haben, nicht 6 Zoll hoch werden, und lauter wurmfraßige Pahlen oder Schoten liefern. Wicken werden auch hoch, und wachsen freudig, und Pferde- oder Sau-Bohnen, die bekanntlich schon einen derben Boden verlangen, wachsen dann auf Sande 3 und 4 Fuß hoch und lohnen. Gerste und Hafer wachsen nicht minder üppig nach Mergel, wohlverstanden, daß von beiden in der zweyten Saat nach Winterung, oder in der dritten nach Erbsen, Wicken, oder Bohnen die Rede ist, und daß, was hier von Erbsen und Bohnen gesagt ist, von ihnen in der zweyten oder dritten Saat gilt, denn was ich nicht selbst erfahren habe, davon kann ich nicht

reden. Alle diese Fruchtarten nach Mergel stehen dunkler und üppiger da, scheffeln auch besser als nach Mistdünger, nur haben sie alle das Eigene, daß sie 14 Tage später reif werden, als die im Viehdünger gesäeten, weil sie sich mehr ausbilden, längeres Stroh, längere Schoten und Aehren bekommen als jene, mithin auch längere Zeit zu ihrer Entwickelung und Ausbildung bedürfen. Erbsen blühen, bis sie gemähet werden, und man kann die letzten Blüthen sich nicht entwickeln lassen, weil die untern und mittleren Schoten dann überreif werden würden. Deßhalb befinden sich auch unter Mergel-Erbsen viele, die grün sind, und deßhalb taugen solche Erbsen auch nicht zu Koch-Erbsen, wie sie denn auch gar nicht, oder doch nur nach langem Kochen gahr (mürbe) werden. Deßhalb bleibt ihr Korn indessen als Pferde- und Schweine- und ihr Stroh als Schaaf-Futter nicht minder schätzbar. *) Hafer und Gerste lagern sich — bey regnigt-warmem

*) Es ist wahr! die Natur scheint bey allen gemergelten Früchten im Frühjahre und vorzüglich gegen die Zeit des Reifwerdens in einem Stillstande zu seyn, die Vegetation scheint zu schlafen. Aber dieser anscheinende Stillstand, dieser Schlaf ist nichts anders als ein üppiges Fortwachsen in dem großen Ueberflusse an Humus; ein Fortleben, Ausbilden und Vervollkommnen. Daher kommt es denn, daß der Wirth auf Lehmboden fast mit seiner Erndte fertig ist, wenn der Mergelwirth anfangt, und daß der Sandwirth drischt, wenn der Mergelwirth mähet. Hieraus

Wetter — oft in der dritten Saat, geben aber in der ersten Saat, also in dem frischen Mergel, wegen ihres totalen Lagerns, eine völlige Mißernote, welches ich als Warnungs-Anzeige hierher setze. — Auch Rübsen — brassica napus — Rapps — brassica campestris — Schnittkohl und rota baga als Winterölgewächs, gedeihen hier im lehmigen Sande auch ohne Viehdünger, doch wird ein guter Wirth, der die große Dünger-Liebe dieser Oelgewächse kennet, ihnen noch gern das Hürdenlager zuwenden. Herr Niemeyer in Broda bey Kiel hat es, wie mir 1808 zwey meiner Eleven berichteten, und wie auch in Thaers rationellem Ackerbau notirt ist, — durch den Mergel dahin gebracht, daß er jährlich in Broda plus-minus — für zwanzig Tausend Thaler Rapps gebauet hat, und vielleicht noch bauet. — Der rothe Klee, dem ich ehedem zutrauete, daß er im reinen gut gedüngten Sandboden gerathen müsse, thut dieses nicht; aber nach Mergel ohne Viehdünger hat er mir noch jedesmal in der zweyten und dritten Saat vierzig Centner Heu und darüber — mithin zwey Hof-Fuder pr. 120 Quadrat-Ruthen in einem Schnitte geliefert, und bey einer solchen Vegetation ist denn auch die Anwendung des gepülverten Gypses

läßt sich aber keineswegs ein Vorwurf gegen den Mergel herleiten, das vielmehr nur sein Lob erhöhet. A. d. Verf.

auf das bethauete Kleeblatt — zumal da Mecklenburg diesen Schatz nicht hat, und nicht kennet — völlig überflüssig. Weisser Klee und gelber Hopfen-Klee wachsen freylich in erster und zweyter Saat nach Viehdünger im lehmigen Sande und selbst im Sandboden, sollen sie aber üppig und hoch wachsen, sollen sie sich bestauden und im dritten Jahre noch eine gute Weide fürs Rindvieh geben, so müssen sie Mergel haben. — Der englische Hopfen ist mir im Mergel in sechsfüssigem Quincunx-Abstande unter gehöriger Misthevhülfe nie fehlgeschlagen. Der Flachs wird im Mergel der das Hürdelager erhalten hat, wenn er nicht durch Kälte und Dürre leidet, drey Fuß hoch, und ist schön im Bast und Saamen. Bloß der düngergierige Hanf will zu dem Mergel und Pferch noch Hoferde haben, um auf Sandboden eine beträchtliche Höhe zu erreichen. Vier bis fünf Fuß hohe aber schmächtige Halme giebt er im bloßen Mergel. Welchen Einfluß der Mergel in der Drillwirthschaft äussere, und wie insbesondere der Mergel sich durch das bepferdehacken wirksam zeigt, wird mein Freund, Herr Wilhelm Engel, auf Grambzow, der diese Versuche leitet, dem Publico in unsern Annalen vorlegen, und wie der Mergel sich auf das Geringerwerden der Mißernten verhält, werde ich noch am Ende dieser Abhandlung mit Datis belegen. Baumschulen haben nicht mit Moose an den Bäumen

zu kämpfen, wenn sie gemergelt sind und Obstbäume, die in fünffüssige cubische Löcher gepflanzt sind, wo dem natürlichen Boden eine Stürz-Karre oder 10 Cubik-Fuß Mergel nebst etwas Hoferde beygemischt ist, zeigen den üppigsten Wuchs, und tragen im dritten oder vierten Jahre nach der Versetzung, was sonst bey einem starken Wachsthum nicht der Fall zu seyn pflegt. Weidenbäume, die im Sandboden so schlecht fortkommen, gedeihen in der Mergel-Beymischung vortreflich, — versteht sich, daß sie nicht durch das Hakenjoch, durch die Egge, durch Frevel losgerüttelt werden dürfen, weßhalb ich sie dann in die Gräben der Wege setze, wie die Böhmen mit ihren Obstbäumen thun.

Alle Gartengewächse sind im gemergelten Sand- und Lehmboden in ihrem wahren Elemente. Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Zwiebeln, Sellerie, Borri, Sallat, Mohn, Stachelbeeren und Erdbeeren. Blos vom Spargel habe ich keine Erfahrung, weil ich für seine Milde etwas Nachtheiliges fürchtete.

In moorigen und torfigen, vorher abgewässerten Wiesen, die bekanntlich von Eisen-Oxyd voll hängen, thut der Mergel Wunder, und keine Rieselung und keine Stauung, kein Düngen, kein Hürdelager kömmt ihm gleich. Das handhohe Moos solcher Wiesen verwandelt sich in Humus, die Säuren werden gebunden, und Klee und Vogelwicke vertreibt

die Binsen, das Rohr, Schilf und insbesondere sogar auch das Schwaden-Gras — festuca fluitans, — und einschürige Wiesen liefern gleich im ersten Jahre zwey Schnitte. Auch auf Wiesen vom sandigen Untergrunde erfolgt eine ähnliche Wirkung, und der Thongrund dürfte sich in diesem Effect nicht ausschließen. Die Wiesen dürfen indessen nicht dicker als ein Zoll hoch damit belegt werden. Zwischen Sand- und Lehmmergel habe ich übrigens keinen besondern Unterschied auf Wiesen wahrgenommen, doch scheinet mir der reiche Sandmergel am meisten für Wiesen geeignet zu seyn.

Der Weinbau kann ohne Mergel gar nicht, oder doch nur schlecht betrieben werden, und wenn man ihn in Weinländern nicht anwendet, so kömmt das daher, weil der Boden an sich fast schierer Kalch ist z. B. in Champagne oder braunrothe Mergel-Erde, wie bey Hochheim, Rüdesheim, am Johannis-Berge, oder schwarzer Humus auf Kalch, wie an den Bergen bey Würzburg, wo der Steinwein wächst. Der hessische Wein hat es zwar noch zu keiner Celebrität bringen können, aber Göttingen und Kassel würden auch keinen Ueberfluß an Trauben haben, wenn die hessischen Weinberge zu Witzenhausen nicht reichen Kalchflötz unter sich hätten. Mergel mit vielem Rindviehdünger ist daher das specifische Mittel in guten

Jahren im nördlichen Deutschlande zu reifen Trauben zu gelangen.

Soviel über die physische Kraftäusserung des Mergels aus meiner Erfahrung, welche wie ich hoffe, nie irre leitend werden kann, da ich mich bestimmt genung erklärt habe. Mehrere hundert meiner Collegen, der Landwirthe, die mergeln, mögen sich fragen, ob ich eine Sylbe zu viel gesagt habe, und in Hinsicht derer, die nicht mergeln, beziehe ich mich auf das Urtheil unsers würdigen Veterans der Landwirthschaftslehre — des Professors Karsten, welcher alles dieses bey mir gesehen hat. *) Ich mußte diesen Mann nennen, weil mancher glauben möchte, ich habe ein dichterisches Lob des Mergels schreiben wollen, oder ein souveraines Mittel, durch den Ackerbau reich zu werden ohne richtige Beobachtungen empfehlen zu wollen. Nein! in der That! ich habe nicht zu viel gesagt. Durch den Mergel erhält man Futterkräuter und Futtergewächse in Menge, mithin einen starken Viehbestand und vielen animalischen und vegetabilischen Dünger, gleich vom Anfang an auch zwey und dreymal so viel Körner als vorher; durch den vielen

*) Mein werthloses Zeugniß würde von keiner Bedeutung seyn, aber bey allen unsern praktischen Wirthen, die mit der energischen Wirthschaft des unermüdet thätigen und einsichtvollen Besitzers von Frauenmark bekannt sind, ist hierüber nur eine Stimme.

Dünger kömmt man in den Stand, von dem schon ohnehin reichen Boden zu nehmen, was man will, und mithin bey einer vollständigen Zahl aller Inventarienzweige, und bey einem zweckmäßigen Fruchtwechsel, folglich bey einigem landwirthschaftlichen Talent das 6 bis 8fache der bisherigen Gutsrevenüen zu gewinnen, wovon der Mergel die Grundursache ist, ohne welche man nie dahin gekommen wäre.

§. 15.

Beantwortung einer 6ten Frage:

Wie wirkt der Mergel auf die dem Boden eigenthümlichen Natur-Gräser, den Bocksbart — aira canescens —; die Queke — triticum repens —; und den Süerk oder wilden Sauerampfer? — rumex acetosella? —

Alle diese Schmarotzer-Pflanzen verschwinden nach dem Mergel, zum Theil ganz, als wenn sie nicht existirt hätten, zum Theil werden sie seltener.

Dieses Verschwinden solcher Naturpflanzen, um die der Landwirth gar nichts zu thun braucht, weil sie die Natur selbst auf schlechtem Boden schafft, war denn lange die Posaune, welche fast alle schulgerechten alten Landwirthe vom Leder bliesen, und zum Theil noch jetzt blasen, womit sie denn zu ihrem eigenen großen Schaden die alte bequeme Ordnung der Wirthschaft

vertheidigten, und weil sie von ihnen selbst dependent war, auch wirklich erhalten haben.

Es ist wahr, der Bocksbart wird von hungrigen Schafen benagt; den Süerk frißt das Rindvieh so lange er jung ist und bis er im Julius blühet, sobald sich der cathegorische Imperativ seines leeren Magens ankündet; auch die Queke ist zwar ein aussaugendes, aber doch ein nahrhaftes, ja sogar ein officinelles Gras. Beyde Gewächse geben wirklich verlohren, und an ihrer Stelle ist der Acker nach abgebrachter erster Saat und bis zur Frühjahrs = Bestellung Zollhoch mit dichtem Moose überzogen, welches sich nach der zweyten Saat dann ebenfalls gänzlich verliert, und überall zeigt sich die kleine gelbe Waizen = Blume *) — und mehrere Arten wilder Klee, insbesondere der gelbe Hopfen = Klee.

Bey dem Uebergange in ein besseres Feldsystem als das mecklenburgische bey allen seinen Vorzügen ist, durfte ich bey grenzenloser Armuth meiner Erdkrume (— die sich nach meiner Geldbörse richtete, —) die ich auch erst in abgebrochenen Stücken gemergelt hatte, nicht drey Saaten nehmen, sondern mußte suchen erst Weide zu bekommen, und diese hätte ich

*) Einige Gattungen ranunculus, wenn ich nicht irre: repens. Aber sollte diese wohl sicher auf Weitzenboden deuten? A. d. R.

nicht bekommen, wenn ich mich ängstlich an die geläuterten Grundsätze hätte binden und Erbsen nach Rocken hätte nehmen wollen. Denn unter Erbsen kömmt selbst der Weideklee gar nicht, oder doch nur sehr schlecht auf. Ich nahm also Gerste und Hafer mit untergesäetem weißen Klee. Dieser Klee stand üppig und völlig rein von Bocksbart und Süerk da, soweit gemergelt ist. Wo aber kein Mergel sondern Viehdünger hingekommen, und die Ackerkraft mithin auch in zweyter Gaile befindlich war, da wuchs der weiße Klee zwar auch, aber er war sehr klein und 2 Drittel des Ganzen bestand aus jenem Sührk, und aus Bocksbart. Die Grenzlinie ist sehr auffallend, und jedes Jahr hat mir neue Belege dieser Art geliefert.

Mit der Queke ist das Verhältniß etwas anders. In der Regel ist auch sie ganz verschwunden, wenn nemlich der Acker zur Wintersaat völlig gahr wurde, oder kein feuchtwarmer Winter eintrat. Wurde aber der Acker nicht gahr, und verwesete die Wintersaat in der naßwarmen Erde unter der Schneedecke, so zeigte sich auch die Queke im Mergel, und ihr gesellete sich der Knöterich — (Knobbe, Kûdik) Sinapis arvensis — bey. Hier ist also auch ein Fall, wo der Graswuchs, insofern er von der Queke herrührt, stärker wird. Die hierauf folgenden Wicken zu Heu machten aber dem Dinge ein Ende.

Also zu läugnen ist es nicht, was die Gegner der Mergelwirthschaft bey jeder Gelegenheit vorbringen. Aber das ist ja grade, was jeder Wirth auch so gerne will. Der will nun einmal keine Queken; keinen Küdik; keinen Bocksbart und keinen Sührk. Er will weißen Klee zur Weide, und der wird 6 bis 8 Zoll hoch, und rothen Klee zum Pferdefutter, zu Heu, und zur Stallfütterung, und Luzerne zu eben diesem Zweck; das Alles wächst im Mergel unvergleichlich. — Aber hat denn, — dies ist

§. 16.

Die siebente Frage:

Hat der Mergel sonst keine Fehler, oder hinterläßt er keine anderweitige üble Folgen?

Allerdings hat er die! Er inclinirt zur Trespe, oder richtiger, er läßt unter dem Wintergetraide viele und sehr kräftige Trespe — bromus secalinus — aufkommen.

Fände sie sich bey mir und bey andern, die gleichen Boden mit mir haben, bloß unter Waizen, — dieser ist immer 1 Drittel Trespe — so würde ich mich beruhigen, und dem zu leichten sandigen Boden die Schuld geben, indem derselbe zuvor nie Waizen — wohl zu 2 bis 3, aber nie zu 2 bis 300 Scheffel Aussaat getragen hat. — Aber der Rocken, in welchem man ehemals vergeblich auch nur die Spur der Trespe

suchte, und der im Mistdünger auch diese seine gute Eigenschaft behalten hat, ist im Mergel gleichfalls mit vieler Trespe vermischt. Ich würde hier zu viel über die Natur und das Wesen der Trespe sagen müssen, wenn ich dieses erklären wollte, ich muß dieses mithin zu einer eigenen Abhandlung über die Natur und das Wesen der Trespe versparen, zu welcher noch fortgesetzte Topf-Versuche mit mehreren Erdarten in ausgesiedetem und ausgebranntem Zustande nothwendig sind. Ich kann mithin nun

§. 17.

zu einer achten Frage übergehen, nemlich:

Zu welcher Jahrszeit soll ich mergeln, und zu welchen Gewächsen zuerst und zuletzt? Wie bey verschiedenen Feld-Systemen und Mergelarten? und welches sind in dieser Hinsicht die vorzüglicheren Handgriffe?

Ich antworte: Du sollst das ganze Jahr hindurch mergeln, die Erndtezeit etwa ausgenommen — bey Regenwetter und Dürre, bey völlig verschlossenem Boden und beim Schnee. Was Virgil vom Fleiße der producirenden Natur sagt „nec requies, quin aut etc. Georgic. II. 516.“ Das muß man auch von dem rastlosen Landwirthe sagen können.

Der Wirth muß wohl bedenken, daß alles Seyn

und Wirken der Natur in einem beständigen Kreislaufe von Aufkeimen, Leben, und Früchte bringen, und Verwelken, Verwesen, Sterben und Auflösung zu Humus, — in einem beständigen Nehmen und Geben — bestehet, und daß der Boden zuletzt nichts mehr giebt, dem nichts wieder gegeben wird. Will er daher Viel von seinem Boden haben, so muß er ihm Viel geben, und im Geben dreist seyn. Dieses Geben kostet zwar viel Geld, aber der Wirth zahlt nur Thaler, für welche er Friederichsd'ors wieder bekömmt.

Im Herbst werden deshalb bey Zeiten die Mergelgruben mit Pferdemist 2 Fuß hoch belegt, und nun wird den ganzen Winter hindurch mit dem gesammten Spannwerk — an den Tagen, wo man mit Korn auf die Reise fährt, mit den Flechtenwagen gemergelt. Nebenbey in anderen Gruben mergeln nun auch die Karren, und zwar letztere in Verdung. Im Winter werden 4 oder 5 Mergelkarrenpferde auf einem mittelmäßigen mecklenburgischen Gute hinreichen. Im Frühjahre aber werden diese durch 3 bis 4 andere das Stück zu 20 bis 25 Rthlr. completirt, so daß den ganzen Sommer über 8 Pferde in 2 Partheien getheilt im Gange sind, die nie und unter keinerley Vorwande von dem bestimmten Geschäfte abgenommen werden dürfen. Auf die Art gelangt man im Winter, das Fuder Mergel zu 4 Karren angenommen zu 17, bis

18,000 Karren Mergel. Im Frühjahre und bis zum Herbst aber werden jede Woche von den zwey Partieen im Accord 4,200 Karren und drüber zu Tage gefördert, so daß man in einem vollen Jahre auf die Art dem Acker — nach Abzug der Erndte — 80 bis 90,000 Karren zuzuwenden im Stande ist. So mergelt jetzt ein großer Theil der mecklenburgischen Landwirthe, wenn sie Eigenthümer sind. Die Herren Pächter (— welche in Mecklenburg Pensionaire — von pensio, in Hannover und Hessen Konductor's von conductio heißen) fangen das Ding zum Theil noch klüger an. Sie mögen auf 14 oder 21 Jahr gepachtet haben, so lassen sie zum Theil gleich in den ersten Jahren 20 bis 24 Pferde mergeln, sind mithin in 2, höchstens 3 Jahren fertig, und genießen nun im Lehnstuhl die ganze Pachtzeit über die Früchte ihres Fleißes. Zum Theil nehmen sie sich, was niemand billigt, nicht die Zeit, den Mist abzufahren, sondern lassen ihn 2, 3 Jahr auf dem Hofe liegen. Daher kömmt es denn, daß solche Wirthe, die vorhin ihre etwas colossalischen Gebäude nicht gefüllt erhielten, gleich nach einigen Jahren 6 bis 8 Miethen (Fiemen) jede zu 60 bis 80 Fuder Waizen, Rocken, Gerste, Erbsen und Hafer haben. Ja! einer von ihnen der selten 200 Fuder erndtete, hatte 1816 über 1200, schreibe zwölfhundert Fuder der verschiedenen Fruchtarten. Ein anderer Pächter dieser Art verwendet den Dünger auf Tabak, wovon

er in dem günstigen Tabaks-Jahre 1814 acht tausend Thaler gewann.

Im Winter geschieht das Mergeln auf dem Dreesch (die feste Lehde) und die Haufen bleiben ungestreut liegen, um das Abfließen zu verhindern. Aus eben der Ursache zieht man zwischen diesen Haufen mit dem Pfluge oder Haken hin und wieder Wasserfurchen, (vorzüglich an Anhöhen) um das Verschwemmen zu verhüten. Beim Stein-Mergel ist es indessen vielleicht besser, ihn gleich zu streuen, weil er dann besser verwittert.

Ist es vergessen, die Mergelgrube vor dem Winter mit Mist zuzudecken, so wird Holz, Schewe u. s. w. auf der zugefrornen Mergelstelle angezündet, und so in die Erde eingedrungen. Vom Frühjahre an sollte man gar keinen Mergel mehr auf den Dreesch fahren. Solcher Acker wird zwar doch wegen des Aetzstoffs mürber, als gedüngter, aber man kömmt in der dritten und vierten Furche, welche man den Sand und respective dem Lehm und starkbenarbten Boden giebt, oft in Verlegenheit, denn der Mergel muß trocken untergebracht werden, damit er sich inniger mit der Krume vermische.

Bey den langen Tagen müssen die Pferde in der Mergelgrube Morgens um 9 Uhr oder richtiger, wenn 60 Karren zu Tage gebracht sind, und Nachmittags um 5 Uhr mit Wasser angefeuchtetes Futter Hafer, oder

Klee haben, und ist der Weg nach Hause zu entfernt z. B. $\frac{1}{4}$ Meile, so ist es gut, sie gar nicht zu Hause kommen, sondern in der Grube Mittag halten zu lassen, wozu der nächste Soll (Wasserbehälter des Schlages) das Wasser liefert, denn die Hauptsache bleibt immer bey dem ganzen Geschäft: Die Mergel-Taktik, und diese ist sogleich unterbrochen, sobald die Pferde von Kräften kommen, oder von den gewöhnlichen schlechten Siehlen-Kissen zerdrückt werden. In letzterm Falle ist das öftere Auskühlen der Wunde mit Wasser, und das Waschen mit Blaustein (Kupfer-Vitriol) zwar ganz wirksam, aber wenn man nicht zuvorkömmt, so spannt man doch zuletzt seine Pferde, und mithin sich selbst aus. Hierher gehört denn auch, daß man bey nassem Wetter, und wenn die Grube sehr tief, mithin die Ausfahrt steil wird, ein übercompletes Pferd in der Grube halten muß, welches man dem Karren oder Wagen vorhängt, um die Last allererst auf den Rand der Grube zu fördern. Dann endlich muß auch die Entfernung des zu bemergelnden Landes mit der Zahl der Karren und der Zahl der Auflader in einem solchen Verhältnisse stehen, daß die Karrenjungen nicht nöthig haben, mit den leeren Karren beständig zu jagen, weil dieses die Ursache bösartiger Drüsen (Krops) und selbst des Rotzes der Pferde wird, wovon schon Fälle existiren.

Soviel von einigen Handgriffen bey der Mergel-

Taktik. Nun noch einige Worte über die Vereinigung dieser Taktik mit der Taktik einiger Feldsysteme, und Behufs verschiedener Gewächse.

Der Dreyfelderwirth, in dessen unbehülflichem Joche ich auch viele Jahre gezogen habe, und welches ich, wie meine Sünden hasse, kann im Herbst und Winter auf den Acker mergeln, der nächstes Jahr Flachs tragen soll, welches ganz vorzüglich im Mergel und Hürdelager gedeihet, oder zu Gerste und Hafer. Im Frühjahr und Sommer muß er den Mergel in die reine Braache dahin bringen, wo er um Michaelis Waizen und Rocken aussäen will. Oder er wendet ihn dem Rübsen-Acker zu, da diese Frucht schon in der Mitte des Augusts gesäet wird.

Der Mecklenburgische Wirth wendet seine ganze Sorge auf die Braachschläge, mithin auch seine Mergel-Sorge, und ist darin nicht zu tadeln, da Rocken und Waizen noch immer am sichersten im Mergel gerathen, und sich selten, wenigstens nicht so leicht als Gerste und Hafer nach Mergel lagern.

Der Wechselwirth kann Alles möglich machen. Bey ihm folgt alles so an der Schnur, daß er kaum der Ansichten eines Andern bedarf. Im Frühjahr und Sommer kann er den ältesten weissen Klee-Schlag bemergeln, den die Schaafe inne haben, und der im Herbst allererst umgebrochen wird, um im nächsten Jahr Braachgewächse zu bauen. (Der Klee wächst

nun um so munterer an den Haufen.) Im folgenden Herbst und Winter kann er den Stellen, die gedüngte Braachgewächse trugen, Behufs der nachfolgenden Gerst = Saat nachhelfen — versteht sich, wenn sein Land nicht an sich üppig genug ist. Im Spät = Sommer befährt er den rothen, einfährig umzubrechenden rothen Klee, wo dieser schlecht gestanden hat, und so unterstützt er die Vorbereitung zum Waizen. Mit einem Worte er eilt dahin, wo es Noth thut, wie die Gensd'armerie eines Landes, die gleich dahin wirket, wo es etwas zu säubern giebt.

In Hinsicht der verschiedenen Mergelarten habe ich in Betreff der Behandlung wenig Verschiedenartiges zu sagen, denn vom Stein = Mergel habe ich schon gesprochen, und alle übrige Mergelarten fährt man da auf, wo man sie am nächsten hat. Man darf sich hier keinen Zwang anthun, wenn man weiter will. So etwas geht wohl am Schreibpulte und in den Hör = Sälen der Professoren, — und die Herren thun wohl, daß sie immer bey der richtigsten Thesis bleiben — aber auf dem Acker und im Geldbeutel des Wirths heißt es „Fahre auf was gut, und dir am nächsten ist, befahre auch jeden, selbst den braunrothen, Mergelboden, letzteren aber mit Lehm oder Sandmergel." Man thut auch wohl mal ein Uebriges, und fährt aus einer Lehmmergel = Grube

den Mergel auf Sandboden 100 oder 200 Schritte weiter hin, und verläßt die Sandmergel-Grube. Weiter darf's denn aber nicht gehen, es sey denn, daß man in der zweyten Politur seines Ackerlandes begriffen ist, und sich mithin Zeit nehmen kann. Den Lehm- und Thon-Mergel streuet man dann gern gleich, wie ich schon gesagt habe, walzt ihn im mäßig-trockenen Zustande und hakt (oder pflügt) ihn trocken und dabey zum erstenmal flach unter. Sandmergel muß bald nach dem Auffahren gestreuet, und gleich untergehakt werden, weil seine edelsten Theile verfliegen, und seine Staubwolken nicht immer die nahen Erbsen, und Klee erreichen, denen sie wohlthätig sind, sondern oft den Nachbar bereichern.

Zum Beschluß werde ich nun noch Einiges als Beytrag zur Geschichte des Mergelns und der Mergeltheorien anführen, und dann diesen vorläufigen Auszug aus einer Abhandlung, die ich zu meinem Schwanengesange bestimmt hatte, mit einer Anwendung auf die Sicherung der Erndten, eine Materie, die jetzt das Publikum in Hannover mit großem Rechte in Anrege gebracht hat, — beschließen.

§. 18.

Beytrag zur Geschichte des Mergelns, und Kritik einiger Mergeltheorien alter und neuer Zeit.

Die Geschichte des Mergelns bey den verschiedenen

Völkern macht einen Theil der Geschichte der Erfindungen aus, und kann nur von einem Bibliothekar einer ausgesuchten Landesbibliothek wie z. B. die Göttingische ist, in einiger Vollkommenheit gelingen. Sie gehört einer Geschichte des Ackerbau's an, und muß einem auf seinem Gute lebenden Privatmanne allemal schlecht gelingen, da hierzu eine Durchblätterung der Klassiker, und Reisebeschreibungen, und selbst der ältesten Bücher unserer Sprache, welche ins Gebiet der Raritäten- und Curiositäten-Krämerey gehören, nöthig ist. Ich fodere daher einen Göttingischen oder andern Gelehrten auf, diese Lücke des Wissens auszufüllen, da sich von diesem Gegenstande, neben der Handlung, Großbrittanniens festbegründetes Glück datirt, und da auch andere bloß ackerbautreibende Völker-Stämme z. B. Mecklenburg und Hollstein hierin den Grund ihres Emporkommens gefunden haben. Ich kann hier über diesen Gegenstand nur folgendes sagen:

England hat, so weit die Nachrichten gehen, seit vier hundert Jahren gemergelt, und wie mir der verehrliche 77jährige, leider völlig blinde Arthur Young zu Bradfield-hall bey Bury in Suffolk (Secretary of the board of agriculture of Great Brittain) sagte, haben sehr viele Güter schon einen dreymaligen Mergel-Kursus erlebt. Nachmals aber hat doch die allgemein eingeführte

Kompost = Düngung (Kompost ist gebrannter Kalch, Rasenerde und Viehdünger) fast noch mehrere Verehrer gefunden, und durch beydes ist dann freylich England dahin gekommen, daß sein Boden, selbst wo er an sich bloßer Flugsand ist, unsern Gartenboden übertrifft, (wie denn England selbst ein Lustgarten genannt zu werden verdient) und daß er mit der Zeit so humös geworden ist, daß es in fruchtbaren d. h. in feuchtwarmen Jahren ohngeachtet seines ausgedachten Ackerbau's wenig Körner producirt.

Friederich der Große ließ, wie er im 4ten Bande seiner sämmtlichen Schriften sagt, gleich nach dem siebenjährigen Kriege einen Engländer kommen, um Rübenbau und Viehzucht in Flor zu bringen, und Inhalts des 1sten Bandes der Berliner Beyträge 10te Abhandlung Seite 592, hat der hochherzige König im Jahre 1764 in Oberschlesien und im Frankensteinischen das Mergeln einzuführen gewußt, auch im Jahr 1780 diesen Betrieb durch Schlesische Bauern in der Mark und Pommern bekannt gemacht, und wirklich eingeführt.

In Böhmen und Sachsen, welches erstere ich im Jahr 1808 in landwirthschaftlicher Hinsicht nach allen Seiten durchreisete, meddete man allgemein, aber das Mergeln war nur sehr einzeln angewendet, ohngeachtet es in diesem schönen Lande vorzüglich an der Moldau außerordentlich reiche Mergel = Flötze giebt.

Die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold macht ihren Pächtern das Mergeln zur Bedingung, und die Bauern werden gleichfalls dazu angehalten.

In Niederhessen ist es die Gegend von Calden ohnweit Zierenberg (auf der holländischen Straße) wo man vielleicht am Meisten den Gebrauch des Lehmmergels kennt und nutzt, aber im Ganzen ist doch das Mergeln in Niederhessen noch wenig bekannt. Sein schwerer Boden, der größtentheils auf Kalchstein-Flötz (mit unter auch auf Basalt) ruhet, scheint ihn auch nicht so sehr zu bedürfen.

Im nördlichen Deutschlande haben die Hollsteiner vor etwa 20 Jahren das Licht des Mergelns angezündet, und unser Uffhausen auf Gottmannsförde bey Gadebusch ist vielleicht der erste, der diesen Gebrauch in neuester Zeit aus Hollstein zu uns herübergebracht hat, wie er denn durch diesen seinen Fleiß sein Gut von 1500 auf 8000 Rthlr. Revenüen gebracht hat, ohngeachtet noch mehrere Zweige seiner Wirthschaft z. B. Pferde- und Schaafzucht bisher noch nicht in gehöriger Aufnahme seyn können.

Seitdem mergelt nun vielleicht halb Mecklenburg. Ich nenne nur meine nächsten Nachbarn, indem ich die übrigen nicht alle kenne. Unter diesen meinen Nachbarn haben folgende die Sache im Gange. Der Königl. Preußische Herr Hofmarschall, Baron von Maltzahn, auf Herzberg und Lenschow,

welcher jährlich 7 bis 8 Last Waizen zumergelt; Herr Rittmeister von Dannenberg auf Wessin; Herr von Barner auf Bülow; Herr Hauptmann von Henkel auf Schlieven; Herr von Quitzow auf Severin. Und unter den großherzoglichen Domainen-Pächtern: Herr Forstrath Krüger zu Großen Riendorf, der zugleich moddet, Steinmauern ziehet, Steindämme macht, Wege bessert und erneuet, und dabey Alles neu aufbauet; Herr Sauerkohl zu Mestlin zum Klosteramt Dobbertin gehörend; Herr Hundt zu Rutenbeck und Herr Bosselmann zu Hof Grabow. Unter den benachbarten fürstlichen Bauerdörfern fangen nun Cladrum und Grebbin an. Die Mestliner Bauern aber, welche dem Herrn Sauerkohl nachgeahmt haben, sind damit ganz fertig, und haben bewundernswürdige Erndten.

Es kömmt mithin ein Gebrauch wieder in Gang, der schon zu Plinius Zeiten — cf. Plinii Hist. nat. XVII. 7. — bekannt war, und wovon man von Jahrhundert zu Jahrhundert ab und zuging, je nachdem die Regierung des Landes, die Zeitläufe, die Religion und Erziehung, und endlich das adhibirte Feldsystem diesem Betriebe günstig oder nachtheilig waren.

Bey den Mergel-Theorien alter und neuer Zeit, über welche ich zum Schlusse dieses §. doch Einiges sagen muß, finde ich nur zwey entgegengesetzte Ansich-

ten. Alle ältere Schriftsteller nehmen den Mergel als Dünger an, und kümmern sich übrigens wenig darum, wie er wirkt z. B. der wohlerfahrne Landwirth in einer Unterredung zwischen einem Wirthschafts-Amtmanne und einem Burggrafen von J. W. Leipzig bey Krausens 1763. Sie nennen ihn einen mürben fetten Kies, einen öhlichten steifen aus der Erde gegrabenen Schlamm, der ein wahrer Schatz für den Landmann sey, wodurch er seinen Acker ungemein düngen und bereichern könne, und der um so öhlichter und fetter werde, wenn man ihn auswerfe, und obenauf liegen lasse. Gegen diese Meinung erhob sich nun vor etwa 10 Jahren der Doctor Laubender in einem eigenen gehaltvollen Werke mit seiner Reiz-Theorie. Er mißt nemlich dem Mergel keine düngende Kraft bey, sondern statt dessen das Vermögen, die schlummernde Thätigkeit des Bodens in seinen Wirkungen und Gegenwirkungen zu wecken, und für die Vegetation empfänglich zu machen. Es hat mir immer scheinen wollen, als habe der fleißige Laubender das Zimmermannische medicinische System von der Irritabilität der körperlichen Organe auf die Ackerkrume angewandt; genug! er reizte durch seine Reiz-Theorie alle moderne Oekonomen, daß sie von nichts als vom Reiz des Mergels sprachen, und bey jeder Karre Mergel, die sie dem Acker gaben, der Erde gleichsam an den Puls faßten, um die Epikrise —

den günstigen oder ungünstigen Ausgang der höchsten Stufe des Reiz-Effekts — zu belauschen, wie der Arzt am Krankenbette den Effect seiner Königsrinde im Fieber oder des lichen capillaris in der Lungensucht *)

Unter den Neuern hat Thaer die düngende Kraft chemisch ewiesen, und sich nie an jenes System gekehrt. Der Doctor C. H. Tobiesen dagegen in seiner treflichen gekrönten Preisschrift „praktische Anweisung zum Mergeln. Hamb. bey Bohn 1814 — die aber doch mehrere kleine Irrthümer hat, hält ihn nicht für Dünger. Er habe, meint er durchaus keine düngende Kraft (S. 29) sondern er wirke auf eine noch nicht genugsam bekannte Weise auf den Dünger und auf den Vorrath von verfaulten, und verweseten oder doch noch in Fäulniß und Verwesung begriffenen Thier- und Pflanzenkörper in der Erde, löse sie auf, und führe die Kräfte derselben der Vegetation schneller zu, als es ohne Mergel geschehen seyn würde. Er nimmt mithin lediglich auf den Kalchgehalt des Mergels oder den Aetzstoff Rücksicht, der allerdings darin unter den feineren Theilen desselben einer der wesentlichsten ist,

*) Ich nenne grade hier dieses noch nicht officinelle, an alten Bäumen oder Zaunpfählen wachsende Moos, um Aerzte darauf aufmerksam zu machen, wenn sie durch Zufall dieses lesen sollten.
D. Verf.

keineswegs aber auf den nicht minder feinen, und nicht minder wesentlichen Humus = Gehalt, oder verweseten thierischen Fleisch = Rückstand. Auch nicht auf den die Erde verbindenden und den Wasserstoff anhaltenden Thon=, und auf den die schwere Krume zertheilenden Sand = Gehalt. Wie derselbe denn auch pag. 8. dem Sandmergel vor allen Mergelarten den Vorzug giebt — (welche Meinung er p. 10 noch bekräftigt); pag. 25. darauf losegget, und um das Unheil noch ärger zu machen, die Eggen sogar mit Dornen durchflechten läßt (welches er p. 32 wiederholt.) Auch p. 44. lieber zu wenig als zu viel Mergel auf den Acker aufgefahren wissen will, und dem Mißbrauche des Mergelns den Vorwurf macht — p. 49. daß er den Graswuchs zerstöhre, und was dergleichen kleine Schwachheiten mehr sind.

Andere tonangebende Mergelisten, die mit mir verschiedener Meinung sind, nenne ich nicht, den ich bestreite nicht ihre Person, sondern ihre Meinung, und durfte meine Ansichten nicht der Freundschaft opfern. Auch sind Ansichten, die auf das Wesen der Dinge begründet sind, an sich unveräußerlich.

§. 19.

Schluß = Bemerkungen. Folgen des Mergelns. Vorbeugung der häufigen Mißärndten und des Futtermangels — Einwirkung auf das

ungleich lohnendere Fruchtwechsel-System in schwerem und leichterm Boden. — Wünsche für Hannover.

Wenn ich bisher den Mergel in Hinsicht seiner chemischen und physischen Wirkungen betrachtet habe, so betrachte ich ihn jetzt staatswirthschaftlich, oder in Hinsicht seines Einflusses auf Menschenwohl und Staatenglück. Keines der bisher bekannten Düngmittel fördert nämlich so nachhaltend und so unerschöpflich das gesammte Gewächsreich, als dieses, und keines derselben ist auch mehr geeignet, den immer häufiger werdenden Miß-Erndten der Cerealien, Futterkräuter und Futtergewächse vorzubeugen, wie ich durch Zeugen, nöthigenfalls juristisch, erweisen kann, als gerade dieses. Der Winter $18\frac{16}{17}$ hat dazu den wiederholten Beleg gegeben. Der Waizen und Rocken, wenn man ihn auch in das bestgedüngte völlig gare Land brachte, stehen dennoch unter aller Kritik dünn und schwächlich da; wogegen aller Waizen und aller Rocken, der auf den Mergel gesäet ist, sich zum Bewundern bestaudet hat, und mit einer dunkelblauen Farbe und vorzüglich langen Aehren da steht. Der Fall ist nicht etwa bloß auf einem und demselben Gute, sondern in einem und demselben Schlage bei, früh und spät gesäeter Frucht; der mit 700 Fuder Mist gedüngte Theil desselben steht — die Stellen, wo das Hürdelager über die

eingesäete Frucht hergelegt ist, ausgenommen, — miserabel; der mit 20,000 Karren Mergel befahrene Theil desselben hat überall Waizen und Rocken, der auch selbst keinen Wunsch übrig läßt — eine Stelle, wo Abraum hingekommen und eine andere, wo der Mergel abgeflossen ist, ausgenommen. — In einem andern Schlage der 12,000 Q Ruthen hält, ist die Sache eben so. Die Saatzeit im Herbst erfolgte spät wegen der späten Erndte, die sich bekanntlich wegen beständigen Regens von einer Woche zur andern verschob, und in der Mitte des Octobers, wie sich kaum der junge Keim zeigte, das Meiste aber noch in der Milch lag, erfolgte mit etwas Schnee, ein Frost, welcher drey Wochen anhielt, nachher wechselte der Winter beständig mit feucht-warmer Witterung, Regen und Frost, so daß man den ganzen Winter hindurch haken und pflügen konnte; im März und April machte viel Regen mit untermischten starken Nachtfrösten den Beschluß dieser ungünstigen Winterwitterung, und allen diesen mannichfaltigen und heftigen Eindrücken widerstand der gemergelte Waizen und Roggen auf's vollkommenste; keinesweges aber die genannten beyden Fruchtarten, wenn sie gedüngt waren. Und eben so kräftig widerstanden Waizen und Rocken, die gemergelt waren, der excessiv dürren und heißen Witterung vom 2ten bis 25sten Juny d. J., selbst da, wo der Waizen auf bloßem Flugsande stand, und eben dieses

wird jeder aufmerksame Landwirth bey den vorherigen Wintern und bey den darauf folgenden Erndten beobachtet haben. Sey es nun, daß der reiche animalische Humus des Mergels die Keimkraft des nicht sattsam befruchteten Saatkorns mächtig belebte — denn daß wegen der Nässe eine nur sehr schwache Befruchtung geschehen war, beweisen die nur halb zugewachsenen Aehren —; oder daß der Mergel bey dieser Witterung eine Temperatur des Ackers hervorbrachte, welche solche widrige Eindrücke dem Saatkorn unschädlich machte; oder endlich daß der Mergel bey dem im Winter wirklich vielleicht erkrankten, oder verdünnten Saatstamme eine so kräftige Bestaudung hervorbrachte, daß alles Mergelkorn wirklich tadellos steht; genug der Effect ist da, durch mehrere Winter hindurch bestätigt, und der Schluß post hoc et ergo propter hoc hier durchaus nicht trügerisch. Der Mergel ist also wirklich ein souveraines Mittel, den Einflüssen der wissenlosen Natur und den Mißerndten vorzubeugen. Er ist dieses aber auch noch in einer anderen Hinsicht. Durch das Mergeln kommen wir nämlich — auf die leichteste Art von der Welt dahin, — daß wir zu dem ungleich sicherern und lohnenderen Fruchtwechselsysteme übergehen können, welches meine Jugendfreunde, der Oekonomierath Stelzner zu Kerstlingerodenfelde bey Göttingen, und der Oberamtmann Lüder

zu Reiffenstein, mit geübter Feder im 59, 60 und 61 Stück, wie auch im 99, 100 bis 103ten Stücke des Hannöverschen Magazins von 1816 mit dem vollesten Rechte wegen der bequemen Zeitfolge aller Arbeiten der Hand und des Gespanns, dann aber auch wegen der besseren Vorbereitung, die eine Frucht der andern von selbst gewährt; dann endlich auch wegen der beständigen Aufsparung von Humus, der im Acker zurückbleibt, dem Publico als ein Mittel empfohlen haben, den häufigen Mißerndten der Cerealien und Futterkräuter ein Ende zu machen; denn ohne das Mergeln des schweren Bodens wird derselbe nicht mild und mürbe, so daß wir einfährig nach Erbsen im Herbste Rocken säen können, und ohne Mergeln trägt der bloße Rocken- und Hafer-Boden — wenigstens nicht Schlagweise, so wie die Reihefolge es verlangt — den rothen Klee, und ohne den rothen Klee, der über das ganze Feld wandert, bleibt die Wechselwirthschaft, wie jedes andere Feldsystem, ewig eine Pläterwirthschaft. Zu einem Wechselsysteme gehört aber eine völlig separirte Scholle, ohne Servituten und ohne Zehnten, und dieses Alles hat Mecklenburg auf 4000 ritterschaftlichen, und auf 3000 Domainenhufen, jede Hufe zu 600 Scheffel Einfall gerechnet, den Scheffel von 75 bis zu 300 Q. Ruthen angenommen, je nachdem der Boden schwer oder leicht ist. Es arbeitet nun auch mit Fleiß an der Separation

seiner Bauern, wo alsdann in Mecklenburg überall keine Hindernisse der agrarischen Industrie entgegen stehn. Anders ist es in dem guten Hannover; dieses besteht zu 2 Drittheil seiner Scholle aus großen Dörfern, deren Besitzer alle Sünden des Dreyfelder-systems ihr zerstückeltes Land empfinden lassen, und dann rückwirkend wieder empfinden. Bey dem besten Willen und bey dem größten Fleiße der Behörden, für deren litterarische Ausbildung das Land in allen Zweigen genugsam sorgt, ist es nicht möglich, diesen wichtigen Gegenstand sobald zu erledigen; aber England, welches Mittel fand, unter Mitwirkung der drey größten Monarchen von Europa, dem ganzen Continente, mithin auch seinem ihm so anhänglichen Hannover, den so lang ersehnten Frieden wieder zu geben, wird auch Mittel finden, demselben seine große Anhänglichkeit auf eine wahrhaft engländische Weise zu belohnen; und dies geschieht, wenn es den agrarischen, technischen und merkantilischen Kunstfleiß dieses Landes — sobald erst die gröbsten Wunden geheilt sind — durch Wegräumung der Hindernisse befördert, und diese sind ad 1. der Gemeinheits-Nexus nebst den Gemeinweiden. Der Staat muß hierbey von dem Grundsatze ausgehn, daß die Weide-Servitut, wie es ja ohnehin die Rechte deutlich aussprechen, kein vollkommenes Eigenthumsrecht in sich schließe; er muß mithin einen Theil dieser Weiden für sich adquiriren,

und dritten Besitzern zwischen den Dörfern mitten inne als Erbpacht einräumen; diese Erbbeständer werden, da fast überall, selbst in der Lüneburgischen Heide, Mergel genug steht, für die nahen Dörfer den Ton des regen Kunstfleißes angeben, und durch diese Adquisition des Staats werden die Kosten der völligen Separation der Bauern bestritten, welche in 50 Jahren beendigt seyn kann. Hannover kann auf die Art dahin kommen, daß sein Boden eben so polirt da liegt, und eben so rationell bestellt wird, wie der englische; um so mehr, da es nicht erst selbst zu erfinden braucht, sondern sich die Erfindungen und Handgriffe des Mutterlandes zu eigen machen kann. Ad 2, in Hinsicht des technischen Kunstfleißes, welcher auf die selbst producirten Erzeugnisse beschränkt werden kann, findet es da nicht minder vorgearbeitet. Ausländische Produkte aus der dritten Hand zu erstehen, und dann mit linkischer Hand zu verarbeiten, wird ihm ohnehin nicht dienen. Die merkantilische Industrie endlich wird sich dann, sobald diese beyden Zweige üppig wachsen, von selbst heben, da es sich bis an das Ufer der Nordsee ausgedehnt hat.

Vorschlag, die Extradienste in den Domainen abzuschaffen.

(Vom Herrn Amtmann Michelsen in Neu-Buckow)

Die Kommunion-Wirthschaft, wo nemlich die Bauern eines Dorfes ihren Acker Stück um Stück haben, und die Extradienste der Domanial-Bauern, sind wohl zur Zeit die beyden Hauptklippen, woran der Wohlstand dieser Menschenklasse und ihr besserer Ackerbetrieb scheitert.

Die Kommunion des Ackers wird jetzt fast allenthalben aufgehoben, wenn die bestehenden Contracte abgelaufen sind. Bedauerlich kann ich das Wörtchen fast noch nicht weglassen, denn leider! ist hie und da in neueren Zeiten noch eine Commynion geblieben, obgleich ich mit dem Herrn Kammer-Commissair Schröder behaupten mögte, daß es kein Dorf giebt, das nicht separirt werden könnte. *)

*) Den Lesern wird die, S. 81. dieses Jahrgangs dieser Annalen, befindliche Abhandlung des Herrn Schröder noch erinnerlich seyn. A. d. R.

Aber die Extradienste aufzuheben, das scheint eine schwierigere Aufgabe.

Zwar maße ich mir nicht an, alle diese Schwierigkeiten zu lösen, indessen wird schon viel gewonnen, wenn sie öffentlich zur Sprache gebracht werden, und wenn Männer mit besseren und reiferen Einsichten, wie ich mir zutrauen darf, ihren Scharfsinn an der Hebung dieser Schwierigkeiten üben.

Diese Extradienste bestehen bekanntlich in so genannten Hand- und Spanndiensten, und ich glaube mich sehr kurz fassen zu können, wenn ich ihre Schädlichkeit zeigen will, weil dies ohnehin ziemlich bekannt ist.

Der Bauer hat ohngefähr 18 bis 24000 Quadrat-Ruthen Acker und Wiesen,*) zuweilen auch wohl noch eine Kleinigkeit mehr oder weniger. Darauf hält er an Arbeitsvieh gewöhnlich 4 mäßige Ochsen und 4 mäßige Pferde. Das heißt die Ochsen sind nicht älter als 6 Jahre, und die Pferde sind meistens 2jährige und Füllenstuten.

Wenn das Pferd 3 und der Ochs 6 Jahr alt wird, so verkauft der Bauer beydes schon an solche,

*) Der etwanigen auswärtigen Leser willen, bemerke ich nur, daß 180 Rheinländische Quadrat-Ruthen, bis auf eine Kleinigkeit so viel ausmachen als 117 Mecklenburgische. Daß hier von Mecklenb. Quadratruthen die Rede ist, versteht sich. A. d. R.

die stärkeres Vieh nöthig haben, und sucht aus diesem Viehverkauf seine eigentliche Pacht-Abgabe zu ziehen. Für Korn löset er gewöhnlich nicht mehr als im Herbst zum Gesindelohn erfordert wird.

Schon die Schwäche und Jugend dieses Arbeitsviehes beweiset es, wenn es nicht aus dem geringen Umfang an Acker ohnehin schon klar wäre, daß der Bauer die Zahl dieses Zugviehes nicht nöthig hat, aber die Extradienste zwingen ihn, dennoch 4 Pferde zu halten, so schwach sie auch seyn mögen.

Wenn nun im Extradienste schwere Fuhren vorkommen oder wenn sie so entfernt sind, daß mehrere Tage darauf hingehen, so entsteht daraus sehr häufig die natürliche Folge, daß die Füllenstuten wegwerfen (versetzen) oder die jungen Pferde fehlerhaft werden.

Für das ganze Land verursacht dies einen ungeheuren Schaden, indem die Generation der Pferde fehlerhaft wird, auch daß der Bauer so viel Pacht nicht geben kann, als er ohne den ruinirenden Extradienst würde geben können und deswegen ist es wohl nicht überflüssig, darauf zu denken: wie diesem Schaden für die Zukunft vorgebeuget werden könne.

Von den Handdiensten hat der Landesherr wie der Bauer gleichen Nachtheil. Ersterer, weil fast

nichts gethan, sondern nur darauf gedacht wird, den Tag hinzubringen, und Letzterer, weil die Ordnung der Arbeit, durch den Mangel eines Dienstboten, den er zum Handdienst hergeben muß, doch schon immer etwas gestöhrt wird, und besonders weil das mitgegebene Essen und Trinken oft schon so viel werth ist, als für einen Handtag bezahlt wird.

Indem ich nun zur Abhelfung der Nachtheile, die mit den Extradiensten verbunden sind, meine Vorschläge öffentlich zu einer belehrenden Prüfung vorlege, wünsche ich nur die Bahn durch ein Dunkel zu brechen, damit Einsichtsvollere sie entweder weiter erhellen oder einen besseren Weg zeigen mögen.

Wären alle Dorfs-Contrakte mit einmal zu Ende, so wäre nichts natürlicher, als daß der Ertrags-Anschlag vollständig erfüllt würde, und die Bauern dann auch mit Extradiensten nichts weiter zu thun hätten. Weil aber die Contracte nur nach und nach zu Ende gehen und kleine Fuhren oft großes Geld kosten würden, so müssen andere Wege eingeschlagen werden; diese Wege können nach Verschiedenheit der Fuhrlast auch wieder verschieden seyn.

I. Handdienste.

Diese können ohne Schaden, im Gegentheil mit wahrem Vortheil, für den Landesherrn sowohl als

für den Bauern, sofort ganz aufhören und die Arbeit kann durch Tagelöhner, aber immer möglichst in Accord, für Geld verrichtet werden.

Muß eine Dorfschaft unentgeldliche Handdienste verrichten, so bezahlt sie vierteljährig die nicht abgeleisteten, wie bisher, mit baarem Gelde, und der fehlende Tagelohn wird, ebenfalls wie bisher, aus der Casse zugeschossen.

Der Landesherr hat dann bessere und zuverlässigere Dienste für geringeres Geld, und der Bauer erspart Lebensmittel und den Mangel seines Dienstboten; also hat die Sache gar keine Schwierigkeit.

Der Tagelöhner, wenn er in Verdung arbeitet, ist mühsamer und verdient mehr Geld, mithin ist allen Theilen gleichmäßig geholfen, die Kontracte der Bauern mögen noch bestehen oder zu Ende seyn. Ist hingegen von bloßen Policeydiensten die Rede, worunter ich z. B. das Kettenziehen einer Dorfschaft bey Vermessung ihrer eigenen Feldmark, oder die Kinderdienste bey Treibjagden verstehe; so wird dafür nichts angerechnet, sondern diese kleinen Dienste werden ganz unentgeldlich verrichtet.

II. Spanndienste.

Diese können nach meiner Ueberzeugung nicht alle nach einem Maaßstabe behandelt werden. Da im hiesigen Amte, ein Jahr ins andere gerechnet, so viel Spanndienste zu leisten sind, daß auf jeden

Bauern ohngefähr 25 kommen, so würde es fast nicht mög ich seyn, daß der Bauer für alle diese Dienste baares Geld bezahlte, und ich glaube daher, daß man dabey folgende Eintheilung machen kann.

Außer den Militairfuhren zu Kriegszeiten, welche nicht hierher gehören, und worüber das Landesherrliche Reglement der Militairfuhren vom 28sten Juny 1812, das Nöthige bestimmet, giebt es

1. kleine Extrafuhren, darunter verstehe ich solche

a) die ausser der Saat und Erndtezeit wöchentlich nur einmal kommen,

b) die nicht mehr als nur eine mäßige Tagereise ausmachen, folglich etwa mit der Hin- und Herreise zusammen nicht weiter als 5 Meilen, (die nicht vom Orte des Aufladens bis zum Orte des Abladens, sondern von Hause bis wieder zu Hause gerechnet werden,) seyn müssen, und mit Einschluß der, zum Auf- und Abladen erforderlichen Zeit, in der Periode von Ostern bis Michaelis von Morgens 6 bis Abends 6 Uhr, von Michaelis bis Ostern aber von Morgens 7 bis Abends 5 Uhr, verrichtet werden können.

c) wozu nur $\frac{1}{4}$ der Dorfsanspannung erfordert wird, so, daß 4 Bauern zusammen spannen können. Ist also nur ein Bauer im Dorfe

so leistet er 4 Wochen nur eine solche Fuhr, wenn er nicht füglicher mit einer angränzenden kleinen Dorfschaft zusammen spannen kann. Sind 2 Bauern in einem Dorfe so leisten sie alle 14 Tage eine, oder alle 4 Wochen 2 Fuhren der angezeigten Art. Drey leisten alle 4 Wochen 3 Fuhren u. s. w. — Zu dieser Art von Fuhren rechne ich z. B. die Anfuhr des Heues für landesherrliche Officianten, den Transport herrschaftlicher Officianten oder Handwerker, die Abfuhr eines Stückes Wild, und dergl. nur müssen sie nicht zur Saat- und Erndtezeit, auch nicht weiter und nicht zahlreicher, als im Vorstehenden angegeben ist, gefordert werden.

Wenn 4 Wochen für die Frühjahrs-Saat, 4 Wochen für die Erndte und 4 Wochen für die Herbstsaat abgerechnet werden, so blieben noch 40 Wochen übrig und es würde also jeder Bauer höchstens 10 solcher kleinen Fuhren, (wenn deren so viel nöthig seyn sollten, was doch nicht wahrscheinlich ist) zu verrichten haben. Diese so bestimmten kleinen Fuhren würden den Bauern nicht zum Ruin gereichen, und könnten nach wie vor, von ihnen in natura abgeleistet werden. Sie hätten solche nach der Bestimmung des Contracts entweder unentgeldlich oder gegen contractliche Bezahlung zu leisten.

Enthält der Contract die Bestimmung, daß die, nicht abgeleisteten Dienste bezahlt werden sollen, so käme die Bezahlung für zu wenig geleistete Extradienste zu der Kasse, aus welcher die übrigen Extradienste, nach den folgenden Vorschlägen, zu bezahlen sind.

Bloße Policey-Fuhren, worunter ich solche verstehe, mittelst welcher die Officianten und Handwerker von einem Dorfe zum andern transportirt werden, z. B. bey der Zimmerbesichtigung, würden gar nicht als Extradienste gerechnet, sondern ganz unentgeldlich geleistet.

2. Größere Spanndienste, das heißt alle solche, welche zu der eximirten Jahreszeit, oder weiter als nach der angegebenen Entfernung und Tageszeit, oder welche zur Anfuhr etwaniger Baumaterialien, Deputat-Holz, Militair-Effecten, Wegebesserung, Forstbesaamung, Salzfuhren oder zu ähnlichen Leistungen gefordert werden.

Diese Dienste könnten durch den Weg der Minus-Licitation auf Kosten der dienstpflichtigen Bauern bestritten werden.

Ueber das Verfahren bey dieser Minus-Licitation, werde ich mich noch weiter verbreiten; weil aber diese Spanndienste nicht von einerley Art sind, und daher auch bey ihrer Ausbietung ein verschie-

denes Verfahren in concreto statt findet, so glaube ich, sie auf folgende Art eintheilen zu können.

a) Spanndienste, welche sowohl nach ihrer Fahrlast und Entfernung, als nach der Zeit zu welcher sie jährlich geleistet werden müssen, feststehen.

Dahin rechne ich zum Beyspiel die Anfuhr alles Deputatholzes, des Salzes für solche, die es nicht selbst haben, des Torfs, insofern er nicht durch kleine Dienste angefahren werden kann, die Anholung der Korngefälle nach dem Amtskornboden und das Verfahren dieses Korns zum Verkauf nach der Stadt.

Diese Minus-Licitation könnte jährlich ohngefähr um Johannis geschehen, und der Termin dazu wäre 14 Tage vorher sowohl an dem Orte, wo aufgeladen wird, als wo abgeladeu werden soll, gehörig bekannt zu machen. Es versteht sich, daß jeder, also auch jeder Fuhrpflichtige selbst, mit zur Minus-Licitation gelassen wird.

Damit jeder, der nur ein Gespann Pferde hat, mit zur Forderuug kommen könne, wäre jedesmal eine Quantität von ohngefähr einer Fuhrlast oder noch etwas weniger, mit Rücksicht auf etwanige Zweyspänner, auszubieten z. B. nur 1 Faden Holz, nur 1000 Soden Torf, nur 3 bis 4 Scheffel Salz nur 12 Scheffel Korn. Ferner wäre die Anfuhr

möglichst auf eine geraume Zeit zu vertheilen, damit einer öfter fahren könnte. Gut wäre es wohl, für jedes aufgebotene Quantum eine angemessene Pön, z. B. von 2 bis 5 Rthlr. zu bestimmen, damit man gesichert wäre, daß die übernommene Fuhr zur bestimmten Zeit auch wirklich geleistet würde.

b) Spann-Dienste, welche zwar nicht jährlich vorkommen, doch aber, wenn sie einmal bestimmt sind, sowohl nach ihrer Schwere und Entfernung, als nach der Zeit, binnen welcher sie zu leisten sind, bestimmt werden können.

Dahin würde zum Beyspiel gehören, die Anfuhr des Bauholzes, der Bretter, Planken und Schwöpen nach Fußzahl; der Latten, Deckelschächte, Windelhölzer, Klehmstaken, Mauer- und Dachsteine nach Stückzahl; des Kalks nach Tonnen; der Feldsteine, des Lehms und des Sandes nach Cubik-Fuß; des Dachstrohes und Rohrs nach Fimmen; der Meubeln umziehender Schuldiener nach ohngefährem Gewicht, oder nach Fuhren; der Bestellungskosten im Forst nach Quadratruthen, der Wegebesserung nach Strecken, die gebessert werden sollen z. B. nach laufenden Ruthen in der ganzen Breite des Weges.

Wenn auch hier die Anfuhr-Epoche möglichst geräumig bestimmt würde; so wäre auch hier eben-

falls nur noch auf eine Pön für jedes ausgebotene Quantum Bedacht zu nehmen, und der Termin zur Minus-Licitation an den Oertern des Auf- und Abladens gehörig bekannt zu machen.

c) Außerordentliche Spann-Dienste. Darunter verstehe ich solche, die ganz unerwartet kommen; z. B. Transport von Militair-Personen und Effecten, Landmessern, Landbaumeistern oder sonstigen Officianten, Deserteurs, Vagabunden ꝛc.

Diese können nach den obigen Bestimmungen ebenfalls kleinere oder größere Fuhren seyn. Sie würden verhältnißmäßig immer die kostbarsten werden, weil eine Minus Licitation in jedem einzelnen Fall nicht gleich möglich ist; daher ich hier kein anderes Mittel weiß, als:

a) die kleineren durch benachbarte Dörfer außer der Saat- und Erndtezeit, in so fern zu bestreiten, als diese Dörfer noch mit kleinen Fuhren im Rückstande sind;

b) für die größeren aber und für diejenigen kleineren Fuhren, welche auf die ebengedachte Weise nicht abgeleistet werden können, um Johannis jeden Jahres eine Minus-Licitation in der Art anzustellen, daß mehrere Leute es übernehmen, dergleichen Fuhren meilenweise und zwar

nach Personenzahl oder nach dem ohngefähren Gewicht der Ladung, zu übernehmen.

Auf diese Weise ließen sich alle Fuhren, die den Bauern für ihr Vieh lästig und nachtheilig werden können, für Geld bestreiten und diese hätten nicht mehr zu fürchten, daß sie ihre Füllenstuten und jungen Pferde um Leben und Gesundheit brächten.

Wenn ihm dies auch jährlich 20 bis 26 Rthlr. kosten sollte, so müßte der Bauer seinen Vortheil schlecht kennen, wenn er diese nicht mit Freuden opferte, um sie an seinem Viehe, am Reisegelde des Knechtes und an der Kiepe, die er ihm mit Lebensmitteln füllen muß, wieder zu gewinnen.

Die Erfahrung weniger Jahre würde uns bald belehren, wie hoch in jedem Amte der Beytrag eines Bauern gekommen wäre.

Mit dem successiven Ablauf der Dorfspachtcontracte könnte man die Summe entweder von dem veranschlagten Pachtgelde rabattiren, und sie zur Fuhrkasse besonders zahlen lassen; oder auch die ganze Pachtsumme nehmen, und das Fuhrgeld für die größeren, so wie für ausserordentliche Fuhren, nachdem sie ebenfalls minus-licitando ausgeboten wären, aus der Amtskasse bestreiten.

Das Letzte mögte wohl eigentlich das Richtigste seyn. Denn wenn ich ein Gut oder ein Dorf habe, und mir den ganzen Ertrag bezahlen lasse, der

durch richtige Anschläge oder durch Meistgebot constatirt wird; so ist kein Grund vorhanden, aus welchem ich noch Dienste verlangen kann, die allein schon hinreichend sind, dem Bauern das Vieh zu ruiniren, woraus er fast einzig und allein seine Pacht nehmen soll.

Selbst die oben charakterisirten kleinen Fuhren würde ich möglichst beschränken, und namentlich bestimmen, daß sie nicht zu solchen Diensten gefordert werden sollten; wo ein Gespann den ganzen Tag gleichsam im Hofedienst arbeitet; z. B. nicht bey Forstbesaamungen, nicht bey Wegebesserungen, ausser der Feldmark, nicht bey der Anfuhr von Lehm, Sand, Steinen oder sonstigen Baumaterialien zu Bauten, auf den Höfen, nicht zur Anfuhr von Salz und Pachtkorn, auch nicht zum Meubeltransport umziehender Officianten.

Zu Bauten auf Höfen und Dörfern würde ich gar keine Hülfsfuhren gestatten. Wenn man frägt: wie denn diese Fuhren bestritten werden sollen? so antworte ich

1. durch die Gegenfrage: wie macht es der Besitzer eines Ritterschaftlichen Gutes, und der einzelne Bürger in den Städten bey nothwendigen Bauten?

2. Derjenige, der bauen will, muß Jahre lang die

Materialien herbey zu schaffen suchen; dann wird der Bau ohnehin dauerhafter.

3. Die Forsten sollen der Staats-Kasse etwas eintragen und müssen sich also billig auch selbst erhalten können.

4. Dem Officianten, dem ich Holz, Salz oder sonstige Naturalien statt Gehalt gebe, muß ich entweder dies Gehalt — wie das baare Geld — einhändigen, oder ihm so viel mehr geben, daß er die Anfuhr besorgen kann. Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Pachtabgaben zum Theil in Korn abgetragen würden, weil dann der Pächter mehr baares Geld ersparte. Und eben so wünschenswerth wäre es: daß den Officianten ihr Gehalt, wenigstens zur Hälfte in Naturalien gegeben würde, weil ihre Subsistenz dann nicht so sehr vom Steigen und Fallen der ersten Lebensbedürfnisse abhängig wäre. Jetzt können sie nur seufzen, wenn der Landmann Gott für reichen Segen und hohe Preise danket, oder sie beneiden die Kirchen- und Schuldiener, welche durch Pfarr- und Schulacker, *) Holz,

*) Wo sind die Pfarr- und Schuläcker? — Sie sind

Mißkorn, Eier, Würste, Käse und dergleichen Naturalien salarirt werden.

5. Der Meubeltransport umziehender Schuldiener müßte entweder für Geld durch solche Fuhren geschehen, die durch Minus-Licitation angeschafft werden, oder die Eltern, deren Kinder zur Schule gehören, müßten sie zusammen bringen.

6. Ein einziger Fall, wo nämlich durch Feuer oder Sturm ein Gebäude plötzlich vertilgt wird, scheint mir nur denkbar, wo fremde Hülfe nöthig ist. Für diesen einzigen Fall scheinen mir die Fuhrhülfen sehr nützlich zu seyn, die seit einiger Zeit in den Domainen, z. B. in den Aemtern Doberan, Schwaan und im hiesigen Amte eingerichtet sind, vermöge welcher sich mehrere bestimmte Dorfschaften bey lästigen Baufuhren unterstützen.

Aus allem bisher Gesagten glaube ich denjenigen, die mehr Einsicht und Erfahrung als ich, besitzen, folgende Behauptung ihrer einsichtsvollen, gefälligen Prüfung vorlegen zu können.

A. Der Domanial-Bauer kann die kleinen Handdienste, die z. B. auch zum Treibjagen oder zur Feldvermessung erforderlich sind, unentgeldlich

---

zum Wehe der Nachkommen von den Erbpachten verschlungen! A. d. R.

leisten. Alle übrigen Handdienste aber sind dem Landesherrn so nachtheilig als dem Bauern, und können daher sofort ganz aufhören: nur müssen sie mit den Arbeitsleuten, wenn es irgend möglich ist, allemal accordirt oder verdungen werden.

B. Die kleinen Spanndienste, welche oben genauer bezeichnet sind, und die man lieber noch mehr einschränken als ausdehnen sollte, kann er ohne Nachtheil seiner Pferdezucht, noch ferner ausser der Saat- und Erndtezeit, in Extradienst leisten; auch muß er die benannten Policeydienste unentgeldlich verrichten.

C. Alle größeren Spanndienste sind aufs gewissenhafteste zu beschränken, und möglichst ganz zu verhüten.

Keine derselben ist dem Bauern im Extradienst zuzumuthen; sondern sie sind minus-licitando für Geld zu beschaffen. Die Bezahlung dafür ist für jetzt von denen zu leisten, die zu Extrafuhren verpflichtet sind, und künftig ist ihnen der ohngefähre Beytrag entweder an der Pacht zu rabattiren oder solcher, wenn er nicht rabattirt wird, aus der öffentlichen Kasse zu bezahlen.

D. Ausserordentliche oder unvorhergesehene Spanndienste, wenn sie nicht durch die obbezeichneten kleinen Spanndienste verrichtet werden können, sind ebenfalls minus-licitando zu beschaffen.

E. Wegen der eigentlichen Militairfuhren und des Transports nach dem Land-Arbeitshause, bleibt es bey den bekannten Landesgesetzen.

F. Fuhrhülfen zu Bauten sind nur dann nöthig, wenn ein Gebäude abgebrannt oder durch Sturmwind umgeworfen ist. In den übrigen Fällen kann der Bauende die Materialien vorher eben so nach und nach herbey schaffen, wie der Ritterschaftliche Gutsbesitzer oder wie der Bürger in den Städten dies thun muß. Die etwa damit verbundene Schwierigkeit wird ihn überdies noch veranlassen, dauerhaft zu bauen, und seine Gebäude sorgfältig zu bessern und zu unterhalten.

C. F. Michelsen.

Nachschrift.

Nachdem ich diesen Aufsatz einigen Sachkundigen mitgetheilt habe, erklären sie zwar gütig genug, daß sie ihn für brauchbar und zweckmäßig halten. Da mir aber zugleich von ihrer Güte einige ergänzende Bemerkungen mitgetheilt sind, so halte ich diese für richtig und zutreffend genug, daß ich nicht unterlassen kann, sie hier sofort hinzu zu fügen. Diese Bemerkungen sind folgende:

I. Durch die Extradienste wird die Trägheit der arbeitenden Classe vorzüglich befördert. In der That ist nichts natürlicher; denn wer am Ende des Tages die, ohnehin schwache, Bezahlung verdient hat, er mag wenig oder viel geleistet haben, der findet wahrlich! keine Veranlassung, viel und gut zu arbeiten. Jungen und Mädchen werden zu Faullenzern bey den Extradiensten gebildet. Sie ziehen in der Folge zu einem Pächter, zum Prediger oder bey andern Privatpersonen in Dienst, und diese haben täglichen Aerger, wenn sie sich mit so nachlässigen Dienstboten umgeben sehen. Endlich heirathet der Knecht und das Mädchen und sehen es jetzt zu spät, wie schädlich es ihnen selbst ist, an Nachlässigkeit gewöhnt zu seyn.

Der Gang eines Pferdes ist zwar ohnstreitig weit schneller das derjenige eines Menschen, aber die Schneckenpost einer Extrafuhr muß man gesehen haben, um sich von ihrer Langsamkeit und von den tausend Gelegenheiten zu Zögerungen einen Begriff machen zu können. Hand- und Spanndienste werden also mit einer recht studirten Langsamkeit betrieben, und durch diese Trägheit wird die Sittlichkeit der Arbeitsleute ganz besonders verdorben.

II. Wenn der Bauer, besonders derjenige, dessen Kontract noch nicht abgelaufen ist, die größeren Extradienstfuhren bezahlen, und die kleineren,

nach wie vor, selbst leisten soll, so wird er mit Widerwillen gegen diese Maaßregel erfüllt werden,

1) weil sie ihm Geld kostet und ihm dennoch einen Theil der Last zurück läßt. Der Bauer wird sagen: daß er für die Extradienste bezahlt und sie dennoch leistet.

2) Weil der Bauer manche Fuhr zu einer großen rechnet, die der Beamte für eine kleine hält, oder umgekehrt, und weil in der That der Willkühr nicht ganz vorzubeugen ist, wenigstens eine Dorfschaft vor der andern begünstiget werden kann.

Deßwegen ist es besser, alle Extradienste, mithin auch diejenigen für Geld beschaffen zu lassen, die ich oben als kleine bezeichnet habe. Dann läßt sich mit Recht behaupten, daß alle Extradienste aufgehoben sind, und daß der Domanial-Bauer keine mehr leistet.

Ist dies einmal gewiß, so kömmt es

a) bey neuen Verpachtungen darauf an, ob man an der Pachtsumme für Extradienste etwas gewisses rabattiren, und die Hufenpächter zur Bezahlung der Extrafuhren verpflichten will, oder ob man den richtigeren Weg einschlägt, keinen Rabatt aus diesem Grunde zuzugestehen, sondern vielmehr die volle Pacht bezahlen, da-

gegen die Extrafuhren für Geld leisten zu lassen und sie minus-licitando auszubieten.

b) Bey den bestehenden Kontracten, nach welchen die Hauswirthe zu Extrafuhren verpflichtet sind, wäre es der Umsicht der Beamten zu empfehlen, den Hauswirthen ihren eigenen Vortheil, dessen sie durch die Befreyung von den Extradiensten theilhaft werden, recht klar und deutlich auseinander zu setzen, damit der Bauer desto leichter dahin disponirt werde, die Extrafuhren lieber zu bezahlen, als sie in natura zu leisten. Wollen sich dennoch einige Dörfer ausschließen, so leisten sie die Dienste nach wie vor in natura, und die Wohlthat der Geldbehandlung erstreckt sich nur auf diejenigen, die daran Theil nehmen wollen, weil, bis zur Beendigung des bestehenden Kontracts kein Zwang statt findet. Sobald sie aber ihren bessern Vortheil einsehen, und dem Verein beytreten wollen, wären sie sofort mit aufzunehmen.

C. F. Michelsen.

Agrikultur-Ansichten oder Aussichten auf das Feld und dessen Bau, theils aus eigenen Beobachtungen abstrahirt, theils aus den Notaten des Herrn Dr. Gerke auf Frauenmark entnommen. Von Wilhelm Engel dem Jüngern auf Grambzow.

§. 1.

Einleitung.

Die Agrikultur ist die Kunst der höchsten nachhaltigen reinen Production des Bodens mittelst seiner Zubereitung. Sie ist eine der wichtigsten Gegenstände der Landwirthschaftswissenschaft, und steht mit der Agronomie oder Ackerwürdigung in genauer Verbindung. Sie hat es mit allem dem zu thun, was auf irgend eine Weise ihren Erfolg stören kann, und wird mit Sicherheit nur an der leitenden Hand sehr schwieriger und noch nicht völlig cultivirter Hülfswissenschaften glücklich geführt. Diese Hülfswissenschaften sind; „die Meteorologie oder die Lehre von den Ereignissen der Luft; die Insektologie, oder die Kenntniß der nützlichen und

schädlichen Insecten; und die Chemie, insofern diese uns die genaue Kenntniß der Bestandtheile des Bodens giebt." Die gesammte Naturkunde ist mithin die Fundamental-Wissenschaft des Ackerbauers, ohne deren Studium derselbe immer nur Nachahmer bleibt, der den Erfolg seiner Proceduren dem Zufall Preis giebt; denn die nachgeahmten Erfahrungen sind in vielen Fällen weiter nichts, als ererbte Vorurtheile, bey denen man den Grund vergeblich sucht; sie sind daher meistens höchst irrleitend, und manche Gegenden werden oft erst dann von ihrem Wahne geheilt, den sie bis dahin für untrüglich hielten, bis sie sich völlig ausgebaut haben, und bis die Natur ihre ferneren Dienste versagt. Das an der Hand jener Hülfswissenschaften auf genaue fortgesetzte Beobachtungen gegründete Urtheil nähert sich weit mehr der Wahrheit; die völligste Sicherheit, so weit sie aus menschlichen Ansichten hervorgehen kann, tritt aber allererst dann ein, wenn diese Beobachtungen und die daraus abstrahirte Erfahrung mit jenem älteren Glauben verglichen und hieraus der eigentliche Erfahrungssatz gebildet wird.

Die Natur, d. h. im weiteren Sinne des Wortes: das Resultat der Wirkungen und Gegenwirkungen der Elemente, ist nun zwar in ihren Gesetzen an sich unveränderlich; diese

Gesetze aber haben vorzüglich im Thier- und Pflanzenreiche so mannichfache Seiten, und stehen in so vielfältigen Wechselverbindungen, daß sie uns eben dadurch in sehr vielen Fällen unerklärlich bleiben. Die Zeit und der Fleiß der späteren Zeitalter, werden in diesem Fache, wo nicht Alles, doch sehr Vieles, aufdecken, und wir haben von der Verbindung der Landwirtschaft mit der Naturkunde Resultate zu erwarten, die uns jetzt unglaublich scheinen. — Das erste Gesetz der Natur ist das des wechselseitigen Gebens und Nehmens; sie verlangt durchaus und unter allen Umständen einen Theil desjenigen zurück, was sie uns giebt, und je freygebiger der Landwirth gegen sie ist, desto reichhaltiger sind ihre Gaben, und umgekehrt. In ihr findet ein ewiger Kreislauf Statt von Ernähren, Aufblühen, Früchte Tragen, Vermehren und Gedeihen, und zwischen Welken, Sterben, Verwesen und Darreichung des Verweseten, Behuf jenes Wiederaufblühens. Je mehr verwesete Theile des Thier- und Pflanzenreichs wir deßhalb dem Boden darreichen, desto mehr giebt er uns wieder ꝛc.

Unter diesen Zuführungsarten stehet das Mergeln oben an, weil es den Boden auf eine nachhaltige Weise zur Vegetation disponirt. Nach ihm behauptet der untergepflügte rothe Klee einen sehr hohen Rang unter den Krafterhöhungs Methoden,

aber die gewöhnlichste und kostspieligste aller Kraftvermehrungsarten bleibt animalische Düngung. Diese drey in eine richtige Folge gebracht bringen uns dahin, daß wir uns den Boden völlig unterthänig machen.

Ein zweytes Gesetz der wissenlosen Natur ist: die Abwechselung in den Früchten, die sie uns darreicht; denn wenn auch alle Arten der Früchte zersetzten animalischen oder vegetabilischen Stoff, (Humus) verlangen, so begehrt doch das eine Gewächs mehr oder weniger, als das andere, je nachdem es durch sein schmales oder breites Blatt die in der Luft befindlichen Nahrungstheile schnell in sich aufzunehmen im Stande ist, und dann hat doch auch jedes einzelne Gewächs einen eigenthümlichen Organismus, und mithin eine ganz eigenthümliche Kraft, mittelst seiner Saftgefäße diejenigen Theile des Humus vorzugsweise in sich aufzunehmen, die erfoderlich sind, die ihm eigenthümliche Frucht hervorzubringen. Dieses ist denn die Ursache gewesen, weßhalb schon früh ganze Nationen, wie z. B. die Englische, eine Abwechselung mit den Früchten vorgenommen haben, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Ein drittes Gesetz der Natur ist, daß sie nur dasjenige Gewächs produciren kann, was ihrem Klima angemessen d. h. acclimatisirt ist. Wenn

man auch unter jedem Grade nördlicher Breite dieses schon mit ziemlicher Bestimmtheit weiß, so führt es uns doch auf die Lehre von der besten Zeit der Aussaat jedes Gewächses; denn manche von den nicht perennirenden Gewächsen, wohin die Sommer Cerealien, und insbesondere einige Gerstarten gehören, sind äußerst empfindlich gegen die Frostmaterie.

Ein viertes Gesetz, ohne welches kein üppiges Wachsthum erwartet werden darf, ist: das Gesetz der Auflockerung; dies Gesetz zeigt sie uns deutlich in Wäldern, wo der Abfall von Laub und Nadeln eine lockere Krume bildet, welche geschickt ist, ohne Hinzukommen der Menschenhände den Saamen in sich aufzunehmen, und die wilde Baumzucht durch sich selbst fortzupflanzen. In diesem Gesetze liegt die ganze Lehre des Pflügens oder Hakens, der mannigfaltigen Arten des Eggens und des Walzens, und beim Gartenbau derjenigen Handgriffe, die diese Stellen vertreten. Durch das Pflügen und Haken, dann noch mehr durch das Queerpflügen und Queerhacken bewirkt man die Fäulung aller vegetabilischen Substanzen, und setzt die Scholle von allen Seiten dem günstigen Einflusse der Luft, des Regens und des Lichts aus. Die Egge pulverisirt und zerlegt die Scholle, und die in ihr befindlichen Theile, und erleichtert ihnen die

Verwesung. Die Walze endlich vollendet dieses Geschäft des Zermalmens, verschließt den Boden gegen die zu starke Ausdünstung der in sich aufgenommenen Wassertheile, welche das eigentliche Zuführungsvehikel sind, durch welches der Humus geeignet wird, in den Saftgefäßen aufzusteigen, und zu circuliren, wie das Blut im thierischen Körper. Die Walze bewirkt aber auch, daß der Boden durch seine Pülverung geeignet wird, gleich einem Schwamme Alles aus der Luft in sich einzusaugen, was diese Wohlthätiges für die Vegetation in sich enthält. Je mehr diese genannten Werkzeuge gebraucht werden, desto üppiger wird die Vegetation; aber desto ärmer wird auch der Boden, weil dadurch alles, völlig zersetzt und in Verwesung gebracht wird, was Nahrungsstoff darbietet, und ohne Zuführung neuen Nahrungsstoffes wird daher die Krume des fleißigsten Wirths am ersten arm. Und hieraus folgt denn:

Ein fünftes Fundamental-Gesetz der Natur, und insbesondere der Lehre vom Feldbau: „je reicher der Boden an animalischem, vegetabilischem und mineralischem Moder ist, desto weniger Bearbeitung verlangt er." Diese Erscheinung brachte ganz fleißige Wirthe dahin, daß sie bey einem alljährigen Frucht-, Futtergewächs- und Futterkräuterbau dennoch nicht alle Jahre des Pfluges oder

des Hakens bedurften, sondern denselben durch die Eggen vertreten ließen, und dennoch die üppigste Vegetation hatten. Dieses ist denn derjenige üppige Boden, der gerade wegen seines zu großen Humusgehalts das Extrem des ganz armen Bodens ist, und so sehr er an sich reiche Erndten sichert, dann doch auch vorzüglich bey feuchtwarmer Witterung die Ursache des völligen Mißrathens der Erndten wird, weil die Früchte sich lagern und kein Korn ansetzen. Dieser Boden verlangt es, daß man allererst solche Fruchtarten von ihm nehme, welche unersättlich sind, und dann allererst zu dem Bau der Cerealien und der Früchte mit Schmetterlingsblumen übergehet. Zu jenen unersättlichen Früchten gehören vor allen der Hanf, der Mohn, der Raps und Rübsen, dann aber auch der weiße Kohl, die Kartoffel, und die Rübenarten, und dieses führt dann zu dem sechsten Gesetze, welches gleichsam die ganze Lehre des rationellen Ackerbaus in sich schließt, und manche an sich nöthige Arbeit gänzlich erspart, nämlich den bereicherten Boden gleich zu Anfange durch Futtergewächsbau, und durch deren kraftvolle Bearbeitung mittelst zweckmäßiger Maschinen so viel als möglich zu lockern, und ihn so zum Bau des rothen Klees geschickt zu machen, dessen Mißrathen allein auf diese Weise verhindert werden kann; endlich aber die halber-

erwachsene Kleestaude, oder den Kleenachwuchs einfährig behandelt, als das eigentliche Fundament des üppigen Wachsthums und des möglichst sichern Gerathens der Cerealien, und insbesondere des Weitzens, zu gebrauchen und anzuwenden, dann auch durch zwischengeschobene Erbs- und Wickfrüchte dem Acker ohne Schaden mehrere Cerealien-Erndten abzugewinnen, und ihn endlich noch reich mit weißem Klee zur Weide niederzulegen. Dieses vorausgesetzt, läßt sich zu den verschiedenen Gewächsen, die wir vom Boden verlangen, übergehen, und was sie in der Zubereitung des Bodens, in der Auswahl des Saatkorns, in der Menge der Aussaat, ferner in Absicht der Saatzeit, der Fruchtfolge, und der Erndte-Handgriffe, Eigenthümliches verlangen, nach ihren Rubriken auseinandersetzen; wobey jedoch bemerkt wird, daß man lediglich den Bau im Großen, und nicht den Gartenbau hiebey im Sinne gehabt hat.

§. 2.

Futtergewächse, und insbesondere:

1) Kartoffeln. Ohne auf die verschiedenen Arten und Benennungen derselben Rücksicht zu nehmen, werden die früheren Sorten derselben zum Gebrauch im Haushalte für den Monat Julius und August, so wie die feineren Arten in den Garten verwiesen, und bloß die eigentliche Eßkartoffel mitt-

lerer Größe und die Viehkartoffel, welche aber billig durch die Peruvianische ersetzt werden sollte, für das Feldsystem vorbehalten.

A. Fruchtfolge. Sie gedeihet vorzugsweise in der Narbe, und vorzüglich in der Kleenarbe, und zwar deßhalb, weil sie hier zu dem Dünger, welchen man ihr reicht, auch die Rasenfäulung findet. Wo man ihr diese Stelle nicht anweisen kann, da muß man auf 120 Q. Ruthen statt 6, 8 vierspännige Fuder guten Dünger geben. Nach Rübsen und Raps gedeihet sie auch ohne Düngung ausnehmend gut, wegen, jenen Gewächsen zugefügter doppelter Düngung. Nach Tabak ist ihr Gerathen auch vorzüglich, dennoch aber nicht anzurathen, weil sie einen widerlichen Geschmack von dieser Staude annimmt.

B. Zubereitung des Bodens. Die Narbe, oder falls man darüber nicht zu disponiren hat, die Stoppel der letzten Vorfrucht wird vor dem Winter umgebrochen; im Frühjahr nach dem kräftigen Eggen mit Mist befahren, dieser wieder untergebracht, und nachdem der Acker mit der Egge und der Walze geebnet ist, mit dem Marqueur überzogen, welcher den Acker mit Linien im zweyfüßigen Abstande bezeichnet. Nun wird das Einackern der Kartoffeln in der Queere vorgenommen, und die Kartoffel horstweise gerade da eingelegt,

es diese Linien anzeigen. Hier wird die Sache beim Haken oder Pflügen so eingerichtet, daß die Kartoffel in einem Abstande von 2 Fuß zu liegen kommt. Auf die Art kann sie mit der Pferdehacke von allen Seiten behackt werden, und ihre zweyfüßige Entfernung nach allen Seiten, dann aber auch ihre kräftige Auflockerung mittelst der Pferdehacke, sind die Ursache, daß sie gegen dichtgepflanzte und mit der Hand behackte Kartoffeln fast um das Doppelte lohnen, und beim Herausnehmen derselben — dieses geschehe nun mittelst des von Thaer beschriebenen Karsts, oder mit der eben so zweckmäßigen dreyzinkigen Forke — weniger Zeit erfordert wird.

Die Frage: ob die Kartoffel besser gerathe, wenn sie unmittelbar auf den frischen Dünger zu liegen komme, oder — was dasselbe ist — wenn der Dünger unmittelbar auf die Kartoffel gelegt wird, oder ob der gewöhnlich eingeackertte Mist ein besseres Gedeihen derselben zu Wege bringe, beantwortet sich in mehreren comparativen Versuchen dahin, daß auf Thon, Lehm, und lehmigen Sandboden der Unterschied zu Gunsten der in den frischen Mist gelegten, mithin mit der Hacke oder dem Gräber gepflanzten Kartoffeln keinesweges so auffallend gewesen ist, daß die größeren Kosten und der Zeitverlust dadurch gedeckt worden wären. Bey Flugsande, bey der letzten Art des Rockenbodens, oder

um deutlicher zu reden, bey Sandlande, das nur 10 Procent abschwemmbare Erdtheile hat, verschaffte der unmittelbar eingelegte Dünger, der auf ihm ruhenden Kartoffel während ihrer ganzen Vegetations-Periode die nöthige Feuchtigkeit, und wurde die Ursache, daß die so behandelte Kartoffel den doppelten Ertrag lieferte gegen die, welche in den gleichmäßig über das Land ausgebreiteten Mist eingeackert war. Uebrigens lohnte der im Herbst untergebrachte Dünger bey jedem Versuche besser, als wenn er erst im Frühjahr abgefahren wurde.

C. Pflanzzeit. Die beste Pflanzzeit ist, sobald sich bey wiedergeöffneter Natur die Winternässe einigermaaßen verdunstet hat, und das Blatt den starken Mayfrösten entgeht: sie fällt daher gewöhnlich in das Ende des Aprils und in den Anfang des Mayes. Die Frühkartoffel legt man, wiewohl mit einigem Risico, gern schon Anfangs April in Gärten aus an Orten, wo sie durch Hecken geschützt wird. Um aber recht frühe Kartoffeln zu haben, ist kein besseres Mittel, als die Saatfrucht in warme Zimmer zu bringen, und hier völlig abdunsten und austrocknen zu lassen. Die Veranlassung zu dieser Erfahrung gab ein Katenmann, der immer bey gleicher Pflanzzeit die früheren Kartoffeln hatte, weil er die Saat jedesmal in seinem

trocknen und warmen Wohn-Zimmer aufbewahrte. *)

D. Fernere Behandlung. Das zweymalige kräftige Behacken mit der Pferdehacke gab immer einen Erndteausschlag gegen das einmalige Behacken; indeß muß sich der Wirth bey dem Drange der Geschäfte oft mit dem einmaligen Pferdehacken behelfen, und dieses hat denn doch, wie schon bemerkt, ganz unverkennbare Vorzüge vor der unkräftigen und kostspieligen Handhacke.

In England behackt man entweder mit dem kleinen Pfluge mit doppeltem gewundenen und beliebig zu stellenden Streichbrette, welchen uns Thaer kennen gelehrt hat; oder man bedient sich dazu eines sechartigen Eisens mit langer Spitze, und mit zwey in der Höhe angebrachten eisernen Blättern, welche die Erde an die Kartoffeln legen. Dieses Eisen wird an der Scheerdeichsel angebracht, in welcher das Pferd geht, und welche mit einem Sterz versehen ist. Dieses höchst einfache Instrument hat unglaubliche Vorzüge in Hinsicht der Leichtigkeit seiner Operationen, sobald man nur

*) Man vergleiche hiemit das im 1sten Heft der ältern Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft vom J. 1803 S. 88. empfohlne Verfahren. A. d. R.

einmal die richtige Krümmung des Eisens und die Stellung der Blätter nach der Tiefe des Bodens getroffen hat

Die von dem seeligen Bergen wegen Abschneidung des Kartoffelkrautes gemachten Versuche haben sich bestätigt, so daß die Kartoffelerndte immer um so geringer war, je zeitiger der Akt des Abschneidens auf die Blüthezeit folgte — ein wichtiger aber sehr erklärlicher Fingerzeig für Stallfütterungswirthe und kleine Leute, die bey eintretendem Futtermangel zu jenem Handgriffe geneigt sind. —

E. Die Erndte. Das Ausmachen dieser Knollengewächse wird wie gesagt, durch die Horstweise-Pflanzung sehr befördert, und der Karst *) und die dreyzinkige Forke scheinen vor dem Auspflügen oder Aushaken ihre Vorzüge zu behaupten.** Uebrigens ist das Geschäft des Ausmachens

---

*) Der Kartoffelheber. A. d. R.

**) Das allerunzweckmäßigste Instrument ist wohl: der gewöhnliche Spaden; indem mit demselben die Beschädigung der Kartoffeln nicht zu vermeiden ist. Und doch hängen noch Viele an dieser albernen Methode. Die gewöhnliche dreyzackige Mist-Forke ist das beste Werkzeug. Der Kartoffelheber thut nur im Sandboden seine Dienste. Wirthe, die den Kartoffelbau im Großen treiben, lassen sie aushacken. Eine

sehr zögernd, vorzüglich im Thonboden, und wer daher den Bau im Großen treibt, z. B. Behufs der Branntweinbrennerey, der wird wohl thun, wenn er dies Geschäft in Accord gegen den 12ten oder 14ten Scheffel verrichten läßt.

F. Nutzen. Ueber ihren Werth als Gemüse darf man kein Wort verlieren, da sie der eigentliche Brodbaum für alle Menschen sind; aber als Mastung und Rindviehfutter verdienen sie noch einer Erwähnung.*) Gut gewaschen, zerstoßen, oder noch besser im Wörgeltroge zerquetscht, zwischen Strohhäcksel gemischt, und mithin auf diese Art roh verfüttert, stehen sie unter allen Wurzelgewächsen oben an, und sind das souverainste Mittel, heuarmen Gütern ihren Futtermangel unfühlbar zu machen. Setzt man diesem Gemisch Rüben zu, oder die Rota baga — die Schwedische Rübe, — welche sich den Winter über im Lande frisch erhält, so wird ihre Einwirkung auf den Milchertrag noch vergrößert. Ein Scheffel Kartoffel gr. M. auf 25 Kühe gerechnet, ist, bey hinreichendem Stroh-

---

Arbeit, die sehr fördert, aber freylich muß man dabey einigen Verlust nicht achten. A. d. R.

*) Auch wohl nicht als Pferde-Futter? — Wenigstens verdiente dies, auch bey uns, versucht zu werden. A. d. R.

häckfel, im Stande, eine ganze Kuhheerde bey Kräften zu erhalten, bis sie an die Weide kommt. Eine gut eingerichtete Kartoffelbrennerey, wo diese in Dampf gekocht werden, wird mit Recht als der Nerv einer guten Wirthschaft betrachtet; indessen hat dann doch der Abfall davon, oder der Spühlicht kaum die Hälfte des Nahrungsstoffes bey sich, den die roh verfütterte Kartoffel darbietet, und dann setzt sie Feuerung, Absatz und Kenntniß der Handgriffe voraus.

2. Rüben.

Der Bau der langen, spindelförmigen Wasserrübe, oder Borchfeldschen Rübe, welche die Engländer zuerst aus Hannover bekommen haben, und turneps nennen, macht einen wesentlichen Theil ihrer Fruchtfolge aus, weil sie das Feldsystem damit beginnen. Ihre Aussaat im Junius in die mit Kompost frisch gedüngte Erdkrume; ihr Walzen der Saat; ihr Aufeggen der kaum aufgegangenen Rübe, ihr nachheriges Behacken und ihre Anwendung zur Mastung sind uns hinlänglich bekannt. Sie scheint bey uns das Bürgerrecht nicht gewinnen zu wollen, weil wir den Werth eines schön durchwachsenen Fleischses nicht genug schätzen. Viele Wirthe und ganze Völkerstämme, z. B. Hildesheim, Braunschweig u.s.w. haben statt dessen den Stoppel-

rübenbau *) eingeführt. So wie der Erndtewagen vom Felde ist, wird die Stoppel des Weitzens, Roggens und auch der Gerste umgebrochen, geegget, mit Rübensaamen eingesäet, und wieder geegget. Niemand kümmert sich dann weiter um diese Rüben, bis man sie gegen den Winter ausmacht, und mit dem Vieh verfüttert. Man hat mithin zwey Erndten in demselben Jahre von einem Felde, aber dieser Gebrauch verdient dennoch keine Nachahmung, weil er gar zu merklich auf die nachfolgende Erndte wirkt, und weil auch in unseren nördlicheren Gegenden an dem Gerathen solcher Stoppelrüben Zweifel entstehen dürfte. **) Ungleich vortheilhafter bleibt bey uns der Bau der Runkelrübe und rota baga, worüber hier einiges bemerkt werden soll:

a. Runkelrübe. Diese Rübe hat viel Eigenes im Bau, Behandlung und in der Nutzungsart.

A. Zubereitung des Bodens. Im Herbst

*) Brassica rapa oblonga, und rotunda; Borowsky. Der Anbau dieser Rübe ist nicht genug zu empfehlen, Aber ihre zweckmäßigste Fruchtfolge ist gleich nach den zuerst grün abgefütterten Wicken. A. d. R.

**) Ist bey einem regelmäßigen Fruchtwechsel und guter Düngung alles nicht zu fürchten. Ich habe immer nach diesen Rüben schöne zweyzeilige Gerste gebaut. A. d. R.

wird das für sie bestimmte Land herumgebracht, und wo möglich gedüngt; im Frühjahr wird der Acker durch abermalige Behandlung so mürbe als möglich gemacht.

B. Saat- und Pflanzzeit. Sodann hat man zwey Arten ihrer Production; nach der ersten wird der Saamen auf reiche Gartenbeete ausgesäet, von welchen die Pflanzen, sobald sie die Höhe von zwey Zoll erreicht haben, an den für sie im Felde bestimmten Ort verpflanzt werden. Diese Gartenaussaat geschieht im Frühjahr sobald als möglich, und im Felde geschieht das Auspflanzen im zweyfüßigen Abstande nach der Gartenlinie; dieses ist die gewöhnliche selten fehlschlagende Methode. Die zweyte Art ihrer Gewinnung ist, daß man die Körner unmittelbar an dem Orte auspflanzt, wo man sie zu erziehen gedenkt; dieser Gebrauch erfodert eine genaue Aufmerksamkeit auf die Keimkraft des Saamens, und dann muß der Boden völlig mürbe seyn, und sich wieder etwas zugelegen haben; dies geschieht auch im zweyfüßigen Abstande nach der Linie, und in jedes Loch kommen zwey Körner, welche einen Zoll hoch mit Erde bedeckt werden.

In Sachsen und vorzüglich in Böhmen ist der Gebrauch, die Erde in Fuß hohe Erhöhungen aufzupflügen, und die Runkelrüben auf diese Erhöhungen zu pflanzen, oder den Saamen auszustreuen,

je nachdem man dem einen oder dem andern Gebrauch hold ist.

C. Das Behacken. Diese Rübe hat das Eigene, daß sie beym Behacken nicht angehäuft seyn will, weil ihre Knolle nur um so mehr gedeiht, je mehr sie dem Einflusse der Luft ausgesetzt ist; deßhalb ist auch der Gebrauch der Pferdehacke hierbey nicht anwendbar, sondern man behackt sie mit der Handhacke, und zieht bey dieser Gelegenheit die Erde von ihnen weg. Bey der sächsisch-böhmischen Methode wird dieses Wegziehen der Erde um so merklicher. *)

D. Nutzen. Zerstoßen, oder auf der Maschine zerschnitten, und mit Kaff und Hecksel vermischt, sind diese Rüben ein Wundermittel, einen Rindviehstapel bey Kräften zu erhalten; gleichwohl wird jedem Wirthe die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß dieses Futter mehr auf das Fett, als auf die Milch wirkt; soll sie auf die Milch wirken, so muß man sie mit der Beta, oder weißen Wasserrübe, vermischt geben. **) Eben dieses Futter, nämlich

---

*) Soll diese Rübe als Futter-Gewächs gebaut werden, so ist die hier vorgeschriebene Methode ganz richtig. Zur Zucker-Fabrikation hingegen muß die Erde angehäuft werden. A. d. R.

**) Auch Runkel-Rüben mit Kartoffeln vermischt geben

Runkelrüben mit Kaff und Häcksel, sind die gedeihlichste Nahrung für alte Karrenpferde, und selbst die Gespannpferde befinden sich gut dabey; sie bleiben, wenn ihre Ration Heu nicht verkürzt wird, bey eben so gutem Arbeitsfleische, als wenn sie grünen Klee erhalten. Die tägliche Ration für ein Pferd sind $2\frac{1}{2}$ Faß. Die Mastung des Rindviehes wird damit angefangen; mit geschnittenen Hafergarben und Kartoffeln fortgesetzt, und mit Gerstschroot und mit Oelkuchen beschlossen.

Das Blatten dieser Rübe scheint ihrer Vegetation nicht hinderlich zu seyn, wenn es mäßig geschieht; es ist dieses gleichsam als die Vorerndte zu betrachten. Aber das Abschneiden aller Blätter, welches oft geschieht, muß ihnen nothwendig schädlich werden. *) Ihre Aufbewahrung geschieht im Keller, in Gruben oder in Miethen. **)

b. Die Rota baga, oder die schwedische Rübe, ist eine Art Unter-Kohlrabi, welche jedoch ungleich

---

ein Milch vermehrendes Futter. Am mehrsten würkt das Kraut von allen Rübenarten auf die Milch. A. d. R.

*) Die Seitenblätter können ohne Schaden abgebrochen werden, wenn nur der sogenannte Herz-Poll bleibt. A. d. R.

**) Wo keine sichere Keller sind, am besten unter freyem Himmel in Miethen. A. d. R.

besser dem Einflusse des Winters widersteht, wie jene. Die Zubereitung des Bodens zu derselben ist wie bey der Runkelrübe. Die Aussaat des Saamens geschieht im Garten, von wo die jungen Pflanzen an den Ort ihrer Bestimmung versetzt werden. Das Behacken geschieht mit der Handhacke ein- auch zweymal, aber es ist noch nicht erwiesen, ob ihr das Abziehen der Erdkrume von der Pflanze von Nutzen ist, oder nicht. Man versetzt sie in das Feld an einen solchen Ort, der im nächsten Jahre Sommerfrucht trägt, denn sie bleibt den Winter über stehen, und wird im Frühjahr mit den Kühen und Ochsen verfuttert; übrigens ist sie ein schlechtes Tischgericht.

§. 3.

Fortsetzung.

3. Kohl.

Unter den Kohlarten behauptet der weiße Kohl immer den ersten Rang, und viele Wirthe geben sogar dem kleinen, spitzen, oder Winningstädter Kohl den Vorzug vor der großen Sorte. Der Saamen davon wird im Frühjahr bey Zeiten im Garten ausgesäet, und wenn die jungen Pflanzen gehörig erstarkt sind, werden sie im zweyfüßigen Abstande in das Feld ausgepflanzt. Wenn die Kartoffel gern mit einem sandigen Boden vorlieb nimmt, wenn die Turneps ihn sogar verlangt: so

verlangt die Runkelrübe einen reichen Lehmboden, und der Kohl eben diesen Boden, und noch Hoferde und Teichschlamm dazu in Kauf. Der Gebrauch der Pferdehacke beym weißen Kohl hat große Vorzüge vor dem der Handhacke. Man muß nur nicht scheel sehen, wenn hin und wieder einmal eine Pflanze verloren geht. Der Kohl gehört mit zu denjenigen Futtergewächsen, die recht vielen Dünger verlangen; aber er giebt dagegen auch viel Nahrungsstoff. Man verfüttert ihn im Herbst im Winter mit dem Rindvieh, und macht ihn auch, mit etwas Salz vermischt, in alte Oxhofte ein, um ihn im Frühjahr und im Winter, über den Häcksel gestreut, dem Rindviehe zu geben. So angewandt ist der Kohl das souverainste Vorsichtsmittel gegen alle Krankheiten des Rindviehes, und wir haben Beyspiele, daß die Löserdürre alle Ochsen und Kühe einer Gegend wegraffte, mit Ausnahme derer, bey denen die Kohldiät beobachtet war.

Hoher Osnabrückscher Kohl oder Viehkohl verlangt auch einen reichen, lehmigen Boden, wächst aber auch recht gut im Moorboden. Er verlangt in Hinsicht der Aussaat, Pflanzung und Behackung einerley Behandlung mit dem weißen Kohl, erlaubt bald nach seiner Zeitigung eine Blattung, und wird nachher, wenn seine Stengel 4—5 Fuß hoch sind, aufgezogen, und entweder im

Garten eingeschlagen, oder unter Dach gebracht, und so zum Verbrauch im Herbst und Winter aufbewahrt. *)

§. 4.

Futterkräuter.

Es ist nicht zu leugnen, daß die ebengenannten Futtergewächse ohne Ausnahme den Boden mehr oder weniger aussaugen. Aus dieser Ursache darf ein angehender Wirth, der sonst keinen Düngerzufluß hat, ihren Bau nicht übertreiben. Hat er indeß Mergel, so darf er sich in ihrem Bau keinen Zwang anthun, weil durch denselben zugleich der Boden kräftig pulverisirt wird, und sie, so schlecht auch alle Winterung nach ihnen gedeihet, die allerzweckmäßigste und lohnendste Vorbereitung zur Gerste sind. Eben so wichtig, und zum Theil noch wichtiger ist aber die Vorsorge des Wirths, die er auf die Futterkräuter zu wenden hat, und sie sind die Angel einer jeden Wirthschaft, sie mag auf Weidegang oder Stallfütterung berechnet seyn. Sie machen der Hungerleiderey im Felde und im Stalle auf einmal ein Ende und auf die leichteste

*) Auch können die Blätter dieses Kohls getrocknet und als treffliches Winterfutter aufbewahrt werden. In großen Wirthschaften wäre dies indessen wohl zu umständlich; desto mehr aber für kleine Wirthschaften zu empfehlen. A. d. R.

Weise von der Welt. Indeß ist doch nicht jede Bodenart ihrem Bau günstig, sondern vom Kley bis zum sandigen Lehme verlangen sie einen gewissen Reichthum der Krume, und beim Sandboden verlangen sie durchaus, daß dieser zuvor gemergelt sey; widrigenfalls bleiben sie klein, bestauden sich schlecht, oder sie laufen gar nicht auf, und sie gewähren auch nicht die Spur ihres Daseyns. Ohne Mergel verräth also der Bau der Futterkräuter in solchem Boden eine große Schwachheit, und selbst in nicht reichem Lehmboden bleibt ihr Bau ohne Mergel allemal im hohen Grade riskant, weil sie nur im Mergel den schädlichen Einflüssen des Winters kräftig zu widerstehen vermögen. Gilt dieses vom weißen Klee, so gilt es noch in einem weit höherem Grade vom rothen, von der Lucerne und Esparsette.

a. Rother Klee. Dieser, welcher der Lucerne im Ertrage fast gleich kommt, und die Essparsette in den meisten Fällen übertrifft, erfodert im Ganzen doch nicht die sorgfältige Auswahl des Bodens, den diese haben wollen. Ist der Boden nur einmal durch den Futtergewächsbau kräftig aufgelockert und gereinigt, so ist sein Gedeihen unter der darauf folgenden Gerste, wenn diese nicht zu dicht gesäet wird, schon nicht mehr zu bezweifeln. Aber auf reiner Braache, welche Winterung getragen hat,

geräth er in der zweyten Saat unter Gerste und Hafer noch recht gut. Wer ihn indeß, sey der Boden auch noch so reich, in dritter Saat zu erzielen gedenkt, der entfernt sich immer mehr von den richtigen Regeln eines sicheren Kleebaus, und darf sein Mißrathen nicht übel nehmen. Es gehören auf 120 Q. Ruthen 8 Pfund Saamen,*) dessen Keimkraft man vorher wohl geprüft haben muß. Unter Gerste gesäet, da diese an sich schon zu Urban, mithin kurz vor der gewöhnlichen Regenzeit ausgesäet und sobald sie aus der Erde ist, gewalzt wird, riskirt man selten etwas, wenn man den Kleesaamen, gleich nachdem die Gerste untergebracht ist, überhersäet, und einegget; bey Hafer aber, weil dieser in die Winterfeuchtigkeit gesäet wird — weil er in sehr vielen Fällen bis Johanni eine lange Dürre zu bestehen hat, welche oft die Ursache ist, daß die junge Kleestaude unter ihm verdorrt — thut man eben so wohl, wenn man ihn aufs Blatt säet, und

---

*) Will man tüchtigen Mähklee erzielen, viel grün-Futter und wohl Heuerndten, so ist ein Pfund auf 10 Q. Ruthen nicht zu viel. Aber freylich muß er dann auch, sobald die Blüthenknospen sich zeigen, abgemähet werden. Desto würksamer wird auch dadurch dieser vegetabilische Dünger beym Aufbruch der Kleestoppel auf die nachfolgende Frucht.

A. d. R.

dieses ist bey Hafer um so zweckmäßiger, weil keine Frucht das hierbey nöthige Eineggen so gern erträgt, und durch sein stärkeres Lohnen bezahlt, als gerade der Hafer; daß man den rothen Klee nur ein Jahr, und mit zwey Schnitten nutzen dürfe, daß man den dritten Schnitt mit dem Pfluge, nicht mit dem Haken einfährig umbringen müsse, um nach ihm eine reiche Weitzenerndte zu gewinnen, die eben so reich und eben so lohnend ausfällt, als wenn er in dedüngter reiner Braache gesäet wäre, das sind Handgriffe, die so vielfach berechnet, und so oft beobachtet sind, daß sie nach gerade zu den Gegenständen gehören, wovon man nicht mehr spricht. Mittelst des rothen Klees, wenn er nur gleich zu Anfange eines langen Fruchtwechsels kommt, d. h gleich nach den Brachfrüchten, ist man im Stande, versteht sich bey gehöriger Abwechselung der Früchte, eine lange Reihe von Jahren einen Fruchtwechsel durchzuführen, ohne daß man einen Rückschlag spürt. Uebrigens geräth er unter Gerste vielleicht am besten; dann aber auch unter Hafer unter Hirse, und selbst unter Flachs.*)

Schlecht stehenden Klee kann man durch nichts besser, als durch Gypsen helfen, sobald er zwey Zoll

---

*) Unter Flachs und Erbsen hat mir der Klee nie gerathen wollen. A. d. R.

hoch ist; wo aber der Gyps fehlt, da muß man sich durch starkes Eggen, und durch das Aufstreuen des pulverisirten reichsten Mergels, der einem zu Gebote steht, zu helfen suchen.

Den Saamen gewinnt man nur vom zweyten Schnitt, da der erste in der Regel immer zu üppig wächst; baut man indeß Saamen zum Verkauf, so ist es rathsam, etwas vom ersten Schnitt da, wo er minder üppig steht, stehen zu lassen, um mit diesem Saamen, der eine schöne blaue Farbe erhält, den vom zweyten Schnitt zu schminken und ihm ein besseres Ansehen zu geben. Will man übrigens den Kleesaamen, und insbesondere den rothen Kleesaamen im Großen produciren, so muß man eine Kleemühle haben, weil ohne dieselbe ein großer Theil der Körner in den Hülsen bleibt.

Was übrigens das baldige Wiederkommen des Klees auf dieselbe Stelle, oder seine Rotation betrifft, so ward sie von den besseren Lehrern der Landwirthschaft anfangs dahin normirt, daß er wenigstens einen Zwischenraum von 6 bis 7 Jahren verlange. Nachher glaubte man aber, man könne ganz dreist alle 4—5 Jahre damit wiederkommen; allein der Engländer hat mit seinem humösen, kalkhaltigen Boden wohl die entscheidendste Stimme beim Bau des rothen Klees, und dieser sagt be-

stimmt, er dürfe ungestraft bey der zweyten Rotation nicht unter 17, bey der dritten und ferneren Rotation nicht unter 12 und 14 Jahren wiederkommen, weil der Acker, selbst wenn er Zuckerrohr zu tragen im Stande wäre, seiner müde werde, und was noch weit gefährlicher ist, weil sich bey dem schnelleren Wiederkommen des Klees an der Wurzel desselben eine Made anfinde, die ein ganzes Kleefeld ohne alle Hülfe zerstört.

b. Lucerne. Sie verlangt einen 10—12 Zoll tiefen, reichen, milden Lehm, oder sandigen Lehm. Je mehr sich aber diese Bodenart dem lehmigen Sande nähert, desto reicher muß sie seyn, und desto mehr bedarf sie des Mergels, wenn die Lucerne gedeihen soll; dieser aber ist für sie, wie für alle Kleearten, das leichteste und angemessenste Mittel einer üppigen Vegetation. In schwarzer Walderde, wenn diese zuvor ein Jahr Kartoffeln getragen hat, findet sie Alles, was sie verlangt, und in allen diesen Fällen kann man auf 12 bis 15jährige Dauer derselben rechnen.

Wegen dieser langen Dauer paßt sie aber auch in kein einziges Feldsystem, und sie kann daher nirgends mit in die Rotation aufgenommen werden, sondern man sondert sich die reichste Koppel ab, oder wählt sich etwa 1000—1500 Q. Ruthen des nahe gelegenen reichsten Theiles eines Schlages,

der eine tiefe Ackerung verträgt, und bereitet sich diesen durch tiefe Ackerung und starkes Düngen, sodann aber durch Kartoffel- oder Rübenbau zur Lucerne vor. Ist der Boden nicht gemergelt, so wird er im Winter und Frühjahr mit Mergel befahren und zu Urban mit Gerste, und untergesäeter Lucerne bestellt; diese verlangt 8 Pfund pr. 120 Q Ruthen Einsaat, *) und die Aussaat der Gerste geschieht sehr dünn, wie es so reicher Boden verlangt, der kleine Scheffel auf 100 Q. R. Diese Aussaat mit der Gerste ist deshalb nöthig, damit keine Gräser und Unkraut zwischen ihr aufkommen können. Sollte dieses dennoch seyn, so muß sie dann sorgfältig gesäubert werden. Kann man sie nach abgebrachter Gerste noch gypsen, so gewährt sie im nächsten Jahr schon eine vollkommene Erndte.

Sie ist in der Mitte des Mays mähbar, selbst im nördlichen Deutschland, und gewährt 4, und im günstigsten Falle 5 Schnitte. Sie ist deshalb das Vorzüglichste aller Futterkräuter, als Beyhülfe oder Zwischenfrucht beym rothen Klee, und wer einmal ein Stück Lucerne im Gange hat, der kann mit der Fütterung seiner Pferde und Ochsen, wann er auf dem Stalle futtert, nie ins Gedränge kommen.

*) Bis 12 Pfund ist auch noch nicht zu viel. A. d. R.

Wenn man sich hütet, sie nicht zu holzig werden zu lassen, ehe man sie mähet — denn dieses allein schon bringt ihr den Tod, — wenn man sie alle Frühjahr fleißig eggt, und wo möglich gypst, oder mit Holzerde überstreut, so läßt sie nichts zu wünschen übrig. Wenn sie im Wachsthum nachläßt, wird sie mit einem scharfen Pfluge tief umgebrochen, wo dann das Land einem Mistbeete gleicht; dies ist dann diejenige Krume, bey der man fragen muß: was man ihr anvertrauen könne, ohne durch Lagern eine große Mißerndte befürchten zu dürfen? und dies ist Hanf, Raps, Tabak und Kartoffeln

c. Essparsette. Dieses Futterkraut verlangt im Untergrunde durchaus eine kalkhaltige Erdschicht, kalkhaltigen Kies, oder Kalkstein; dies hat schon Bergen richtig bemerkt. Man würde sich aber irren, wenn man von ihr auf Kalkflötz-Gebirgen, wo sie mit ihrer Wurzel nicht eindringen kann, auch nur ein mittelmäßiges Gedeihen erwarten wollte. Sonst geräth sie auf Bergen unter obigen Voraussetzungen, auch auf schlechtem Boden ausnehmend, und besser als im Thale.

Sie verlangt 90 bis 100 Pfund Saamen pr. 120 Q. R., welche man über die untergeackerte Gerste hersäet, und einegget. Will man im zweyten Jahre gleich eine vollkommene Erndte davon haben, so muß man 4 — 5 Pfund rothen Klee pr. 120 Q. R.

einsäen, ehe man die Esparsette zugeegget hat. Sie dient vorzüglich zum Heu, und man kann durch dieses Heu Pferde und Rindvieh so verwöhnen, daß sie kein anderes Heu anrühren. Sie wird gemähet, wenn ihre Blumenbüschel zur Hälfte aufgeblühet sind. Sie verlangt beim Heumachen eben so gut, als der rothe Klee und die Lucerne, eine Vorsicht und Eile, sie recht bald in kleine Haufen zu bringen, welches bey günstiger Witterung gleich den zweyten Tag geschehen kann. Gyps, Pottaschenkummer, und Seifensiederasche, sind die vorzüglichsten Mittel ihres Wachsthums, wenn sie damit im Frühjahr bey einem Thau überstreut wird. Indessen gewährt sie doch nur einen Schnitt, und dient dann zur Weide; auch verliert sie sich schon beträchtlich im vierten Jahre, wo sie umgebrochen, und mit Winterung bestellt wird.

d. Weißer Klee. Dieses für die Weidewirthschaft, und für den Milchertrag so wichtige Futterkraut verlangt in Hinsicht des Bodens und dessen Bestellung unter allen Futterkräutern die wenigste Vorsorge; indessen verachtet er doch den schlechten Sand in zweyter Saat, zum Theil noch, und in dritter Saat ganz. Auf lehmigem Sande hebt er sich in zweyter Saat noch ziemlich gut vom Boden; ist aber beydes gemergelt, so wächst er auch in einem hohen Grade üppig. Man wirft gewöhnlich

2½ Pfund weißen und ½ Pfund rothen Klee auf 120 Q. R. aus. In Hinsicht der Saamenerzielung von dieser Kleeart, thut man wohl, wenn man gleich im Frühjahr einen Theil des Schlages in Schonung liegen läßt, den man von den darauf befindlichen Steinen befreyet; dazu mähet man die Geilhörste, setzt ihn sofort in Haufen, kehrt diese in einigen Tagen um, und fährt sie auf Wägen, die mit Laken versehen sind, ein. Eine Behandlung als Wiesenheu läßt sich der weiße Klee durchaus nicht gefallen. Uebrigens ist diese Kleeart äußerst reichhaltig an Honig, und vielleicht die reichhaltigste unter allen 46 Kleearten, die bisher bekannt sind, und ein Wirth, der ihn im Großen anbaut, thut daher sehr unrecht, wenn er nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bienenzucht verwendet, und selbige als einen Zweig der landwirthschaftlichen Industrie, der in der Regel 100 und mehrere Procente Ausbeute liefert, cultivirt. Wenn man diese Kleearten nach den Regeln baut, die eine jede derselben verlangt, so scheint der Anbau der übrigen Arten überflüssig zu seyn, weil sie den genannten Kleearten den Rang nicht streitig machen; dahin gehört insbesondere:

e. Der gestreckte gelbe Hopfenklee, mit herzförmigen gezackten Blättchen, dessen Saamen in traubenförmigen Büscheln von unten bis oben

an der Staude befindlich ist, trifolium agrarium *) Engl. trefoil, mit dessen Saamen wir in den neuesten Zeiten gleichsam überschwemmt werden, und von welchem man rühmt, daß er sich vorzüglich auf sandigem Boden gut arte, und ein vortreffliches Schaafheu gebe. Eben so gewiß ist es, daß man alle diese Kleearten ohne Grassaamen aussäen müsse, wenn man den höchsten Ertrag vom Klee haben, und den Acker zugleich verbessern will. Es dürfte auch vielleicht keinem einfallen, die zum Mähen bestimmten Kleearten damit zu vermengen, sondern es ist nur allein noch bey dem Weideklee im Gebrauch, um desto früher Weide zu bekommen, und diese vielleicht ein Jahr länger zu behalten, als der weiße Klee dauert; allein man schadet sich selbst und dem Acker, weil sie den Acker aussaugen, und nicht so gut auf die Milch wirken, als der weiße Klee.

---

*) Ich habe diesen Klee, mit welcher uns seit zwey Jahren die Saamenhändler unter dem Namen: englischer Klee überschwemmen, noch nicht in der Blüthe gesehen, aber nach seinem gestreckten Wuchs und nach den Blättern zu urtheilen, so wie ich ihn im Spätherbst des vorigen Jahres fand, halte ich ihn für Medicago falcata. Ich wünschte sehr, hierüber mit Gewißheit belehrt zu werden.

A. d. R.

§. 5.

Cerealien

und insbesondere a. Waizen und Rocken.

Beyde haben Vieles mit einander im Bau gemein; sie verlangen beyde einen gut bearbeiteten Boden, der sich jedoch wieder zugelegen haben muß, d. h. 14 Tage bis 3 Wochen vor der Aussaat die letzte Furche bekommen hat. Ganz schwerer Boden, vielleicht der dabey nicht in gehöriger Kultur ist, macht hierbey eine Ausnahme, weil man ihn mit der Egge nicht zwingen kann. Der Rocken kommt noch auf Boden fort, der noch für Buchwaizen und rauhen Hafer zu trocken und zu sandig ist; der Grund davon ist, weil er seine Winterfeuchtigkeit behält, und sich darin, obwohl kärglich, bestaudet, während man diese bey den Sommergewächsen durch die Beackerung verflüchtigt. Aus diesem Grunde nennt man auch mit Recht den Boden, der nicht tragen will, schlechten Rockenboden. Er verlangt übrigens keine starke Bedeckung, und kann daher das Unterackern nicht vertragen; er liebt weit mehr, als der Weitzen, eine frühe Aussaat, und in der Regel geräth der am besten, der in dem Zeitraume von 14 Tagen vor Michaelis bis 14 Tage nach Michaelis gesäet ist.

Der Weitzen verlangt bey nicht gemergeltem

Boden, selbst wenn dieser noch so gut gedüngt ist, schon eine genaue Auswahl desselben. Ein fester, mäßig feuchter, kalkhaltiger Boden ist sein Element. Ist aber der Boden gemergelt, so gedeihet er auch sehr gut auf dem Sande, wenn dieser nur eine feste Unterlage hat. Auf Boden ohne feste Unterlage, oder auf sogenannten Scheinstellen geräth der Rocken eben so wenig.

Weitzen und Rocken sind in allen Ackerbau treibenden Ländern das Hauptprodukt, aus welchem der Landwirth seine größte Einnahme ziehen muß. Deshalb wendet man in neueren Zeiten sein ganzes Augenmerk auf die Vorbereitung des Ackers zu denselben, mithin auch auf die Vorfrucht, nach welcher sie am besten gedeihen, und da haben sich folgende Resultate ergeben:

Bey ganz schwerem Boden hat sich die reine Braache als beste Vorbereitung bestätigt, weil man bey diesem die Hindernisse, die eine zu trockene oder zu regnigte Witterung in den Weg legt, am besten zu überwiegen vermag. Bey jedem anderen Boden, und auch bey diesem ganz schweren Boden, wenn er durch Mergel milde gemacht ist, machen mehrere Vorfrüchte der reinen Braache den Rang streitig, oder übertreffen sie; dahin gehört vor Allem der rothe Klee, einjährig und zeitig mit dem Pfluge umgebrochen. Rother Klee, der nicht gut gerathen

ist, leistet das nicht, bedarf einer mehrfachen Ackerung, und will gedüngt seyn. Nach gut gerathenem Klee, als Vorfrucht betrachtet, gebührt in dieser Hinsicht dem Winterraps und Rübsen der zweyte Rang. Es ist die starke Düngung, die man diesen Gewächsen zuführt; es ist aber auch die starke Gährung des Bodens, die bey dieser Frucht erfolgt, welche ihm diesen Rang verschafft hat. Die dritte Stelle als Vorfrucht gebührt den gedüngten Pferdebohnen;*) die Ursache liegt ebenfalls in ihrer Düngung, und in der Gährung des Bodens, und wenn sie im 18zölligen Abstande gedrillt und behackt sind, so möchten sie als Vorfrucht den Rübsen noch übertreffen.

Tabak, Mohn und Hanf sind gleichfalls vortreffliche Vorfrüchte des Weitzens; vorzüglich der Tabak; sie sind aber in jene obige Rangordnung nicht aufgenommen, weil man sie schwerlich schlagweise bauen wird; sonst hinterlassen sie wegen der starken Düngung, die man ihnen zuwendet, und wegen der Gährung, die unter ihnen erfolgt, einen sehr reichen und reinen Boden, und die Tabaksstengel sind noch außerdem vegetabilische Düngung.

---

*) Ich würde diese gleich nach dem rothen Klee rangiren, wenn ihr oft verspätetes Reifwerden nicht zuweilen die Bestellung der Wintersaat verzögerte.

A. d. R.

Man beackert das Land nach Rübsen zweymal, um die aufgelaufene Rübsen-Saat zu vertilgen; nach Tabak einmal; nach Hanf scheint ein zweymaliges Ackern erforderlich zu seyn.

Unter den Krankheiten dieser Getreidearten sind das Mutterkorn im Rocken, und der Brand im Weitzen merkwürdig: das Mutterkorn ist keiner Remedur fähig; denn es entsteht von zu häufigem Regen zur Zeit der Bildung des Embrio. Die Pflanze ist nicht im Stande den in sie in Ueberfluß eindringenden Wasserstoff zu consumiren, oder auszudünsten; dieser sucht sich also einen Ausweg, und dieser erfolgt gerade an dem zartesten Theile der Pflanze, in den Staubwegen; er nimmt hier den Zuckerstoff der Pflanze mit, der sich tropfenweise anhängt, und in welchen sich nachher der monströse deforganisirte Embrio bildet, welchen wir Mutterkorn nennen. Was den Brand des Weitzens betrifft, so ist spät gesäeter Weitzen demselben weniger unterworfen, als der frühgesäete; ganz reif gewordener, sofort nach dem Einscheuren ausgedroschener Weitzen, der mithin nicht geschwitzt hat, weniger als das verkümmerte, halbreiche Saamenkorn; gebeizter und ungebeizter Weitzen sind ihm vielleicht auf gleiche Weise unterworfen. Der Grund liegt höchst wahrscheinlich allein in der Luft, und zwar in ihrer schnellen Temperatur-Erhöhung

oder Verminderung zur Zeit der Blüthe, oder was dasselbe ist, zur Zeit, wo sich die an die Luft nicht gewöhnte junge Aehre dem Lappen mühsam entwindet, und sofort in Blüthe tritt; folgt bey dieser Operation auf eine milde Witterung eine Kälte oder ein starker Reif; so kann die Einwirkung davon auf die Bildung und Befruchtung des Embrio in den Staubwegen nicht anders als desorganisirend ausfallen. Da nun das gesunde Saamenkorn dieser Desorganisation denkbarer Weise in der von ihm producirten starken Pflanze, kräftiger widersteht, so ist deshalb die Wahl des gesunden Saatkorns immer von Bedeutung, und ein zweyter Handgriff bleibt auch der, daß man den Weitzen in Zwischenräumen säet, weil er dann nicht zu gleicher Zeit aus dem Lappen geht. Das Einbeitzen bleibt immer vortheilhaft, weil es eine Düngung ist, die das Saatkorn mit in die Erde nimmt, und weil es dadurch vielen Insekten unschmackhaft wird. Die neueste Theorie über den Brand im Weitzen von Herr C. W. A. Steinkopf, Pächter des Amtes Gottesgnaden. Leipzig bey Hartmann 1817, daß er von den Kappen entstehe, welche oft am Saamenkorn hängen bleiben, verdient keine Achtung, da bekanntlich der Spelz — die feinste Art des Weitzens — immer sammt seiner Kappe oder Hülse ausgesäet wird.

Der Rocken liebt vorzüglich eine trockene Aussaat, und man kann es als ein halbes Gerathen ansehen, wenn man ihn im Staub aussäet. Beim Weitzen braucht man sich in dieser Hinsicht nicht den Zwang anzuthun.

Im Frühjahr ist ein starkes Eggen mit der eisernen Egge dem Weitzen und Rocken gleich vortheilhaft, und man kann behaupten, daß dieses Eggen, wenn es recht kräftig geschieht, die Stelle des Bepferdehackens bey der gedrillten Frucht vertritt. Es ist außerdem die letzte Vorsorge, die man außer dem Radelstechen diesen Früchten im Frühjahre widmet, die aber allemal um so nothwendiger ist, je kränklicher und hülfsbedürftiger sie aus dem Winter kommen, und die mehrere Arbeit, die dies erfodert, wird nie einen Wirth gereuen.

Was endlich die Röste oder Hockenreife beyder Fruchtarten anbetrifft, so beweißt die Erfahrung, daß der Rocken bey gutem Wetter 3 bis 4 Tage stehen müsse, ehe er eingescheuert wird, welches auf leichteres Dreschen, und besseres Mehl einen wichtigen Einfluß hat; Weitzen bedarf kaum diese Zeit, wenn er nur trocken im Stroh ist, weil er zum Ausfallen so sehr disponirt. Wenn man diese Fruchtarten, wie in Niederhessen und im südlichen Deutschlande der Gebrauch ist, in Lagerhaufen hinsetzt, welches jedoch allemal ein mit der Sichel ge-

schnittenes Korn voraussetzen, so kann beydes 4—6 Wochen unbeschadet draußen bleiben, den Schaden abgerechnet, den die Mäuse unter den Haufen, und die Vögel an der Deckgarbe anrichten.

b. Gerste. Wenn die Gerste auch nicht zu den Hauptprodukten einer Landwirthschaft gehört, so gebührt ihr doch ein hoher Rang wegen ihres leichten Absatzes an Brauereyen und Brennereyen.

Sie verlangt, so lange nicht gemergelt ist, einen mehr starken als leichten Boden, und dabey einen äußerst fleißig bearbeiteten und mürbe gemischten Boden.

In der Fruchtfolge nach Weitzen oder Rocken muß die Stoppel im Herbst gestürzt werden. Geschieht dieses zweymal, und wie sich versteht, das zweyte Mal in die Queere, so hat man, wie unzählige Versuche beweisen, ein auch zwey Körner mehr. Gleichwohl wird diese doppelte Herbstfurche selbst dem thätigsten Wirthe bey der gewöhnlichen Anspannung kaum möglich seyn. Im Frühjahr erhält der Gerstacker wieder eine emsige Furche, und dem Pfluge oder Haken folgt die Egge, und der Egge die Walze, um den Boden zu verschließen. So bleibt dann der Acker, wenn er nicht zu sehr zum Begrasen geneigt ist, bis Urban liegen, wo die Gerste aufgesäet, und flach untergeackert wird. Will man diese Unterackerung mittelst des Exstir-

vators bewirken, so dürfte ein vorhergegangenes nochmaliges Ackern nicht unschädlich seyn, obwohl ich gestehe, es nicht beobachtet zu haben. Das neuere Wechselsystem, oder die Lehre einer besseren Fruchtfolge, hat auf einmal jenem emsigen an sich nothwendigen Bestellen ein Ende gemacht, so wie der Mergel der vorsichtigen Auswahl des Bodens zur Gerste gleichfalls ein Ende gemacht hat. Gerste nämlich nach Kartoffeln, Rüben, Kohl und sonstigen Brachgewächsen geräth besser, als wenn sie auf jene emsige Weise bestellt ist.

Ueber die beste Saatzeit der Gerste ist unter den praktischen Landwirthen weit weniger ein Streit, als unter den Schriftstellern. Sie soll nicht eher in die Erde, bis diese nicht völlig durchwärmt ist, und so, daß das junge Blatt beym Hervorsprossen keine Nachtfröste mehr auszustehen hat; endlich aber auch so, daß sie auf jeden Fall noch reif werden kann. Und diese Zeit ist Urban, oder vom 25sten May bis zum 10ten Juny. Bald nach dieser Epoche tritt denn auch die gewöhnliche Johannis-Regenzeit ein, die so wohlthätig auf ihr Gedeihen wirkt. Man hat zwar Beyspiele des guten Gerathens der früher gesäeten Gerste; allein solche einzelne Versuche gehören unter dem 53sten Grad der Norder-Breite unter die Kathegorie der Wagstücke und können als solche keine Lehre bilden.

Was die Stärke der Einsaat betrifft, so nimmt man gern ein Viertel mehr als man Weitzen genommen haben würde, und für an sich reichen, oder gemergelten Boden hat sich die Aussaat des kleinen Scheffels auf 80 sechszehnfüßige Q. Ruthen als die erprobteste bewährt.

Sobald die Gerste 1½ Zoll über der Erde ist, tritt der wichtige Zeitpunkt ein, wo sie gewalzt werden muß. Dieses Walzen hat auf ihr Gedeihen einen so souverainen Einfluß, daß jede andere wichtige Arbeit, die um diese Jahreszeit eintritt, ihm billig nachstehen muß.*) Mittelst dieser Procedur wird nämlich der Boden gegen die zu starke Ausdünstung verschlossen, die Krume wird an die Sauggefäße angedrückt, und jede kleine Erdscholle wird in Puder verwandelt, welcher fähig ist, den Sauerstoff der Luft, wie ein Schwamm, in sich aufzunehmen. Hat man die Aussaat des Klees unter die Gerste bis hieher verschoben, so findet sie vor diesem Walzen noch einen treflichen Zeitpunkt; denn der junge Klee, dem so leicht die Dürre im Monat Juny schadet, findet bey seinem Aufgehen unter dem Gerstblatte Schutz gegen die Sonnenhitze.

Sie wird in England, Niederhessen und im

---

*) Sehr wahr; und doch wird dies bey uns so wenig befolgt! A. d. R.

südlichen Deutschland größtentheils mit der Sichel geschnitten, in Mecklenburg aber mit der Gestellsense auf dem Schwad gemäht.

Man läßt sie gern 8 Tage im Schwade liegen, um ihr auf die Art die erforderliche Thauröste, und die Zeit zum Nachreifen, dann aber auch die Abtrocknung des unter ihr befindlichen Grünfutters zu verschaffen; denn sobald man sie einmal in Hocken hat, muß man mit ihr in die Scheure eilen, weil sie schwer trocknet; deshalb und um den nachtheiligen Einfluß des Regens in dieser Epoche zu vermeiden, setzt man sie in den Hannöverschen und anderen Gegenden nicht in Hocken, sondern man legt die Garben platt auf die Erde, Aehre auf Aehre, und so, daß das Ganze ein Kreuz bildet, welches zuletzt durch eine Garbe, deren Aehren herabhängen, gesichert wird. Eine längere als 8tägige Thauröste nimmt dem Korn seine schöne weiße Farbe, und giebt weniger gutes Mehl.

Sie wird im Hannöverschen in eigends dazu gefertigte Rockenseile gebunden; in Niederhessen in eine Weide mit angeschlagenem Rockenstroh. In Mecklenburg aber, wo man sich wegen seiner großen Erndten in Hinsicht der Bindseile keinen Zwang anthut, windet man sie in eigenes Stroh, welches man, wie bey den übrigen Cerealien, künstlich genug zu legen versteht, um der Aehre keinen Schaden

zuzufügen. Im Münsterschen wird sie ungebunden, wie Heu, eingeerndtet.

c. Hafer. Dieser verlangt zu seinem rohrartigen Gedeihen entweder gemergeltes Land, oder doch sonst reichen Boden; stark benarbte Lehde (Dreesch), welche gehörig mürbe gemacht ist, kann wegen der Rasenfäulung als sein Element angesehen werden. Aber welches Land man ihm auch zuwendet, so verlangt er doch, daß es durch die vor Winter geschehene Ackerung gehörig vorbereitet sey. Dann nimmt er aber doch mit einer Furche weniger vorlieb, als die Gerste. Man ist gewohnt, den Hafer nicht als ein Erwerbsprodukt zu betrachten, sondern als ein nothwendiges Uebel, dessen die Wirthschaft nicht entbehren kann; deshalb giebt man ihm auch durchweg den schlechtesten Boden, der uns zu Sommerfrüchten zu Gebote steht.

In Hinsicht der Saatzeit ist zu bemerken, daß man den rauhen Hafer, welchen man wegen seines längeren Strohes auf Sandboden baut, im Frühjahr so frühzeitig als möglich, und zwar gleich nach den Erbsen einfährig bestellt. Man säet ihn gewöhnlich oben auf. Wer guten Boden hat, verachtet mit Recht diese Art des Hafers. Eine weit bessere Art des Hafers, der dem weißen in Gewicht und Güte wenig nachsteht, ist der schwarze Hafer. Er verlangt aber auch bessern

Boden, und vorzüglich Moorland. Unter den weißen Haferarten lohnte bey einem zweyjährigen comparativen Versuche der weiße Fahnenhafer schlechter, als der gewöhnliche. Der weiße Hafer verlangt aber zu seinem üppigen Gedeihen eine mehrmalige Beackerung, obwohl man ihm dann doch eine Furche weniger, als der Gerste zu geben pflegt.

Die passendste Saatzeit ist später als die des rauhen Hafers, und folgt unmittelbar auf ihn. Die Stärke der Einsaat richtet sich nach der Güte des Bodens, ist aber auf jeden Fall ungleich stärker, als die der Gerste. Mehrjährige Versuche haben erwiesen, daß untergeackerter Hafer besser gerieth, als der obenaufgesäete, und dieses ist selbst in schwerem Boden der Fall, weßhalb denn auch Länder, die schweren Boden haben, z. B. Niederhessen, wo nicht allgemein, doch größtentheils zu dieser Methode übergegangen sind.

Sobald der Hafer 2 Zoll hoch und höher ist, kann man nicht wohlthätiger auf ihn einwirken, als wenn man ihn kräftig egget; die Walze liebt er in diesem Zustande nicht, und das Eggen ist für ein Behacken, weßhalb es denn auch so vortheilhaft wirkt.

Wenn auch der reine Abdrusch des Hafers von keinem Wirthe gewünscht wird, da das Hafer- wie

das Gerstistroh die Stelle des Heues vertreten, oder dasselbe doch ergänzen müssen, mithin deshalb die Thauröste bey Hafer nicht nothwendig scheint, so ist es dennoch erfoderlich, gerade um gesundes Stroh zu bekommen, daß man ihn auf das Schwad mähet, und einige Tage liegen läßt, ehe man ihn bindet und einscheuert; und hiemit darf um so weniger geeilt werden, je mehr Grünfutter sich unter ihm findet.

§. 6.

Oeltragende Gewächse.

Diese theilen sich in Winter- und Sommergewächse. Die verschiedenen Arten dieser Gewächse, die in Betracht kommen, sind: a) Raps; b) Rübsen; — beyde als Winter- und Sommergewächse — c) *Rota baga*, dichtgesäet; d) Schnittkohl — beyde vor dem Winter gesäet.

Der Raps verlangt unter allen diesen Gewächsen — versteht sich, um einen hohen Ertrag zu geben — den reichsten und tiefsten Boden. Kalktheile, mithin Mergel verlangen sie alle, und nebenbey eine einfache animalische Düngung. Hat man ihnen keinen Mergel gegeben: so verlangen wenigstens jene Wintergewächse eine kräftige Düngung mit Stalldung, und das Hürdelager über denselben her. Die Sommergewächse nehmen schon eher mit der einfachen Düngung vorlieb, geben dann

aber auch nur die Hälfte. Nach Hanf, oder gut gestandenem rothem Klee, bedürfen sie keiner Düngung; jedoch ist dabey kein Vortheil, da man alsdann den ersten Kleeschnitt unterackern muß. Unter allen diesen Gewächsen scheint der Winterrübsen, weil er mit minder reichem und minder tiefem Boden vorlieb nimmt, noch immer am sichersten zu lohnen; doch habe ich gefunden, daß man in Marschgegenden dem Raps allgemein den Vorzug einräumte. Ueber die Rota baga, als Oelgewächs, fehlen zur Zeit noch genugsame comparative Versuche. Der Schnittkohl hat sich jedesmal weichlicher bewiesen, als die übrigen Arten.

Im südlichen Deutschlande und in der Schweiz hat man schon lange dieses Oel-Gewächs gepflanzt, und im nördlichen Deutschlande hat dies hin und wieder Nachahmer gefunden. Es hat dieses das Vortheilhafte, daß man wegen der späten Bestellung vom Lande eine Vorfrucht nehmen kann, und daß er für seine größere Mühe auch besser lohnt, als der breitwürfig gesäete. Der Saame wird auf Gartenbeeten in die Höhe gebracht, und hinter dem Pfluge im 9zölligen Abstande in die Furche gesetzt, die Pflanze selbst muß eben gezogen und die Witterung feucht seyn. Auf die Art kann man den Raps sehr gut nach gedüngtem Boden und nach Hanf bauen, sobald diese vom Lande sind. Beym Rübsen scheint dieses Verpflanzen nicht üblich

zu seyn, und Turbilly, der den Bau desselben in den schweizerischen landwirthschaftlichen Abhandlungen beschreibt, giebt insbesondere einer Art des Rapses mit weißen Blumen, die wir im nördlichen Deutschland nicht kennen, in dieser Hinsicht den Vorzug. Welche Art der Vorfrucht man auch zu diesen Oelgewächsen wählt, so will das Land doch allemal sehr mild und mürbe gemacht seyn, und dann geschieht die Aussaat des Wintergewächses vom Anfange Augusts bis zum 24sten in die frische Furche,*) und bey fruchtbarer Witterung, um auf die Art das zarte Blatt den Erdflöhen zu entziehen. Man säet dieses Gewächs so dicht, als den rothen Klee; eine zu dichte Aussaat ist schädlich, weil alle zu dichtgesäete Pflanzen im Winter erfrieren. Dem breitwürfigen Gewächse kann man nun in seiner Vegetations-Periode nicht weiter zu Hülfe kommen, als daß man die Wasserfurchen gut offen erhält, vorzüglich im Frühjahr, beim Weggehen des Schnees, und daß man den schlechten Stellen mit Ueberstreuen von Kompost nachhilft. Die Erndte des Rübsens fällt 14 Tage vor der Rockenerndte ein; die des Rapses fällt kurz vor der Rockenerndte, oft auch in derselben ein, weil er später reift. Man mähet diese Gewächse in der Gelbreife mit der Se-

*) Für unser Klima viel zu spät. In den ersten Tagen des Augustes muß die Saat bestellt seyn. A. d. R.

stellsense, läßt sie einen Tag auf dem Schwade liegen, und bringt sie dann sofort — dies ist ein höchst nöthiger Handgriff, in 4 — 5 Fuß hohe Miethen zusammen, bey deren Errichtung man die Schoten nach innen legt, und die Stoppeln nach außen, und deren Spitze man mit einem Arme voll dieses Gewächses bedecket, und durch einen Stein gegen das Verwehen sichert. In diesen Miethen bekommt das Saamenkorn eine völlig schwarze Farbe, und gewinnet am Oelgehalt. Wenn diese Miethen einige Tage gestanden haben, so läßt man sie durch je 2 und 2 Arbeiter auf 2 untergesteckte die Tragbahre bildende Stangen, auf das nahe Schlaglacken bringen, und hier wird er ausgedroschen, oder mit Pferden ausgeritten. Sobald dies Geschäft vollendet ist, wird der Acker sofort umgebracht, welches kurz vor Michaelis zum zweyten Male geschieht, wodurch denn alles ausgefallene und aufgelaufene Korn zerstört wird. Die ausgedroschene Frucht wird zu Hause von der Spreu gereinigt, dünn auf dem Boden ausgebreitet, und durch öfteres Umrühren mit Harken gegen das Verderben gesichert.

Das Sommergewächs dieser Oelpflanze verlangt dieselbe Behandlung, dieselbe Mürbheit des Ackers, begnügt sich jedoch mit etwas weniger Dünger. Kurz vor Johanny, mithin gegen die

gewöhnliche Regenzeit, geschieht die Aussaat desselben, welche etwas dichter seyn muß, wie bey der Winterfrucht. Das Ausdreschen geschieht eben so; nur wird man weit öfterer als bey der Winterfrucht genöthigt seyn, wegen der schlechten Witterung ihn einzuscheuren.

Man macht diesem Gewächse mehrere Vorwürfe, die denn auch viele Landwirthe von seinem Bau abhalten. Dahin gehört, daß es einem öfteren Mißrathen unterworfen sey, wozu oft eine zu dichte Saat, der Erdfloh beim Aufgehen und in der Blüthezeit, und der Pfeiffer beym Ansetzen der Schoote die Veranlassung geben; daß er ferner das Land unmäßig aussauge, und durch sein wenig nutzbares Stroh kein gutes Dungmaterial wiedergebe, und daß endlich die Winterfrucht dieses Gewächses wegen ihrer emsigen Vorbereitung zwey ganze Jahre zu ihrer Kultur erfordere. Allein diese Ansichten verlieren Vieles von ihrem Abschreckenden, wenn man das Gewächs selbst nur an der zweckmäßigsten Stelle in der Fruchtfolge einschiebt, und das Stroh nicht verbrennt, wie an vielen Orten üblich ist, sondern es wieder zu Mist verwendet. Das Mißrathen des Gewächses ist auch nicht von der Bedeutung, wie man glaubt; denn es erfolgt einmal nicht so oft, und dann läßt es sich doch früh genug beurtheilen, um es noch bey Zeiten im

Frühjahre durch eine andere Frucht, z. B. durch Gerste, minder fühlbar zu machen. In Ländern, wo die Ausfuhr der Cerealien bey Kettenstrafe verboten ist, muß sogar der Bau dieser Gewächse den Wirth retten, und einen wichtigen Beytrag zur Aufrechthaltung der Handelsbilance eines solchen Volkes liefern, wenn diese nicht schon an sich durch jenes Verbot ganz zerstört ist.

In Gegenden, die bloßen Sand und keinen Mergel haben, darf man sich mit diesen Gewächsen nicht hervorthun. Hier hilft man sich auf folgende Weise: man säet im Herbste die kleine weiße Winterrübe. Diese schoßt im Frühjahr, und bringt Ende July reifen Saamen, dann wird sie sammt der kleinen Knolle aufgezogen und zu Hause abgedroschen, kann aber auch, wenn man will, gemähet werden. Die Erndte davon ist der einer mittelmäßigen Sommerrübsen-Erndte gleich. Diese Methode ist in der Grafschaft Kaunitz-Riedberg und in einem Theile des Münsterschen üblich. Das gewöhnliche Erndteresultat ist ein dortiges Malt, oder 8 Mecklenburger Scheffel kl. Maaße.

Außer diesen Oelgewächsen giebt es noch andere. Dahin gehört der Dotter, wovon die böhmischen Wirthe viel Aufhebens machen. Der Oelsenf, der chinesische Oelrettig, welcher jedoch wegen seiner großen Stauden und des daher

häufig entstehenden Lagerns wenig Liebhaber gefunden hat; endlich die Arachide (arachis hypogaea), und der orientalische Sesam (sesamum orientale), die noch nicht acclimatisirt sind.

§. 7.

Gespinnst-Pflanzen und zwar:

a. Hanf. Er verlangt eine 8 Zoll tiefe, reiche lockere Erdkrume. Hat dieselbe eine starke Sandbeymischung, so ist sie sein Element; aber auch bloßer, jedoch reicher und dabey feuchter Sand läßt ihn gut gedeihen, weil er viel Wasserstoff und viele Wärme verlangt. Deßhalb geräth er auch in gut abgewässerten reichen Mooren vortreflich. Sein vorzüglichster Dünger ist Hoferde, und unter den Düngerarten vorzüglich Pferde-, und nach ihm Schaafmist. Beydes verlangt er aber in großem Uebermaaße. Man kann nicht genug düngen zu diesem Gewächs; auch nicht genug haken und pflügen, deshalb nimmt man ihn gern nach Kartoffeln und Kopfkohl, ganz vorzüglich aber nach rothem Klee.

Der Hanfsaamen muß frisch, d. h. vom vorherigen Jahre seyn, weil der überliegende Saamen wegen der vielen Oeltheile an Keimkraft beträchtlich verliert. Man säet ihn gern in die frische Furche, egget diese recht fein, und bringet dann den Saamen durch Eggen unter. Wo viele Vögel und Tauben sind, muß der Hanfacker von der Zeit der

Aussaat an bis dahin, daß die kleinen Büschel die Schaale abwerfen, gehütet werden, weil hierauf der nachherige, gleichmäßige Stand der Hanfstauden, von deren richtigem Abstande der vortheilhafte Bau desselben abhängt, beruht.

Was die Stärke der Einsaat betrifft, so dürften $2\frac{1}{2}$ Schfl. kl. M. auf 120 Q. R. die angemessenste Aussaat seyn; auf schlechtem Boden muß man mehr nehmen.

Als die beste Saatzeit bewährt sich der Anfang des Mayes. Man geht dadurch den starken Nachtfrösten aus dem Wege und bewirkt, daß sich das Hanfland bezogen hat, wenn Ende Mays und im Juny die gewöhnliche Dürre eintritt.

Da eine einmal niedergedrückte Hanfstaude sich niemals wieder aufrichtet, so sieht man seinem Wachsthume ruhig zu, ohne zu jäten, bis zu der Zeit, wo er reif wird. Sobald aber seine Reife erfolgt ist, wird der männliche Hanf (canabis mas, cannabis florifera, Hanfhahn) mit dem weiblichen saamentragenden Hanf oder Femmel — von femella — (cannabis femina fructifera, Hanfhenne) zugleich aufgezogen, (denn der Hanf gehört zu den Gewächsen mit ganz getrennten Geschlechtern; — plantae dioecae. —) in kleine Bunde gebunden, und in runde Haufen gesetzt, welche man oben gegen die Vögel mit Stroh verwahrt.

Andere haben den Gebrauch, den männlichen Hanf, welcher 3 Wochen früher reif wird, sobald er das Geschäft der Befruchtung der weiblichen Stauden vollendet hat, welches sie daran erkennen, daß der Bast unten am Stengel weiß, und daß er oben gelb wird, besonders aufzuziehen, und den weiblichen Hanf bis zur Reife stehen zu lassen, welches Geschäft man Femmeln nennt; allein es werden eine große Menge weiblicher Stauden hiebey zertreten, und man thut daher wohl, sobald der männliche Halm reif ist, den weiblichen mit aufzuziehen, und behufs des Saamentragens eine besondere Stelle bis zur völligen Reife der weiblichen Stauden stehen zu lassen.

So lange man keine besseren Werkzeuge, als die bisher bekannten bey sich eingeführt hat, welche die Trennung des Bastes vom Stengel bewirken, ist die Hanfröste eine höchst nothwendige Manipulation, weil diese das Harz und den Gummi der Stauden zersetzen muß, und hier hat die Wasserröste einen entschiedenen Vorzug vor der Thauröste, weil sie gelben Hanf, letztere aber dunklen oder schwarzen Hanf liefert, welcher weniger verkäuflich, und vielleicht auch weniger stark ist. Er bleibt 5 bis 8 Tage im Wasser liegen, je nachdem die Luft kalt oder warm, und das Wasser kalkhaltig ist, oder nicht. Man nimmt zur Probe ein Bund heraus,

und versucht, ob sich in der Mitte der Bunde der Bast leicht vom Stengel löset. Ist das, so wird er aus dem Wasser genommen, und 8—14 Nächte auf dem Felde ausgebreitet, und dann an einem trocknen Orte aufbewahrt. Beim Einfahren muß er so trocken als möglich seyn. Die hierauf folgenden Proceduren sind in den verschiedenen Gegenden auch sehr verschieden. Gewöhnlich breitet man ihn auf der Dreschdiele aus, wie jede andere Frucht, die zum Dreschen angelegt wird, legt einen Wiesebaum in der Länge darüber her, welcher das Verzotteln verhütet, und bewirkt mit den Dreschflegeln das erste Zerschlagen der Hanfstängel zu beyden Seiten jenes Baumes, und endlich nach Verrückung des Baumes auch da, wo dieser gelegen hat; hierauf geschieht das Risten, welches die zum Theil noch fest hängenden Theile des Stengels vom Baste noch mehr absondert, bey welcher Gelegenheit der Hanf in Risten abgesondert und zusammengedrehet wird. Hierauf wird er an einem sonnigen Orte ausgebreitet, und dann sofort gebrachet, und hierauf geschwungen, welches ihn wieder von den durch das Brechen gelöseten Unreinigkeiten, oder sogenannten Scheeven reinigt. Nach diesen Handgriffen fährt man damit in die Boke-Mühle, wo er unter den Stämpeln diejenige Weichheit erhält, die ihn erst recht verkäuflich macht. Eine Person wendet

von Zeit zu Zeit die Bunde unter den Stämpeln um, und eine andere nimmt diese Bunde, und schüttet die daran sich abgesonderte Unreinigkeit aus. Nach dem Boken wird er noch ein Mal geschwungen, und nun ist es diejenige Waare, die für Seiler brauchbar ist, oder roher Hanf, sogenannter Strehnhanf. Wenn man den Hanf zu diesem Zwecke baut, so überhebt man sich vieler Procedu-ren, die noch erfoderlich sind, um ihn zum Gespinnst zu bereiten; dahin gehört das Durchstoßen des Hanfs, und das mehrmalige Hecheln. In anderen Gegenden, wo man die Sache nicht so genau nimmt, wo man dann aber auch nicht die Freude an seinem Manufact hat, sind diese Handgriffe sehr vereinfacht. Hier röstet man ihn Monate lang auf dem Acker, nachdem man den Saamen abgedroschen hat, stellt ihn dann in den Backofen, um ihn völlig auszutrocknen, und nun schreitet man sofort zum Brechen, mittelst der gewöhnlichen Flachsbrecke, und zum Schwingen, und so muß er zu Seilerwaare gut seyn. Bessere und leichtere Verfahrungsarten müssen wir von Lee's Hanf- und Flachsmaschine, welche bereits in der Eisengießerey in Berlin zu haben ist, erwarten. Denn es ist sehr wünschenswerth, daß jede Nation neben der Körnerproduction sich auf Nebenzweige lege, die ihre Nebenstunden, und vorzüglich die Winterzeit reich-

lich bezahlt machen, wie Brabant den Raps hat, Flandern, Hannover und Hildesheim den Flachs, die Mosel- und Rheinbewohner den Weinstock, und das Elsaß und Osnabrück den Hanf.

b. Flachs. Dieser verlangt ebenfalls jenen milden Boden des Hanfs, nur weniger reich, und allenfalls weniger tief. Das souverainste Mittel zu seiner Erzielung ist, ihn nach rothem Klee zu bauen, diesen zu mergeln oder zu kalken. Nimmt man statt der gut gestandenen Kleenarbe gewöhnlichen Dreesch, so verlangt dieser noch das Hürdelager, und dieses verlangt er auch eben so wohl, wenn der Boden an sich arm, und der rothe Klee schlecht gestanden hat. Mit Mist oder eigentlichem Stalldung, er heiße wie er wolle, darf man dem Flachse durchaus nicht kommen, obwohl dieses genug geschieht. Was die Fruchtfolge anbetrifft, in welcher der Lein am besten gedeiht, so nimmt man ihn außer dem Klee am liebsten nach Kartoffeln, gedüngten Bohnen, Erbsen, Rübsen. Uebrigens kann er selbst auf eine regulaire Fruchtfolge keinen Anspruch machen, weil alles so schlecht nach ihm gedeiht; weil er selbst immer nur einen kleinen Theil des Ganzen ausmachen kann, und weil er endlich sogar einige Gefahr für seinen Bau mit sich führt, indem er oft und gar zu leicht die

Wucherblume ins Land bringt. Man unterscheidet 3 Epochen seiner Aussaat, die ganz frühe, mittlere oder späte, oder die des hundertsten Tages,*) des 15ten Mays und des 24sten Juny. Bey der ersten findet er die Winterfeuchtigkeit, und gewährt das Angenehme, daß er schon bey Seite ist, wenn eiligere Arbeiten anfangen. Er leidet aber sehr leicht von zu starken Nachtfrösten, bleibt dann kurz, und giebt nur wenig Saamen. Die zweyte leidet gewöhnlich von der Dürre, die Ende Mays und Anfange Junys eintritt, und bleibt dann ebenfalls nur kurz; er giebt aber in der Regel vielen Bast und reichlichen Saamen, und ist, wenn ihn die Dürre nicht zu sehr aufgehalten hat, bey eintretender Rockenerndte bey Seite. Diese Epoche bleibt immer die sicherste. Die dritte giebt gewöhnlich den längsten Flachs, und verlangt auch allererst Arbeit, wenn die Erndte vollendet ist, aber man kommt doch mit ihm zu tief in den Herbst, und es ist schwer, ihn trocken zu bekommen.

In Hinsicht der Bollen unterscheidet man vorzüglich 2 Arten, den gewöhnlich geschlossen bleibenden Lein, und den Klinker, dessen Bollen sich bey der Reife öffnen, oder mit einem Tone aufspringen. Dieser letzte bleibt kurz, giebt aber ein sehr feines Gespinnst.

*) Nach Neujahr. A. d. R.

Was die Stärke der Einsaat betrifft, so giebt bey gleicher Keimkraft des Saamens eine dünne Aussaat, allemal eine dickhalmige Staude und grobes Gespinnst, und der mäßig dick gesäete Lein giebt einen seidenartigen Flachs. Die gewöhnliche Stärke der Einsaat ist 2 Schfl. kl. M. per 120 Q. R., oder 1 Faß per 15 Q. R.; man wird sich aber nicht täuschen, wenn man diese Einsaat noch etwas verstärkt. Zur Conservation der Keimkraft des alten Saamens ist es gut, ihn ungedroschen in den Bollen liegen zu lassen, und den gedroschenen mit Asche vermischt, aufzubewahren. Sobald der Saamen in der Erde und fein geegget ist, läßt man sofort die Walze folgen. Diese Procedur hat sich bey den rechten Flachsbauern jederzeit schon bewährt gezeigt, und zwar nicht bloß auf Sandboden, sondern auch bey lehmigter Krume, weil der Saamen in dem Erdreich fest gedrückt, und dadurch seine Keimkraft befördert wird. Die Sache ist auch nur dann gefährlich, wenn ein Platzregen folgt, indeß durchbricht der Lein dann dennoch die über ihm gebildete Kruste. Das nachherige emsige Jäten des Flachses ist unerläßlich; weiter kann man ihm aber dann bis zum Aufziehen nichts anhaben. Wenn er aufgezogen ist, wird der zur Wasserröste bestimmte Flachs durch die eiserne Raufe (Repen) von seinen Bollen befreyt, und sofort in das Wasser eingelegt,

und mit Holz und Steinen niedergedrückt. Um den Effekt dieser Wasserröste zu vermehren, und um die Absonderung des Harzes und Gummi in den Stauden zu befördern, hat man es heilsam befunden, in der Wasserröste vor dem Einlegen des Flachses ein Gemisch von 3 Pfund ungelöschten Kalk und 12 Pfund guter Holzasche mittelst beständigen Umrührens aufzulösen, und dann sofort den Flachs einzulegen. Indeß verlangt diese Procedur dann noch mehr Aufmerksamkeit in der Prüfung der Gahrheit des Flachses, welche dadurch beschleunigt wird. Die Wasserröste giebt gelben Flachs; die Thauröste aber wie beim Hanf, rauhen. Letztere hat aber das voraus, daß sie vorzüglich reifen und schönen Saamen gewährt, mithin dem theuren Ankauf des Leinsaamens ein Ende macht. *) Bey der Wasserröste wird der Flachs, sobald er gahr ist, noch 8 — 14 Tage ausgebreitet, und völlig ausgetrocknet eingescheuert; bey der Thauröste wird er nach der ersten Abtrocknung nach Hause gebracht, und durch Abdreschen oder Repen

*) Dies scheint voraus zu setzen, daß der ungerüffelte Flachs in die Röthe gebracht wird. Dies ist aber wenigstens, so viel mir bekannt ist, bey uns nicht im Gebrauch. Der Flachs wird allemal, ehe er in die Röthe kommt, gerüffelt, (gerähpelt) sey es bey der Thau- oder Wasser-Röthe. A. d. R.

von seinen Bollen befreyt; dann aber wieder auf dem Felde hingebreitet, bis die völlige Gahrheit und Austrocknung bewirkt ist. Die übrigen Handgriffe, die dieses Gewächs erfodert, gehören für Hausfrauen; es sey denn, daß in der Folge die Maschine des bekannten Lee die Veranlassung geben möchte, daß auch der Landwirth selbst, wie billig, sein Augenmerk auf die seidenartige Bereitung des Flachses zu richten für gut finden möchte.

§. 8.

Gewächse mit Schmetterlingsblüthen. — Diadelphisten. L. — und zwar:

a. Pferdebohnen, Schiffbohnen oder Saubohnen. Diese verlangen vielen und frischen Dünger, und durchaus schweren Boden. Unter dieser Bedingung gewinnen sie jeder anderen Hülsenfrucht den Rang ab, weil sie dann ganz vorzüglich lohnen; mit ihren hohen Stengeln den Boden zertheilen, und eine Gährung desselben unter sich bewirken, und mithin dem Acker eine vorzügliche Vorbereitung zum Weitzen sind. Da sie im Frühjahr unter allen Früchten am zeitigsten in die Erde kommen, so muß die Beackerung dazu wo möglich zweymal schon im Herbste geschehen. Im Frühjahr wird dann, sobald der Acker trägt, das Düngen und die fernere Beackerung vorgenommen, und im März

wo möglich noch zur Aussaat geschritten. Man darf die nachfolgenden Nachtfröste nicht sonderlich fürchten; denn man erhält doch immer mehr Korn, obwohl kürzeres Stroh von den frühgesäeten, als von denjenigen, die spät gesäet werden. Die angemessenste Stärke der Einsaat dürfte, vorausgesetzt, daß man guten Bohnenacker vor sich hat, 1 Schffl kl. M. per 60 Q. Ruthen seyn; aber die Bohne will mehr, wie irgend eine andere Frucht gedrillt seyn, und dann kommt man im vorliegenden Falle mit dem Drittheile der Aussaat aus; denn sie gerathen am besten im 18zölligen Abstande der Reihen, und mit der Kartoffelhacke, oder mit dem doppelten Streichbrettpfluge behackt. Dies wissen die hannöverischen Bauern im Amte Kalenberg und Blumenau so gut, daß sie sich die Mühe nicht verdriessen lassen, ihre Feldbohnen mit dem Bohnentreter in die Erde zu bringen; nur den richtigen Abstand der Reihen, und daß sie behackt werden müssen, scheinen sie nicht zu ahnden. Weit besser ist aber das Drillen derselben mit dem kleinen Bohnendriller, und noch besser mit dem Bohnendrillpfluge, doch sind auch die größeren Drillmaschinen dazu eingerichtet.

Um zu vermeiden, daß die Bohne in ihren Schoten keine Flecke bekommt, mähet man sie, ehe

sie völlig reif sind, denn sie reifen nach; läßt sie einige Tage im Schwade liegen, dann in kleine Bunde in Strohseile binden, und in Hocken stellen, welche jedoch wenigstens 8 Tage, und bis zu ihrer Austrocknung stehen bleiben müssen, ehe sie eingefahren werden. Sie sind doppelt so nährend, als Hafer, und übertreffen selbst die Gerste um die Hälfte, und dies ist erklärlich, da der seelige Einhoff bey der chemischen Analyse der Bohne einige nicht erklärliche Substanzen entdeckte, die er animalische Substanzen nennt. Bey der Schweinemast sind sie geschrooten, vorzüglich in der Wein- und Essiggährung die vorzüglichste Mastung; jedoch pflegen sie sie nur die ersten 14 Tage gern zu genießen, nachher sind ihnen Erbsen wohlschmeckender, und diese sind auch im Winter bequemer zu füttern, da man sie trocken giebt, wo sie folglich nicht einfrieren können.

b. Erbsen. Diese verlangen einen starken Boden; auf bloßem Sande gedeihen sie, auch gedüngt, gar nicht, sobald aber die Kalkbeymischung erfolgt, mithin sobald der sterile Sandboden gemergelt ist, liefert er Erbsen von 4, 8 bis 14 Fuß, welche jedoch mehr als gute Futtererbsen, nicht als Kocherbsen Werth haben, weil sie spät reifen, und viele grün bleiben. Bey nicht gemergeltem Boden, wenn er sonst nur für sie paßt, kann man sich ihr

Gerathen dadurch sichern, daß man den Mist über her fährt, nachdem sie bereits völlig bestellt sind. Natürlich setzt dieses eine nicht zu regnigte Witterung und einen nicht zu tiefen Boden voraus; denn die Absicht ist dabey allein, ihnen Nahrung und Feuchtigkeit zugleich zu geben, indem der lange Mist die Feuchtigkeit lange unter sich bewahrt. Auf nicht abgewässertem Boden gedeihen sie durchaus nicht; nur Hafer nimmt damit vorlieb.

Sie verlangen bey der einjährigen Stoppel, mithin in der Folge nach Hafer und Gerste, nur eine Furche. Sie werden dann auf die Stoppel gesäet und untergeackert. Bey länger gelegenem Acker, also in zweyter Saat nach Rocken und Weitzen — wo mithin das Land zwey Winter und einen Sommer gelegen hat, müssen sie 2 Furchen haben, und dieß mag gleich die Ursache seyn, weßhalb man sie gegen die Regel sogar, im Nachschlage baut.

Daß die Erbse, sobald sie 2 Zoll über der Erde ist, — versteht sich, daß sie dann nicht mit langem Mist überdüngt seyn darf — ein kräftiges Durcheggen liebt, welches als eine Art der Behackung anzusehen ist, haben mehrere comparative Versuche bewiesen; andere wollen Nutzen vom Walzen verspürt haben, welches man auf sich beruhen läßt. *)

*) Ist der Boden nicht zu feucht, so ist auch bey dieser Frucht das Walzen von großem Nutzen.
A. d. R.

Was die Stärke der Einsaat betrifft, so muß diese eher zu schwach, als zu stark seyn, wenn man sie des Körnerertrages wegen baut, und 100 Q. R. scheinen das angemessenste Maaß für den kleinen Scheffel zu seyn. Zu Schaaffutter bestimmte Erbsen verlangen das Doppelte an Aussaat.

Sie werden mit der Grassense gemäht — an einigen Orten auch mit dem Seget (einer kleinen Sense mit kurzem Stiele, wobey der Führer in der Hand einen mit einem Haken versehenen Stock führt) —, bleiben bis zu ihrer völligen Abtrocknung so in dem Schwade liegen; alsdann werden sie bey gutem Wetter gereihet, und wie das Heu eingefahren. Das Binden der Erbsen scheint ein übler Gebrauch zu seyn.

c. Wicken. Sie verlangen einen starken Boden, dem es an Dünger nicht mangelt.*) Ein mäßiger Grad der Feuchtigkeit ist ihr Element; deshalb darf man ihnen mit Sandboden nicht kommen; es sey denn, daß man ihn gemergelt hätte. Man baut sie um des Heues und des Kornes willen. Die man um des Heus willen für Kühe und Schaafe baut, werden mit gutem Erfolge in dem Schlage gezogen, der im nächsten Herbste mit Winterung bestellt wird,

*) Auch in sehr mäßigem Sandboden, wenn er nur gut gedüngt ist, schlagen sie nicht fehl. A. d. R.

sie kommen dann in den frischen Mist, sobald dieser gegen Johannis abgefahren ist, und sind doch im August mähbar; denn man bringt sie ab, wenn sie in voller Blüthe stehen. Bloß zu Pferdefutter läßt man sie etwas länger stehen, und Schoten ansetzen. Behufs der Heuproduction nimmt man ihre Körneraussaat etwas stärker, als die der Erbsen. Bauet man sie aber zum Reifwerden, so nimmt man ein Drittheil weniger; dann werden sie freylich etwas früher und gleich nach den Erbsen gesäet, indeß gerathen doch die im May gesäeten Wicken meistens besser, als die Ende Aprils gesäeten. Durch das Wickheu, welches man dem Kleeheu gleich schätzt, kann man das Vieh so verwöhnen, daß man es erst wieder durch Hunger zum Wiesenheu gewöhnen kann.

§. 9.

Fruchtfolge.

Die Wahrnehmungen, wie diese verschiedenen Früchte in ihrer Reihefolge am besten gedeihen, und wie die Kraft des Bodens dabey am längsten erhalten wird; endlich aber, wie man dabey die Beackerung erleichtere, haben die Lehre vom Fruchtwechsel herbeygeführt.

Das Princip dabey ist: „dünge gleich im Anfange der neuen Fruchtfolge stark — so stark als möglich —; nimm aus dem

frischen Dünger solche Früchte, die sich nicht lagern, und die eine kräftige Auflockerung verlangen, damit der Boden für die ganze Fruchtfolge rein und mürbe gemacht werde; wechsle dann beständig mit Cerealien, Schotenfrüchten und Klee ab; laß bald, recht bald auf den Viehdünger einen Pflanzendünger folgen, insbesondere untergeackerten rothen Klee, und komm endlich dem Ganzen — dein Boden sey Kies, Sand oder Lehm — sobald als möglich mit Mergel zu Hülfe. Dann wird dich die Natur nie täuschen, — der Boden nie seine Dienste versagen, nie Schmacht- nie Lagerkorn liefern, sondern für dich und die Nachkommenschaft arbeiten. Du wirst dich im Frühjahr über deine Saat nie vergeblich freuen; denn sie wird leisten, was sie verspricht."

Sind jene Regeln befolgt, ist nur die Natur jedes Gewächses beobachtet, was sie als Vorfrucht haben will, so ist es höchst gleichgültig, was für Früchte man wählt. Man wählt dann, was man in seinem Haushalte bedarf, und wie es zum Viehstapel paßt. Da ist so wenig ein Leisten, an den

man gebunden ist, so wenig die Natur selbst einen Leisten in ihren Operationen kennt.

Dieses vorausgesetzt, würde nun die Fruchtfolge aller dieser Gewächse, unter Beziehung auf das Gesagte, etwa folgende seyn:

a. Behackte Brachfrüchte, stark gedüngt. Für die großen Schläge aber nur Kartoffeln, Runkelrüben, rota baga, weißer Kohl, Tabak, und den Rest Wicken zum Reifwerden.

b. Gerste mit untergesäetem rothem Klee — auf den schlechteren Stellen Hafer mit diesem Futterkraute. —

c. Rother Klee zu Heu und zum Grünfutter für die Pferde, oder bey der Stallfütterung auch für Ochsen und Kühe. Unter dem 53sten Grad Norderbreite wird man meistens seinen Vortheil dabey finden, gleich im August den zweyten Schnitt einfährig mit dem Pfluge vorsichtig unterzubringen. Wo das Klima etwas günstiger ist, und wo man Gyps hat, kann man den zweyten Schnitt erst abnutzen, und den dritten als vegetabilische Düngung anwenden. Auf Stellen, wo er schlecht steht, muß er bey Zeiten umgebrochen werden, mehrere Furchen und Dünger haben, oder er muß mit Wicken, oder mit Buchweitzen, je nachdem seine Mischung ist, Behufs der Unterackerung besäet werden.

d. Weitzen.

e. Erbsen zum Reifwerden, wenn der Acker reich genug ist; sonst Wicken zu Heu

f. Rocken, wo möglich nach zweymaliger Beackerung. Im Frühjahr weißer Klee mit ein Drittheil rothem, stark eingeeggt zur Weide.

g. Weide; h. Weide; i. Weide. Keine reine Braache.

Wir haben hier ein neunschlägiges Wechselsystem mit Weide, und Stallfütterung der Pferde, und wenn man will, auch der Ochsen. Das Mergeln geschieht in dieser Rotation nach Weitzen, vom August des einen Jahres bis zum Frühjahr des andern, also zu Erbsen. Liegt das Gut in mehreren Schlägen, so schiebt man den Rübsen nach Klee ein. Die Fruchtfolge ist dann folgende:

1. Behackte Braachfrüchte. 2. Gerste. 3. Klee. 4. Rübsen. 5. Weitzen. 6. Erbsen. 7. Rocken. 8. 9. 10. Weideklee. Der ganze erste Kleeschnitt wird in dieser Rotation als vegetabilischer Dünger verwandt, und bezahlt sich reichlich. Ist die Zahl der zu einer Rotation, d. h. zu dem Zeitraume von einer Hauptdüngung mit Stallmist, bis zur andern, bestimmten Schläge geringer, so muß der Düngerhaufen allemal größer seyn, und die Fruchtfolge würde nun seyn: I. Bey 4 Schlägen — denn das Dreyfeldersystem laborirt nach gerade und mit

Recht an einer allgemeinen Verachtung — 1) Hackfrüchte; 2. Gerste und Hafer mit Klee; 3 Klee; 4. Weitzen. Wenn man bey diesem Systeme, welches sich ohne separate Außenweide lediglich zur Stallfütterung eignet, nicht den Kleeschlag in zwey gleiche Hälften theilt, die eine Rotation um die andere abwechselnd mit Klee und Wicken bestellt werden, so hat der Kleebau ein Ende, ein schreckliches Ende; denn der rothe Klee will das nicht; er wird von Würmern verzehrt, statt von den Thieren des Hauswirths verzehrt zu werden.

II. Bey fünf Feldern ist die Fruchtfolge etwa: 1) Braachfrüchte; 2) Gerste oder Hafer mit Klee; 3) Klee; 4) Weitzen oder Rocken; 5) Erbsen und Wicken zum Reifwerden, oder zu Heu.*)

III Bey einem sechsfeldrigen Turnus würde man haben: 1. Behackte Braachfrüchte; 2. Gerste oder Hafer mit Klee; 3. Klee; 4. Weitzen; 5 Erbsen; 6 Rocken. Will man mit dieser sechsschlägigen Wirthschaft Weidegang verbinden, so muß der Schlag 4, nämlich der Weitzen mit weißem Klee eingesäet werden; eigentlich paßt sich aber der Weidegang nur für die 7 und mehrschlägige Wirthschaft — je mehr je lieber, und die Sache ist leicht,

*) Auch hier würde, um sicher zu fahren, Nr. 3 nur halb mit Klee und halb mit Weitzen zu bestellen seyn. A. d. R.

sobald man sein Land gemergelt und im Stande hat, und keinesweges kostbar; denn man braucht nur jeden seiner Schläge, soviel man deren hat, in zwo Hälften zu theilen, so ist die Sache geschehen. Aber je weniger man ihrer hat, um so mehr ist man gezwungen, den Bau der Cerealien einzuschränken, und mithin Klee auf Kosten der Hauptfrüchte zu bauen, und an Rübsen ist bey wenigen Schlägen auch nicht zu denken. Sonst ist es nicht zu tadeln, die Kleeweideschläge nur wenige Jahre liegen zu lassen, weil die Weide mit den Jahren immer schlechter wird. Alles kommt aber bey dieser Angelegenheit auf den Uebergang an, daß man dabey im ersten und selbst noch im zweyten Jahre keinen Rückschlag an Cerealien bekommen, und mithin nicht sein nachheriges glückliches Geschick durch ein voraufgehendes Mißgeschick bezahle, und deßhalb muß man ganz von der vorher aufgestellten Regel des Fruchtwechsels, die Krume stark mit Mist zu befahren, sie gleich im Anfange durch Braachfrüchte kräftig zu lockern, nachher aber recht bald mit Pflanzendünger und Mergel ihm zu Hülfe zu eilen, gänzlich abgehen; bey der alten Ordnung der Dinge bleiben, und mittelst eines Fehlers, den der strenge Wechselwirth nicht gut heißen kann, zu der fehlerlosen Ordnung übergehen. Und diese alte Ordnung ist: „man mergelt seine reine Braache,

wie bisher, besäet sie zweytens im Herbst mit Weitzen und Rocken, nimmt drittens — hier ist der Fehler, — Gerste mit untergesäetem rothem Klee, hat viertens Klee, fünftens einjährig Weitzen, sechstens Erbsen, siebentens Rocken, achtens ꝛc. Weideklee; nimmt die Weideschläge mit starkem Viehdünger wieder auf, und ist nun völlig in der Ordnung. Der schwere Boden wird auf die Art durch den Mergel gleich zu Anfange der Rotation — vorausgesetzt, daß er abgewässert ist, — milde und reich, und bloß bey ihm ist die Sorge, daß man Lagerfrucht erhalte; aber er ist fähig gemacht, einfurchig zu tragen, was er vorher nicht war, und was er doch muß. Der arme Kies- und Sandboden sind gleich zu Anfange der Roulance, wenn sie nur nicht unendlich tiefen, losen Sand unter sich haben, und mithin Scheinstellen sind, von einem todten Wesen zu einer üppigen Vegetation erhoben, die keiner Frucht ihre Dienste versagt; das Mißrathen der Cerealien und Futterkräuter hintertreibt, mithin dem Futtermangel ein Ende macht, und verhältnißmäßig eben so reich aus dem überstandenen Fruchtwechsel hervorgeht, als es der Lehmboden thut. Auf die Art gelangen wir zu einem Feldbau, der nicht erst die Kritik zu bestehen braucht, und die Beobachtungen späterer Zeitalter.

Ueber das Tüdern des Rindviehes und der Pferde, oder Beschreibung einer wirthschaftlichen Verfahrungsart die Viehweiden doppelt so hoch zu benutzen, als sie gewöhnlich benutzt werden.

Es ist eine in Jütland und überhaupt im Königreich Dännemark schon lange gebräuchliche, im Holsteinischen aber unbekannte Art, das Vieh auf der Weide zu tüdern; das heißt: dasselbe durch einen, an einem in der Erde eingeschlagenen Pfahle befestigten Reif, festzubinden und so weiden zu lassen. Weil der Nutzen aber so sehr bedeutend ist, so will ich meine in diesem Sommer 1817 darüber gemachte, Erfahrung mittheilen, wodurch sich ein jeder von dem großen Nutzen in Ersparung an Weide überzeugen kann. Zur Weide hatte ich bestimmt, 140 Tonnen Land, 2 Tonnen zu 240 Ruthen für 108 Stück Vieh, und wollte meine 24 Pferde auf dem Stalle behalten. Die im Frühjahr d. J. immer steigenden Kornpreise und besonders des Hafers, der hier mit 11 und 12 Mark pr. Centner

bezahlt wurde, veranlaßten mich darauf zu denken, wie es wohl möglich sey, die Pferde wohlfeiler im Sommer zu ernähren, als mit Hafer, den ich kaufen sollte. Ich entschloß mich daher, sämmtliches Vieh zu tüdern, und zwar auf obige 140 Tonnen Land außer den 24 Pferden noch, 117 Stück großes Hornvieh. Durch diese Verfahrungsart bezweckte ich nun, daß ich nicht allein für alles dieses Vieh beständig sehr reichliche Weide hatte, sondern ersparte von dieser Weide noch so viel, daß ich 140 Fuder schönes Dreschheu noch außerdem davon eingewonnen habe, wobey ich noch hinzufügen muß, daß wenn ich nicht besorgt gewesen wäre, die Weide möchte zu knapp werden, ich gerne noch wohl 10 bis 20 Fuder Heu mehr hätte eingewinnen können. Beim gewöhnlichen freyen Weidegang hätte ich für diese 117 Stück Vieh à $1\frac{1}{4}$ Tonnen pr. Stück $146\frac{1}{4}$ Tonnen, und für die 24 Pferde à $1\frac{1}{2}$ Tonnen, 36 Tonnen und im Ganzen also $182\frac{1}{4}$ Tonnen Weide haben müssen. Ich habe aber nur 90 Tonnen Land gebraucht, da ich 50 Tonnen davon gemähet, also ungefähr nur die Hälfte, und ich bezweifle, daß das Vieh beym freyen Weidgang auf $182\frac{1}{4}$ Tonnen Land so viel Gras gehabt hätte, als sie auf diese Art hatten. Der Ertrag der Milch giebt den besten Beweis von der reichlichen Weide. Es waren nemlich unter oben angeführten 117 Stück Vieh, 111 Melk-

kühe, die ich benutzte, wovon 9 das Kalb verworfen und 20 fehr, *) übrigens aber von guter Beschaffenheit und gut gefüttert waren. Diese gaben im Monat Juny 12564 Kannen Milch im July 14400 und im August 12584 Kannen. Dieser Ertrag war bey der fehlerhaften Beschaffenheit von mehr als dem vierten Theil des Viehstapels immer sehr gut, und ich bin sehr damit zufrieden.

Daß die Sache mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden, ist unleugbar, und besonders ist dies der Fall im Anfange, ehe Menschen und Vieh daran gewöhnt sind, und zwar erstere daher weil sie im allgemeinen jede neue Einrichtung nicht allein scheuen, sondern gewöhnlich auch dazu beytragen, sie so zu erschweren, daß man sie aufgeben soll. Findet sich nun bey einer neuen Einrichtung noch besonders mehr Mühe und Arbeit, so wie es bey dieser Verfahrungsart denn ganz besonders der Fall ist, so ist es gar schlimm, und es gehört unendlich viel Geduld und Mühe dazu, die Sache erst in Gang zu bringen, weil im Anfange das Vieh auch nicht daran gewöhnt ist. Die Kühe sind, wie ein jeder weiß, der damit umgeht, ohnehin von Natur sehr widerspenstig, lassen sich, wenn z. B. eine in den Graben gefallen ist, lieber todt schlagen, ehe sie sich

*) Jüst. A d. R.

selbst heraushelfen; wenn sie es auch könnten. Aus dieser Ursache machen sie zuerst beym Tüdern und besonders beym Tränken unendlich viel Mühe, und geberden sich sonderbar dabey. Man muß sich aber keine Mühe verdrießen lassen, da es mit jedem Tage besser geht, und man diese Mühe so gut belohnt erhält. Mit Pferden geht es viel leichter, da diese am führen und Tränken gewöhnt sind, statt, daß die Kühe zuerst fast jede einzeln nachgejagt werden müssen, wenn sie zur Tränke geführt werden sollen.

Das dazu nöthige Geschirr besteht in einer Art von Halfter, die dem Viehe am Kopfe befestigt, wird; daran ist ein Reif, 24 Fuß lang, in dessen Mitte sich ein Wirbel von Holz befindet, geknüpft, der an einem, einen Fuß langen, in die Erde geschlagenen Pfahl, befestigt ist, um den das Vieh nun im Zirkel herumgrasen kann. Dieser Pfahl wird, so wie die Stelle abgefressen ist, 6, 8 oder 12 Fuß weiter nach dem noch nicht abgeweideten Grase hin, geschlagen, so wie das Vieh Gras nöthig hat, und dies alle Tage vier bis fünfmal wiederholt. Eine feste Regel läßt sich natürlich darüber nicht bestimmen, weil dies lediglich von der Güte der Weide abhängt. Auf einer sehr guten Weide ist es hinlänglich wenn der Pfahl fünfmal des Tages, jedesmal 6 Fuß weiter fortgeschlagen wird. Zu oft

kann man nicht umtüdern, weil, wenn es recht oft geschieht, das Vieh jedesmal frisches Gras bekömmt, und es dann auch dies Gras nicht so sehr kahl frißt, das sodann um so leichter nachwächst, statt, daß eine ganz kahl abgeweidete Stelle bey recht heißen Tagen so verbrannt werden kann, daß sie im ganzen Sommer nicht wieder begraset. Getränkt muß jedes Stück Vieh des Tages zweymal werden. Dazu wird das Vieh losgetüdert und mit dem Tüderreif nach dem Wasser gebracht. Zuerst geht dies nur mit einer Kuh an, in der Folge kann man schon zwey nehmen, und im Dänischen soll ein Kuhhirte 10 Stück zur Zeit, die eine an die andere befestigt, zur Tränke bringen können. Doch so gelehrig sind meine Kühe im ersten Jahre noch nicht geworden, da wir es mit zwey Stück zur Zeit bewenden lassen mußten. In der ersten Zeit gebrauchte ich zum Tränken jedesmal wohl 8 bis 10 Leute, weil eine jede Kuh nachgejagt werden mußte; allein dies können auch Jungen und Frauen thun; doch als sich die Kühe und Menschen allmählich besser daran gewöhnten, konnte ich die Zahl der Helfenden immer verringern, bis ich zuletzt zum Umtüdern, außer dem Kuhhirten nur einen Jungen von 12 Jahren, und zum Tränken derselben noch außerdem einen Knecht dazu nöthig hatte. Zu den Tüderreifen habe ich gewöhnliche hanfne

Reifen von der Dicke eines gewöhnlichen Sielenstrangs gebraucht, diese bedung ich pr. Pfund zu 6½ ßl. und gebrauchte zu 140 Stück Vieh 238 Pf, welche 96 Mark 11 ßl., für ein jedes Stück Vieh also circa 11 ßl. kosteten. Diese ließ ich darauf in Theer kochen. Zu dem eigentlichen Halfter kann man alte Reife gebrauchen, welche ich auch zu 1 ßl. für jedes Stück rechnen will, so daß die Reife, die zum Tüdern einer Kuh gehören, ungefähr 12 ßl. kosteten, ohne den Theer zu rechnen. Das zum Halfter noch nöthige Holz so wie die hölzernen Wirbel, damit der Reif sich nicht zusammendreht, kann man sich leicht selbst machen. Diese Reife sind eigentlich nur für ein Jahr brauchbar zum Anbinden des Viehes, doch kann man sie nachmals zu den an den Halftern nöthigen Reifen, so wie auch noch zu Sielensträngen gebrauchen. Im Dänischen werden pferdehaarne Reife gebraucht, die 2 bis 3 Jahre halten sollen.

Man hatte mich besorgt gemacht, daß das Vieh in den heißen Hundstagen sehr viel Unglück anrichten, sich losreißen, immerfort rund um laufen und sich dabey so erhitzen würde, daß manche sterben müßten. Ich fürchtete dies wirklich auch selbst, allein zu meiner und aller Leute Verwunderung, die das Benehmen des Viehes in den heißesten Mittagsstunden beobachtet haben, ist nichts

von dieser Prophezeihung wahr geworden; sondern ganz gegen unsere Erwartung war das Vieh auch dann, so lange es am Tüder fest stand, immer ganz ruhig. Wenn sie aber an so heißen Tagen getränkt, und daher los gemacht wurden, kostete es mehr Mühe als gewöhnlich, da sodann wohl mal eine Kuh weglaufen wollte, und bey der Gelegenheit wohl den Kerl, der sie führte, rund herum riß. Doch ist mir auch nicht eine einzige beim Tüdern zu Schaden gekommen. Um dies aber zu verhüten ist es durchaus nothwendig, daß in den ersten 14 Tagen bis 3 Wochen bey einem Stapel von 100 Stück Vieh beständig Tag und Nacht wenigstens zwey Leute, worauf man sich sicher verlassen kann, beständig sehr genaue Aufsicht dabey haben müssen, damit wenn sich das Vieh im Tüderreif verwickelt, welches sehr oft im Anfange geschieht, diese sogleich bey der Hand sind, um es wieder in Ordnung zu bringen.

Ein besonderer Vortheil bey der Tüder-Wirthschaft soll noch der seyn, daß fast nie eine Kuh fehr bleiben soll, welches mir ein wahrhafter Mann versichert hat, der mehrere Jahre von 200 auf dem Tüder gewesenen Häuptern oft gar keine, oder doch nur eine oder zwey fehre Kühe gehabt hat. Die Bollen werden nicht getüdert, sondern gehen los zwischen den Kühen herum.

Einige Schwierigkeiten finden sich noch beim Melken der Kühe, die darin bestehen, daß, weil jeder Tüderreif 1½ Ruthen lang ist, eine jede Kuh von der andern 3 Ruthen entfernt stehen muß, damit sie sich nicht berühren können, welches sehr in Acht genommen werden muß. Soll nun ein Mädchen 20 Kühe, wie gewöhnlich, melken, so ist die Entfernung von der ersten bis zur letzten, weil sie in einer geraden Linie stehen müssen, 60 Ruthen lang. Das Mädchen müßte also den immer voller werdenden Eimer 30 Ruthen wegtragen. Das geht nicht. Um dies nun abzuändern, ist es nöthig, daß mehrere ledige Eimer da sind, welche die doch zum Tüdern nöthigen Leute mitnehmen müssen, und so dürfen die Eimer nicht so voll gemolken werden, als wenn jedes Mädchen nur 2 Eimer dazu hätte. Auch müssen diese anderen Leute die Eimer, so wie sie voller gemolken werden, immer fortsetzen helfen.

Die zweyte Schwierigkeit, oder vielmehr Unannehmlichkeit für die Mädchen beim Melken, besteht darin, daß sie, weil das Vieh nicht auf eine Stelle zum Melken zusammengetrieben wird, des Morgens im Thau, oder wenn es geregnet hat, bey dem Hingehen von einer Kuh zur andern, in dem hohen Grase sehr naß werden, und weil dies wenigstens jeden Morgen geschieht, so ist ihnen dies sehr zu-

wider. Dies ist aber gar nicht abzuändern, daher man ihnen dafür lieber besonders etwas mehr an Lohn, oder ein Paar Stiefeln geben muß.

Für Mecklenburg halte ich die Tüder-Wirthschaft besonders sehr anpassend und vortheilhaft, zur Ersparung der so kostspieligen Nachtkoppeln, die man dadurch ganz entbehren könnte, und ich möchte es den Mecklenburgischen Herren Landwirthen sehr anrathen, wenigstens einen Versuch damit zu machen, indem ich fest überzeugt bin, daß, wer die erste Mühe und Geduld, um erst damit im Gang zu kommen, daran wenden will, sehr damit zufrieden seyn wird.

Ein Hollsteinscher Landwirth.

Nachschrift des Redacteurs.

Ich habe an mehreren Orten in diesen Annalen, insonderheit S 711 des dritten Jahrgangs derselben, auf diese, auf der Insel Rügen, so wie auch fast in ganz Seeland eingeführte Gewohnheit: Pferde und Rindvieh den Sommer hindurch im Tüder zu stellen, aufmerksam gemacht, und es freut mich, daß ich das Zeugniß eines erfahrnen Wirths vor Augen legen kann, wodurch es bestätigt wird, daß diese Methode, sogar im Gro-

ßen, nicht unausführbar ist, wenn man nur im Anfange die Mühe, die damit verbunden ist, nicht scheut. Ich bin weit davon entfernt, den Einsichten unsrer größern Landwirthe vorgreifen zu wollen; diese werden es am besten zu prüfen wissen, ob sie es nützlich und für ihre örtliche Lage angemessen finden, diese Methode bey sich einzuführen. Ich empfahl daher die Einrichtung des Tüderns nur bloß für kleine, insonderheit für Bauerwirthschaften. So lange man in diesen Wirthschaften noch nicht an Stallfütterung denken kann und will, so lange verdient es gewiß alle Aufmerksamkeit, unsre Bauern und Büdner an diese Handgriffe des Tüderns zu gewöhnen. Der Vortheil ist groß, der dadurch an Nahrungsstoff für das Vieh gewonnen wird, und noch unendlich größer ist der moralische Gewinn für unsere Dorfjugend, wenn dadurch dem schändlichen Pferdehüten, der wahren Schule der Faulheit und aller Laster, ein Ende gemacht werden könnte. So groß auch der Seegen ist, dessen die menschliche Gesellschaft sich von unsern christlichen Vereinen und Bibelgesellschaften zu erfreuen haben wird, so werden diese herrlichen Anstalten doch nie in dem Grade menschenbeglückend werden, als sie es werden könnten, wenn wir nicht vor allen Dingen darauf bedacht sind, alle diese Uebel aus dem Wege zu räumen, wodurch die heran wachsende

Dorfjugend schon von den ersten Kinderjahren an verwahrloset, verdorben, und gegen den nachmaligen Unterricht, — der in der Regel leider! auch schlecht und unzweckmäßig genug ist, — schlechthin unempfänglich gemacht wird? — doch, hievon bey einer andern Gelegenheit! —

So sehr übrigens das Tüdern unter gewissen Beschränkungen zu empfehlen ist, so bleibt es doch ausgemacht, daß die Stallfütterung, da, wo sie nach der örtlichen Beschaffenheit des Grundstücks ausführbar ist, mit der Tüderwirthschaft nicht im Vergleich gestellt werden kann. Auch der Herr Verfasser des vorstehenden interessanten Aufsatzes ist davon überzeugt, und, damit unser Mecklenburgisches Publikum ihn richtig beurtheilen könne, bin ich es ihm schuldig, auch das hier mitzutheilen, was er in einem besondern Briefe über diesen Gegenstand mir zu erkennen giebt. Ich theile zu dem Ende seine Ansicht hierüber wörtlich mit:

„Fast unglaublich scheint es, mit so weniger Weide,
„als ich angeführt habe, so viel Vieh so reichlich
„nähren zu können, allein, ich versichere auf
„Ehre, es ist wahr; so wie alles ganz so ist, wie
„ich es beschrieben habe. Ich wünsche daher,
„daß dieser Aufsatz Ihren Beyfall haben möge,
„und wenn Sie ihn der Aufnahme in Ihre
„Annalen werth halten, so bestimmen Sie nach

„Ihrem Gefallen darüber, indem ich nicht zweifle,
„daß sich nicht hie oder da einer unter Ihren auf-
„merksamen Wirthen finden sollte, der einen
„Versuch darüber anstellen möchte. Gern
„würde ich, wenn es verlangt werden sollte,
„noch nähere Anweisung geben, wenn sich viel-
„leicht über diesen oder jenen Punkt noch Schwie-
„rigkeiten finden möchten, die ich nicht bemerkt
„haben sollte. Könnte man nur bey dieser Tü-
„derwirthschaft den Sommer hindurch auch den
„Dünger so gewinnen, wie bey der Stallfütte-
„rung, so würde ich unbedingt dieser Einrich-
„tung den Vorzug geben, denn nach dieser mei-
„ner vorliegenden Erfahrung unterstehe ich mich
„zu behaupten, daß man mit so wenigem Lande
„bey der Stallfütterung nicht ausreichen würde.
„Aber weil hier der Dünger verloren geht, so behält
„die Stallfütterung ohne allen Streit den Vor-
„zug, und ich bin so sehr von dem Nutzen der-
„selben überzeugt, daß ich mich keinen Augenblick
„bedenken würde, sie bey mir einzuführen, wenn
„ich einen dazu eingerichteten Kuhstall hätte;
„denn wenn man keine Stallung hat, die darauf
„eingerichtet ist, so lasse man sich doch ja jeden
„Gedanken an Stallfütterung vergehen. In
„meinen hiesigen Verhältnissen kann ich dies
„nicht hoffen, daher ich die Idee: Stallfütte-

„rung zu etabliren, die ich so gern ausführen „möchte, ganz aufgeben muß."

Da der Herr Verfasser es erlaubt hat, sich Aufklärungen von ihm erbitten zu dürfen, so will ich sogleich davon Gebrauch machen. Nach der von ihm gegebenen Vorschrift soll der Tüder-Pfahl so eingeschlagen werden, daß er den Mittelpunkt eines Kreises ausmacht, dessen Durchmesser 48 Fuß oder 3 Ruthen ist. Es hat also jedes Haupt Vieh 7 Quadratruthen abzuweiden. Dies scheint an sich nur wenig zu seyn, allein, da alle diese einzelnen Weidestücke excentrische Kreise sind, die sich höchstens nur berühren können, so muß natürlich zwischen allen diesen Flächen viel ungenutztes Gras stehen bleiben, das von dem Vieh nicht erreicht werden kann, es wäre denn, daß dies beym Forttüdern nachgeholt würde. Ferner scheint mir diese Fläche auch in der Hinsicht zu groß, weil das Thier auf derselben einen zu großen Spielraum hat, also viel Gras zertritt und durch seinen Unrath ungenießbar macht. So, wie ich diese Einrichtung auf Rügen gesehen habe, gefällt sie mir besser. Das Vieh wird am Ende des Stücks so getüdert, daß es nur einen bis zwey Fuß vorwärts gehen kann. Die ganze Heerde steht also an einer schnurgraden Linie, grade so als wenn sie in einer einzigen langen Krippe angebunden wäre. Ist dieser Strich abgefressen, so wird das Vieh wieder um

einen Fuß weiter getüdert, und so wird dies fortgesetzt, bis das ganze Stück abgegrasset ist. Auf diese Art fressen die Thiere alles, was auf dem Acker ist, so rein mit Stumpf und Stiel weg, daß nichts als der kahle Erdboden bleibt. Sie zertreten nichts und verunreinigen nichts, alles wird rein weg gefressen.

Dabey muß ich aber bemerken, daß diese Tüderey, wenigstens so weit ich Gelegenheit gehabt habe sie zu beobachten, nur auf den Weidestücken geschieht, die in eben dem Jahre noch mit Wintergetreide eingesäet werden; also auf zweyjährigen Kleestücken; oder man säet auch Wicken, oder Mengekorn mit Wicken, die blos zu diesem Abtüdern bestimmt werden. Ist nun das Stück kahl, so wird es umgepflügt, — denn unsern Haken kennt man dort nicht, — und dann weiter zur Wintersaat vorbereitet.

Ein solches, auf Rügensche Art abgeweidetes Futterstück kann also nur ein einziges mal abgetüdert werden, weil, wie gesagt, alles kahl abgefressen und was allenfalls noch übrig bleiben möchte, in den Grund getreten wird. Der Boden sieht aus, wie eine gedielte Tenne. Dies mag nun wohl bey der Art zu tüdern, die der Herr Verfasser hier erzählt, anders seyn; denn indem hier nicht alles so kahl weggefressen und zertreten wird, so schadet wahr-

scheinlich das einmalige Tüdern dem folgenden Nachwuchs nicht; denn wenn dies wäre, so würde man auch nur den letzten Weide-Schlag zum Tüdern benutzen können, und dies scheint mir doch aus der Darstellung des Herrn Verfassers nicht zu folgen. Es kann seyn, daß ich hierüber eine falsche Ansicht habe, aber es können leicht mehrere mit mir in gleicher Lage seyn, daher wird der biedere Herr Verfasser es mir verzeihen, wenn ich ihn, falls es seine Muße erlaubt, um nähere Aufklärung bitte: Ob er alle seine Weideschläge habe abtüdern lassen, oder nur den Weideschlag des letzten Jahres?

So lange, auch selbst der kleine Wirth, Vorurtheile gegen die Stallfütterung hat, müßten die vorgesetzten Behörden alles anwenden, bey der Separation der Bauerländereyen den neuen Besitzern das Tüdern so lange zur Pflicht zu machen, bis sie sich zur Einführung der Stallfütterung entschließen würden. Dies ist gerade ein Hauptumstand, weßwegen der größte Theil unsrer Bauern einen so großen Widerwillen gegen die Separationen hat, daß manche ihre Bauerstelle lieber ganz aufgeben, ehe sie sich in diese neue Ordnung fügen. — „Wie „soll es mit der Weide werden? und wovon sollen „wir alle die Hirten lohnen, die wir nun haben müssen?" — das ist gewöhnlich ihre erste Einwendung, da es ihnen unbegreiflich ist, daß man das

Vieh den Sommer hindurch noch auf andere Art ernähren kann, als auf der bisher gewöhnlichen Weide, unter der Zucht von Hirten und Hunden.

Daß die Thiere, besonders aber die Kühe, nach dem Bericht des Herrn Verfassers, selbst in großer Hitze, sich im Tüder so ruhig verhielten, das ist in der That ein sehr merkwürdiger Umstand, da die Kühe sich unter allen unsern Hausthieren durch ihre tückische Widerspenstigkeit und oft sogar durch ihre Wildheit auszeichnen. Insonderheit ist dies der Fall, wenn sie im Sommer vom Ungeziefer geplagt werden. Der furchtbarste Feind ist ihnen eine Art großer Bremsen, Tabanus bouinus.*) Wenn diese, nur durch ihr Gesumse, ihre Annäherung aus der Ferne verräth, so wird die ganze Heerde von einer so plötzlichen Wildheit befallen, daß nicht Hirten oder Hunde sie bändigen noch beruhigen können. Mit Ungestüm sprengen sie im schnellsten Lauf in die weite Welt hinein, oft durch Getreidefelder, wo sie großen Schaden anrichten, bis sie irgendwo Gewässer oder Teiche treffen, wo sie sich dann hineinstürzen, um dadurch ihrer Peiniger los zu werden. Aber, wie gesagt, dies geschieht nur, wenn dies Insekt sich nähert. Eine ganz andere, höchst son-

*) Bisworm, Krumstart, nennt sie unser Bauer. Drey solche Insekten sollen nach seiner Behauptung ein Pferd umbringen können.

berbare Erscheinung, die wir, so viel ich weiß, in Mecklenburg gar nicht kennen, erzählt Herr Meyer in seiner herrlichen, für jeden Leser interessanten Reise durch einige Gegenden von Hollstein. Es wird meinen Lesern nicht ohne Interesse seyn, wenn ich seine Beschreibung hier mittheile:

„Eine Art Koller, der sich zuerst bey einigen „Kühen äußert, der sich aber bald über die ganze „Heerde verbreitet, wenn der Hirt ihm nicht „durch schleuniges Auseinandertreiben der Heerde „zuvorkommt. Mehrere Stunden vorher be„merkt man diese Anwandlung an den stieren „Blicken und verhaltenem Brüllen Einzelner. „Bricht aber der Zufall plötzlich oder gar in der „Nacht aus, so ist offene und kräftige Gegenwehr „Noth. Die Hirten eilen ins nächste Dorf, klopfen „und wecken mit dem Lermruf: — „die Kühe „brechen durch!" — die Bauern. Der „Nachtwächter stößt ins Horn, das ganze Dorf „regt sich. Man eilt mit Knitteln bewafnet „hinaus zum Kampf gegen das gehörnte feind„liche Heer. Ist das Unheil noch ungeschehen, „so wird die Menge sein Meister, durch Geschrey „und Schlägen. Im Gegentheil aber durch„brechen sie die Knicke und richten schreckliche „Verwüstungen in den benachbarten Saatfeldern „an, die nachmals taxirt und vom Eigenthümer

„der Heerde ersetzt werden müssen. Kein For„scher weiß die Ursache davon anzugeben.“*)

Es wäre doch höchstmerkwürdig, wenn diese sonderbare Erscheinung nur blos in Hollstein beobachtet wäre. Es müßten also ganz eigene, örtliche Veranlassungen hiebey zum Grunde liegen. Herr Meyer meint zwar, daß diese Art von Wuth, da sie gewöhnlich in den heissesten Sommertagen ausbricht, vielleicht Folge eines, für den Augenblick unbefriedigten Durstes oder eines unnatürlichen Gelüstens nach den nahen Saatfeldern, wovon sie etwa die Witterung haben mögen, seyn könne: allein da auch diese Ursachen an andern Orten da sind, so muß es hier andre Entstehungs-Gründe geben. Sollte vielleicht auch bey uns in Mecklenburg zuweilen eine solche Erscheinung sich ereignen, wovon ich doch nie etwas gehört habe, so wäre es wol der Mühe werth, eine ausführliche Beschreibung davon für diese Annalen mitzutheilen.

*) Darstellungen aus Norddeutschland, von Dr. Meyer; Domherrn. m. K. Hamb. bey B. G. Hoffmann u. Aug. Campe. 1816. S. 225.

Vollkommen souverain seyn sollendes Mittel gegen den Brand im Weitzen.

Der itzt hier in Rostock wohnende Herr Zarnekow, vormals Pächter zu Drölitz, versichert, dies, unter allen möglichen Umständen bewährt seyn sollende Gegenmittel gegen den Brand im Weitzen, in dem Kupfer-Vitriol, der auch unter dem Namen: cyprischer Vitriol bekannt ist, gefunden zu haben. Da er sich überzeugt hält, seinem Vaterlande durch die Bekanntmachung dieses Mittels einen großen Dienst zu leisten, so will er es nicht länger als ein Geheimniß bey sich bewahren und bringt es also hiemit zur öffentlichen Kunde.

Ehe ich die, vom Herrn Zarnekow mir mitgetheilte Verfahrungsart erzähle, muß ich indessen pflichtmäßig bemerken, daß der Kupfervitriol, den unsre Materialisten unter der Benennung Blaustein verkaufen, — wie dies vielen meiner Leser auch bekannt seyn wird, — schon längst zu diesem Zweck genutzt worden. Schon vor vielen Jahren habe ich die Verfahrungsmethode, die ich hier zugleich mittheilen will, aus den Schriften des seel. Riem entlehnt, nur weiß ich in diesem Augenblick

nicht das Buch und die Stelle anzugeben, wo es steht. Indessen darauf wird nichts ankommen; die von Riem gegebene Vorschrift lautet wörtlich so:

„Auf einen Dresdner Scheffel Weitzen „nimmt man sechs Loth im warmen Was„ser aufgelöseten Kupfervitriol, und gießt „nachmals so viel Wasser hinzu, daß der Wei„tzen dadurch, mittelst Aufsprengens und Um„schaufelns hinreichend befeuchtet wird. Als„dann läßt man den Weitzen die Nacht hindurch „im Haufen liegen, bis er den Tag darauf gesäet „werden kann. Wenn der Weitzenhaufen nur „etwas breit auseinander gemacht wird, so hin„dert es auch nicht, wenn er viele Tage liegt."

Der seel. Riem meldete mir zu der Zeit als er dies Mittel bekannt machte: Ein sächsischer Bauer hätte es als ein Arkanum benutzt, indem er den Wirthen, die es verlangt hätten, den Saatweitzen zubereitet hätte, wofür er sich pr. Scheffel zwey Groschen bezahlen lassen. Da man nun gefunden, daß dies Mittel wirklich bewährt sey, so hätte eine Regierung, — wenn ich nicht irre, die sächsische, — es ihm um einen ansehnlichen Preis abgekauft und bekannt machen lassen.

Die Behandlungsart des Herrn Zarnekow, die von der vorstehenden etwas abweicht, ist folgende:

„Auf einen Rostocker Scheffel Weitzen „nimmt man für einen Schilling Blau„stein, (Kupfervitriol) thut diesen in ein Gefäß, „in welches man so viel Wasser gießt, als zur „völligen Annetzung des Weitzens nöthig ist, „und kocht damit den Vitriol, jedoch „unter beständigem Umrühren, damit diese Masse „nicht überkocht. Ist nun der Vitriol völlig „zergangen, so gießt man diese Brühe, unter „fortwährendem Umschaufeln siedend heiß „über den Weitzen und nach beendigtem Ge„schäfte, wenn alles Wasser eingezogen ist, „bringt man den Weitzen in Haufen und läßt „ihn die Nacht, oder noch besser 24 Stunden, „liegen, da er dann am andern Tage ausgesäet „werden kann. Auch schadet es ihm nicht, wenn „er mehrere Tage liegt, nur muß dann der Hau„fen umgestochen und auseinander gebreitet „werden."

Daß diese Manipulation des Herrn Zarnekow würklich die Probe bestanden, darüber hat er nachstehendes Zeugniß produzirt:

Der vormals zu Drölitz wohnende Pächter, Herr Zarnekow hat mir, — vor etwa zwanzig Jahren, als ich zu Schweetz die Landwirthschaft anfing, — ein Mittel

zum Einkalken des Weitzens bekannt gemacht, welches ich damals versucht und diese Methode bis jetzt beybehalten habe, indem ich seit der Zeit niemals mit Brand befallenen Weitzen geärndtet. Dieses Zeugniß habe ich dem Herrn Zarnekow hiedurch gern ertheilt.

Levitzow den 20sten Sept. 1815.

(L. S.) Bonsen, Pächter.

Vielleicht dient es zur Berichtigung, wenn ich zu einer nähern Bestimmung der Quantität in der Angabe des Herrn Zarnekow noch folgendes hinzu füge: da ein Dresdner Scheffel zwey Berliner beträgt, und das Verhältniß des Rostocker Scheffels zum Berliner gleich 5: 7 ist, so wird ein Rostocker Scheffel 2 $\frac{4}{5}$ eines Dresdner Scheffels betragen. Man würde also nach der Riemschen Angabe auf einen Rostocker Scheffel 2$\frac{3}{7}$ Loth Vitriol nehmen müssen.

Uebrigens verdient unser biedrer Herr Zarnekow immer den Dank des Publikums für diese unaufgeforderte Mittheilung. Denn ist dies Mittel auch gleich nicht neu, so mag es doch immer noch manchen unsrer Mecklenburgischen Wirthe unbekannt seyn; auch ist es eine sehr wichtige Berich-

tigung, daß nach seiner Vorschrift die Jauche siedend heiß über den Weitzen verbreitet werden soll, da die Riemsche Angabe nur vom warmen Wasser sagt. Vielleicht liegt grade hierin ein sehr wesentlicher Umstand der Würksamkeit, und es wäre gewiß sehr verdienstlich, wenn diejenigen unsrer Herren Landwirthe, die auf die eine oder die andre Art Versuche hierüber gemacht haben, ihre Resultate mittheilen wollten. So weiß ich z. B. daß unser Herr Oberamtmann Thiessing zu Gorow sich eben dieses Mittels mit dem glücklichsten Erfolg seit vielen Jahren bedient. Da dieser, einer unsrer thätigsten und beobachtendsten Landwirthe, auch ohne Zweifel ein eben so fleißiger Leser unsrer Annalen ist, so wird er diese meine Aufforderung mit Liebe deuten und seine Erfahrungen nicht zurück halten. —

F. C. L. Karsten.

Bemerkung über eine Vorsichtsmaaßregel beym Aufziehen des Jungviehes.

Ich habe für mein Jung-Vieh auch unter andern eine schöne, nahe am Hofe gelegene Koppel, die reich an Klee und süßen Gräsern ist; überdies liegt sie neben einer kleinen Aue, wo das Vieh beständig fließendes Wasser hat. Man sollte also glauben, daß es keine gesundere Weide für die Thiere geben könne. Dennoch habe ich seit zwey Jahren das Mißgeschick, daß mir die Kälber darin erkranken und zum Theil gar krepiren. Es stellt sich ein Husten ein, der mit einem kurzen Athem begleitet ist. Dabey fressen sie gierig und am Ende krepiren sie. Anfänglich glaubte ich, daß der junge Klee die Veranlassung dieser Zufälle wäre und mehrere meiner Freunde waren mit mir gleicher Meinung. Da aber diese Koppel auch vielerley Arten gesunder Gräser hat, so kann ich mich, nachdem ich mehr darüber nachgedacht habe, nicht davon überzeugen, daß die Schuld an der Weide liegen sollte, vielmehr bin ich, da ich der Sache mehr nachgedacht habe, auf den Gedanken gekommen: daß vielleicht eine

Erkältung zum Grunde liegen kann. Ich glaube, unsre Nächte sind für unser junges Vieh, das an warme Ställe gewöhnt ist, zu kalt und diese ungewohnte Kälte zieht ihnen den Husten zu. Es wäre daher, nach meiner Ansicht, wohl kein anderes Gegenmittel, als daß das Vieh des Abends in den Stall genommen und am Morgen wieder ausgetrieben würde. Aber da dies zu umständlich seyn würde, so sollte man würklich darauf denken, das Vieh schon von seiner Geburt an gegen den Einfluß der Kälte abzuhärten. In dieser Idee, die mir schon früher vorschwebte, bin ich itzt noch mehr bestärkt worden, nachdem ich in einem englischen Werke über die Landwirthschaft die Nachricht fand: daß ein gewisser W. Robertson zu Ladyhish in Berkshire seine Viehställe so eingerichtet hat, daß zu jeder Zeit ein Paar, nemlich zwey Haupt Vieh, aus dem Stalle in eine kleine, für sie bestimmte Abtheilung, — oder, wie wir es in Mecklenburg nennen: Bucht, — kommen kann, wo es dann ohne Obdach unter freyem Himmel ist. Dieser Mann hat sogar für seine Pferde eben diese Einrichtung und es soll schon vielfache Bewunderung erregt haben, daß sein Vieh nie an Erkältungs-Krankheiten leidet, da im Gegentheil das Vieh seiner Nachbarn von dergleichen Krankheiten heimgesucht wird; insonderheit aber sollen die

Pferde, vorzüglich wenn die Knechte sie bey kaltem Wetter warm gefahren und dann die erhitzten Thiere in der Kälte stehen lassen, sehr an solchen Erkältungsübeln leiden. Er hat die Bemerkung gemacht, daß das Vieh, sich selbst überlassen, die freye Luft den Ställen vorzieht und sich sogar häufig in diesen offenen Abtheilungen, (*Sheds*) beschneien läßt. Dergleichen Einrichtungen passen sich für unsre Höfe bey unsern großen Viehstapeln nun freylich wohl nicht, aber ich werde doch mit den Kälbern den Versuch machen und den Stall, worin sie angesetzt werden, so einrichten, daß sie in eine kleine, offene und mit Stroh ausgestreute Bucht kommen können, damit sie sich hier unter freyem Himmel schon sogleich an den Einfluß der freyen Luft gewöhnen können.*)

*) Dem würdigen Herrn Verfasser muß unser landwirthschaftliches Publikum für diese Mittheilung, und noch mehr für den Vorsatz dankbar seyn, durch eigne Versuche diesen Umstand zu prüfen. Möchte er dann auch mit eben der bereitwilligen Güte den Erfolg mittheilen, und möchten noch mehrere unsrer beobachtenden Landwirthe hierin nachfolgen. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß wir uns auf diese Art eine stärkere und abgehärtete Generation von Hausthieren anziehen könnten, welches, so lange wir offenen Weidegang haben, da unsre armen Thiere oft bis in den späten Herbst hinein in Reif und Frost

die langen Nächte hindurch unter freyem Himmel zubringen müssen, warlich von großer Wichtigkeit wäre. Heute, da ich dies schreibe, haben wir schon vier bitter kalte Nächte mit Frost gehabt. Der Reaumürsche Thermometer stand jeden Morgen vor Sonnen Aufgang 2° unter o. Die Ansicht der Atmosphäre, die Beharrlichkeit des Windes und der Barometer-Stand, prophezeien uns mehr solcher Nächte. Dürfen wir uns wundern, wenn die Thiere allerley Krankheits-Stoff von der Weide in den Winter hinein schleppen? —

Den 9ten October 1817. A. d. R.

Auszüge aus Briefen.

Es ist oft der Fall, daß die Zuschriften meiner gütigen Herrn Korrespondenten, sowohl im Inn- als Auslande, solche Ideen enthalten, die sich zwar nicht zu besonderen Aufsätzen eignen, aber dennoch der Aufbewahrung sehr werth sind. Zum Theil geben sie angenehme Bestätigungen einiger in diesen Annalen niedergelegten Erfahrungen, indem andre Veranlassung geben, neue Ideen zu wecken und zu weiterm Nachdenken aufzumuntern. Ich werde also von nun an, alle solche Materialien sorgfältig sammeln, und sie gelegentlich unter der oben stehenden Rubrik mittheilen. Meinen Herren Korrespon-

denten, die Bedenken finden, sich öffentlich zu nennen, wird es gewiß nicht entgegen seyn, wenn ich auf diesem Wege die Nachrichten, die mir von Ihrer Güte mitgetheilt werden, oder auch die Ideen, die sie zur allgemeinen Prüfung gemeinkündig zu machen wünschen, zur öffentlichen Kunde bringe. Ob nun auch die Leser dieser Annalen hierin mit mir gleicher Meinung sind? darüber wünsche ich die Stimme zu vernehmen, indem ich, als ersten Versuch, die nachstehenden Auszüge, aus einigen der neusten Zuschriften gleichsam als zur Probe vorlege.

---

1. Aus Pommern. Den 18. August 1817.

Als ich im Jahr 1766 das väterliche Erbe entgegen nahm, welches ich noch heute bewohne, merkte der angehende Landwirth auf den Rath und die Belehrungen seiner bejahrten Vorgänger in diesem Fach. Ihre Erfahrungen hatten in seinen Augen einen hohen Werth. Sie dienten ihm zur Richtschnur seines Verfahrens, und sie waren ihm der Grund, worauf er sein begonnenes Werk fortbaute, und dies geschah mit dem besten Erfolge und mit dem größten Nutzen. Die neuere Zeit, der Mode gleich, die unaufhörlich verändert und wechselt, hat auch dies völlig umgestaltet. Man verwirft nemlich

das Alte und setzt an dessen Stelle das Neue. — Ob wohl immer mit sicherm, ungezweifeltem Vortheil? — Wenn ich zu der Behauptung mich berechtigt halte: eine funfzigjährige Erfahrung werde dereinst unfehlbar die fünfjährige übertreffen und berichtigen, so hat solche Aeußerung die Antwort hinlänglich ausgesprochen. Ich darf um deßwillen es nicht bergen, daß dem erfahrnen Manne viele als neu angegebene Vorschläge, alte, längst bekannte Dinge sind und daß er manches Empfohlne verwerflich finden muß, wie sehr auch der Eifer lobenswerth ist und schätzbar der Fleiß, angewandt von Schriftstellern, Kenntnisse zu erweitern und Wohlstand zu erhöhen. — — — — — — — — — — — — — So geht es mit vielen Künsteleyen. Allmählig der Versuche müde, die den Beutel leeren und den Sack nicht füllen, werden die unbemittelten Oekonomen wenigstens, wollen sie Brot behalten, zu manchem Alten leise wieder zurück kehren.

In einer langen Reihe von Jahren habe ich auf meinem Acker alle Getreidearten üppig empor wachsen gesehen; was kann ich mehr verlangen? Warum verändern? Nein! spricht der Bücherwirth; das ist dummes Zeug; alte verjährte Manier. Die Schläge-Eintheilung muß nach dem

neuen Styl geformt, die Saatfolge umgekatert, die Wechselwirthschaft organisirt und die Stallfütterung eingeführt worden. Und ist das nicht Unsinn, so ist es mindestens unrichtig berechnet. Man sehe die Ertragsregister nach; ich stehe dafür, noch hat keine Veränderung dieser Art Segen gebracht. Doch, höre ich, die Zukunft lasse hoffen. Ich wünsche Glück! — — —

Unmöglich kann der vorurtheilsfreie Prüfer alles gut heißen, was niedergeschrieben und angepriesen wird. So lese ich: der Eine versichert, der Dung gleich untergeackert gebe die reichste Erndte. Der andre empfiehlt dagegen, ihn liegen zu lassen den ganzen Sommer hindurch, bis zum Herbst, indem er sich dabey wohl befunden habe. Wessen Stimme ist hier geltend? Wer Erfahrung hat, kennt beydes und weiß, daß die nachfolgende Witterung den Ausschlag giebt; wie denn überhaupt die höhere Lenkung, menschliche Kräfte überwiegend, zum Wachsthum der Pflanzen unentbehrlich ist, welches der Aufmerksamkeit des beobachtenden Auges nicht entgehen kann.

Gegenwärtig ist das Augenmerk vorzugsweise auf die Schaafe gerichtet und deren Veredlung. Nur Schade! daß der schwache Mensch die Sache übertreibt. Früher war das edle Roß der Gegenstand. All Ding währt seine Zeit! — — —

Die Dreschmaschinen möchten Beyfall verdienen, hätten die Maschinerien in England den Arbeiter nicht brodtlos, mißvergnügt und zum Aufruhr geneigt gemacht. In Deutschland wäre mancher Tagelöhner gewiß auch übel daran, machten alle Hausväter Gebrauch von dieser geldersparenden Erfindung.

Zu den Uebertreibungen zähle ich unter andern das Wühlen im Acker zu ungeheurer Tiefe. Man lasse in der Braache den Dung so flach es sich zwingen läßt, unterbringeu und gehe mit der Wendfurche scharf unter den Strählbalken weg; tief genug aufgeregt wird alsdann die Erdkrume für das Saamenkorn zum gedeihlichen Fortkommen. Was drüber ist; das ist vom Uebel. Es wird nur todte Erde aufgehoben, oder schädlicher Sand.

Noch mancherley könnte ich mit Ihnen in Ueberlegung ziehen, z. B. daß die Stallfütterung in der Bauernwirthschaft mir sehr anwendbar scheine, weil der Hauswirth selbst Hand anlegen kann. Auf Höfen wird solche Einrichtung stets mehr kosten, als sie einbringt. Auch würde ich äußern dürfen, daß eine kräftige Düngung, mit Verstand beschafft, das Hauptfundament des Ackerbetriebes sey, die andre Schnirkeleyen entbehrlich macht. Allein ich höre auf, mich weiter auszubreiten über diese Gegen-

stände. — — — Genug, ich habe gezeigt, ich sey kein blinder Verehrer des Neuen und kein hartnäckiger Anhänger am Alten. — — — Wie auch Ihr Urtheil ausfalle, Mecklenburg bleibt immer meinem Herzen theuer ꝛc.

---

2. Aus dem Hollsteinschen; den 1sten October 1817.

— — — Es freut mich sehr, daß die Beantwortung: die bessere Benutzung des Brachmistes betreffend, so ganz nach meinem Wunsch ausgefallen ist, indem diese Art der Bedüngung wegen Ersparung der meisten Dungfuhren im Sommer von sehr großer Wichtigkeit ist. Mit einem Theil meiner diesjährigen Braache habe ich es schon versucht und es hat mir sehr gefallen, weil nicht allein das mit dem langen Strohmist im vorigen Winter befahrene Land ungleich mürber wie das andre war, sondern weil ich auch finde, daß die darauf stehende Rapsaat noch bisher immer den Vorzug vor der übrigen hat. Ich werde daher diesen Winter möglichst allen Dünger auf diese Art benutzen ꝛc.

---

3. Aus dem Mecklenburgischen. Den 3ten October 1817.

Ich habe dies Jahr eine reiche Erndte gehabt

besonders, zur Schau der Landleute, ein üppiges Weitzenfeld, auf einjährigem, gedüngtem, umgepflügtem Klee. Von 3300 Quadratruthen Klee habe ich 30 Haupt großes Vieh den Sommer über gefuttert und 40 vierspännige Fuder Kleeheu eingefahren. Um meinen Dünger zu conserviren, dünge ich den ganzen Sommer durch den Klee, so wie er abgemähet ist. Durch die seit acht Jahren fortgesetzte Anstrengung zur schnellen Abfuhr des Düngers, habe ich es so weit gebracht, daß ich zwey Fünftel meines Feldes, und mehr, abdüngen kann. — — — —

Ueber die Fruchtbarkeit, deren Abnahme und Bestand, habe ich eine ganz andre Ansicht, als Herr Staatsrath Thaer. Die Zeit, die Witterung, nicht blos die Früchte, mehr die Bearbeitung, consumiren das Kapital der Fruchtbarkeit. Es ist thöricht, einseitig, nach den Früchten den Verlust berechnen zu wollen.

Weil die Früchte nicht allein die Fruchtbarkeit verzehren, so müssen wir durch viele schnell folgende Erndten das wegnehmen, was sonst Zeit und Witterung rauben. Je mehr Dung dem Acker gegeben wird, desto mehr und schneller verliert er ihn. 20 pCt. und 60 pCt. gehen fast gleichmäßig in gleicher Zeit verlohren. Wenn von 20 pCt. 5 bleiben, so bleiben von 60 pCt. 15; aber nicht 45. —

Die schnelle Abfuhr des Düngers ist das stärkste Mittel zur Erhaltung des fruchtbringenden Stoffs. Je mehr der Acker bearbeitet wird, um so mehr wird zur Verflüchtigung der Fruchtstoffe gewürkt. — — —

Diese Gedanken ohngefähr sind es, welche mich besonders mannigfaltig beschäftigt haben und auf die man wohl zurück kommen wird.

Herr Staatsrath Thaer ist in seiner neusten Schrift doch Gottlob! nun auch auf den Satz zurück gekommen, daß die Dreyfelderwirthschaft, die alle drey Jahre düngen kann, so abträglich ist, wie eine ꝛc.

---

4. Aus dem Mecklenburgischen, den 16ten October 1817.

Ein alter Freund aus Liverpool schreibt mir unterm 24sten August d. J, daß vom November 1816 bis zum 15ten August 1817 dort eingeführt wären: 432,400 Fässer amerikanisches Weitzenmehl, jedes von 196 Pfund Netto-Gewicht, und außerdem noch 83,000 Quarters Weitzen *) und andre Getreidearten von fremden Märkten. Diese Angabe, welche gewiß authentisch ist, übersteigt dennoch

---

*) Etwas weniges mehr als 419900 Rostocker Scheffel. A. d. R.

beynah allen Glauben. Man rechnet, daß England in den letzten 12 Monaten drey Millionen Pfund Sterl. für fremdes Mehl und Getreide ausgegeben hat, wovon der größte Theil nach Nord-Amerika gegangen ist. Die Nordamerikanischen Staaten müssen in kurzer Zeit zu einer furchtbaren Größe heran wachsen, wenn sie vereinigt bleiben, welches ich aber auf die Länge der Zeit noch immer bezweifele ꝛc.

---

5. Aus dem Mecklenburgischen, den 20sten October 1817.

Ich habe mir seit mehreren Jahren die Düngung der Wiesen allerley Art, mit allerley Materialien, zu allerley Jahrszeiten, angelegen seyn lassen, und habe gefunden, daß im allgemeinen die Bedüngung der Wiesen ein undankbares Geschäft ist, so sehr sich auch die Ueberrieselung bezahlt macht. Torf-Asche habe ich unwirksam gefunden; die Seifensieder-Asche, die ich in großer Menge, bis zu 15 — 20 vierspännigen Fudern jährlich angewandt habe, hat nur auf kurze Zeit, und nur auf dem Brink geholfen; der Straßendung hat freylich gewürkt, aber nicht lange; eine ganz außerordentliche schnelle Wirkung aber, habe ich in diesem Sommer von 6 Fudern trocknen, fein ausgestreuten Hühnermists, bemerkt. Hornspäne habe ich auf Wiesengrund nicht angewandt, wohl aber jährlich 200 Scheffel Hornspäne zu 6 bis 8 Scheffeln auf 60 Quadrat-Ruthen, im Herbst und Frühjahr, auf die Saatfurche, auch auf die grüne Saat gestreuet, und keine auffallende Wirkung davon gespürt. Zweifelhaft ist mir aber, ob ich nicht reiche Erndten in der zweyten Saat den Hornspähnen verdanke; ausgemacht ist, daß ich reiche Erndten in Kartoffeln davon gehabt, wenn ich die einzelnen

Kartoffeln in den Furchen mit Hornspähnen bestreuen ließ.

Eine ganz außerordentliche Wirkung aber hat sich davon ergeben, daß im Frühjahr der junge auftreibende Klee mit trockner Torf- und Seifensieder-Asche dünne bestreuet worden.

Keine Art von Dung zeigt sich bey mir würksamer, als der trockne staubige Mist aus den Pferdeställen der Wirthsleute, der frisch aus den Ställen auf den Acker verbreitet wird; auf den nicht Sonne, nicht Regen gewirkt hat; der keine Fermentation in Haufen ausgestanden. Dieser Dung, der mit dem Mist aus den Schaafställen Aehnlichkeit hat, hat sich mir, — ob auf die Dauer, weiß ich nicht, aber — für den ersten Trieb würksamer gezeigt, als der kernigste Hofdung.

Ich habe schon vor Jahren gemergelt und gar keine Wirkung von dem herrlichsten Mergel verspürt, dies hat mich inzwischen doch nicht abgeschreckt, im vorigen Winter wieder eine Last Aussaat zu bemergeln. Ich kann nicht sagen, daß der Mergel unwirksam gewesen ist, doch aber mit Bestimmtheit über seine Würkung noch nicht urtheilen. Wenn man so sprechen darf; so habe ich *a priori* fast die Meinung: er wirke in dem Grade, als er im Boden unzersetzten vegetabilischen Dünger antrifft. Der so frische thierische Dünger wirkt auf den im Boden enthaltenen vegetabilischen fast wie der Mergel; der Mergel kann daher auf einem Boden, der vielen animalischen Dünger hat, nicht die Erscheinungen hervorbringen, welche sich ergeben, wenn er auf vegetabilischen Moder stoßt, der durch animalischen Dünger nicht mit zersetzt worden; darum wirkt er so stark auf saures kaltes Land und auf Dreeschländereyen; darum macht

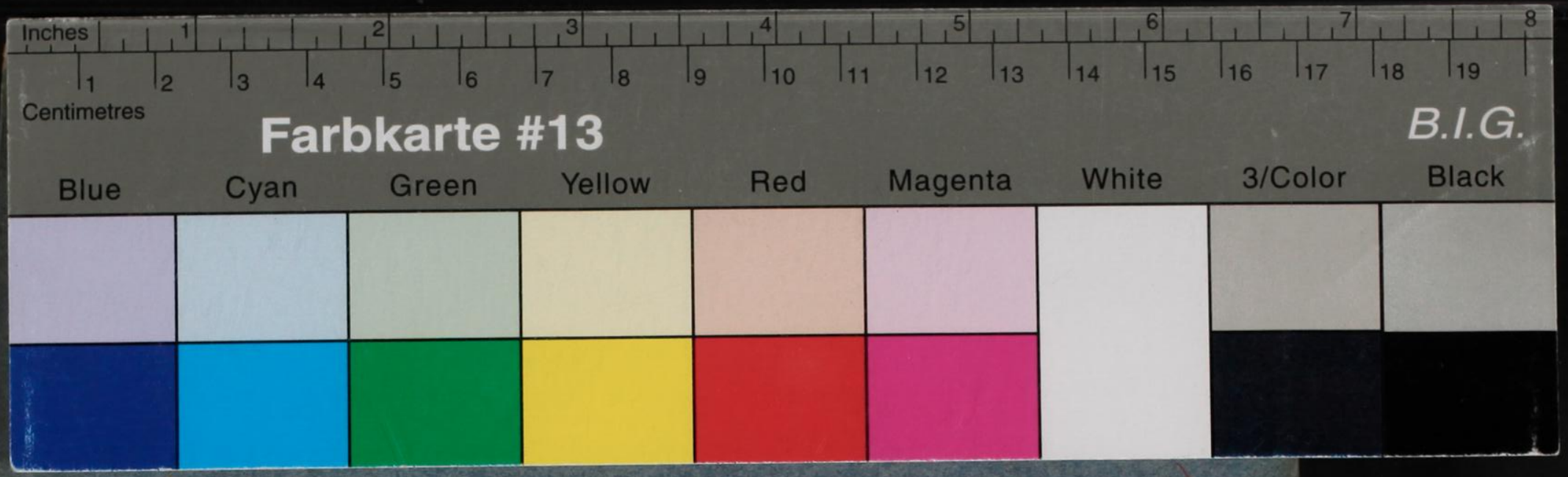
er viel Aufsehen bey der Koppelwirthschaft und nicht auf den Stoppelfeldern. Ich werde ihn diesen Herbst auf Wiesen anwenden, um zu sehen, ob er, auf die Dauer wenigstens, nicht würksam wird, denn daß er nicht gleich wirken kann, läßt sich wohl annehmen.

Der Nutzen und die Nothwendigkeit der Braache, hat sich in den beyden nassen Sommern und Herbsten gezeigt; die Wirthschaft der Stoppelfelder und Wechsel-Wirthschaft wäre zuletzt in Queken erstickt und hätte endlich völlig versagen müssen, wenn dies Jahr und dieser Herbst nicht wieder eingetreten wäre. Bey der Dürre ist die Bestellung freylich sehr kostbar und schwierig, aber auch wirksam. Aber ich bin der Meinung, daß, wenn wir trockne Frühjahre und trockne Herbste haben, der Stoppel- oder Wechselwirth, der nicht braacht, es mit dem Koppel- und Braachwirth aufnehmen würde, wenn er alle 3 oder 4 Jahre düngen kann. Die Regel steht also hier wieder unter dem Gesetze der Nothwendigkeit; unter dem Schicksale der Witterung, und da wir diesem Gesetze nicht ausweichen können: so muß man an alle Wirthschafts-Systeme verzweifeln; in einen Scepticismus und Unglauben versinken, der ihnen den Stab bricht, und allen Rationalismus auf ein ewiges Versuchen beschränken ꝛc.

15.






Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black